Hausbuch für christliche Unterhaltung.

Fünfter Band.



Nach der Natur gez. v. U. Halbreiter. gest. von M. Kurz in München.

Nazareth

gegen Westen.

Hausbuch

für

christliche Unterhaltung.

Erzählungen, Novellen, Gedichte, Legenden, Sagen.

Mit

Originalbeiträgen

von

Isab. Braun, H. Breusing, Dr. M. Brühl, Dr. Seb. Brunner, K. Beyerl, Katharina Diez, Gedeon von der Heide, K. Hiemer, Dr. A. Jarisch, Joseph Kehrein, Adolph Kolping, G. Keuling, H. Overhage, J. Pape, Konrad Pfaff, J. A. Pflanz, Dr. J. M. Ruland, Graf Th. v. Scherer, Dr. A. Schöppner, Fr. Stelzhammer, Dr. J. Em. Veith, A. Werfer, J. V. Zingerle, P. Zingerle u. A.

Herausgegeben

von

Dr. Ludwig Lang.

Fünfter Band.

Mit Titelstahlstich.

Augsburg 1856.
B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung.

Hausbuch
für
christliche Unterhaltung.

Erzählungen, Novellen, Gedichte, Legenden, Sagen.

Mit
Originalbeiträgen
von

Isab. Braun, H. Breusing, Dr. M. Brühl, Dr. Seb. Brunner, K. Deyerl, Katharina Diez, Gedeon von der Heide, K. Hiemer, Dr. A. Jarisch, Joseph Kehrein, Adolph Kolping, G. Neuling, H. Overhage, J. Pape, Konrad Pfaff, J. A. Pflanz, Dr. J. M. Ruland, Graf Th. v. Scherer, Dr. A. Schöppner, Fr. Stelzhammer, Dr. J. Em. Veith, A. Werfer, J. V. Zingerle, P. Zingerle u. A.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Lang.

Fünfter Band.

Mit Titelstahlstich.

Augsburg 1856.
B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung.

Druck der F. C. Kremer'schen Buchdruckerei in Augsburg.

Vorrede.

Die am Anfang des vorliegenden Bandes in einer Novelle versuchte Darlegung der Grundsätze, nach denen der Unterzeichnete bei Herausgabe des „Hausbuches" bisher verfahren und für die Zukunft zu verfahren gedenkt, hat von allen Seiten die freundlichste Beurtheilung gefunden, wenn man auch die Schwierigkeiten nicht verkennen mochte, welche sich den Fortschritten des „Hausbuches" auf seiner eigenthümlichen Bahn entgegenstellen müssen. In wieferne die in jener Novelle theoretisch ausgesprochenen Grundsätze sich auch in der Praxis bewähren werden, muß erst der weitere Verlauf lehren, und der Unterzeichnete vertraut vollkommen der Einsicht seiner verehrten Leser, daß sie mit ihm die Schwierigkeiten würdigen werden, welche unser Unternehmen in seiner ganzen Richtung zu bestehen hat. Er beruft sich auf jene Novelle auch zu dem Zwecke, um seine hochgeschätzten Mitarbeiter sowohl, als auch die verehrlichen Leser zu fortdauernd reger Theilnahme zu ermuntern. Möchten beide Theile, jene durch die Fortsetzung ihrer Beiträge, diese durch noch zahlreicheres Abonnement dazu helfen, daß das in Gottes Namen und mit Gottes Hilfe begonnene Werk im Geiste der christlichen Poesie, den Bedürfnissen unserer Zeit nach Inhalt und Form entsprechend, fortgeführt werde. Eine neue Bürgschaft für einen noch größeren Aufschwung unseres Unternehmens bietet gewiß auch der erfreuliche Umstand, daß während der Ausgabe dieses fünften Bandes die bedeutendsten schönwissenschaftlichen Schriftsteller Oesterreichs, Veith, den Nestor der katholischen Belletristen, an der Spitze, als thätige Mitarbeiter gewonnen wurden, und von ihnen bereits Manuscripte zum

Abdruck im sechsten Bande vorliegen. Auch haben die Leser noch eine Reihe werthvoller Arbeiten zu erwarten, welche dem Herausgeber durch die Preisausschreibung des vorigen Jahres vermittelt worden sind.

Bei Abschluß dieses fünften Bandes kann der Unterzeichnete nicht umhin, des edeln Mannes zu gedenken, welcher mit ihm das Hausbuch in's Leben gerufen hat. Leider hat sich Herr Friedrich Kremer, der am Pfingstsonntage heurigen Jahres die Zeitlichkeit gesegnet, der Früchte seiner dem Hausbuch gebrachten Opfer und für dasselbe aufgewendeten Mühen nicht lange erfreuen können; aber gewiß folgt ihm in das Jenseits der Dank aller Jener, welche bisher in seiner mit vollster Liebe und treuester Sorgfalt von ihm gepflegten Schöpfung eine ihren Wünschen und ihrer Gesinnung entsprechende Unterhaltung gefunden haben. Der Unterzeichnete weiß das Andenken dieses Mannes nicht besser zu ehren, als indem er in Verbindung mit dem jetzigen, unserm Unternehmen mit gleicher Liebe zugethanen Leiter der B. Schmid'schen Buchhandlung sich bemüht, das Hausbuch dem Ziele zuzuführen, welches dem Verewigten vor der Seele schwebte. Mögen mit dem Unterzeichneten die Mitarbeiter und das Publikum in dem gleichen Streben zusammentreffen, auf daß das Hausbuch durch seine Stellung in der Literatur das eines Biedermannes würdige Denkmal werde:

Monumentum aere perennius.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Das Hausbuch für christliche Unterhaltung.

Novelle von Dr. L. Lang.

I.

Es war an einem regnerischen Septemberabend des Jahres 1855 — mögen meine werthen Leser mir es verzeihen, wenn sie schon viele Romane und Novellen mit dem nämlichen Anfang gelesen haben; aber einen Anfang muß meine Erzählung doch haben, und ich weiß eben keinen andern zu finden, der noch nie da gewesen wäre. — An diesem Abend saß in einem schönen Hause außerhalb der Ringmauern der Stadt X. eine kleine Gesellschaft um den Theetisch. Der Stadt einen Namen zu geben, überlasse ich dem Belieben des verehrten Publikums.

Es sind nicht mehr als fünf Personen: der Herr des Hauses, ein kräftiger, wohlerhalten aussehender Mann von etwa fünfzig Jahren, der Forstmeister Eichwald; dann seine Tochter Bertha, die ich als einen Engel an Schönheit, Geist und Güte darstellen würde, wenn es nöthig wäre; aber ich denke, es wird uns auch ein Mädchen von einnehmendem Aeußern, munterem Wesen, gesundem Verstande, standesgemäßer Geistesbildung und herzlicher Gutmüthigkeit hinlänglich gefallen, und überhaupt lohnt es sich wohl der Mühe, zu versuchen, ob sich auch ohne einen weiblichen Engel eine anständige Novelle schreiben läßt. Die dritte Person ist der Forstamtsaktuar Werther, ein junger, sehr sentimental blickender Mann mit schwarzen Haaren und runden Wangen, von dem wir übrigens vorläufig noch keine weitere Notiz nehmen wollen. Die vierte Person ist der Professor Silberling, ein Mann am Ende der dreißiger Jahre, der gegen anständiges Honorar über Alles schreibt und unter dieser Bedingung mit demselben Eifer an eine kritische Erklärung des Tacitus oder Pindar, wie an ein Heldengedicht auf den Esel Bileams oder an ein Lehrgedicht über die Kochkunst geht. Die fünfte endlich ist ein Doktor der freien Künste, seines Zeichens ein Literat, seines Glaubens ein Ultramontaner; der Forstamtsaktuar, vor Zeiten sein Studiengenosse, hat ihn als Durchreisenden in die Gesellschaft gebracht, weil der Herr Forstmeister ihn kennen zu lernen wünschte, und Herr Werther seine besonderen Gründe hat, jeden Wunsch des Herrn Forstmeisters zu erfüllen.

Im Theekessel dampfte der zweite Aufguß, und die fünf Personen löffelten bedachtsam die erste Tasse aus, schweigsam und ernst, wie dieß ge-

wöhnlich bei der ersten Tasse der Fall ist. Wir haben inzwischen schon die Essenden und Schlürfenden der Reihe nach einige Male betrachtet, haben mehrere forschende Blicke auf das elegante, Geschmack und Wohlstand verkündende Meublement des Zimmers geworfen und greifen, da immer noch kein ächter und gerechter Diskurs sich anspinnen will, von dem sich etwas berichten ließe, beinahe zu dem letzten und für uns schon fast verzweifelten Auskunftsmittel, das jedoch unsere vielgewandten Genossen, die Romanschreiber und Feuilletonisten, wie nicht minder mit einiger Abänderung die Jugendschriftsteller, ziemlich oft und mit sichtbarer Vorliebe anwenden, nämlich dem Fräulein, das die Honneurs des Hauses macht, unsere besondere Aufmerksamkeit zu widmen und ihr Thun und Wesen, wie sie ißt und trinkt, wie sie spricht und winkt, wie sie die „kleine Hand" nach den leeren Tassen streckt und wie sie mit Grazie den Theekessel bedeckt, des Breiteren zu schildern.

Der Beharrlichste in der Schweigsamkeit war unstreitig der Doktor, und je weniger er dadurch in Bertha's Augen gewann, um so wohlgefälliger sah ihm deren Vater zu, wie er dem westphälischen Schinken und den von dem Forstmeister nach eigener Erfindung zugerichteten Sardellen zusprach. Der Doktor hatte während des Nachmittags starke Touren durch die Stadt und Umgebung gemacht und sich müde und hungrig gelaufen; wir dürfen ihm also schon etwas nachsehen. Auch ist er ein Fremdling in der Stadt und in der Gesellschaft und einigermaßen wider seinen Willen da. Sein Freund Werther nämlich, der in einem eine halbe Tagreise entfernten Orte als Substitut des verstorbenen Revierförsters amtirt und bedeutende Aussicht hat, dessen Stelle zu erhalten, ist Mittags auf Besuch in die Stadt gekommen, hat den Doktor an der Table d'hote des Gasthofes, in welchem er abzusteigen pflegte, getroffen, Nachmittags im Kaffeehause dem Forstmeister von der Ankunft des Freundes erzählt und versprochen, ihn Abends mitzubringen.

Endlich ist den Bedürfnissen des Leibes genug gethan; Bertha ertheilt die Erlaubniß, daß die Herren sich Cigarren anzünden; treffliches bayerisches Bier versöhnt den Magen mit der Gewalt, die ihm der Thee angethan, und die Unterhaltung kann beginnen. Eichwald wendet sich an den Doktor mit der wiederholten Versicherung, wie sehr es ihn freue, seine Bekanntschaft zu machen, der Doktor macht eine tiefe Verbeugung und eine Miene, die beiläufig andeutet, daß es ihn nicht sehr wundere, wenn man seiner Bekanntschaft sich freue, und der Forstmeister fährt fort: „Ihr Hausbuch, mein lieber Doktor, das hier mit nur Einer Ausnahme lauter theilnehmende Freunde findet, hat mir schon viel Vergnügen, aber ich kann es nicht verhehlen, auch manchmal einen kleinen Aerger gemacht, denn es mißfällt mir Einiges an seinem Inhalte ganz entschieden."

„Das bedauere ich von ganzem Herzen," erwiderte der Doktor, „denn ich strebe gerade darnach, mir den Beifall so einsichtsvoller und hochgebildeter

Männer, und der Sache, der das Hausbuch dient, das Wohlwollen und die Theilnahme des wahrhaft gebildeten Publikums zu erwerben."

„Auf die Gefahr hin, zu den Ungebildeten gerechnet zu werden," scherzte der Forstmeister, „muß ich Ihnen wiederholen, daß mir Einiges im Hausbuche entschieden mißfällt. Um jedoch mein Urtheil zu begründen, will ich auf Details eingehen. Sagen Sie mir vor Allem, was haben Sie denn mit dem Sonetten-Kranz „Triumph der Liebe" gewollt? Ich habe ihn vor einigen Tagen in der vierten Lieferung des vierten Bandes gelesen und dieses Sonettengeklingel mit lebhaftem Befremden angehört."

„Ich wollte die Liebe verherrlichen," entgegnete der Doktor kurz und trocken.

„Was hat denn die Liebe mit dem Hausbuche zu thun? Dieses Werk macht, so viel wenigstens der Titel andeutet, Anspruch darauf, christliche Unterhaltung zu bieten. Also gehört, auch abgesehen davon, daß es etwa Heiligen-Legenden, Betrachtungen und erbauliche Schilderungen enthalten solle, ins Hausbuch nur das, was geeignet ist, in möglichster Unmittelbarkeit den frommen Sinn zu fördern und zu nähren; es soll dem religiös-gesinnten Publikum eine anständige, also eben christliche Unterhaltung gewähren, soll die Begeisterung für Religion und Sittlichkeit bei der lesenden Jugend wecken und nähren, soll den Geistlichen als Hilfsmittel bei ihren Unterweisungen in Predigten und Katechesen dienen, soll ihnen Beispiele des Guten und Edlen, Charakterbilder aus dem Leben und der Geschichte, Erzählungen von christlich frommen und heiligen Handlungen bieten, die sie entweder selbst zum Zwecke der Belehrung benützen oder der Jugend und den Personen, die sich von ihnen ihre Lektüre erbitten, in die Hand geben können. Von dieser Art finden sich nur äußerst wenige Stücke im Hausbuch, und während die Gedichte fast durchgehends einen eigentlich religiösen Inhalt haben, ist in den prosaischen Stücken daran ein um so größerer Mangel. Da lobe ich mir das Frohnleichnamsfest, — Madame Maier und ihre Kinder, — der alte Pförtner, — das Ringlein, — Louise von Marillac, — das Gelübde, — Vater Narciß, — zwei Brautpaare, — Gebet und Glaube, — der Geldteufel, — eines Sohnes Liebe, — die Zeitbilder mit Ausnahme des fünften, — Vater Stelling — Sylvinus, — die zweite, dritte und vierte der Nachtwächtergeschichten, — die Miscellen, — Scherz und Ernst, — meine Großeltern, — Hans der Knecht, — Gift und Honig, — Ihr habt bewiesen, was ihr nicht beweisen wolltet, — die heilige Buche, — die barmherzige Schwester, — der Einsiedler, — Zeller Westerup, — der Knecht aus dem Kloster zum heil. Markus, — Rettung und Untergang, — eine Handwerkerfamilie, — die fränkischen Volkssagen, — die Erhörung, — einige Ihrer Geschichtsbilder, etliche Legenden, Sagen und kleinere Stücke. Da ist doch noch Tendenz darin, ächte kernige Lebensweisheit, reicher Stoff zur Be-

lehrung und sittlichen Kräftigung und Erhebung — lauter Elemente, die eine gesunde gefahrlose Lektüre für die Jugend, wahrhaft christliche Unterhaltung für die Erwachsenen bieten."

„Ich bewundere Ihr Gedächtniß, Herr Forstmeister, das Ihnen in richtiger Reihenfolge die Titel so vieler Erzählungen vom Anfange des Hausbuches bis auf die Gegenwart zuführt, und ich betrachte diese fehlerlose Aufzählung als einen schmeichelhaften Beweis der Theilnahme, welche Sie meinem Buche schenken. Ich acceptire das bedingte Lob, das Sie diesen Erzählungen spenden, will mir aber eine einläßliche Erwiderung bis dahin versparen, wenn Sie auch den Ausspruch Ihres Tadels vollendet haben werden."

„Sie müssen es vor Allem mir, als einem Manne der nüchternen Praxis, der unter dem frischen Grün des Waldes aufgewachsen und alt geworden ist, zu Gute halten, wenn ich das leidige Stubenhocken, das wechsellose Schreiben und Lesen in den Stuben aus dem Grunde meines Herzens verabscheue. Und vollends, wer von der Tagesarbeit sich erholen will, der gehe ins Freie, statt über einem Buche einzuschlafen; er wird an Geist und Körper mehr Nutzen und Erholung davon haben. Doch will ich meinen Geschmack Niemandem aufdringen und ich selbst lasse mir im Winter ein unterhaltendes Buch gefallen, wenn ich in Gesellschaft einer brennenden Pfeife mein Abendessen verdaue oder die vom Herumlaufen im beschneiten Walde erstarrten Glieder mit einer oder zwei oder drei Tassen Thee erwärmt habe. Ja, die periodische Literatur und das Zeitungswesen, das Tag für Tag selbst im Sommer in die Stunden unserer Verdauung und Erholung sich hineindrängt und fast wider unsern Willen uns zum Lesen zwingt, hat mich sogar dahin gebracht, im Sommer nach Tisch zu lesen, und da verhelfen mir die „Augsburger Postzeitung," die „Düsseldorfer Monatshefte," die „Fliegenden Blätter" und die „Illustrirte Zeitung" über die Stunde der Verdauung hinweg, und Ihr Hausbuch, Herr Doctor, theilt mit diesen Blättern das Verdienst, mich manchmal in einen sanften Schlaf zu lullen. Ich will mit dieser Bemerkung nur beweisen, daß ich die Lektüre heut' zu Tage für ein Ding halte, was sich schlechterdings nicht abweisen läßt, dessen Gewohnheit fast wie die des Essens und Trinkens ihre Rechte haben will, für ein Bedürfniß, das wie Hunger und Durst seine Befriedigung erheischt."

„Erlauben Sie mir, Herr Forstmeister," bemerkte mit gebührender Schüchternheit und im Tone geziemender Unmaßgeblichkeit der Forstamtsaktuar, „daß die Lektüre und zwar die schöngeistige, und davon ist doch wohl hier zunächst die Rede, hoch über den sinnlichen Genüssen steht, indem sie als eine eigentliche Geistesnahrung zu betrachten ist und unbestrittener Maßen den Beruf hat, den Geist des Einzelnen in Rapport mit dem Geiste seiner Mitmenschen zu erhalten; ihm die Lebensäußerungen derselben als ein Vehikel zu seiner eigenen nothwendigen Bewegung und Lebensthätigkeit zuzuführen."

„Daran stehen wir eben,“ fiel rasch der Professor ein, der bisher noch keinen Antheil am Gespräche genommen hatte. „Für den gebildeten Mann jeden Standes und Berufes ist eine schöngeistige Lektüre eine eigentliche Geistesnahrung, und ich kenne keinen heißeren Wunsch, als den, daß die Muster- und Meisterwerke der Heroen unserer Literatur in allen Familien, die auf Geistesbildung Anspruch machen, eingebürgert wären, und daß sie nicht bloß in zierlichen Einbänden in den Bücherschränken ständen, sondern gelesen, studirt in Fleisch und Blut übergingen. Dann wären freilich jene Vehikel, mit denen langweilige politische Zeitungen ihr Lesepublikum anzuziehen und zu erhalten streben, und alle periodischen Schriften, welche der Unterhaltung dienen, überflüssig, wie sie denn überhaupt gar keine künstlerische und zeitgemäße Berechtigung ihrer Existenz haben, sondern die Fristung ihres Daseins meistens nur dem Umstande verdanken, daß die große Masse des Publikums den himmelweiten Unterschied an Inhalt und schöpferischer Kraft, der zwischen den Erzeugnissen Göthe's und Schillers und denen eines Gutzkow, Mundt, Levin Schücking, Hackländer, Gottschall, Meißner und der ganzen Unzahl unserer Mode-Romanschriftsteller, Feuilletonisten und Versmacher besteht, kaum ahnt, geschweige denn würdigt.“

Der Forstamtsaktuar hatte dieser langen Auseinandersetzung mit sichtbarer Ungeduld und mit dem deutlich in seinen Zügen ausgedrückten Wunsche einer Erwiderung zugehört, und benützte die Pause, in welcher der Professor die Wirkung seines Orakelspruchs zu überschauen schien, um sofort zu erwidern: „Allerdings ist zwischen den Erzeugnissen unserer klassischen Periode und denen der jetzigen Epigonenzeit ein wesentlicher Unterschied. Unsere Zeit bringt keine so umfassend schöpferischen Geister hervor, wie Göthe und Schiller, Lessing, Klopstock und noch die Schlegel waren; alle unsere Dichter, wie gerechten Ruhm auch der Eine oder der Andere sich erworben hat, verdanken diesen Ruhm *einem* Werke ihres Geistes, das weit alle andern überstrahlt. Es ist, als hätte die schöpferisch gestaltende Kraft des Genius gerade nur für *Ein* Werk hingereicht, und was sie, selbst ermuntert und getragen von dem für ein Werk eingeärnteten Ruhm, nachher noch liefern, ist kaum mehr der Rede werth. Das augenfälligste Zeugniß dafür haben wir an dem Schicksal des hochverdienten Redwitz, der unter den günstigsten Verhältnissen, mit den glänzendsten Hoffnungen, umrauscht vom lautesten und fast ungetheilten Beifall, seiner gefeierten Amaranth das Märchen vom Tannenbaume, diesem die Gedichte und endlich die Sieglinde folgen ließ und, statt zu steigen, von Stufe zu Stufe sank. Ich achte aber diese Seite des Gegensatzes unserer heutigen belletristischen Produktion zu der sogenannten zweiten klassischen Periode unserer National-Literatur für geringer und unerheblicher, als die andere. Die Werke von Göthe und Schiller — ich nenne beispielsweise nur diese und will damit auch der andern Koryphäen der klas-

sischen Periode gedacht haben — stehen dem positiven Christenthum, dem Glauben, der lebendigen, tief-innerlichen religiösen Ueberzeugung des Volkes nicht so schroff und starr gegenüber, als die Romane von Gutzkow, Gottschall, Freitag, Meißner, Kühne, Laube, König, als die Gedichte von Heine, Lenau, Grün und Schefer, und die poetischen Erzeugnisse in gebundener und ungebundener Rede, welche die Spalten der weitaus größten Mehrzahl der Feuilletons und Unterhaltungsblätter füllen. Wenn wirklich die belletristische Literatur eine Geistesnahrung für das gebildete Publikum enthalten soll, so kann doch kein so ätzendes Gift damit gemeint sein, als unsere moderne Belletristik unter einem Aufguß von Zucker und Honig enthält."

„Sie setzen sich da ganz unnöthiger Weise in Athem, mein lieber Werther," fiel der Forstmeister mit einem leichten Anflug von Spott ein. „Indem Sie sich zum Anfange die Miene gaben, als wollten Sie dem Professor opponiren, sind Sie im Laufe der Rede ganz neben das Ziel gerathen. Ich will daher das aussprechen, was Ihnen vielleicht im Sinne lag. Wenn wir von der Beschaffenheit unserer heutigen schöngeistigen Literatur reden und ihren Einfluß auf das Publikum messen und beurtheilen, so können die Dichter der sogenannten zweiten klassischen Periode nicht in Betracht kommen, wie denn auch ihr Einfluß auf die Gegenwart nur von geringem Belange ist. Was meinen Sie davon, Doktor?"

„Ich für meinen Theil," erwiderte der Angeredete, „möchte wünschen, daß manche der Schriftsteller, welche mich mit ihrer Unterstützung beehren, die Novellen von Göthe und besonders die von Tieck, welcher so ziemlich der äußerste Vorposten der Klassicität ist, durch und durch studirt hätten, um sich Maß und Rundung in der Behandlung ihres Stoffes, jene schöne epische Ruhe anzueignen, die auch einer Novelle den höchsten Reiz verleiht. Statt aber an den in der Form vollendeten Werken dieser Vorbilder sich zu unterrichten, halten sie sich, wenn sie je ein Vorbild und einen Lehrer nöthig zu haben glauben, an die Erinnerung an dieses oder jenes Buch eines der modernsten Autoren, das sie vielleicht einmal gelesen haben, ahmen dessen Formlosigkeit nach, mischen aus Jugendschriften, die sie entweder einmal gelesen oder selbst geschrieben haben, eine hinlängliche Dosis von Moral und religiöser Belehrung hinein und lassen das Ding dann seiner Wege gehen. Ins Hausbuch ist übrigens noch nicht viel von dieser Art gerathen und wird auch hoffentlich, selbst bei der Möglichkeit, Ihren Beifall, Herr Forstmeister, zu erringen, den Weg dahin nicht finden. Es gibt sogar — ich muß dieß mit Bedauern bemerken — nicht viele unserer bestgesinnten und wahrhaft gebildeten Schriftsteller, welche das Wesen der Kunst, die sie üben, studirt haben, und ich habe die Erfahrung machen müssen, daß unter einer ganzen Reihe von Konkurrenten, welche mir für die ausgesetzten Preise Einsendungen machten, nur Einer eine beiläufige Idee vom Wesen einer Novelle

habe. Freilich möchte ich die Gediegenheit des anderweitigen Wissens, den Reichthum an praktischer Lebensweisheit und die hohe dichterische Begabung mancher meiner Mitarbeiter nicht um den Preis einer minutiösen Kenntniß des Charakters der Novelle hergeben, und ich habe ihre Erzählungen so, wie sie sind, viel lieber als wenn sie den Rahmen einer wirklichen Novelle mit dem leeren Gewäsch, den unnatürlichen Situationen und der liederlichen Gedanken-Unzucht ausfüllten, die uns mit Recht in den Romanen der neuesten Zeit so anwidert. Immerhin aber könnte auch die Vereinigung einer vollendeten Form mit einem des menschlichen Geistes würdigen Inhalt erzielt werden, und dieß anzustreben, betrachte ich als eine sehr bedeutende Aufgabe der poetischen Leistungen unserer Zeit überhaupt und des Hausbuches insbesondere, das ganz auf dem Boden unserer neuesten und besten künstlerischen und wissenschaftlichen Errungenschaften stehen und wirken soll."

„Nun, und die Klassiker?" fragte der Professor in einem ziemlich herausfordernden Tone. „Was halten Sie von der Tendenz derselben?"

„Die Klassiker," erwiderte der Doktor — „ich rede von der Mehrzahl derselben und von deren gemeinsamem Sinn und Geist, wie er als kulturhistorische Thatsache aus ihren Schriften hervorgeht — die Klassiker sind zum Theile die Brüder und zum Theile die Söhne der Revolution, jener Revolution, welcher das Wort Voltaire's: écrasez l'infame! Loosung und Weisung gab, und die eigentlich nur eine neue Phase in dem durch alle Jahrhunderte fortdauernden Kampfe des Geistes der Verneinung gegen die von Gott gesetzte Ordnung der Dinge war. Getränkt mit der Milch der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, im Prinzip vollständig mit den Encyklopädisten einverstanden, widersprachen Göthe und Schiller, Wieland und Tieck nur den Consequenzen dieses Prinzips, wie sie in den Gräueln der Revolution hervortraten, aber nicht dem Prinzip selbst. Schiller wollte kurz vor der Hinrichtung Ludwigs XVI. einen offenen Brief an das französische Volk schreiben, um es von dem Verbrechen des Königsmordes abzuhalten, und er theilte einem Freunde die Grundzüge dieses Briefes mit. Es steht darin nichts davon zu lesen, daß er den Königsmord verabscheue, weil er eine That der Auflehnung gegen Gottes Ordnung sei, und auch darauf legte Schiller nicht das geringste Gewicht, daß man die Abgötterei der Vernunft an die Stelle der Anbetung des allein wahren Gottes gesetzt. Kein anderer unserer Dichterkoryphäen fand ein Lied in seiner Brust zum Preise der Wiederherstellung der Religion in Frankreich, und der einzige Hebel, ein Dichter zweiten oder dritten Ranges, machte den Witz, der vielleicht besser gemeint war als er klingt: Du lieber Gott, darfst wieder sein, so will's der Schach der Franken, d'rum schicke fein ein Engelein und laß dich schön bedanken. Darum, daß die Klassiker die Religion nicht direkt anfeindeten, wie die Epigonen, sind sie nicht besser als diese selbst, und ich sehe nicht ein, in wie ferne ihre Lectüre weni-

ger schädlich sein sollte, als die der Epigonen, wenn jene im Hauptpunkt, um den sich unser ganzes Geistesleben dreht, im Verhältniß zu Gott, nicht nützlicher wirkten als diese. Unsere Zeit aber hat die Aufgabe, das Unrecht wieder gut zu machen, welches das vorige Jahrhundert an Gott, an der Menschheit und ihrem Heil beging. Wir haben in diesem Augenblick wohl weder Zeit noch Lust noch die Befähigung zu untersuchen, in wie ferne die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts die Verbrechen sühnt, welche die des achtzehnten Jahrhunderts gegen den menschlichen Geist sich hat zu Schulden kommen lassen; aber daß die Poesie angefangen hat, die Sünde ihrer älteren Schwester zu sühnen, und daß sie mit dieser Sühne fortfahren muß, ist meine tiefste und innerlichste Ueberzeugung, deren Ausdruck das Hausbuch sein soll, so lange ich wenigstens es zu leiten habe."

Der Professor hatte diese Auseinandersetzung mit sichtlichem Unbehagen angehört und wollte eben darauf erwidern, als ihm der Forstmeister zuvorkam, indem er sprach: „Da wären wir also wieder beim Hausbuch angelangt, das seinen redlichen Theil zu dieser Sühne beizutragen bemüht ist. Nur scheint es, daß es seine Aufgabe in etwas anderer Weise erfüllen sollte, als es dieses wirklich mitunter thut. Ich habe vorhin aufgezählt, was mir an Ihrem Buch, Herr Doktor, gefällt, und ich will Ihnen freimüthig sagen, was mir nicht gefällt. Dazu gehört z. B. neben dem „Fischer von Buchenhaus" und „Sulamith," die an und für sich nicht viel bedeuten, im zweiten Bande die „Geschichte im Moore" von Breusing. Da ist das, was ich tadle, nämlich das Liebesverhältniß, tendenzmäßig."

„Die Tendenz," antwortete der Doktor, „ist aber nicht die Liebe, die Ihnen ausgesprochener Maßen anstößig erscheint, sondern sie findet sich im Haupttitel ausgedrückt, der heißt: Lebens- und Sittenbilder aus Westphalen. Wir haben es also da nicht mit einer gewöhnlichen Liebesgeschichte, die gerade so gut in Weilheim oder Hirschau oder in Buxtehude spielen könnte, sondern mit einem Charakterbilde zu thun, das zudem ein Mann, der Westphale mit Leib und Seele ist, gezeichnet hat. Erinnern Sie sich, daß der Charakter des westphälischen Volkes ein zäher ist, daß der Sohn der rothen Erde mit einer Hartnäckigkeit, die uns ausgewaschenen, blasirten, lebens- und genußmüden Städtern übertrieben und manchmal sogar unheimlich vorkömmt, an dem festhält, was ihm als recht und gerecht erscheint. Es kämpft in der „Geschichte im Moore" der Vater gegen den Liebhaber, dieser gegen den Vater der Geliebten mit gleicher Starrheit, jeder mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte; der Hintergrund der Kampfstätte aber baut sich wieder aus dem Charakter des Volkes, aus den Lebens- und Verkehrsverhältnissen jener Gegend auf. Wir gewinnen dabei schon den ersten Vortheil einer Lektüre: wir lernen etwas. Der Liebhaber und die Geliebte büßen dafür, daß sie dem Willen des Vaters sich widersetzten; das ist, denke ich, ein hinlängliches sitt-

liches Moment, und sogar ein hinlänglich schroffer Gegensatz gegen die moderne Dichtung, die keine Sühne, keine Buße kennt. Der Pfarrer tritt auf die ungezwungenste Weise in die Erzählung herein; er führt die Geliebte in die Arme des Geliebten, diesen zur Religion zurück; das ist das religiöse Moment. Wo bleibt da das Anstößige des Liebesverhältnisses? Aehnlich verhält es sich mit den anderen Geschichten desselben Verfassers, der jedenfalls ein eminentes Talent und ein tiefes Verständniß dessen besitzt, was unserer heutigen Poesie noth thut, ähnlich mit einigen anderen Beiträgen von mir und meinen Mitarbeitern."

„Aber warum," fragte der Professor, „flechten Sie denn eigentlich das Element der Liebe in den Inhalt des Hausbuches ein?"

„Aus zwei Gründen," entgegnete der Doktor. „Der erste ist der nämliche Grund, aus welchem das Hausbuch unternommen worden ist. Wir sind vorhin darüber einig geworden, daß die Dichtkunst und die Dichter schwer sich gegen den Glauben und die Sittlichkeit versündigt haben"...

„Halt!" rief der Professor dazwischen, „darüber sind wir noch nicht einig; ich bestreite geradezu, daß die Poesie etwas mit der Religion zu thun habe. Die Religion hat ihr eigenes Gebiet, die Philosophie ihr eigenes, die Mathematik, die Geschichte ihr eigenes. Die Theologie, die Philosophie, die Mathematik, die Geschichte, die Poesie — jede hat ihre eigenen Priester, und keiner von ihnen ist dem andern für sein Wirken verantwortlich."

„Dann hat Ihr so hoch gestellter, ja fast abgöttisch verehrter Göthe sehr unrecht gehabt, daß er mit dem „Faust" in das, was Sie Theologie nennen, mit den „Wahlverwandschaften" in die Chemie, mit dem Egmont in die Politik gepfuscht hat... Doch lassen wir dieß; wir Andern wenigstens sind der einhelligen Ueberzeugung, daß die Poesie eine große Schuld gegen die Menschheit abzutragen hat, ja daß es ihre Aufgabe sei, in ihrem Kreise, mit ihren Mitteln auf die Wiederbefestigung des religiösen Bewußtseins im Volke und namentlich in seinen höheren Schichten hinzuwirken."

„Ich gebe der Poesie, wenn sie je auf dem sittlichen Gebiete eine Rolle spielen soll, keine andere als die: im Lehrgedicht die Mäßigkeit, die Sparsamkeit, den Fleiß, die häuslichen Tugenden, die Vaterlandsliebe, die Sittenreinheit zu preisen. Religiöse Poesie ist ein Unding, denn das ist dann keine Poesie mehr, sondern Theologie, ein Aggregat von theologischen Meinungen und Spitzfindigkeiten, die ohnehin in unserer Zeit nur mehr als kulturhistorische Curiosa einen Werth haben. Ich achte die Religion in der Theorie, in so ferne sie der allen Völkern gemeinsame Glaube an ein göttliches Wesen ist. Ich ehre ihre Gebräuche als ein Mittel zur Leitung und Bändigung der großen Masse, ich gehe Sonntags in die Kirche, weil die Schulgesetze meinen Schülern vorschreiben, Sonntags in die Kirche zu gehen, und weil man ihnen mit dem Beispiele der Folgsamkeit gegen die Gesetze vorangehen

muß, aber es fällt mir nicht ein, einen Vers darauf zu machen. Ich schwärme für die Sittlichkeit und Humanität, nicht für die Religion."

„Höchstens," meinte der Doktor lachend, „könnten Sie sich entschließen, die Stunden der Andacht in Verse zu bringen?... Aber ich sehe wohl, den Herrn Forstmeister beginnt unser Diskurs zu langweilen; brechen wir davon ab."

Eichwald war, als der Professor mit der Frage, warum der Doktor das Element der Liebe in den Inhalt des Hausbuchs mische, herausgerückt, aufgestanden und an's Fenster getreten. Er kehrte nun zurück und setzte sich sichtbar verstimmt wieder nieder. Bertha trat an seine Seite, hob ihm den Kopf sanft empor, drückte ihm einen Kuß auf die Lippen und sprach: „Väterchen, gehe zur Ruhe, du wirst von dem weiten Ritte von heute Morgen ermüdet sein!"

„Nein, Kind, ich könnte jetzt doch nicht schlafen. Ich muß Ihnen nur gestehen, meine Herren, daß bei der Schilderung, welche Sie, Herr Doktor, von der Zähigkeit der Westphalen machten, die Erinnerung an einen Vorfall sich mir aufgedrängt, der vor einigen Tagen den Frieden unseres Hauses und meines Herzens störte. Lassen Sie sich ihn erzählen. Ich habe einen Sohn von vierundzwanzig Jahren, einen kräftigen, blühenden Jüngling. Karl hatte als Knabe ein weiches, warmes Gemüth; er war lernbegierig und fleißig und zeigte viele Anlagen. Seine herrliche Mutter hatte einen reichen Schatz von Frömmigkeit auf ihn vererbt, den ich aber damals nicht zu schätzen wußte. Ich achtete die Religion zu wenig, um diesen Schatz zu würdigen; noch weniger verstand ich es, ihn zu hegen und zu vermehren. Ich überließ den Knaben und seine jüngere Schwester der Sorgfalt der Mutter und meinte genug zu thun, wenn ich sie in ihren Bemühungen, Karl fromm zu machen, nicht störte, um so mehr, da sich sein Naturell recht vielseitig und lebhaft entwickelte. Ich war der Meinung, daß ein Bischen Frömmigkeit dem Knaben und Jüngling nicht schaden, vielmehr über manche dem jugendlichen Alter drohende Gefahren hinweghelfen werde; als Mann werde er schon seine Religion sich selbst machen und von dem Gelernten so viel behalten, als ihm gut dünke. Die Mutter starb, als Karl zwölf Jahre alt war. Ich übergab Bertha der Aufsicht und Pflege meiner verwittweten Schwester, die zu mir zog, um mir die Haushaltung zu führen; den Knaben überließ ich der Leitung des Herrn Professors Silberling, der eben kurz zuvor angestellt worden war und einige Zimmer im obern Stocke meines Hauses bezogen hatte. Was Karl an wissenschaftlicher Bildung gewann, hat er dem Professor zu verdanken." — Silberling warf sich in die Brust und einen fast spöttischen Blick auf den Doktor. — „Dieser Herr hat — ich mache ihm keinen Vorwurf daraus, denn er folgte darin nur seinen Grundsätzen — so wenig als ich für die Erhaltung des Erbtheils gethan, das Karl von der

Mutter überkommen, wohl aber hat er ihn tief in die Weisheit des Heidenthums eingeweiht. Als ich meinen Sohn, einen siebzehnjährigen Jüngling, auf die Universität schickte, war er in den Wissenschaften merkwürdig bewandert, von seinen Lehrern hochgepriesen," — Silberling blähte sich noch einmal — „ein Wunder von Gelehrsamkeit, aber — nicht mehr fromm. Dieß kümmerte mich übrigens nicht, denn ich wähnte den Zeitpunkt gekommen, in welchem er seine Religion sich selbst machen könne.

„Gegen den Schluß des ersten Studienjahres schrieb er mir, das begonnene Studium der Philosophie habe ihn so mächtig angeregt, daß er die Beschäftigung mit ihr und den freien Künsten zu seiner Lebensaufgabe machen wolle. Nach einigem Bedenken gab ich ihm, unterstützt vom Rathe des Herrn Professors, meine Einwilligung. Mit seinem reichen, lebendigen Geist, mit seiner schon in den Gymnasialstudien hervorgetretenen Vorliebe für eine vielseitige Geistesthätigkeit konnte er ein zweiter Göthe werden, wenigstens sagte mir dieß sein Mentor, und ich glaubte es. Die Staubwolken, die der Märzwind 1848 aufgejagt, flogen eben durch's ganze Reich, und da viele alte Köpfe zu jener Zeit verdreht wurden, so ging es dem meinigen nicht besser. Ich sah, blind wie ich war, meinen Sohn als politischen und socialen Reformator, und sein letzter Brief vor den Ferien, worin er mir seine Gedanken über die Freiheit des Geistes von allem Pfaffenthum andeutete, erschreckte mich nur deßwegen, weil er auch gegen den Fürstendespotismus donnerte, was immerhin eine gefährliche Sache war.

„Als er zu mir in die Ferien kam, vergaß ich über seinen stürmischen Bitten selbst meine politische Vorsicht und ließ ihn nach Paris reisen. Mit den Theorien Proudhon's und Louis Blanc's im Kopfe und im Munde kam er zurück. Ich fühlte die Ohnmacht meiner Sorte von Conservatismus gegenüber den Ansichten, die er begeistert aussprach, und schwieg seufzend bei seinen feurigen Deklamationen. Als er mich wieder verließ, um auf die Universität zurückzukehren, bat ich ihn unter Thränen, sich nicht in das politische Treiben einzulassen und an keiner Conspiration gegen die bestehende Ordnung der Dinge Theil zu nehmen. Wie du willst, Vater, antwortete er lächelnd; wenn es dich erschreckt, mich in die Fußstapfen von Louis Blanc, Ledru-Rollin, Flocon und Marie treten zu sehen, so folge ich den Fußstapfen Ronge's, das läuft auf's Gleiche hinaus! Bei der politischen und socialen Revolution, das habe ich in Paris gesehen, ist ohnehin kein Heil, bevor nicht die religiöse vollendet ist. — Ich verstand diese Worte nicht ganz, aber ich schauderte davor. Mein Sohn ehrte übrigens meinen dringend ausgesprochenen Wunsch und hielt sich außer der Theilnahme am radikalen Verein der Universitätsstadt, von jeder politischen Agitation ferne; aber seine Briefe athmeten mehr und mehr den grimmigsten Haß gegen das positive Christenthum, so daß ich oft vor der Heftigkeit seiner leidenschaftlichen Aeußerungen bebte."

„Im Sommer 1850 kam ich auf einer Reise zu einer Jesuitenmission. Die Neuheit der Sache reizte mich die ersten Predigten anzuhören, und es erging mir wie vielen Andern; je mehr ich hörte, desto tiefer und gewaltsamer wurde ich ergriffen, bis mit der letzten Predigt meine geistige Umwandlung vollendet war, und ich zum ersten Male in meinem Leben das Glück fühlte, ein Christ zu sein. Ein wahrer Todesschrecken erfaßte mich aber, als ich, mit mir selbst im Reinen und mit schmerzlichem Bedauern auf die verlorenen Jahre meines bisherigen Lebens zurückblickend, mir den geistigen Zustand meines Sohnes vergegenwärtigte, an dem ich so viel Antheil hatte, den ich gewissermassen als mein Werk betrachten konnte. Von diesem Augenblicke an hatte ich keinen heißeren Wunsch, als Karl von den Irrwegen zurückzubringen, auf denen er dahintaumelte, seine Seele vor dem Verderben zu retten, das ihr unausbleiblich drohte. Ich habe es wohl nicht recht angefangen, denn alle meine Mühen waren vergeblich und haben bis zur Stunde noch keinen Erfolg gehabt. Karl antwortete auf meine Vorstellungen mit Citaten aus Schiller und Göthe, deren Schriften er als Gymnasist auswendig gelernt, aus Grün's „Schutt“, aus Lenau's „Albigensern“, aus Schefer's „Laienbrevier“, Seume's „Spaziergängen“ und Gott weiß aus welchen Scharteken noch, und zuletzt donnerte er mich nieder mit den ganz ruhig, höflich, lächelnd ausgesprochenen Worten: Vater, das verstehst du nicht.“

Der Forstmeister schwieg, wie niedergedrückt unter dem Centnergewichte einer peinigenden Erinnerung an den Verlust seiner väterlichen Autorität. Bertha zerdrückte eine Thräne in ihrem Auge, der Aktuar und der Doktor würdigten durch Schweigen den Schmerz des alten Mannes; der Professor wiegte sich auf seinem Stuhle und schien nicht übel Lust zu haben, alle mit einander auszulachen. Nach einer Pause fuhr der Forstmeister fort: „Wir sind noch nicht am Ende. Seit anderthalb Jahren befindet sich mein Sohn wieder hier. Der radikale, weltstürmende Uebermuth hat ausgetobt, die politische Leidenschaft ist verflogen, vertilgt von einer andern Leidenschaft, die noch verderblicher wirkt, noch tiefer in Mark und Seele frißt. Eine Person, die ihre jungfräuliche Ehre verloren, hat ihre Netze nach ihm ausgeworfen und ihn so ganz und gar bethört, daß die Liebe zum Vater und zur Schwester, die einzige Liebe, die wirklich Liebe ist und sein kann, bis auf den letzten Funken aus seinem Herzen getilgt ist. Außer der Liebe, die ihre Berechtigung und ihren Wirkungskreis in der Familie hat, gibt es keine Liebe, sondern nur Leidenschaften, die eine mehr, die andere minder thöricht und verwerflich. Karl sagt, seine Magdalena sei ganz zur Tugend zurückgekehrt und sühne ihren Fehltritt durch eine Strenge gegen sich selbst, durch eine Wachsamkeit und eine beharrliche Buße, die ihm fast räthselhaft erscheine, aber ihn mit einer immer innigeren Verehrung erfülle. Ich jedoch bin der Ueberzeugung, und der Professor hat mich darin bestärkt, daß nicht die Liebe, sondern die

Lust, die ganz gewöhnliche Sinnenlust, die Schuld an jenem Fehltritt des Mädchens, wie an der Bethörung meines Sohnes trage. Dem Professor habe ich es zu verdanken, daß ich den Bitten und Drohungen meines Sohnes widerstehen konnte, er hat mich darin bekräftigt, so oft mein Vaterherz den ungewohnten Stürmen zu erliegen drohte. Ich kann und darf die Ehre meiner Familie, die bisher fleckenlos dasteht, nicht durch die Verbindung meines Sohnes mit einer solchen Person entwe'hen lassen. Gott weiß es, was wir Beide durch diese unselige Leidenschaft gelitten haben; möge Er uns Beiden die harten Worte verzeihen, mit denen wir einander quälten und in bitteren Kämpfen die Bande der Liebe zwischen Vater und Sohn lockerten. Das traurige Ende war, daß ich meinem Sohne verboten habe, vor meinem Angesichte zu erscheinen, bis er seine Leidenschaft abgeschworen haben wird, daß ich ihm Geld gegeben habe, um eine Reise zu machen. Ich habe mich sogar überwunden, an Magdalena zu schreiben und sie zu bitten, daß sie meinen Sohn aufgebe. Sie hat es mir versprochen, und der Ton ihrer Antwort läßt mich fast glauben, daß sie Wort halten wird. Ich hoffe, es werde die Vernunft siegen und Karl's Betheuerung Lügen strafen, daß die Liebe das Mächtigste sei, was es auf Erden gebe, wie das Herrlichste und Größte, daß sie die Gesellschaft erwärmen, über allen Verhältnissen schweben, Alles durchdringen müsse, wie die Sonne über der Erde schwebt und ihr Leben und Wachsthum gibt. Wahnsinn! Die Autorität ist es, was die Gesellschaft zusammenhält, nicht die Liebe, die ich hasse und verabscheue, weil sie mir den Sohn noch vollends vom Vaterherzen gerissen hat."

Es entstand wieder eine kurze Pause, die bald peinlich geworden wäre, wenn nicht der Forstmeister sich gefaßt und lächelnd mit den Worten sich zum Doktor gewendet hätte: „Ich habe Sie, den Fremden, mit dieser Erzählung vielleicht gelangweilt; halten Sie es dem Vater zu Gute, wenn ihn das Gefühl wohl auch einmal übermannt; zudem haben Sie eigentlich Veranlassung zu meiner Mittheilung gegeben."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Erzählung," entgegnete der Doktor, „denn sie ist mir ein neuer Beweis dafür, wie sehr ich Recht habe, wenn ich im Hausbuche bemüht bin, die Liebe in ihre heiligen und unantastbaren Rechte wieder einzusetzen."

„Herr," unterbrach ihn Eichwald, „damit kommen wir wieder auf das vorige Thema zurück, und ich möchte nicht, daß es fortgesponnen würde, da wir noch sehr weit von einer Verständigung entfernt sind. Aber doch interessirt mich dieser Gegenstand zu sehr, als daß ich nicht eine Verständigung wünschen möchte. Sie geben mir darum wohl morgen die Ehre, zum Frühstück zu kommen. Ich werde Ihnen dann zwei Manuscripte vorlegen, deren Veranlassung ich Ihnen zum Abschied für heute noch erzählen will. Diese beiden Herren — Herr Forstamtsaktuar Werther, der Sohn meines Jugend-

freundes, und Herr Professor Silberling, der Erzieher meines Sohnes — erwiesen meiner Tochter die Ehre, um ihre Hand zu werben. Bertha ist ein zu gutes und folgsames Kind, als daß sie einen andern Willen hätte, als den ihres Vaters; sie hat die Wahl eines Lebensgefährten stillschweigend mir überlassen, und da ich in der That zwischen den beiden Bewerbern schwanke, so bin ich auf den Gedanken gerathen, den Zufall entscheiden zu lassen. Da der Professor gewandt und der Aktuar jung, lebhaft und gebildet genug ist, um eine lesbare Erzählung zu liefern, jener aber aus Abneigung, dieser aus Schüchternheit nie etwas ins Hausbuch schreiben wollte, so oft ich sie auch schon dazu aufmunterte, habe ich Beiden, die als Nebenbuhler wirklich merkwürdig gut sich miteinander vertragen, den Vorschlag einer Conkurrenz gemacht, und es ist demnach vor vier Wochen zwischen uns verabredet worden, daß derjenige von beiden Bewerbern, dessen Erzählung von dem Herausgeber des Hausbuchs angenommen werden würde, Bertha's Hand erhalten solle. Und damit nur der Zufall, oder besser gesagt die göttliche Fügung frei wirken könne, verpflichteten die beiden Conkurrenten sich mit ihrem Ehrenworte, den Herausgeber in keiner Weise vom Beweggrund ihrer Arbeit in Kenntniß zu setzen, oder ihn für ihre Person einzunehmen, oder von Andern auf ihn wirken zu lassen. Ich übernahm es, an Sie zu schreiben und Ihnen die Manuscripte zu schicken, die mir vor einigen Tagen von dem Abschreiber überbracht, und ohne von mir gelesen zu sein, vor den Augen der Verfasser versiegelt wurden. Ich habe bis jetzt mit der Absendung gesäumt, weil die Entfernung meines Sohnes und wichtige Amtsgeschäfte meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Nun übergebe ich Ihnen diese Manuscripte lieber heute als morgen, und bitte Sie, dieselben baldigst zu lesen und Ihr Urtheil darüber mir unumwunden mitzutheilen, damit die beiden Brautwerber über das Schicksal ihres Lebens nicht länger mehr im Ungewissen bleiben. Hier —" schloß der Forstmeister, nachdem er die Papiere aus dem Schranke geholt — „nehmen Sie die Manuscripte und meinen verbindlichsten Dank für Ihren freundlichen Besuch, der mir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft verschafft hat. Vergessen Sie nicht, morgen um halb neun Uhr zu kommen!"

II.

Werther und der Doktor verabschiedeten sich gleichzeitig vom Forstmeister, nicht ohne daß der Aktuar unaufgefordert diesem das feierliche Versprechen gegeben hatte, daß er den gemeinsamen Gang nach dem Gasthofe nicht benützen werde, um den Doktor für seine Novelle im Voraus einzunehmen. Das Anerbieten des Hausherrn, sie in seinem Wagen nach dem ziemlich weit entfernten Gasthofe fahren zu lassen, lehnten sie dankbar ab und traten mit einander in die dunkle Nacht hinaus.

„Ein närrischer Kauz, der Herr Eichwald!" bemerkte lachend der Doktor. „Grämt sich bis zu Thränen über das Schicksal und die Streiche seines leichtfertigen Sohnes und hängt das Lebensglück seiner Tochter mit der unverantwortlichsten Sorglosigkeit an den lockeren Nagel einer armseligen Novelle — mit schuldigem Respekt vor der deinigen, mein Freund, gesprochen. Aber ich bin stark versucht, das Ganze für einen Scherz zu halten, denn ich kann am Ende nicht begreifen, wie Eichwald die liebenswürdige Bertha an diesen ausgemergelten Professor dahin geben mag, dem die Hauptbedingung eines glücklichen Lebens, ein kräftiges religiöses Bewußtsein fehlt, und der für nichts Anderes Sinn und Geschmack zu haben scheint, als für die Nuditäten der griechischen und römischen Klassiker, die stelzbeinige Liederlichkeit der deutschen nicht ausgeschlossen."

„Nein, mein Freund, es ist kein Scherz, es ist die bittere Wahrheit! Der Forstmeister ist durch die Gewohnheit langjährigen Umgangs ganz in die Gewalt, unter die geistige Botmäßigkeit des Professors gerathen, und selbst seit seiner Umwandlung hat er es noch nicht über sich vermocht, sich davon zu emancipiren. Der Professor ist schlau und weiß mit seiner unerschöpflichen Suada die Grillen Eichwald's geschickt zu seinem Vortheile auszubeuten. Da er gegen sehr billige Miethe im Hause wohnt und überdieß auf Bertha's Hand oder eigentlich auf deren Vermögen spekulirt, bietet er Alles auf, um den Hausherrn bei guter Laune zu erhalten, und hütet sich sorgfältig, ihn durch Bloßstellung seiner innersten Gedanken und Gefühle zu erzürnen. Der Forstmeister seinerseits gehört zu jener Sorte gutmüthiger Menschen, die ruhig ihren Weg gehen und jeden Andern ebenso auch den seinigen gehen lassen. Darum läßt er sich die Werbung des Professors um die Hand Bertha's gefallen; darum auch, und vielleicht weil er nicht geistig gewandt genug ist, um sich in den Prinzipienkampf einzulassen, streitet er nie mit Leuten, welche direkt und grundsätzlich seinen Ansichten über die höchsten Interessen des menschlichen Lebens entgegenstehen, wohl aber hadert er gerne gleichsam zu seinem Privatvergnügen mit Jenen, die im Prinzip mit ihm übereinstimmen, in unwesentlichen Dingen aber von seinen Ansichten abweichen. Das hast du heute an dir selbst erfahren. Uebrigens muß ich dir nur sagen, daß seine Ansichten über das Element der Liebe im Hausbuch von vielen andern gebildeten Leuten getheilt werden."

„Ich weiß es," entgegnete der Doktor, „und bin daher gesonnen, öffentlich mich mit ihnen darüber zurecht zu setzen. Ich werde im Hausbuche selbst darüber sprechen. Ich achte mein Publikum zu hoch, als daß ich mir nicht Mühe geben sollte, meine Handlungsweise ihm gegenüber zu rechtfertigen, und ich bin nur darüber noch nicht einig, ob ich dieses nur in einer Abhandlung oder in der Form einer Erzählung thun soll. Am Ende werde ich mich wohl zu Letzterem entschließen und etwa dich zum Helden einer

Novelle machen, denn du scheinst mir alle nöthigen Eigenschaften dazu zu besitzen."

„Ich?" rief der Aktuar aus und blieb erstaunt stehen. „Ich würde gewiß nur eine sehr klägliche Rolle spielen."

„Mag sein, aber ich glaube, sie wird eher klein als kläglich ausfallen. Du wirst dem Gedanken, den ich durchführen muß, nur zur Folie dienen; du wirst die, wenn auch dünne Achse sein, um welche sich das Rad der Novelle dreht; dein Schicksal, d. h. deine Liebe, ihr Ringen, ihre Gefahr, ihr Sieg und ihr Lohn wird ganz kurz abgehandelt, aber immerhin die Hauptsache der Erzählung sein, während sich der Dialog um's Hausbuch und seine Aufgabe bewegt. Du machst wohl auch keine größeren Ansprüche, denn so viel ich, seit ich mit dir wieder zusammen bin, bemerkt habe, bist du noch derselbe bescheidene, seelengute Bursche, der du gewesen, als wir auf der Hochschule beisammen waren, der Jedem jedes Opfer brachte, kostete es, was immer, der willig Alles mit sich anfangen ließ und nur dann zusammenzuckte, wenn das Herz getroffen wurde. Doch muß ich jetzt wissen, wie es mit deiner Liebe steht, damit ich deinen jetzigen Geistes- und Herzenszustand genauer kenne; habe also die Güte, mir wenigstens eine Skizze davon zu entwerfen."

„Ich muß von der Zeit beginnen, in welcher wir Beide die Hochschule verließen, du, um die schriftstellerische Laufbahn anzutreten, ich, um die Forst-Akademie zu beziehen. Ich erinnere Dich daran, daß ich in dem kleinen Kreise, den wir mit gleichgesinnten Freunden gebildet hatten, nicht der Letzte war, was Entschiedenheit für die Sache des Glaubens, christlichen Lebens und Wirkens betraf, und ich selbst muß mir das Zeugniß geben, daß ich in die Forstakademie mit dem Plan eintrat, mir da einen ähnlichen Kreis zu bilden. Aber was an der Hochschule unter mehreren hundert Jünglingen möglich gewesen war, ging nicht mehr an, wo nur fünfzig beisammen waren, und statt unter meinen neuen Studien- und Fachgenossen Gleichgesinnte zu finden, gerieth ich mit meinem Drang, mich anzuschließen, an einen jungen Mann, der bald meine Freundschaft zu gewinnen wußte. Mit den Darlehen, die ich ihm machte, da ich damals noch im Besitze meines kleinen Vermögens war, bestritt er die Kosten seiner heimlichen Ausschweifungen und verwirrte zum Lohne für meine Gutmüthigkeit mein Herz allmälig mit den Bildern einer wüsten Phantasie, die er mich nach und nach in Wirklichkeit zu verwandeln lehrte. Gott weiß, wie es kam: einmal, aber dem Himmel sei es gedankt, nur ein einziges Mal gewann der Böse volle Gewalt über mich, dann riß ich mich los aus Stolz und Scham vor mir selber; aber um meinen Seelenfrieden und die süße, innige Freude, die ich bis dahin an der Religion und Sittlichkeit gehabt, war es geschehen. Ich war bis dahin auf mein fleckenloses Leben, auf die Freiheit meines Gewissens von den Vorwürfen

über sündhafte Ausschweifungen stolz gewesen, und daß ich es jetzt nicht mehr sein konnte, ärgerte mich; daß ich meine Sünde beichten sollte, um ihrer ganz los zu werden, empörte meinen Hochmuth. Ich glaubte mein Vergehen durch Enthaltung sühnen zu können und bildete mir eine Zeitlang ein, der göttlichen Gerechtigkeit damit eine recht bedeutende Genugthuung zu leisten — als wenn es nicht meine Schuldigkeit, sondern ein Verdienst gewesen wäre, ein Mensch und nicht ein Thier zu sein!

„So vegetirte ich einige Zeit fort; der Bankerott eines Handlungshauses brachte mich um mein Vermögen, und ich war froh, als Eichwald, der Jugendfreund meines seligen Vaters, mir zum Beginne meiner Forstamts-Praxis Beschäftigung auf seinem Bureau und freie Station in seinem Hause anbot. Da fand ich mich selbst wieder und rettete meine Seele. Ich lernte Bertha kennen, die damals ein Kind von vierzehn Jahren war, schüchtern, fast einfältig, aber ein Engel an Reinheit des Herzens und Frömmigkeit, und schöner als jetzt. Ihre Schönheit zog mich an, ihre Unschuld fesselte mich; ihre entschiedene Frömmigkeit, die sie ungescheut vor mir kund gab, imponirte mir. Da ich kein Geld hatte, um Nachmittags oder Abends auszugehen, brachte ich meine freien Stunden in Gesellschaft Bertha's und ihrer Tante zu, die, wie du vorhin gehört hast, dem Forstmeister die Haushaltung führte und eine sehr gebildete Dame war — sie ist leider vor einem Vierteljahre gestorben. Da fand ich, wenn Bertha sich in unsere Gespräche über die Tagesbegebenheiten, oder über Literatur, oder über die Wechselfälle des Lebens mischte, in ihren Aeußerungen Geistesfunken, die mich überraschten. Ich sprach mit der Tante einmal über Bertha, und sie klagte über die Langsamkeit ihres Geistes, der aber doch rastlos nach Entwicklung und Aufklärung ringe. Das Mädchen stelle zuweilen Fragen an sie, die sie in Erstaunen setzten. Von da an suchte ich ihr Vertrauen zu gewinnen, und es gelang mir, indem ich ihre Wißbegierde, so viel als mir möglich war, befriedigte. Ich gewöhnte mich so an das Kind, daß ich nirgends lieber war als bei ihr. Ich that ihr Alles zu Gefallen, was ich ihr an den Augen ansehen konnte, ich betete mit ihr, ich las die heilige Schrift und Erklärungen darüber, um auf ihre häufigen Fragen über religiöse Gegenstände Antwort geben zu können. Ich sprach dann, indem ich ihr antwortete, oft mit einer Wärme über die wichtigsten Punkte unseres Glaubens und unserer Sittenlehre, die mein erkaltetes Herz nicht minder wohlthätig berührte, als sie Bertha's Herz begeisterte und ihren Verstand ergriff und schärfte. Bereits liebte ich Bertha, ohne es zu wissen, als sie mich eines Abends fragte, wie oft ich beichte. Der Blick, den sie mir auf mein aufrichtig ausgesprochenes Geständniß, daß ich schon seit drei Jahren nicht mehr gebeichtet, zuwarf, erschütterte mich bis in den Grund meiner Seele. Nach langem Schweigen bat sie mich, indem sie meine Hand ergriff, doch wieder einmal, und zwar recht bald, zu beichten.

Ich versprach es ihr und that es. Da wurde ich erst wieder ruhig, zufrieden, glücklich, und Bertha wurde noch zutraulicher und herzlicher als früher.

„So verging ein Jahr. Mein väterlicher Freund mittelte mir eine Stelle bei einem andern Forstamte aus, deren Gehalt meine wenigen Bedürfnisse deckte. In der Einsamkeit draußen fühlte ich, daß ich Bertha liebe, daß ich mit unauflöslichen Banden an sie gefesselt sei. Als ich den Forstmeister nach einem Jahre wieder besuchte, fand ich Bertha völlig zur Jungfrau herangereift, geistig herrlich entwickelt, lebhaft, freundlich, aber schüchtern wie als Kind, und verlegen mir gegenüber. Eine andere Stelle entfernte mich noch weiter von hier. Es verging über ein Jahr, bis ich Bertha wieder sah. Sie überreichte mir die Ernennung zum Aktuar in einem an das hiesige stoßenden Forstamte, aber sie gab mir in jener seligen Zeit noch mehr: das Geständniß, daß sie mich von dem Tage an liebe, an welchem ich mich ihr zu Gefallen mit Gott ausgesöhnt. Wenn ich vielleicht zur Entwicklung ihres Geistes Einiges beigetragen, so hat sie ganz gewiß meine Seele gerettet, und jedenfalls hat das Andenken an sie, der Entschluß, ihrer würdig zu werden, mich in der Ferne aufrecht erhalten, mich gegen alle Verlockungen der Sinnlichkeit gestählt.

„Da stehe ich nun, mit Allem was ich bin und habe, ein Geschöpf der Liebe, der reinen, herzinnigsten Liebe, an der Schwelle einer Zukunft, die noch mit einem dichten Schleier verhüllt ist. Eichwald duldete es, daß ich mich Bertha vertraulich näherte, so oft ich in den letzten zwei Jahren in sein Haus kam. Er wußte nicht, daß ich sie liebe, bis ich vor einem halben Jahre um ihre Hand bei ihm anhielt. Da antwortete er mir freundlich, daß er glaube, seine Tochter werde an meiner Seite glücklich werden, aber es bände ihn ein älteres Versprechen, das er halb und halb dem Professor gegeben. Ich befragte Bertha hierüber; sie antwortete mir unter heißen Thränen, daß sie nicht die Kraft in sich fühle, dem Willen des Vaters zu widerstreben. Dazu ist sie zu gewissenhaft, und überdieß entbehrt sie jetzt gerade jeden Rathes; dem meinigen mißtraut sie natürlich, weil er parteiisch ist. So weiß sie nicht, was sie thun soll. Von der Liebe zu mir wagt sie dem Vater nichts zu sagen, weil er es doch nicht begreifen würde, was jene Liebe sei, die stärker ist als der Gehorsam. Auch hat sie ihr Vater an ihrer schwächsten Seite gepackt. Er hat ihr die lebenslange hohe Freude vorgestellt, die er haben würde, wenn sie dem Professor ihre Hand reichte, der als Schriftsteller einen Namen, vor dem er darum eine Art von Ehrfurcht habe. Bertha selbst achtet den Professor seiner Kenntnisse wegen; was sie über seinen Charakter denkt, darüber hat sie sich nie äußern wollen. Sie hat wohl kaum eine Ahnung davon, daß der Professor, meiner Ueberzeugung nach, viel mehr ihr Geld als ihre Hand haben will. Ich selbst wage nicht, mit einer offenen Erklärung gegen den Forstmeister hervorzukommen, denn ich stehe dem

entschiedenen Manne wie ein Schulbube gegenüber. So ist Bertha in der That bereit, dem Willen ihres Vaters zu folgen. Ob ihr Herz darunter bricht oder aufrecht bleibt, weiß ich nicht; aber daß mein irdisches Glück zu Grabe geht, das weiß ich, wenn Bertha nicht mein wird. Da hast du meine Geschichte, mache eine Novelle daraus, wenn du willst!"

„Sie ist es schon, Freund, und in dieser Novelle bist du wirklich der einzige Held, der sich mannhaft genug bewiesen hat. Damit magst du dich trösten, wenn du etwa in der von mir projektirten Novelle keine Heldenrolle spielst und in dem Romane, den der alte Forstmeister anzettelt, wohl gar durchfällst. Aber es ist so weit noch nicht. Ich kann und will immer noch nicht glauben, daß der alte Herr die sonderbare Preiskonkurrenz ernstlich meint" ....

„Halt, Freund!" rief Werther, „da fällt mir eben zentnerschwer auf's Herz, daß ich dem Forstmeister versprochen habe, dir nichts auf meine Preisaufgabe Bezügliches mitzutheilen, und nun hast du mich mit deinen Querfragen dahingebracht, dir den Inhalt derselben im Voraus zu erzählen"...

„Ich bitte dich, Werther, quäle mich nicht mehr mit deiner Einbildung, daß an dieser Novelle dein Lebensglück hänge. Das hat Gott in der Hand, und vielleicht hat Er es dir schon längst in die Hand gegeben, und du hast nicht verstanden die Gelegenheit zu benützen. Nun aber sage mir einmal, wo wir uns denn eigentlich befinden? Wir gehen jetzt über eine Viertelstunde, und ich merke noch nichts von der Nähe unseres Gasthofes."

„Wir haben uns im Eifer des Gespräches ein wenig verlaufen, auch hätten wir vom Hause des Forstmeisters weg einen viel kürzeren Weg einschlagen können, aber ich habe nicht daran gedacht. Gehen wir noch diese Gasse durch, so kommen wir an die Brücke, und jenseits sind wir mit wenig Schritten in unserm Gasthofe."

Die Wanderer bogen um eine Ecke und betraten die Brücke. Rabenschwarz lag die Nacht auf dem Strome. Der heftige Wind, der zu wehen begonnen, seit der Regen aufgehört, hatte mit dem Gewölk am Himmel noch nicht aufgeräumt; sein Pfeifen und Dröhnen vermischte sich mit dem Rauschen der Fluthen, die er peitschte und tosend an die Pfeiler der Brücke schleuderte. Von sechs Laternen, welche auf der Brücke standen, waren die zwei dießseitigen ausgelöscht. Im matten flackernden Scheine der dritten bewegte sich Etwas am Brückengeländer. Plötzlich erhob es sich, Werther stieß einen Schrei aus, machte einen gewaltigen Satz vorwärts und sprang der Laterne zu. Der Doktor, nacheilend, sah ihn mit einem Menschen ringen, der verzweifelte Anstrengungen machte, um sich seinen Armen zu entwinden; ein Hut flog, vom Winde fortgewirbelt, in den Strom hinaus, dann fielen Beide zu Boden. Der Doktor half seinem Freunde auf, und miteinander erhoben sie den Mann in ihren Armen. „Der Unglückliche wollte sich in's

Wasser stürzen, sein Schutzengel hat uns zur rechten Zeit hergeführt." Aus einem blassen verstörten Gesichte starrten zwei hohle Augen Werther an: „Karl!" rief dieser mit höchstem Schrecken, „armer Mensch, was wolltest du thun!"

Der Angeredete erwiderte nichts. Von den Freunden mehr geschleppt als geführt, wankte er mit ihnen dem Gasthofe zu. Da legten sie ihn in Werthers Zimmer auf's Bett, wo er bald in eine tiefe Betäubung fiel. „Es ist Karl Eichwald," sagte Werther. „Wir sind Freunde geworden, weil ich das Mädchen kenne, das er liebt, weil ich seine Liebe billigte und gegen den Vater vertheidigte. Auch Magdalena ist durch ächte und gerechte Liebe besser geworden als sie war. Sie wollte durch tiefe Reue und Buße das Glück verdienen, Gattin eines geliebten Mannes zu werden, aber ich fürchte, Karl ist ihrer nicht würdig. Ich hoffe, er wird mir gestehen, was ihn zu diesem verzweifelten Schritt gebracht, was ihn überhaupt hieher zurückgeführt hat, während wir ihn auf der Reise glaubten. Ich bleibe hier in dem Zimmer und bivouakire auf dem Kanapee" — „und ich gehe in mein Zimmer und lese," sagte der Doktor. „Ich bin noch zu aufgeregt, um schlafen zu können, und hoffe in einigen Stunden, bis mir der Schlaf kommt, mit euern Novellen fertig zu sein."

Der Doktor setzte sich auf dem Sopha in seinem Zimmer zurecht und nahm die beiden Manuscripte vor. Sie hatten beide die gleiche ihm gänzlich unbekannte Handschrift, und er mußte über die Vorsicht lächeln, mit welcher der Forstmeister auch hierin jedem Einfluß zu Gunsten des einen oder des andern Concurrenten hatte vorbeugen wollen. Diese war jetzt freilich vereitelt, und gleich das erste Manuscript, das der Doktor zu lesen begann, enthielt im Wesentlichen dieselbe Erzählung, wie er sie aus dem Munde Werthers vernommen hatte — war also dessen Werk. Mit aller Ueberschwänglichkeit eines jungen debütirenden Autors, der mit der Fülle seiner Gedanken und Empfindungen noch nicht recht hauszuhalten weiß, der Schwarz auf Schwarz und Roth auf Roth aufträgt, bis ihm die Geduld ausgeht und die Farben alle bunt und wirr durcheinander laufen, aber auch mit allen Anzeichen eines wirklichen Talentes hatte Werther seine Seele ausgeschrieben. Eine liebenswürdige Naivetät, die kaum den Gedanken aufkommen ließ, daß auch der Sturm der Leidenschaften schon in dieser Brust gewühlt habe, eine tiefe, reiche, vielseitige Empfindung, die ihre Fühlhörner nach allen Seiten hin ausstreckt, woher ein warmes Lüftchen der Liebe und Begeisterung ihr zuweht, paarte sich mit einer edlen kernigen Gesinnung, die entschieden für Recht und Wahrheit einzutreten fähig ist, mit einem lebendigen festen Bewußtsein der menschlichen Würde und Bestimmung in diesem bald über die Maßen wehmüthigen, bald tollen Geplauder, dem nur das künstlerische Maß, die Formvollendung, die Kunst, Licht und Schatten gleichmäßig zu

vertheilen fast gänzlich fehlten. Das war nicht mehr der stille, schüchterne Werther, der in der Gesellschaft so einsilbig da saß, oft so verkehrt antwortete, oft so linkisch sich benahm, und der Doktor machte aufs Neue die Erfahrung, daß man einen guten Menschen erst recht kennen lernt, wenn man die Quintessenz seiner Gedanken und Gefühle geschrieben vor sich hat, und daß der bloße gesellige Verkehr, in den sich so viele Einflüsse der Außenwelt störend einmischen, nicht zu dieser Kenntniß genügt, ja oft geradezu auf Abwege führt.

Nun las der Doktor die andere Arbeit. Da sprudelte nicht die Silberquelle reiner Empfindungen, da wallte und loderte nicht die Gluth der Begeisterung für die höchsten und heiligsten Interessen des Menschengeschlechtes und des Menschenherzens, da zuckte keine Leidenschaft. Kalt und vornehm, wie in den Armsessel gelehnt, machten sich die Gedanken breit, gelehrte, weise Gedanken, jeder ein Professor der Aesthetik. Da ging ein stolzer Aristokrat, ein moderner Cato von Utika, hochgebildet, den Blick in eine Zukunft gerichtet, in welcher die gesammte Menschheit dem Cultus des strengen Rechts und der reinen Vernunft zugethan sein würde, durch eine Reihe von Ereignissen, eines spannender als das andere, mitunter sogar blendend großartig, die aber wie die Coulissen in einem Schauspiele wechselten: stand, erhobenen Hauptes weise Lehren spendend und aus der Höhe seines bereits gottgewordenen Ich's herab orakelnd, ein Gutzkow'scher Ritter vom Geist über den dummen, dumpfen, im Sinnengenusse und in unverstandener, bewußtloser Religionsübung dahinbrütenden Pöbelmassen. Aber an dem Mann war keine Spur einer entwürdigenden Leidenschaft, kein Tüpfelchen eines gemeinen Verbrechens; rein wie die Sonne stand er über einer nebelhaften Atmosphäre, freilich nur wie eine Wintersonne, die der Nebel nicht Meister wird, weil sie keine Wärme hat. Und der Ritter vom Geist übte so lange vor der sinnlichen, abergläubischen Pöbelmasse seine schimmernde Tugend, predigte so lange von der Hoheit des Ziels, ohne Laster und Lust, nur dem Cultus des freien Geistes hingegeben, zwischen Himmel und Erde zu stehen, den groben Materialismus zu verachten und den schwächlichen Gedanken an Gott und Ewigkeit aus der Brust zu bannen, die Tugend nur um ihrer selbst willen, nicht aus Gehorsam gegen ein vermeintliches göttliches Gebot, nicht wegen einer trügerischen Hoffnung auf eine jenseitige Vergeltung zu üben, — bis aus der dumpfen, wirr durch einander wimmelnden Pöbelmasse ein überspanntes Schulmeisterlein hervorsprang, das sich ihm als Knappe anbot, alle Vorurtheile seiner Kindheit abschwor und zum Lohn für seinen heroischen Entschluß in die Brüderschaft der Jünger des neuen Evangeliums, der Religion der Zukunft aufgenommen wurde. Was so der Professor, unterstützt von einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit und nicht gewöhnlicher philosophischer Bildung, aber auch mit manchen

bedeutenden Anklängen an die Ansichten und Gedanken der Schriftsteller, über die er vor Kurzem zu Gunsten der Klassiker den Stab gebrochen, in fehlerfreier, glatter, glänzender Sprache niederschrieb, dieses Gemälde eines Geistes, der keinen Gott kennt als sich selbst, und der die Tugend um so reiner findet, je weniger der Glaube daran Antheil hat, war in der Art der Durchführung ungleich vollendeter, der formellen Kritik viel unzugänglicher, als die Schülerarbeit Werthers, war würdig, mit Brockhausischen Lettern breit und sauber auf weißem Papier gedruckt von der Kritik der „Blätter für literarische Unterhaltung" als ein Produkt von hoher künstlerischer und sittlicher Bedeutung gepriesen zu werden.

Das Manuscript des Professors war längst den Händen des Doktors entfallen, der sinnend über das Verhängniß, daß der Engel der Finsterniß, der Vater der Lüge so beredte, gelehrte Apostel haben müsse, trüben Gedanken über Verblendung derer Audienz gab, die es nicht der Mühe werth finden, solchen Ausgeburten einer furchtbar verwirrten Phantasie gegenüber die Vertheidiger der Ehre Gottes und der Menschheit thatkräftig zu unterstützen, — als Werther leise eintrat und verwundert, den Freund noch wach zu finden, sich zu ihm auf's Sopha setzte. „Was beginnen wir denn eigentlich mit Karl?" fragte er. „Die Betäubung ist in einen tiefen Schlummer übergegangen."

„Den gönnen wir ihm," anwortete der Doktor, „und uns. Ich glaube es wird das Beste sein, wenn wir auch die Ruhe suchen. Ich für meinen Theil brauche sie nicht zu suchen, ich fühle das Bedürfniß zu schlafen tief und lebhaft. Geh, mein Freund, und thue dasselbe. Wenn wir ausgeschlafen haben, werden wir fähiger sein einen Entschluß zu fassen, als jetzt."

Die Freunde erhoben sich, und Werther ging der Thüre zu, kehrte aber wieder um, trat rasch an den Doktor heran und fragte hastig: „Was sagst du zu meiner Arbeit? Habe ich Hoffnung oder nicht?"

„Morgen, morgen, nicht mehr heute! sprechen alle faulen Leute," erwiderte der Doktor und drehte Werther wieder der Thüre zu. „Schlafe nur, damit du morgen deiner Bertha nicht mit übernächtigem Gesichte entgegentrittst. Es wird alles recht werden."

Bald darauf schnarchte der Doktor so verehmlich, daß Werther in seinem anstoßenden Zimmer es hörte. Er konnte nicht schlafen; der arme Junge hatte an diesem Abend zu viel erlebt; es stand ihm zu viel auf dem Spiele, als daß er die Ruhe hätte finden können, nach der er sich sehnte, und die ihn so beharrlich floh. Er blieb daher auf dem Sessel neben dem Bette sitzen und verlor sich im tiefen Sinnen über das Schicksal Karl's und seine eigene Zukunft.

Während der Morgen am trüben Himmel herauf dämmerte, erwachte Karl von seinem schweren Schlafe, richtete sich im Bette auf, suchte seine

Umgebung zu erkennen, seine Erinnerungen zu sammeln. Werther ergriff seine Hand, strich ihm über die heiße Stirne, blickte ihm mit wehmüthiger Freundlichkeit in das verstörte Gesicht. Endlich schien Karl dessen, was mit ihm vorgegangen, sich bewußt zu werden, und bedeckte, wie von Scham ergriffen, das Gesicht mit den Händen. Bald löste sich der Krampf seines Herzens in einem heftigen Schluchzen, und der Segen der Thränen träufelte auf seine unter der Gluth der Leidenschaft welk gewordene Seele. Als er ruhig geworden war, sprach Werther mit innigem Tone: „Danke Gott, daß er dich vor einem zweifachen Tode gnädig gerettet hat.“

„Der Tod wäre mir eine Wohlthat gewesen,“ entgegnete Karl düster.

„Auch wenn er deine Seele verschlungen hätte, deine unsterbliche Seele? wehe dir, wenn du auch sie gemordet hättest!“

„Wer heißt dich so zu reden?“ fuhr Karl auf.

„Die Pflicht des Christen,“ entgegnete Werther ruhig, „oder wenn du es lieber hörst, die Pflicht des Freundes. Dein Vater soll nicht umsonst mich vor dem Fluche, den die Armuth mir gebracht hätte, bewahrt haben; Leben um Leben, Seele um Seele! — Du liebst Magdalena, nicht wahr?“

„Ob ich sie liebe!“ hauchte Karl aus tiefster Brust herauf — „ob ich sie liebe! wenn ich sie nicht liebte, hätte ich nicht mit blutendem Herzen meinem Vater getrotzt, hätte ich nicht seinen Fluch verachtet, mit dem er mir drohte, wäre ich nicht hinausgestürmt in die weite Welt, weil sie es so haben wollte und er es gebot; wäre ich nicht, die Unmöglichkeit fühlend, ihr zu entsagen, hieher zurückgekehrt, hätte ich nicht gestern Abend, indem ich gewaltsam in ihre Wohnung drang, sie gefragt, ob sie mit mir fliehen wolle; wäre ich nicht, als sie mir antwortete, daß sie mir um meiner Ruhe willen entsagen wolle, wie ein Wahnsinniger fortgestürmt in das Weinhaus, und aus dem Weinhause auf die Brücke, und von der Brücke in den brausenden Strom, um den Brand zu löschen, der meine Seele verzehrt, und diesen Geist zu vernichten, der Nichts denken, Nichts sinnen, Nichts lieben kann als nur Magdalena, der keinen Gott kennt als sich selbst und Magdalena, der erst lebt, seit ich Magdalena liebe!“

„Und wenn Magdalena doch die Deinige würde, wenn dein Vater deiner Liebe seinen Segen gäbe? Ich weiß es nicht gewiß, aber ich fühle es, daß ich das Mittel in den Händen habe, dich glücklich zu machen.“

„Diesen Gedanken hat dir Gott eingegeben!“ rief Karl tief aufathmend — „oder der Geist meiner verklärten Mutter,“ setzte er sinnend, langsam jedes Wort betonend hinzu, und wiederholte es noch langsamer, noch gedankenvoller: „Der Geist meiner Mutter ..... oder Gott ..... ich habe lange nicht mehr an die Mutter gedacht, fast so lange nicht mehr, als ich den Gedanken an Gott aufgegeben habe.“

Und es ward dem Aktuar, als wehe ein Engelsfittig durch das Zimmer, und als tönten aus Engelsmunde ihm mächtige, heilige, kräftige Worte in die Seele. Aus ihnen heraus kam ihm das Verständniß des Geheimnisses der Liebe, die Gott der Herr geschaffen, und des Zusammenhanges, in dem sie mit dem Glauben steht. Was er nie gewußt, nie geahnet, das fühlte er aus diesen geheimnißvollen Worten, und so wie sie ihm zutönten und wie Geisterstimmen in seine Brust flüsterten, nahm er sie aus der Brust wieder hervor und verband sie mit dem weichsten, mildesten, liebevollsten Tone seiner Stimme, und sie klangen wie Osterglocken in das erstarrte, wie eine Winternacht durchkältete Herz des Armen. Es waren so wunderbare, zaubermächtige Worte, die der Aktuar sprach, so lebensvolle, frühlingschimmernde, hoffnungglänzende, liebestrahlende Gedanken, wie sie nur selten in eines Menschen Mund, in eines Menschen Herz kommen, und die ich darum nicht nachsagen kann, wie der Aktuar selbst sie nicht mehr weiß. Aber diese Worte, die wie das Schlummerlied der Mutter klangen, und diese Gedanken, die so leuchtend waren, wie sie nur aus Gottes lichtem Himmel kommen können, brachten den Sturm der Leidenschaft zur Ruhe, und weil sie von Gott gesendet waren, führten sie zu Gott zurück. Der Aktuar sprach von Magdalena, und Karl hörte von seiner Mutter; der Aktuar sprach von der Liebe, und Karl hörte die Wundermähre vom Glauben. Der Aktuar rief die Erinnerungen aus der Kindheit wach, in welcher Karl in dem Arm seiner Mutter am Bett gekniet und das Abendgebet mit erhobenen Händchen und einem wundersüßen Unschuldfrieden im Herzen gesprochen hatte, und die Götzen des Heidenthums, denen der Professor in der Knabenbrust einen Tempel erbaut hatte, stürzten vor dem Muttergottesbildchen zusammen, das aus dem Schlafzimmer heraus dem verlornen Sohn in unnennbarer Schönheit vor die Augen trat. Der sonnenhelle Morgen des Glaubens stieg wieder in seiner Brust herauf, wie er seine Kindheit verklärt hatte, und die Liebe verbreitete sich darüber wie ein rosiger Duft. Der Aktuar redete ihm die Liebe zu Magdalena nicht aus, aber er verklärte sie mit dem Himmelsglanze der Opferwilligkeit und der Gottesliebe, denn der fehlte ihr noch, um rein zu sein, und Karl schwor, an Magdalena nicht mehr zu denken, von ihr nicht mehr zu sprechen, bis er mit Gott sich ausgesöhnt haben würde. Und als so der Aktuar die Mission, die ihm zu Theil geworden, vollendet hatte, brach er zusammen und lehnte auf einem Stuhle, bis von der Kirche herüber das erste Glockenzeichen zur Messe ertönte.

Es war halb sieben Uhr Morgens. Der Aktuar kam in das Zimmer des Doktors und weckte ihn. „Freund,“ rief er, „Karl ist für den Glauben wieder gewonnen!“

„Das hat die Liebe gethan, sehr natürlich," entgegnete der Doktor. „Aber du bist ja schon angekleidet und hast den Hut in der Hand, wohin?"

„Ich gehe mit Karl in die Liebfrauenkirche, wohin Bertha wahrscheinlich auch heute wie sonst um sieben Uhr zur Messe kommt. Willst du nicht mitgehen?"

„Nein, ich bin zu müde und abgespannt und bedarf noch der Ruhe. Wecke mich um acht Uhr."

„Glücklicher Mensch, der du schlafen kannst, während mich die Angst verzehrt! Sage mir doch wenigstens jetzt, gewinnt der Professor oder gewinne ich?"

„Ihr fallt Beide durch," brummte der Doktor und kehrte sich auf die andere Seite.

Schweigend, Arm in Arm, gingen die Beiden ihren Weg. Als sie auf der Brücke an der Stelle vorüberkamen, an welcher Karl gestern den Tod gesucht, drückte er Werther's Arm und sprach mit dem Tone innigsten Dankes: „Ich werde dir nie vergessen, was du für mich gethan hast!" Dann setzten sie wieder lautlos ihren Weg fort.

Die Messe war vorüber. Karl wollte beichten, blieb deßwegen in der Kirche und bat den Freund, ihn um zehn Uhr abzuholen und dann gemeinschaftlich mit ihm in das Vaterhaus zurückzukehren. Bertha war nicht in der Kirche gewesen. In tiefem Sinnen über die nächste Zukunft ging Werther allein in den Gasthof zurück. Tiefer und tiefer dachte er sich in den Entschluß hinein, den er zu Karl's vollständiger Bekehrung gefaßt. Es fiel ihm so leicht, für Andere ein Opfer zu bringen; wenn es galt, etwas Gutes zu thun, dachte er nie an sich, und dann wurde dieser schwache, im gewöhnlichen Leben wie ein Rohr schwankende Mensch stark und ein Held der Liebe.

Als er in den Gasthof zurückkam, schlief der Doktor noch, stand aber rasch auf. „Weißt du wohl, Werther, daß ich heute auf den Forstmeister Sturm laufen will? Es wird darum gut sein, wenn ich mit ihm allein bin; Du kommst mit Karl später nach, und dann werden wir sehen, wie wir die Sachen schlichten.

„Ich soll Karl um zehn Uhr in der Liebfrauenkirche abholen und zu seinem Vater zurückbegleiten."

„Das trifft sich gerade recht; bis dahin hoffe ich mit dem Forstmeister fertig zu sein."

III.

Der Doktor befand sich mit dem Forstmeister und mit Bertha allein am Frühstückstisch. Nachdem er Werthers Abwesenheit entschuldigt hatte, sprach Eichwald: „Wir werden heute leichter zum Ziele kommen, als gestern,

wo die vom Professor geäußerten, mit den unsrigen kontrastirenden Ansichten uns vielfach hemmten und störten. Es liegt mir viel daran zu erfahren, ob das Hausbuch, das ich so werth halte, nach Ihrer Ansicht nothwendig in der Bahn bleiben müsse, die es eingeschlagen hat."

„Freilich muß es das," entgegnete der Doktor; „ich will Ihnen aber auch sagen, warum. Wir sind gestern bei dem Satze stehen geblieben, daß die heutige Poesie das Unrecht zu sühnen habe, welches die des vorigen Jahrhunderts an der Religion begangen, ja daß sie überhaupt an der Wiedererhebung des religiösen Bewußtseins mitarbeiten müsse, wenn sie ihre Aufgabe recht erfüllen wolle. Das geben Sie zu, nicht wahr?"

„Ja, ich gebe es zu, und zwar so weit, daß sie, um diesen Zweck zu erfüllen, in alle Gebiete des menschlichen Wissens und Lebens hinausgreifen darf, in welchem sie nur immer Mittel zu ihrem Zweck finden kann."

„Gut. Die Poesie ist also schuldig, die positive Religion, welche der Inbegriff des Glaubens sowohl als der Sittlichkeit ist, zu verherrlichen, die Erhabenheit des Glaubens und der Tugend dem Volke vor Augen zu führen und sie ihm unablässig vorzuhalten. In diesem Wirken tritt sie aber nicht bloß der Erbschaft der Vergangenheit, sondern auch Dem entgegen, was die Gegenwart leistet. Sie findet auch jetzt, und jetzt eigentlich mehr als je, ihr Heiligthum entweiht von gotteslästerlichen Gedanken, von den Ausgeburten einer unreinen Phantasie; es gibt eine Unzahl von Schöpfungen, die wir einstweilen noch poetische nennen wollen, die es aber nicht sind, weil sie Gott, den Geber aller guten Gaben, also auch der geistigen, also auch der Poesie, in's Angesicht schlagen und den Urgrund ihres Daseins verläugnen. Wenn sie ihres göttlichen Ursprunges würdig sein will, muß sie alle diese Mißgeburten perhorresziren, sich von ihnen lossagen, sie vernichten, indem sie ihnen andere, des Menschen würdigere Schöpfungen entgegensetzt. Nun sehen Sie sich um in unserer heutigen schöngeistigen Literatur. Die Mehrzahl ihrer Produkte mißachtet nicht bloß den Glauben, sie entwürdigt und beschimpft auch die Liebe."

„Die Liebe und wieder die Liebe" — unterbrach ihn der Forstmeister ungeduldig. „Was wollen Sie damit sagen? Ich kenne keine Liebe, als die Liebe zu Gott und die der Eltern und Kinder, der Geschwister zu einander. Außer dieser erkenne ich keine andere als berechtigt an."

„Die Liebe, von der ich hier rede, ist die Liebe der Geschlechter. Erschrecken Sie nicht, Herr Forstmeister, wenn ich sage, daß diese im Hausbuch Platz finden muß, weil sie noch berechtigter ist, poetisch verherrlicht zu werden, als die Eltern- und Geschwisterliebe. Hören Sie mich an. Der Schöpfer hat die Geschlechter in ihrer Leiblichkeit geschieden, damit sie im Geiste durch die Liebe sich wieder vereinigen und in dieser Vereinigung ein Abbild seien jener unendlichen, uns unfaßbaren Liebe, mit welcher Er alle

seine Geschöpfe umschließt. In Liebe regiert Gott die Welt, und seine Gerechtigkeit selbst, seine Strenge ist nur Liebe. Der Liebende soll, wie er um Gottes willen ein irdisches Wesen liebt, in dem geliebten Gegenstand Gott lieben; denn eine Liebe ohne Gott ist allerdings keine, sondern nur sinnliche Lust. Aber eine Liebe um Gottes willen, eine Liebe, die nach Vereinigung sich sehnt, weil Gott selbst ihr dieß als einen Theil ihrer Aufgabe vorgesetzt, eine Liebe nach dem Vorbild der Liebe Gottes ist das edelste, reinste, erhabenste Gefühl, dessen der Mensch fähig ist. Eine solche Liebe hat die Eigenschaften, die der heilige Paulus ihr zuschreibt; sie vermag Alles, sie trägt Alles, sie duldet Alles, sie kann Opfer bringen, wie Gott aus Liebe seinen Sohn in den bittersten Tod dahingegeben, und dieses Opfer selbst ist wieder Liebe. Darum, weil das Heidenthum kein Opfer hat, kennt es auch die Liebe nicht; das Christenthum aber, das sein Entstehen dem höchsten und vollendetsten Opfer verdankt, welches je aus Liebe gebracht worden, das kennt darum auch die Liebe, das besteht sogar durch sie fort, und gleichsam aus Dankbarkeit für diese seine Mutter weiht es mit seinem Segen, mit einem Segen, den die Kirche in heißen Gebeten von Gott erfleht, jede Liebe von Mann und Weib, die seinen Segen begehrt und gläubig nach ihm trachtet.

„Das ist die Liebe, von der ich rede, und diese Liebe ist der Mittelpunkt unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, und die Liebe der Eltern und Geschwister ist nur eine untergeordnete Art derselben. Der Mensch muß lieben, soll lieben; wer aber der irdischen Liebe entsagen kann, wer ihr um Gotteswillen entsagt, wer diese irdische Liebe, die er ohnehin Gott weihen soll, damit sie eine rechte sei, Gott ganz aufopfern kann, und wer dieses Opfer bringt, um in der ungetheilten Liebe zu Gott ganz und ungestört nur seinem alleinigen Dienste leben zu können, der ist mehr als ein Mensch, der ist nahe dem Engel. Der Mensch als solcher aber ist nicht schlechter, wenn er liebt, sondern besser, und um so besser, wenn er in der rechten Weise liebt.

„Aus diesem Grunde nenne ich die Liebe den Mittelpunkt unserer heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse, darum erscheint sie als der würdigste Gegenstand der Kunst, als berechtigt, in allen Formen derselben dargestellt zu werden, so lange sie in Verbindung mit ihrem Quell, mit Gott bleibt. Sonach ist sie auch der würdigste Gegenstand der weltlichen Poesie, und es fällt Ihnen wohl kaum ein zu läugnen, daß die Poesie auf der höchsten Stufe ihrer Leistungen Gottes Liebe zum Menschen und des Menschen Liebe zu Gott preisen und verherrlichen müsse. Wenn aber die Poesie die Quelle der Liebe, Gott, preisen soll, so wird sie wohl auch das Abbild der göttlichen Liebe, die der Geschlechter, die ja, wie gesagt, nur im Leibe geschieden sind, um im Geiste sich wieder zu vereinigen, preisen und verherrlichen dürfen. Hat doch die Kirche selbst ein Liebeslied in die Zahl der kanonischen Bücher

aufgenommen, jenes Hohe Lied Salomons, das seine Bilder aus dem Gedankenkreise der irdischen, der Liebe der Geschlechter entlehnt. Ein Gefühl also, das Gott selbst durch den Mund seiner Kirche gesegnet und geweiht wissen will, muß doch wohl im höchsten Grade berechtigt sein. Und weiter! Was macht die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes zu einer heiligen Pflicht, zu einer ehrwürdigen Aufgabe der Ehe? Wieder nur die Liebe; wo Liebe ist, da ist die Ehe heilig; wo nur sinnliche Lust ist, da ist die Ehe eine fortgesetzte Sünde. Das Menschengeschlecht soll seine Fortdauer, die es dem Geiste nach von Gott hat, dem Leibe nach der Liebe verdanken, und diese Liebe sollte nicht gepriesen, nicht verherrlicht werden dürfen?"

„Ich stimme darin mit Ihnen überein; vermag aber noch immer nicht abzusehen, warum gerade auch das Hausbuch da mit eingreifen soll?"

„Das verlangt sein Zweck, der im Titel ausgesprochen ist. Es ist das „Hausbuch" für christliche Unterhaltung. In wie enger Verbindung die Liebe mit der Idee, der Geschichte und der Aufgabe des Christenthums steht, haben wir eben erörtert; eben weil das Hausbuch der christlichen Unterhaltung geweiht ist, hat es das Recht nicht nur, sondern die Pflicht, von der Liebe zu sprechen, und weil es weiterhin der Unterhaltung dienen soll, hat es abermals das Recht nicht nur, sondern die Pflicht, von der Liebe zu sprechen. Es ist, beiläufig bemerkt, ein weit verbreiteter Irrthum, von dem auch Sie befangen sind, daß am Titel des Hausbuches der Nachdruck auf dem Beiwort christlich liege, und daß ferner christlich gleichbedeutend mit religiös sei. Wäre dieß der Fall, dann allerdings müßte es sich auf dem Gebiete und in dem Kreise bewegen, müßte den Zweck sich vorgesetzt haben, wovon Sie gestern Abend sprachen. Es würden aber viele Mißverständnisse wegfallen, viele scheinbaren Kontraste zwischen dem Titel und dem Inhalt des Hausbuches verschwinden, wenn mein Publikum sich stets vergegenwärtigen wollte, daß das Hausbuch seiner Unterhaltung dienen, daß es seine Leser in den Stunden der Muße, der Erholung heimsuchen und sie mit Bildern aus dem Leben und der Geschichte, wie mit Phantasiegebilden, ergötzen oder rühren, anregen und geistig erfrischen soll. Sein Inhalt soll vor ähnlichen Sammelwerken, wie die Meidinger'sche „Romanbibliothek," oder das Kobersche „Album," oder das „Illustrirte Familienbuch des österreichischen Lloyd" nur dieß, aber dieß Wesentliche und Charakteristische voraushaben, daß es Nichts gegen den positiven Glauben, Nichts gegen die Grundsätze wahrer Sittlichkeit, überhaupt Nichts enthält, was die christliche Gesinnung seiner Leser verletzen könnte, ohne darum diese Tendenz zu predigen oder sie mit Ostentation zur Schau zu tragen; daß es den Menschen als Christen betrachtet, eben darum aber auch seine Beziehungen zur Gesellschaft durch den christlichen, also wirklich rein menschlichen Standpunkt, auf den es ihn und sich stellt, weiht und veredelt.

„Doch ich komme zu weit von meinem Wege ab. Weil unsere heutige Belletristik nicht mehr vom Glauben durchdrungen ist, hat sie auch das Verständniß für das reine erhabene Wesen der Liebe verloren, hat sie in den Staub der Erde, in den Schmutz grober Sinnlichkeit niedergezogen. Das reinste Verhältniß der irdischen Liebe, die Ehe, ist dieser Literatur bereits zum Spott geworden. Sie kennt keine von Gott in's Herz des Mannes, des Weibes gelegte Liebe, sondern nur den sinnlichen Trieb, und was dieser Trieb thut, wozu er den Menschen bringt, was er für konventionelle Folgen hat, das ist der Inhalt der meisten poetischen Produkte unserer Zeit, des Romans, der Novelle, des Drama's. Nur die Lyrik hat noch die Ahnung von der ursprünglichen Heiligkeit der Liebe sich theilweise gerettet.

„Wie die Poesie überhaupt am Glauben, so und noch ungleich schwerer und mit ebenso furchtbar verderblichen Folgen haben sich die poetische Erzählung und das Drama an der Liebe versündigt. Und hier erkennt das Hausbuch, als ein Produkt christlicher Poesie, als ein zur Mitwirkung in der Wiedererhebung der Gesellschaft gegründetes Unternehmen, die andere Seite seiner Aufgabe: es soll und will, wie die christliche Poesie überhaupt, die Liebe der Geschlechter wieder in die heiligen Rechte einsetzen, die sie von Gott empfangen hat, soll und will sie vor den Augen aller Menschen wieder als das hinstellen, was sie ist und als was allein sie Leben und Dauer hat, als das Abbild der göttlichen Liebe. Und das Hausbuch braucht zur vollständigen Erfüllung seiner Aufgabe nicht einmal seine Thätigkeit zu spalten; das Hausbuch, wie die christliche Poesie überhaupt, können zugleich den Glauben und die Liebe preisen und verherrlichen und auf den ihnen gebührenden Ehrenposten zurückführen; denn ohne Glauben gibt es keine Liebe, wie ohne Liebe keinen Glauben. Wie kann man es also dem Hausbuch verargen, wenn es die mannigfachen Verschlingungen und Wechselfälle, die sich im Leben der irdischen Liebe finden, seinen Lesern vorführt? Es kommt dabei noch ganz besonders in Betracht, daß es nicht für Kinder bestimmt ist, die freilich das Wesen der Liebe nicht verstehen, und die darum an Einzelnem Anstoß nehmen können, sondern für die reifere Jugend und vor Allem für Erwachsene, denen doch wohl recht oft wird gesagt und in der mannigfachsten Weise vor Augen gestellt werden dürfen, daß die Liebe das Höchste im Leben und das Heiligste ist, und darum von jeder Entweihung, vor jedem Frevel, den selbst ein leiser Gedanke an ihr begehen kann, muß freigehalten werden."

„Sie eröffnen mir da," bemerkte der Forstmeister, „eine Einsicht in das Wesen der Liebe, die mir trotz meiner fünfzig Jahre gewissermaßen neu ist; ich habe in der That nie so tief über das Wesen der Liebe und der Poesie und über den innigen Zusammenhang beider nachgedacht, sonst würde mir auch die Bestimmung des Hausbuches eine andere erschienen sein."

„Was insbesondere den Zusammenhang zwischen der Liebe und der Poesie betrifft, so muß ich noch Einiges nachträglich bemerken, weil ich nun doch einmal das Wort habe und diese Gelegenheit benützen möchte, um vollends Alles auszusprechen, was mir auf dem Herzen liegt. Es ist dieser Zusammenhang so innig, daß die Liebe den, dessen sie sich einmal so recht bemeistert hat, zur Poesie drängt; daher finden Sie, daß die meisten Verliebten Verse machen oder wenigstens machen möchten, jedenfalls aber Verse gerne lesen. Je inniger aber die Liebe, desto größer ist der Drang, sie in einer würdigen Umkleidung einem größeren Kreise bekanntzugeben, oder auch nur sich selbst in der Stille des Kämmerleins sie vorzusingen; und je heißer die Liebe, desto glutvoller, begeisterter, poetischer werden die geistigen Erzeugnisse, die diesem Gefühl ihren Ursprung verdanken. Daher haben die Heiligen die feurigsten Lieder von der Liebe Gottes und zu Gott gesungen; die Lieder des seraphischen Franziskus z. B. und der italienischen Franziskaner, oder die der heiligen Theresia erreicht an Hoheit der Gedanken, an Adel, Reichthum und Schwung des Ausdruckes keine jener Poesien, die irdische Liebe zum Gegenstande haben. Nicht minder haben die begabtesten und begeistertsten christlichen Dichter der neuesten Zeit, Pape, Redwitz und Bonn die irdische Liebe verherrlicht, indem sie die reine sittliche Liebe besangen und ihre Schicksale erzählten, und der getreue Eckart, Amaranth und Wolfram sind ja auch von Ihnen hochgeachtet. Ich brauche mich daher nur auf diese Werke als auf Autoritäten zu berufen."

„Aber wenn Sie einmal, wie ich nun nicht mehr widerstreiten kann, mit Recht der Liebe eine hervorragende Stelle im Hausbuche einräumen, ja sie sogar in ihrer idealen Bedeutung zum Mittelpunkt der poetischen Darstellungen machen, so werden Sie wohl nicht umhin können, auch der Irrfahrten des menschlichen Herzens im Gebiete der Liebe zu gedenken?"

„Allerdings nicht; ich darf und muß, um die Schönheit und Naturgemäßheit, die volle Berechtigung der sittlichen Liebe recht augenfällig darzustellen, auch ihren Gegensatz herbeiziehen, wie dieß bei jedem künstlerischen Gebilde nicht bloß erlaubt, sondern oft sogar geboten ist, wie der Maler das Licht durch den Schatten verherrlicht, und der Komponist in die Symphonie Töne einflicht, die, allein gehört, unser Ohr unangenehm berühren, in Verbindung mit den andern aber sich zur klangvollsten Harmonie gestalten. Selbst vom Standpunkte der sittlichen Belehrung, nicht bloß von dem der Kunst aus, ist diese Mischung des Schönen mit dem Unschönen geboten, wie der Sittenlehrer sich nicht darauf beschränkt, bloß die Schönheit der Tugend zu preisen, sondern auch die Häßlichkeit des entgegenstehenden Lasters wenigstens in Umrissen zeichnet. Daher können ich und meine Mitarbeiter nicht umhin, auch der Verirrungen, denen die Liebe, als ein in einer M e n s c h e n b r u s t wohnendes Gefühl, unterworfen ist, zu gedenken,

sie mit dem vom Dichter ihnen deutlich aufgedrückten Gepräge der Verwerflichkeit in der das Anstandsgefühl möglichst schonenden Weise der sittlichen Liebe entgegenzustellen. Wir laufen dabei allerdings Gefahr, mit den Ansichten einiger unserer Leser in Widerspruch zu gerathen; aber diese Gefahr müssen wir um unseres Zweckes willen wagen. Ich ehre die Anforderungen, welche meine Leser an die sittliche Reinheit unserer Darstellungen machen; aber ich möchte sie nicht in Prüderie ausarten sehen, und am allerwenigsten bin ich gesonnen, denen zu Gefallen zu sein, welche am Hausbuch Mücken seihen wollen, in den Romanen unserer Gegner aber Elephanten verschlucken können. Leider haben, beiläufig bemerkt, alle in's Leben eingreifende Leistungen auf dem katholischen Gebiete, Poesie und Kunst, Wissenschaft und Journalistik, von dieser Mückenseiherei unendlich viel auszustehen, und unsere Gesinnungsgenossen pflegen an unsere Leistungen einen viel strengeren Maßstab als an die der Gegner zu legen und viel höhere Anforderungen zu stellen, als wir, Menschen wie wir sind, zu erfüllen vermögen."

„Ich gestehe aufrichtig, daß ich selbst zu diesen Mückenseihern bisher gehört habe; aber ich werde mich bemühen, mich dieser üblen Angewöhnung zu entschlagen und mich auf den Standpunkt zu stellen, den ich jetzt durch Sie kennen gelernt habe, und der mir der richtige zu sein scheint."

„Dann werden Sie nächstens Gelegenheit haben, den Bestand Ihrer neu gewonnenen Ansichten an einer Erzählung des Hausbuches zu prüfen. Es befindet sich unter den zur Preiskonkurrenz mir eingesandten Novellen eine unter dem Titel: „Zweifache Liebe," die möglicherweise einen Preis gewinnt. Da erblicken Sie die Liebe selbst eines edlen Mannes auf Abwegen, eine Liebe voll Glut und Leidenschaft, deren Schicksal uns die wichtige sittliche Lehre gibt, daß zum Gedeihen und zur lebensthätigen Entwicklung der Liebe eine gewisse Höhe der Gesinnung gehört, die beide Theile einander gleichstellen muß. Der Frau fehlt hier diese Höhe der Gesinnung, die Opferfähigkeit, die Religion. Sie liebt den Mann nicht aus Neigung, sondern aus Langweile. Der Held der Erzählung selbst aber zeigt, daß er der rechten Liebe fähig ist, weil er die Liebe zu einem andern, seiner würdigeren Wesen Gott aufopfert.

„Ich höre, indem ich mir diese Erzählung gedruckt denke, schon das Verdammungsurtheil „anstößig" aus manchem Munde; aber dieß kann mich nicht hindern sie jedenfalls aufzunehmen, denn ich bin überzeugt, daß sie denkenden Lesern keinen Anstoß geben könne, und daß alle diejenigen ihre Aufnahme billigen, welche den himmelweiten Unterschied zwischen dieser Erzählung und vielen andern ähnlichen Inhalts, aber anderen Geistes, zu würdigen wissen. Sie wird ihnen nur beweisen, daß auch die Irrgänge des Herzens, die in den wirklich unsittlichen poetischen Erzeugnissen eine so große Rolle spielen und so gräulich im Dienste der feinen Wollust, des unzüchtigen

Ohrenkitzels mißbraucht werden, in edler und sittlich-belehrender Weise geschildert werden können."

„Ich begreife, daß Sie mir jetzt erst recht zum Verständniß bringen können, was Sie mit Ihrem Sonettenkranz „Triumph der Liebe" wollten. Endigen wir also unsere Unterredung damit, womit wir sie begonnen haben, und beantworten Sie mir nun die Frage, die ich gestern Abends an Sie stellte."

„Recht gerne; ich wollte ohnehin eben darauf kommen. Das „Präludium" und das Sonett „Erstes Lieben" wird von keiner Seite her getadelt werden. Daran schließen sich nun, stufenweise fortschreitend, die verschiedenen Phasen der Liebe, d. h. einer nicht vom Glauben getragenen: der Jubel des Bräutigams, der kein Wort des Dankes gegen Gott hat; dann das Drängen und Bitten, das Jammern und Verzweifeln einer ebenso des höheren Aufschwungs baaren Liebe, das „Schmerzlich Lieben"; weiterhin im Uebermaß des Liebesschmerzes, das „Gottlos Klagen" und endlich das „Trübe Sehnen" nach einem Etwas, das dem schmerzlich Liebenden und gottlos Klagenden so lange unerreichbar ist, als er nicht fähig wird, sein Gefühl zu läutern oder es ganz von sich zu thun. Das Sonett „Mattes Leben" faßt diese verschiedenen Phasen einer, ich wiederhole es, bloß irdischen, von der Religion nicht getragenen und geweihten Liebe in dem Doppelgedanken zusammen: „Sie können hier den Himmel nicht umfangen, es kann der Himmel hier sie nicht erreichen," eben weil sie außer dem rechten Wege stehen. Die „Wendung" zeigt nun die mannigfaltigen Wege der Umkehr von dem bloß irdischen Sinnen und Trachten zu dem festesten Anker der Hoffnung, und es beginnt ein „Neues Leben", wieder von verschiedenen Seiten betrachtet, das aufwärts blickt und strebt, von verschiedenen Standpunkten aus dem einen und nämlichen Ziel, nämlich der reinen und ungetrübten Gottesliebe zusteuert und mit dem Tode um Gottes willen seinen würdigsten Abschluß findet. Da haben Sie also bloß sinnliche, thörichte Liebe, die kein höheres Ziel kennt, als die Vereinigung für die Dauer des Lebens, rasende verzehrende Leidenschaft und ihre Folgen, verschmähtes Schmachten mit Anklängen an Sentimentalität, die immer da Platz greift, wo das Herz gegen die Stürme des Lebens nicht den Schild des Glaubens erheben kann. Weil aber der Triumph der Liebe besungen werden sollte, konnte in dem Gegensatz der bloß sinnlichen und irdischen Liebe gegen die überirdische, Gott zugewandte, das Verhältniß einer, wenn auch sittlich reinen, doch immerhin irdischen Liebe keinen Platz finden, wie denn überhaupt diese nicht sowohl in der Lyrik als vielmehr im Roman und seinen Arten und im Drama zur künstlerischen Darstellung gelangen kann, hier aber auch durch die Anknüpfung an die übersinnliche Liebe verklärt und gerechtfertigt werden muß."

„Sie haben mich," sagte der Forstmeister, „durch Ihre Auseinandersetzung

zu hohem Dank verpflichtet und mir so recht eigentlich das Herz warm gemacht. Es drängt mich daher, Ihnen, den ich bereits als meinen und meines Hauses Freund betrachte, von einem Verhältniß Mittheilung zu machen, in das ich, wie ich jetzt glaube, nicht in der rechten Weise eingegriffen habe, weil ich bisher nicht an die Liebe glaubte, sondern nur an die Autorität. Ich möchte von Bertha reden, und kann es eben jetzt, da sie uns verlassen hat und, von häuslichen Geschäften in Anspruch genommen, nicht so bald zurückkehren wird. Meine Tochter hat, wie mir scheint, alle nöthigen Eigenschaften, um einen braven Mann glücklich zu machen, und ich habe lange Umschau gehalten, um unter den jungen Männern unserer Bekanntschaft einen zu finden, dem ich sie anvertrauen könnte. Ich habe vielleicht schon darin gefehlt, daß ich nicht ihr die Wahl überließ und meine Sorgfalt für sie nicht darauf beschränkte, sie dabei zu leiten und zu berathen.

„Ich schwanke nun zwischen dem Professor Silberling und dem Aktuar Werther, die in ihrem Aeußern sich so ziemlich die Wage halten. Jener ist zwar älter als dieser, aber doch noch für Bertha nicht zu alt. Er ist seit vielen Jahren mein Hausgenosse, hochgebildet, geistreich, thätig, im Besitze eines geachteten schriftstellerischen Namens, von unbescholtenen Sitten, und wenn er auch gleichgiltig ist gegen die Religion, könnte ihn Bertha durch geschickte Behandlung und durch das Beispiel ihrer ungeheuchelten Frömmigkeit gewiß auf andere Gedanken bringen. Er würde, wenn ich ihm meine Tochter gäbe, im Hause wohnen bleiben, und ich entbehrte dann weder seinen noch ihren Umgang, was mir von um so höherem Werthe ist, je näher ich dem Greisenalter komme. Und daß ich sie ihm gebe, ist fast schon eine ausgemachte Sache, seit Bertha sich zur Jungfrau entwickelt hat. Er hat namentlich ihr geistiges Wachsthum mit reger Aufmerksamkeit und Theilnahme verfolgt, und als ich einmal im Scherz zu ihm sagte: „Das Mädchen gäbe eine Frau für Sie," ging er sogleich mit Freuden auf diesen Gedanken ein, und obwohl wir seitdem nie mehr ausdrücklich über diese Sache gesprochen haben, betrachte ich sie doch wie ausgemacht.

„Zu Werther zieht mich eine warme väterliche Zuneigung; ich sehe ihn an und liebe ihn wie meinen Sohn. Ich bin, da ich ihn von Kindheit auf kenne, so gewöhnt, ihn mir als Knaben zu denken, daß mir erst seit anderthalb oder zwei Jahren der Gedanke gekommen ist, er könne wohl auch auf die Hand meiner Tochter Anspruch machen, und ich würde sie ihm geben, wenn mich nicht jenes halbe Versprechen an Silberling bände, und wenn nicht Werther selbst mir einiges Mißtrauen einflößte. Es scheint mir, daß er nicht Manns genug ist, um den Herrn im Hause vorzustellen; sein Gemüth ist so weich, sein Charakter so schwach; er scheint mir einer entschiedenen Handlung, eines maßgebenden Eingreifens, eines kräftigen Auftretens nicht fähig, nicht im Besitz jener imponirenden Autorität und geistigen Ueberlegen-

heit zu sein, deren ein Mann gegenüber der Frau bedarf. Und doch that es mir weh, ihm alle Hoffnung zu rauben. In meiner Verlegenheit griff ich daher zu dem Auskunftsmittel, das Ihnen vielleicht sonderbar vorkommt, nämlich den Entscheid über diese Sache der Vorsehung zu überlassen, und Sie sollten das Orakel der Vorsehung sein. Ich gestehe, daß ich es jetzt bereue, diesen Schritt gethan zu haben."

„Er hat zum Glück keinen Schaden gebracht," fiel lachend der Doktor ein. „Ich habe gestern Abend noch die beiden Arbeiten gelesen und kann Ihnen jetzt gleich den Bescheid darauf sagen. Es wird weder die Erzählung des Professors, noch die meines Freundes gedruckt, wenigstens nicht im Hausbuch. Jene ist so schneidend kalt, so vom Geiste der Verneinung durchweht, so von Abneigung, ja von Haß gegen das positive Christenthum erfüllt, ich möchte sagen, so gottlos, daß ich sie trotz ihrer glänzenden Sprache und ganz fehlerfreien Durchführung, trotz des Phrasengeklingels von Tugend, womit sie groß thut, unmöglich dem Hausbuch einverleiben könnte, ohne mir ganz gegründete Vorwürfe darüber zuzuziehen. Ich möchte beinahe wetten, daß der Herr Verfasser es darauf angelegt hat, durchzufallen."

„Glauben Sie?" unterbrach der Forstmeister den Doktor in einem Tone, als sei ihm ein Stein vom Herzen gefallen.

„Ja, das glaube ich," versicherte der Doktor, „und ich glaube ferner, daß der Herr Professor seine Gründe hat, Ihnen Ihr Wort zurückzugeben, daß ihm Bertha's Frömmigkeit unheimlich wird. Bei seinen Ansichten über Religion, über das Christenthum, über christliche Poesie und folgerecht über das Hausbuch konnte es ferner ihm unmöglich Ernst damit sein, seinen Namen in diesem ultramontanen Hausbuche zu sehen."

„Nun, und Werthers Erzählung?"

„Ist so formlos als möglich. Zwar athmet sie, ohne alle Ostentation, die innigste Religiosität, eine reine rückhaltlose Hingabe an die christliche Tugend; aber die Durchführung ist fast ganz regellos, eine lückenhafte Aneinanderreihung von Gedanken und Bildern, die untereinander nur in einer losen Verbindung stehen, die ich nur verstanden habe, weil Werther mir zuvor absichtslos die Geschichte seines Lebens und seiner Liebe erzählt hatte. Aus diesem Grunde kann ich auch seine Erzählung nicht brauchen, und Ihnen ist es freigestellt, einen Entschluß zu fassen. Aber wenn ich, auf das Wohlwollen mich stützend, mit dem Sie mir eine so zarte Angelegenheit aus Ihrem häuslichen Kreise anvertraut haben, meine Meinung sagen dürfte, so ginge sie dahin, daß Sie meinem Freunde Ihre Tochter geben. Und es kömmt mir beinahe vor, als wenn Sie ihm wirklich sie geben würden."

Sinnend saß der Forstmeister da. „Also die Erzählung des Professors ist gottlos, sagen Sie, und keine Spur von Liebe darin? Und wo rechte reine Liebe ist, da sollte sie doch bei einer solchen Arbeit, namentlich bei dem

Anlaß, der dazu gegeben war, durchbrechen, sich äußern, das Ganze durchdringen und durchwehen?"

„Allerdings, und — darf ich frei von der Brust reden?"

„Reden Sie, junger Freund."

„Wohlan, ich habe aus der Erzählung des Professors herausgelesen, daß er sie Ihnen zu Gefallen geschrieben hat, indem er sich hütete, von der Liebe darin zu reden, weil er Ihre Ansichten darüber kennt. Seine irreligiösen Ansichten hat er unter der gleißenden Hülle strengen Rechtsgefühls geschickt genug versteckt, und er baute überdieß auf Ihre bisherige Toleranz. Und ich habe ferner herausgelesen, daß er Bertha nicht liebt, weil er nicht von der Liebe redet, und weil er sich überhaupt dem Ausgang dieser Konkurrenz unterwerfen konnte, in welcher er wenigstens, bei seinen Ansichten, eine Fügung der Vorsehung nicht zu erkennen vermochte. Aus der Erzählung Werthers aber habe ich herausgelesen, daß er Bertha innig liebt, und aus seinem Munde weiß ich, daß Bertha ihn liebt. Jetzt wählen Sie!"

„Ich kann nicht mehr anders!" entgegnete Eichwald mit dem Ausdruck aufrichtiger Betrübniß. „Der Professor hat mein Wort und ich kann es ihm nicht brechen, so herzlich mich Werther, der arme Junge, dauert. Seit ich weiß, was die Liebe ist, ahne ich, was er leidet. Es muß eine furchtbare Qual sein, hoffnungslos zu lieben, ohnmächtig vor einem Hinderniß zu stehen, das wegzuräumen nur im Willen eines Andern liegt."

„Und nicht bloß im Willen, sondern sogar in der Kraft eines Andern. Es darf dieser Andere nur wollen, so kann er."

„Herr, wie meinen Sie das?" fuhr der Forstmeister auf. „Soll ich mein Wort brechen?"

„Nein, aber Sie können es sich zurückgeben lassen; Sie können es sogar zurückfordern. Den Willen dazu schöpfen Sie aus dem Gedanken, daß man einer tiefen, unbescholtenen Liebe wegen Alles im Bereich der Möglichkeit Liegende versuchen muß, um ihr freie Bahn zu gewähren. Sie haben einen Sohn, Herr Forstmeister, der auch liebt" . . .

„Eine Unwürdige" . . .

„Das glauben Sie selbst nicht. Ein Mädchen, das mit so beharrlicher Anstrengung von seinem Falle sich erhebt, das so heldenmüthig der anstürmenden Leidenschaft eines Mannes, wie Karl ist, widersteht, das seine wiedergewonnene Tugend, seine mühsam wiedererrungene Gewissensruhe so siegreich vertheidigt und fähig ist, ein Opfer zu bringen, wie Magdalena es gebracht hat, indem sie Ihnen versprach, ihn von sich zu weisen; ein Mädchen, das der so gewaltig zwingenden Macht der Liebe, die Sie jetzt kennen, so zu widerstehen vermag, daß es bis zur Entsagung sich erschwingt, unbekümmert, ob auch das Herz darunter bricht; nein, ein solches Mädchen kann keine Unwürdige sein!"

„Aber die Ehre meines Hauses!“ warf der Forstmeister ein.

„Das Haus des Herrn,“ erwiderte feierlich der Doktor, „wird nicht entweiht durch die Büßer, die es betreten, sondern die Büßer, die wirklich Buße thun, sind eine Zierde dieses Hauses, so gut wie die Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. Wie sollte nun das Haus eines Menschen durch den Eintritt eines Büßers entehrt werden? Und was ist die Ehre Ihres Hauses? Sie ist das Glück Ihrer Familie, das Glück Ihrer Kinder, die Ruhe und das Heil ihrer Seelen!“

„Die Ehre des Hauses ist das Glück der Kinder... ein wahres Wort! ich werde es mir zum Wahlspruch nehmen... Wenn aber Karl in der Entfernung Magdalena vergäße?“

„Wenn er aber Magdalena nicht vergäße? wenn er der zwingenden Macht der Liebe nicht widerstehen könnte? Und er kann dieß nicht mit dem Geist, den der Professor ihm eingeimpft, der ihn beherrschte, als er zuletzt Ihr Haus verließ, mit diesem glaubenslosen Herzen, mit diesem Herzen, in dem Gott nicht herrscht, sondern nur eine heftige Leidenschaft, die aber zu einer ächten und rechten Liebe werden kann, sobald das Herz den Glauben wieder umfaßt hat. Und wenn Karl, aus dem Vaterhause verstoßen, der Verzweiflung verfiele oder ihr schon verfallen wäre...“

Der Forstmeister wollte vom Sopha aufspringen, der Doktor hielt ihn zurück und fuhr in tief ernster, eindringlicher Rede, mit zitterndem Tone, mit Thränen in den Augen fort: „Wenn er der Verzweiflung verfallen wäre, wenn er, da er Gott verlassen, und der Vater ihn verlassen hat, das Leben nicht mehr als ein heiliges unantastbares Geschenk von Oben, sondern als eine Last angesehen und den Tod gesucht hätte, wie dann?“

Eichwald starrte den Doktor mit weitaufgerissenen Augen an, seine Lippen bebten, die Haare sträubten sich fast vor Entsetzen, eine heftige Erschütterung durchfuhr diesen kräftigen Körper, der unter den Schlägen des hochwallenden Herzblutes zusammenzuckte.

Der Professor trat ein, um seinen gewöhnlichen Morgenbesuch zu machen, betrachtete erstaunt den Forstmeister, der kaum so viel Fassung hatte, um stumm seinen Gruß zu erwidern, und ihm, als er sich wieder entfernen wollte, ein Zeichen gab, zu bleiben. Er schien eine Frage auf den Lippen zu haben, unterdrückte sie aber und trat in eine Fensternische.

Der Doktor fühlte ein tiefes Mitleiden mit dem gebeugten Vater, ergriff seine Hand und wollte sprechen, wollte ihn beruhigen, indem er ihm sagte, daß Karl nur nahe daran gewesen sei, sich zu tödten. Da öffnete sich die Thüre; Bertha flog auf ihren Vater zu, fiel ihm um den Hals, und hinter ihr trat Karl ein und blieb, erschreckt von dem Aussehen seines Vaters, sprachlos vor ihm stehen. „Karl, Karl! rief der Forstmeister und stürzte in die Arme seines Sohnes. „Du lebst! Gott sei gedankt!“

„Ja Vater, ich lebe, und Werther danke ich es, daß ich lebe und ein neues Leben in mir aufgegangen ist. Ich war todt, lange todt, in der finstern Nacht des Heidenthums versunken, furchtbar verwildert, grenzenlos verarmt, mit einer schauderhaften Kälte im Herzen, mit Wahnsinn im Kopfe! — Der da" — rief er in fieberhafter Erregung, in welche die Gewalt des Augenblicks ihn versetzt hatte — „der da," wiederholte er, mit der ausgestreckten zitternden Linken, während die Rechte in der Hand des Forstmeisters bebte, auf den Professor weisend, welcher mit allen Zeichen der Befremdung aus der Fensternische hervorgetreten war, als Karl von der Nacht des Heidenthums sprach — „der da hat mich hineingestürzt, seine Lehren haben mich zum Wahnsinn getrieben, haben mich in den Fluch der Gottverläugnung, in den Strudel der Revolution hineingerissen; haben mich gestern an die Schwelle des Todes, eines doppelten, dreifachen Todes geschleudert, und noch gestern, als ich auf der Brücke stand, habe ich seinem Rathe geflucht, der mich nach Paris gelockt, der mir Magdalena vom Herzen und mich von der Brust des Vaters gerissen hat!"

„Junger Mensch," sagte der Professor mit einer Ruhe, hinter welcher er mühsam das Aufwallen des Zornes verbarg, „die Gegenwart Ihres Vaters und Ihrer Schwester verbietet mir, Ihnen zu antworten, wie ich möchte." Und der Mann hüllte sich in den Mantel seines Tugendbewußtseins und ging stolz von dannen.

„Verzeihe mir, Vater," bat Karl, „wie Gott mir's verzeihen möge, daß ich vom Groll, den ich in der Beichte eben abgeschworen, mich habe überwältigen lassen!"

„Armes Kind, ich verzeihe Dir Alles, mein unglücklicher Sohn!" sprach der Forstmeister mit thränendem Auge, indem er seine Hände auf Karls Schultern legte und ihm innig in's Gesicht blickte.

Jetzt trat der Aktuar vor; schüchtern wie immer wandte er sich an den Forstmeister. „Ich habe eine Bitte auf dem Herzen. Mein Freund, der Doktor, hat mir gesagt, daß der Professor und ich miteinander in dem Preiskampf, zu dem Sie uns aufgefordert haben, unterlegen sind. Die Sache steht also noch, wie sie vor vier Wochen war, und ist wieder Ihrer Entscheidung anheimgestellt. Ich trete zurück" . . .

„Halt, Werther! ich weiß, was Du sagen willst," unterbrach ihn Karl. „Vater, höre mich an. Ich bin glücklich, daß Du mir das Herzeleid verzeihst, das ich dir zugefügt habe und dir zufügen wollte, indem ich den Fluch des Selbstmordes über dein Haus brachte. Werther und dieser Herr Doktor haben mir gestern das leibliche Leben gerettet; aber Werther hat noch unendlich mehr gethan. Wie ein Engel des Herrn ist er in dieser Nacht vor meine schuldbeladene Seele getreten und hat ihr den Gruß des Friedens gebracht. Ich weiß nicht mehr, was er gesprochen; aber was seine Worte gewirkt ha-

ben, das weiß ich. Vater, ich bin wieder ein Christ geworden; ich habe soeben in der Kirche mich mit Gott ausgesöhnt und habe keinen andern Willen mehr als den seinigen und den deinigen, Vater!"

Vater und Sohn sanken sich wieder in die Arme. Eichwald strich die dunkeln Haare aus Karls glühendem Gesicht, trocknete ihm den Schweiß von der Stirne, die Thränen von den Wangen. Dann trat er auf Werther zu, reichte ihm die Hand und sprach mit einer Stimme, die von Rührung bebte: „Du bist mein zweiter Sohn, du hast gethan, was ich nie von dir erwartet hätte. Daß du diesen lieben, lieben Wildfang in meine Arme zurückgeführt hast, ist eine That, die nur Gott dir lohnen kann!"

„Sie können es auch, Herr Forstmeister," sprach langsam und ernst, mit einem leisen Zittern in der Stimme der Aktuar. „Sie können es auch, wenn Sie das Glück Karls vollständig machen. Lassen Sie ihn Magdalena seine Hand reichen!"

Der Forstmeister fuhr zusammen, wollte sprechen. Der Doktor trat vor. „Die Ehre des Hauses ist das Glück der Kinder! Das sollte Ihr Wahlspruch sein!" sprach er feierlich. Und der Aktuar setzte hinzu: „Gott weiß es, wie ich Bertha liebe; aber — ich werde mir von Ihm die Kraft erflehen — ihr zu entsagen und mich Ihrem Willen zu unterwerfen, wenn ich Karl glücklich sehe."

„Nein, meine Kinder, dieses Opfers bedarf es nicht. Karl, führe mir Magdalena her." Einen heißen Kuß auf die Vaterhand drückend, flog Karl fort. Einen seligen Blick ließ der Forstmeister über Werther und den Doktor gleiten; aber der sonnige Freudenstrahl verblich, als er über Bertha's todtbleiches Gesicht streifte. Eichwald zog seine Tochter auf's Sopha. „Sage mir, Kind, du liebst den Aktuar wohl recht innig?"

Erröthend barg das Mädchen sein Gesicht an der Brust des Vaters. „Das heißt wohl so viel als Ja?" fragte der Forstmeister lächelnd. „Nun sieh, der Doktor da, über dessen Langweiligkeit du dich gestern Abend beklagt hast, hat mir heute mehrere lange Reden über die Liebe gehalten und auch für dich gesprochen. Ich alter Mann habe von ihm gelernt, was du lange schon weißt, nämlich was Liebe sei, daß sie ein heiliges Gut sei, welches Gott selber in die Brust des Menschen gelegt, welches zu heiligen, zu weihen und zu verherrlichen er seiner Kirche eine reiche Fülle von Segen verliehen hat. Ich weiß jetzt, woran ich früher nie gedacht habe: daß eine rechte Liebe, bei der man Gott vor Augen hat, des Lebens beste Würze sei. Du bist so fromm, mein Kind, wie deine selige Mutter, die ich — das wird mir jetzt erst so recht deutlich — doch auch aus Liebe geheirathet und recht herzlich lieb gehabt habe. Und weil du so fromm bist, wirst du über der Liebe zu deinem Mann die Liebe zu Gott nicht vergessen, wie du sie bisher über der Liebe zu Werther nicht vergessen hast. Ich habe heute Morgen über den Professor so

einige andere Gedanken bekommen, und es scheint mir heute bei weitem nicht mehr so wünschenswerth als gestern, dich an seiner Seite zu sehen. Ich will daher versuchen, wahr zu machen, was der Doktor sagt, daß nämlich die Liebe das Mächtigste auf Erden sei, und will die Frage an den Professor herauswürgen, ob er darauf bestehe, dich zur Frau zu haben. Tritt er zurück, dann ist Alles gut; tritt er aber nicht zurück, dann freilich weiß ich nicht, was wir anfangen."

Karl stürmte wieder herein. „Wo hast du deine Braut?" fragte Eichwald erstaunt.

„Sie will nicht!" rief Karl hoch aufathmend. „Ich habe ihr gesagt, daß du unsern Bund segnest, daß du sie sehen wollest, sie möge mit mir kommen. Und zitternd in meinen Armen, unter einem Strome von Freudenthränen entgegnete sie: „Ich gehe nicht in das Haus deines Vaters, ich könnte dem Professor darin begegnen!" Und je dringender ich bat, desto entschiedener weigerte sie sich, und es stieg mir eine fürchterliche Ahnung auf" . . .

„Da seh' einmal Einer den Cato von Utika an!" lachte der Doktor, „der Novellen über die Herrlichkeit der Tugend schreibt, aber den Helden seiner Erzählung unter Anderm in hohen Redensarten über den Unsinn der zehn Gebote Gottes sich ergehen läßt! Das sechste mag ihm wohl manches Herzklopfen verursachen!"

Eines der Dienstmädchen brachte in diesem Augenblicke dem Forstmeister ein Briefchen. Indem er es las, erheiterten sich seine Züge, und als er fertig war, rief er: „Victoria! der Professor kündet mir die Wohnung auf — entsagt jedem Anspruch auf die Hand meiner Tochter — er könne, schreibt er, mit einer Familie, in welcher er so arg beschimpft worden, nicht mehr unter Einem Dache leben, geschweige denn in eine nähere Verbindung mit ihr treten. Werther, durchgefallener Novellist, du hast nun doch gewonnen!"

Der Doktor sah mit innigem Vergnügen die Gruppe, die sich um Eichwald gesammelt hatte. Drei glückliche Herzen schlugen an dem Vaterherzen, das nicht minder glücklich war, und während es draußen stürmte und wetterte, hielt im Hause des Forstmeisters der Friede seinen Einzug, und die Sonne des Glückes leuchtete mild und segenbringend auf die guten Menschen hernieder. Als der Sturm der Freude sich gelegt hatte, begann man Pläne zu machen. Die Hochzeit der beiden Paare wurde auf den nächsten Frühling festgesetzt; der Forstmeister hoffte, dem Aktuar eine Anstellung in der Stadt zu verschaffen, und dieser sollte dann mit Karl im geräumigen Hause des Forstmeisters wohnen.

Aus der Küche kam Botschaft über Botschaft, Fräulein Bertha möchte nachsehen, dieß und jenes anordnen; aber das Mädchen hatte andere Dinge zu denken und zu reden. Endlich fuhr sie auf, eilte hinaus, kam wieder und rief lachend: „Väterchen, es wird heute schmale Kost geben, da nur auf uns

beide angetragen war; nun aber werden wir doch wohl diese Herren da auch zu Tische haben."

„Das versteht sich, entgegnete der Forstmeister, „und zwar will ich etwas Gutes haben."

„Aber es ist kaum möglich, aus der Stadt noch Etwas herbeizuschaffen, und jedenfalls würden wir erst spät essen können."

„Das wäre fatal, denn mich hungert, und der Doktor hat sich darauf kapricirt, um drei Uhr mit dem Bahnzug abzureisen, und läßt sich durchaus nicht mehr halten."

„So gehen wir mit einander in die Stadt in eine Restauration," meinte Bertha.

„Noch besser, wir fahren in den Gasthof, in welchem der Doktor und Werther abgestiegen sind, und diniren dort in einem eigenen Zimmer," rieth der Forstmeister. „Da er dem Bahnhof ganz nahe ist, so können wir unsern neuen Freund bis zum letzten Augenblick in unserer Mitte haben und ihm das Geleit geben."

Der Aktuar und der Doktor gingen zu Fuße voraus, der Forstmeister folgte mit Bertha ihnen später im Wagen, Karl eilte zu seiner Braut und bereitete sie auf die Ankunft seines Vaters vor, der auf dem Wege nach dem Gasthofe an ihrer Wohnung vorfuhr. Mit väterlicher Herzlichkeit sprach der Forstmeister zu dem Mädchen, dessen rührende Anspruchlosigkeit ihm überaus wohl gefiel; wie ein langjähriger Freund, vertraulich und herzgewinnend, trat er der Mutter Magdalenens entgegen, einer Beamtenwittwe, deren einziger Reichthum diese Tochter und ihre Liebe ist. Nicht ohne Mühe beredete er die beiden Frauen, mit ihm in den Gasthof zu fahren.

Da tafelten sie alle zusammen fröhlich, unter Gesprächen des verschiedensten Inhalts. Nur Karl war ernst und schweigsam, denn er fühlte zu tief die bedeutungsvolle Wendung, welche seine Gesinnung wie sein Leben in den letzten achtzehn Stunden genommen, und Werther, in seinem Innern überglücklich, dämpfte seine heitere Laune in zarter Rücksicht auf die Stimmung des Freundes. So trugen fast nur der Forstmeister und der Doktor die Kosten der Unterhaltung, und letzterer war bemüht, Bertha eine bessere Meinung von seiner Aufmerksamkeit gegen das schöne Geschlecht beizubringen, als sie am vorhergehenden Abend hatte schöpfen können. Er erzählte ihr unter Anderm von der Weise, in welcher er in die Schriftstellerei gerathen, und wie er diesem Berufe nicht bloß die reinsten Freuden, sondern auch den Besitz einer geliebten Frau verdanke, und unvermerkt kam das Gespräch wieder auf das Hausbuch.

„Freund," sagte der Doktor zu Werther, „du mußt mir doch einmal Etwas für das Hausbuch schreiben. Es fehlt dir nur an der Kenntniß des

Technischen einer Erzählung und an der nöthigen innern Ruhe. Jene Kenntniß wirst du dir bald erworben haben, wenn du Lust und Freude zur Sache hast; aber ich rathe dir, eine Erzählung erst zu schreiben, wenn du ein halbes Jahr oder darüber verheirathet bist. Denn du siehst mir ganz darnach aus, als wenn du erst als Ehemann in das rechte Geleise kommen werdest. Es gibt nämlich Männer, die nur unverheirathet gut schreiben, und die in der Ehe schrecklich hölzern und langweilig werden, und andere, die erst in der Ehe die nöthige Ruhe und jenes Gleichmaß der Stimmung bekommen, das zu einer guten Erzählung nothwendig ist; und zu diesen gehörst du."

Lächelnd sagte der Aktuar zu, und der Forstmeister sprach: „Ihr Hausbuch, lieber Doktor, wird von nun an den ersten Platz in meiner belletristischen Lectüre einnehmen. Ich habe es bisher gehalten, weil ich mich als Katholik für verpflichtet erachte, alle Unternehmungen, die im Sinne unserer Kirche begonnen werden, so viel an mir liegt, zu unterstützen; aber von jetzt an, seit ich seinen Zweck recht begreife, werde ich es aus lebendiger Ueberzeugung von seiner Bedeutung halten und das Meinige zu seiner Verbreitung beitragen."

„Damit werden Sie sich um die Sache, der das Hausbuch geweiht ist, große Verdienste erwerben. Ich sehe mein Buch vorzüglich gern in den Händen des gebildeten Publikums, dem ich darum auch eine im höheren Styl und Ton gehaltene Lectüre bieten und die Romane und die Unterhaltungsblätter glaubensfeindlichen Schlages oder indifferenten Inhalts entbehrlich machen möchte. Aber auch im Bürgerstand sehe ich es gerne freundlich aufgenommen, und ich danke es besonders dem hochwürdigen Klerus, daß er durch sein eigenes Beispiel sowohl als durch Aufmunterung sehr viel zur Verbreitung beigetragen hat. Möchte er nur nie darin ermüden, denn es ist in dieser Beziehung noch sehr viel zu thun. Es ist wahr, das Hausbuch hat einen sehr großen Leserkreis; aber wie groß er ist, er verschwindet fast gegen die weitaus größere Mehrzahl jener Leser, die ihre Theilnahme anderen, des Namens von Dichtungen unwürdigen Erzeugnissen zuwenden. Daher sollte sich's jeder Leser des Hausbuchs zunächst zur Aufgabe machen, ihm aus seinem Bekanntenkreise neue Freunde zuzuführen. Das Hausbuch und sein Publikum stehen in einer lebhaften Wechselwirkung zu einander. Je größer der Leserkreis, desto mehr Anregung und Aufmunterung wird dadurch meinen Mitarbeitern zu Theil. Die Schriftsteller sind in dieser Beziehung wie die Schauspieler, sie schreiben um so lieber und lebhafter, in je weitere Kreise sie ihr Wort sich hinaus verbreiten sehen. Von dieser gehobenen Stimmung der Schriftsteller hat aber auch hinwiederum das Publikum den größten Vortheil, denn ihm kommen ja die Früchte dieser Begeisterung zu Gute."

„Sie sollten aber doch," meinte der Forstmeister, „die Jugend nicht so ganz von der Lectüre des Hausbuchs ausschließen."

„Das thue ich keineswegs. Das Hausbuch muß auch der Jugend gerecht werden, und wird es, wenn wir die Grenzlinie zwischen Jugend und Kindheit im Auge behalten. Für einen Knaben, ein Mädchen in dem Alter, in welchem der Verstand schon selbstthätig zu wirken beginnt, das der Unterscheidung und eines sittlichen Urtheils wenigstens bedingt fähig ist, also für die gereiftere Jugend, paßt das Hausbuch so gut wie für Erwachsene, und dieses enthält sogar und hat stets solche Erzählungen mit aufgenommen, die lediglich auf diese Altersstufe berechnet sind. Für Kinder allerdings ist es, wie ich schon heute Morgen bemerkt habe, nicht so ganz geeignet. Aber für Kinder haben wir ja auch ein anderes Werk, das ihnen denselben Dienst leisten soll, welchen das Hausbuch der reiferen Jugend und den Erwachsenen leistet. Ich meine die von meiner hochgeschätzten Mitarbeiterin, Fräulein Isabelle Braun, trefflich redigirten „Jugendblätter". Diese und das Hausbuch, weit entfernt, mit einander zu konkuriren oder sich gegenseitig den Boden unter den Füßen wegzunehmen, ergänzen vielmehr einander auf das Vollkommenste; das Hausbuch ist eine Fortsetzung der Jugendblätter, diese sind eine Vorbereitung auf das Hausbuch und sind für Kinder bis zu vierzehn, fünfzehn, sechzehn Jahren bestimmt, während das Hausbuch den reifenden Jünglingen und Jungfrauen in die Hand gegeben werden kann."

„Man hat finden wollen," fuhr der Doktor fort, nachdem er einige Zwischenfragen erledigt hatte, „daß der erste Band des Hausbuchs für die Jugend geeigneter sei, als die folgenden. Ich gebe das zu und sage zum Voraus, daß auch die folgenden Bände sich nicht besser für die Kinder eignen werden. Der erste Band hat vorzugsweise das im Auge, was die folgenden, wenn sie es auch nicht mehr so in den Vordergrund stellen, doch nie ganz vernachlässigen werden, eine entschiedene Protestation gegen den Geist des Unglaubens und der Unsittlichkeit. Ich und meine Mitarbeiter haben uns im Anfang mit brennendem Eifer auf die sittliche Belehrung geworfen; daher fanden und bezeichneten Sie so viel, was im ersten Bande mit der christlichen Sittenlehre im allernächsten Zusammenhange steht und sogar in der Sprache und Darstellungsweise weniger den Zweck der Unterhaltung als den der Belehrung verfolgt. Aber wir sahen auch allmälig ein, daß wir nicht so fortfahren durften, ausschließlich zu moralisiren und zu dogmatisiren, um unsere Leser nicht zu ermüden, und allmälig lernten wir neben dem Nützlichen auch dem Angenehmen sein Recht einzuräumen und einen weniger ernsten, mehr unterhaltenden Ton anzuschlagen. Sofort aber erfuhren wir auch, wie sehr wir uns dadurch mit den herrschenden Ansichten über christliche Unterhaltung in Widerspruch setzten; wir erkannten, daß wir mit dem Hausbuch etwas wirklich Neues begannen. Wir mußten

und müssen jetzt noch beweisen, daß die christliche Tugend auch dann noch gelehrt und verherrlicht werden kann, wenn man nicht bemüht ist, die Sittenlehre mit Ostentation in den Vordergrund zu stellen, und daß man wohl auch, unbeschadet der Heiligkeit der Sache, den Ernst des Sittenlehrers einmal bei Seite legen und die Wahrheit nicht ausschließlich im Kanzel-, sondern auch im weltlichen Ton vortragen darf. Ich möchte das Hausbuch ein Weltkind im besten Sinne nennen; es plaudert über Alles, was das Menschenherz anregen und erquicken kann, und läßt den erhabenen Zweck, den es im Auge hat, nur leise durchschimmern. Nur zu Zeiten schlägt sein Geplauder in einen ernsten Ton um, der dann feierlich und würdig unmittelbar von Dem spricht, was des Menschen höchste Zier und größtes Glück ist. Anders spricht ja der Mönch in der Klosterkirche zu den Novizen, die bereit stehen, ihr ganzes Sein und Leben ungetheilt und unmittelbar dem Herrn zu weihen, und anders spricht der Weltpriester zu den Leuten, die Sonntags vom Markte des Lebens in die Kirche herein kommen und mit den Sorgen und Bedürfnissen ihrer häuslichen Zustände im Kopf und Herzen am Worte Gottes sich erquicken wollen, und doch predigen beide die Eine und nämliche Wahrheit. In einem ähnlichen Verhältniß steht das Hausbuch nach meinem Plan zu dem Hausbuch nach dem Plan, den Sie ihm gestern vorzeichneten. Kurz, das Hausbuch faßt den sittlichen Theil seiner Aufgabe so weit, als es nur immer darf, ohne gegen die unantastbare Heiligkeit des Glaubens und der Sitte zu verstoßen. Nie darf es Etwas enthalten, was nicht fähig wäre, wenigstens Einen heilsamen Gedanken in der Brust des Lesers zu wecken; und heute noch soll es vom Büchermarkte verschwinden, wenn es das Verderben einer einzigen Seele verschuldet."

„Daran ist bei dem Geiste, der es beseelt, wohl nicht zu denken. Vergiß nur nicht, auch der Kunst darin ihr volles Recht zu lassen," mahnte Werther.

„Das soll ihr werden, denn das Hausbuch hat nicht bloß eine sittliche, sondern auch eine künstlerische Aufgabe; diese aber ist die schwierigere. Die **Form** für die christliche Dichtung muß erst fest begründet werden. In der Lyrik haben Redwitz, Schlüter, Tangermann, Smets, Annette von Droste und manche Andere schon Bahn gebrochen, eberso im Epos Pape, Redwitz und Bonn; in der Prosa aber, welche die meisten Leser, also auch die größere Verantwortlichkeit hat, stehen Sebastian Brunner, Trautmann, Kolping und Pflanz noch ziemlich isolirt da. Die erzählende und schildernde Prosa ist darum das eigentliche Gebiet, auf welchem sich die Mitarbeiter des Hausbuchs zu bewegen haben. Erst allmälig gewinnen ihre prosaischen Arbeiten die rechte künstlerische Form, und es ist mir ein wahrer Trost, daß von Band zu Band ein Fortschritt in dieser Beziehung zu bemerken ist. Ich hoffe eine mächtige Anregung für meine Mitarbeiter und

für mich von Trautmann, der mir kürzlich seine Mitwirkung zugesagt hat. Ich halte ihn, nebst Brunner, dessen „Diogenes von Azzelbrunn" einer der merkwürdigsten Romane neuester Zeit ist, für einen Meister in der Kunst, in der poetischen Erzählung dem religiösen Gefühl Rechnung zu tragen."

„Weißt du wohl, Doktor!" rief der Aktuar, „daß ich dich beneide?"

„Um was?" — „Um den beständigen geistigen Verkehr mit so vielen hochbegabten Männern und Frauen."

„Diesen Vortheil haben meine Leser auch. Doch ja, ich habe Etwas vor ihnen voraus: daß ich viele meiner Mitarbeiter persönlich oder durch brieflichen Verkehr kenne, und daß ich meistens ihre eigene Handschrift vor mir habe. Ich fühle mich selbst manchmal überglücklich und vergesse dann all' die kleinen Sorgen, die mir das liebe Publikum mit seinen vielen, oft einander direkt entgegengesetzten Ansprüchen, und manche Einsender mit unbrauchbaren und doch dringend zur Aufnahme bevorworteten Manuscripten machen. Wenn ich so Nachmittags, in's Sopha gelehnt, oder Abends an meinem Tische Manuscripte lese, und meine liebe Frau mir den Gefallen erweist, auf dem Klavier Etwas vorzuspielen, dann überkömmt mich ein eigenes Gefühl, das mich hoch erhebt und beseligt. Da ringen aus dem Wirrwarr der Zeilen, aus den oft so mißgestalteten Buchstaben die Gedanken sich los, welche die Verfasser umschwebten, treten verkörpert zu mir heran und flüstern mir zu, was die Seele des Schreibenden bewegte, und sie sprechen zu mir noch viel deutlicher und inniger, wenn ich des Verfassers eigene Handschrift vor mir habe. Da lese ich manches geheime Leid, das nicht aus der Phantasie, sondern aus dem Herzen auf's Papier geflossen, und es zittert in meiner Seele der Schmerz des Freundes nach, den ein schief gerathener Buchstabe mir verräth. Dann wieder steigt feierlich aus den Wogen der Zeilen ein edler, kräftiger, glückbringender Entschluß empor, der in der Brust des Dichters aufgetaucht, den er, von seinen eigenen Gedanken angeregt, einen aus dem andern sich losringen sehend, in wunderbarer augenblicklicher Erregung faßte, und ich freue mich mit dem fernen Freunde des Glückes, das ihm dieser Entschluß bereitet. Dann komme ich an einen Abschnitt; da hat der Dichter eine andere Feder ergriffen, wie sich aus dem veränderten Aussehen der Buchstaben erkennen läßt; und wie es ihm von da an mit dem Schreiben leichter und frischer von Statten ging, so geht es mir mit dem Lesen. So lebe ich in einem beständigen, lebhaften, ich möchte sagen magnetischen Rapport mit meinen Mitarbeitern, habe Theil an ihrem Geist, an ihrem Ringen und Schaffen, an ihren Freuden und Leiden, und all' diese Gedanken und Gefühle fremder Geister und Herzen lassen mir, wie einen Tribut, einen Theil ihres Selbst, der mich wieder um so viel reicher und glücklicher macht. Und nicht bloß, was die Verfasser sich gedacht, stellt sich mir dar, sondern auch, was die Leser sich denken werden.

Denn diese habe ich immer im Auge; sie stehen mir, weil ich sie als meine Freunde, als meine Gesinnungs- und Bundesgenossen unter dem Banner der christlichen Poesie betrachte, stets so lebhaft vor der Seele, daß ich oft in einen Zwiespalt gerathe zwischen meinem eigenen Geschmack und dem, welchen ich bei diesem oder jenem meiner Leser vermuthe. Um diesen Zwiespalt auszugleichen, habe ich jedoch ein Mittel, mit dem ich auch mein Publikum zu befriedigen versuche; ich lasse Alles bunt durch einander laufen, lasse Bilder der irdischen Liebe mit den Schilderungen eines wahrhaft religiösen Seelenlebens wechseln, wie Sie bald aus Overhage's Feder wieder eine lesen werden, lasse auf die glanzvollen Darstellungen Breusings, auf die gedanken- und sentenzenreichen Erzählungen Rulands und Hiemers das gemüthvolle Geplauder der Verfasserin des „alten Fräuleins" oder Genrebilder aus dem Volksleben, einfach und naiv erzählt, folgen. Ueber Allem aber schwebt die Liebe und die Kunst, und über Liebe und Kunst der Eine, große, lebendige Gedanke an das Alpha und Omega alles Seins, Wissens und Wollens."

Vom Bahnhof herüber gellte das Glöckchen, welches das erste Zeichen zur Abfahrt des Zuges gab. Der Doktor nahm von der Familie, die ihm und der er lieb geworden, herzlichen Abschied, und während er, um eine schöne Erinnerung reicher, mit dem brausenden Zuge von dannen fuhr, spann er sich, was er gesehen und erlebt, zu der Novelle aus, die er nun den Lesern erzählt hat. Mögen sie es ihm nicht verdenken, daß er, abweichend von der gewöhnlichen Form, nicht einen Mann oder ein Mädchen, sondern das Hausbuch zum Helden dieser Novelle gemacht hat. Ist es doch so innig mit seinem Sinnen und Denken verwachsen, fühlte er doch so lange und lebhaft das Bedürfniß, sich seinen freundlichen Lesern gegenüber einmal offen und ehrlich auszusprechen! Nun es geschehen ist, glaubt er das Band, das ihn mit denselben verknüpft, um so fester und dauerhafter geschlungen, und der Herr und Gebieter all' unserer Geister und Herzen möge dem zu Seiner Ehre geschlossenen Bunde seinen Segen geben.

Gedichte.

Von **Josephine v. Stengel.**

a) Einsamkeit.

Ich schließe still die Augen zu
Und blick' in meine Welt,
Da hab' ich meine Sabbatruh'
Aufs Beste mir bestellt.

O laßt mich, Menschen, ungestört
Mit meinem eignen Sein,
Wer seine inn're Stimme hört,
Der bleibt wohl gern allein.

Und lauschen will ich, was sie spricht,
Und wie sie mich verklagt,
Wohl beßre Predigt wüßt' ich nicht,
Die so die Wahrheit sagt.

Dann sucht das Herz die Antwort aus
Und söhnet Kampf und Streit,
Drum Seele trete nicht heraus
Aus deiner Einsamkeit.

Des Menschen Rede bleibe fern,
Sie bringt so wenig Heil;
Wer wenig hört und schweiget gern,
Der hat den besten Theil.

Wer alles, was er fühlt und denkt,
Bespricht bald hin und her,
Nichts Beff'res dann in sich versenkt,
Dem wird's im Herzen — leer!

b) Das weiße Blatt.

Liegt vor meinem Blicke
So ein weißes Blatt,
Das noch sein Geschicke
Zu erwarten hat,

Hat sich stets die Frage
In mir aufgestellt,
Was es einstens sage
In der weiten Welt?

Ob daraus man lerne
Manches weise Wort?
Ob es in die Ferne
Trag' die Liebe fort?

Ob der Freund zum Gruße
Legt ein Wörtchen ein,
Oder ob's der Muße
Soll gewidmet sein?

Ob's dereinst an Werthe
Gold und Silber reich,
Oder fällt zur Erde
Welken Blättern gleich?

Wird man es bewahren,
Gleich dem größten Schatz,
Daß es noch nach Jahren
Liegt am Ehrenplatz,

Und die Mutter preise
Ihrem Töchterlein:
„Diese Liedesweise
Schrieb dein Vater ein"?

Manche Bilder kehren
Wieder meinem Sinn,
Wenn ich mit dem leeren
Weißen Blättchen bin.

Möcht' es dann vergleichen
Gerne mit dem Kind,
Dessen Schicksalszeichen
Noch verborgen sind,

Dessen Herz noch offen
Wie ein reines Blatt,
Alles noch zu hoffen,
Zu erwarten hat,

Wo in spätern Jahren
Schreibt das Schicksal ein,
Was das Herz erfahren
Hat an Lust und Pein,

Bis es dicht beschrieben
Wird Gedanken schwer,
Bis kein Raum geblieben
Auf dem Blättchen mehr,

Bis es endlich wieder
Alt und lebenssatt
Fällt zur Erde nieder
Wie das welke Blatt.

c) Die Thränen.

Des Kindes Thräne scheint die schmerzenlose,
Die flüchtig nur die seidne Wimper ziert,
Sie gleicht dem Thau der frischen Maienrose,
Der sich im ersten Sonnenstrahl verliert.

Doch Freudenthränen, die im Auge funkeln,
Sind Perlen gleich des klaren, goldnen Wein's;
Das Glück schäumt über, will den Blick verdunkeln,
Und mit der Wonne wird die Thräne — Eins.

Der Liebesblick vom Thränenflor umzogen
Ist wie die Sonne, die durch Wolken bricht;
Darüber zieht ein Friedens-Regenbogen,
Der ew'ge Liebe und Versöhnung spricht.

Wenn Mitgefühl das klare Auge feuchtet,
So mag's die Sprache edlen Herzens sein,
Ein Liebeszeichen schwillt sie an und leuchtet
Im reinsten Wasser gleich dem Edelstein.

Wenn tiefes Leid und bittre Noth ergeben
In stiller Andacht eine Thräne weint,
So ist's die Perle, die im künft'gen Leben
Einst sich der Krone der Vergeltung eint.

Ein Fremdling aber, scheu und ungebeten
Zuckt eine Zähre in des Mannes Blick,
Das Wort der Klage hat sie stumm vertreten
Und ungesehen fällt sie dem Geschick.

Doch in des Greises mattem Auge zittert
Die Thräne nimmer als ein seltner Gast,
So manche Hoffnung liegt vor ihm zersplittert
Und abgefallen mancher theure Ast!

Geschmolzen ist des harten Eises Rinde,
Ein milder Regen nimmt den tiefen Schnee;
Die Thräne küßt ein Sonnenstrahl dem Kinde,
Ein ew'ger Frühling stillt des Greises Weh'.

Zweifache Liebe.

Mit dem ersten Preis gekrönte Erzählung von **Herrman Breusing.**

Er sprengte den Weg entlang nach der Stadt hin, fast regungslos er selbst auf regelmäßig beweglichem Thiere. Mit leichter Hand, beinahe lässig hielt er die Zügel, aber der schwarze Hengst kannte seinen Meister, den stolzen Mann mit den leuchtenden blauen Augen, und wagte nicht, seine scheinbare Freiheit anders zu benützen, als indem er die federkräftigen Sehnen spannte, die schlanken Glieder streckte, schnaubend und Schaumflocken streuend den feinen Kopf schüttelte.

In einiger Entfernung vom Thore begegneten ihm Bekannte. Während des Grußes ihnen zur Seite, auf des Reiters Anregung, fast wie ein Bild

stand das Pferd. Einige gleichgültige Redensarten des geselligen Verkehrs wurden gewechselt. Dann meinte der Eine: „Sie müssen zu Frau Braun gehen.“ — „Warum das?“ — „Sich bedanken.“ — Er warf die Lippen auf. — „Ja, ja, doch. Die hat neulich Abend für Sie ein Pfauenrad geschlagen. Sie seien der geistreichste Mann, den sie je gekannt, überhaupt der einzige wahre Mann, der ihr noch entgegengetreten sei.“

„Und Sie waren natürlich anderer Meinung?“ — „Bewahre. Ich will mich wohl hüten, Angesicht in Angesicht mit einer schönen klugen Frau mehr als gelinde Zweifel an der Richtigkeit ihrer Behauptungen zu äußern. Das hören sie schon ganz gern, weil es sie zur vollständigen Entwicklung ihrer Ansicht veranlaßt. Aller eigentliche Widerspruch ist vom Uebel, besonders der Braun gegenüber. Ehe man es weiß, ist man von ihr auf's Glatteis gestellt, schlägt zum Ergötzen der ganzen Gesellschaft nieder und sieht bei hellem Tage die Sterne. Nein, Sie sind der erklärte Abgott und haben Neider genug.“ — „Pah! Unterhalten Sie sich gut, meine Herren!“ — Das Pferd trug ihn weiter. Er hatte früh seine Eltern verloren, aber von seinem Vormunde die Sorge eines Vaters erfahren. In der vollen Kraft des Mannesalters stehend, unverheirathet, herbe und schroff in seinem Auftreten, seiner äußeren Erscheinung, die theilnehmendste Güte dagegen seinem innern Wesen nach, thätig und unverdrossen bis zur Gränze des Möglichen, hatte dieser sich seit einer langen Reihe von Jahren einzig und allein den Pflichten gegen seine Mitmenschen gewidmet und nur von diesem Gesichtspunkte aus seine persönlichen Angelegenheiten aufgefaßt und betrieben. Die reichste Erfahrung, ein unermüdlicher Forschungsgeist und ein nur auf das Thatsächliche gerichteter Scharfblick hatten ihn befähigt, die Zustände und Verhältnisse sachgemäß aufzufassen und demzufolge in angemessenster, förderlichster Weise darauf einzuwirken, und er hatte diese Wirksamkeit mit der innigsten Lust und Liebe, mit der völligsten Hingabe an die ihm anvertrauten Beziehungen geübt.

Ihm hatte dieser Mann den ganzen Schatz seines Wissens und seiner Erfahrungen aufgeschlossen, hatte ihn überall Theil nehmen lassen an seinen Geschäften, hatte seinen Drang nach Thätigkeit gelenkt, seinen Ungestüm gezügelt, seine hochfliegenden Gedanken und Entwürfe in den Bereich der Wirklichkeit zurückgeführt. Und der Zögling zeigte sich der Gunst würdig, machte der Leitung Ehre, die ihm zu Theil wurde. Häuptlings stürzte er sich auf die Bahn der Arbeit, rastlos und unbeirrt schritt er auf ihr weiter, die Zerstreuungen des gesellschaftlichen Lebens waren ihm gleichgültig, wenig nur gesellte er sich zu den Genossen seines Alters und Standes; im Gegentheil, sein Mund floß über vom bittern Hohne über das Spiel mit Seifenblasen, in dem die vornehme Jugend alles Glück, alle Hoffnung ihres Daseins zu finden meint. Er war unabhängig gestellt. Sein Besitz genügte für die

Bedürfnisse eines gebildeten Mannes, gewährte darüber hinaus noch manchen billigen Wunsch. Ihm der liebste Bestandtheil seines Vermögens war ein mäßiges Landgut, wo er wohnte, das er selber bewirthschaftete. Aber sein Sehnen und Verlangen war nicht auf körperliches Behagen, auf sinnlichen Genuß gerichtet. Es trieb ihn vorwärts, zu schaffen und zu wirken für sein Volk; er wollte vorangehen, anregen, fördern zum Segen, zum zeitlichen und zum ewigen Heil. Und bisher war ihm Alles gelungen, was er that. Ihm gehörte der gute Wille des Mannes, die ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit des Greises, sein war die glühende Anhänglichkeit jedes Lebensalters, jedes Geschlechtes, der ganzen Gesammtheit, auf die sich sein Eifer bezog. Er war noch so jung, aber er stand da in der Fülle seiner Kraft, und seine Erfolge sprachen seiner Jugend Hohn.

Mit einer Familie in der benachbarten Stadt war er in nähere Berührung gekommen und endlich sehr bekannt geworden. Frau Braun hatte in unglücklicher, vor einigen Jahren durch den Tod des Mannes getrennter Ehe gelebt. Von geringer Herkunft, hatte der verstorbene Gatte mehreren Glücksfällen schon früh ein bedeutendes Vermögen zu verdanken gehabt. Kaufmann mehr nach seinem Wesen als seiner Erziehung nach, war ihm Ordnungsliebe als der Inbegriff aller Tugenden erschienen, und gegenüber der von ihm streng beobachteten Erledigung seiner geschäftlichen Verpflichtungen hatte er seinen Fehlern kein bedeutendes Gewicht in der Abrechnung mit sich selbst zugestanden. Den nachtheiligsten Einfluß auf seine Familienverhältnisse hatten die häufig wiederholten rohen Ausbrüche eines wüsten Jähzorns geübt. Im Uebrigen war er den Seinigen, soweit sein Gesichtskreis reichte, ein sorgsamer Hausvater gewesen. Nur hatten sich seine Begriffe lediglich auf äußerliches Wohlsein beschränkt, und es hatte sich überall, wo nicht handgreifliche Zustände in Frage kamen, eine gewisse geistige Trägheit und Unbehilflichkeit geltend gemacht, der zufolge er kurz und gut leugnete, als thöricht oder überflüssig von der Hand wies, was er nicht kannte, was er nicht kennen lernen mochte. Anders die Frau. Das Lieblingskind eines hochgestellten Beamten, hatte sie die glänzendste Erziehung erhalten, und mit derselben waren einem überaus reichen Geiste die reichsten Mittel gewährt, um in jeder Weise zu strahlen, zu leuchten, zu funkeln, an allen möglichen Verhältnissen und Entwicklungen des Lebens tiefeindringend Theil zu nehmen. Beweglich, leidenschaftlich, fand sie Gefallen an der Unruhe, dem Glanze, dem Schimmer, liebte es ihre Persönlichkeit hervorzuheben, und sei es auch nur durch die Wirkung der Gegensätze. Der Grundzug ihres ganzen Wesens war eine tiefe, entschlossene, großherzige Gutmüthigkeit, welche sich bei ihrer Bethätigung an keine Rücksichten band. Der Besonnenheit gestattete sie zu wenig Raum, theils in gewöhnlicher Weise der Frauen, auch wohl im gesteigerten Selbstgefühl und im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit. Den äußern Beziehungen des Lebens legte sie

allzugroßen Werth bei; doch hielt sie es nicht für unrecht, sich dem Zwange, dem Drucke derselben heimlich zu entziehen, zufrieden, wenn nur der Schein gewahrt wurde. Selbst vermögenslos, hatte sie ihren verstorbenen Mann seines Reichthums halber geheirathet. Aber die beiden Menschen hatten sich nie geachtet, weil es ihnen gegenseitig an jedem Verständniß für einander fehlte; weil sie die Berechtigung eines Jeden von ihnen in Bezug auf seine Eigenthümlichkeit nicht anerkannten und deßhalb nie gesucht hatten, Herz zum Herzen zu fügen, einen Theil des eigenen Selbst aufzugeben, um ein zweites zu gewinnen.

Er war jung und war ein Mann. Das Wesen der Frau hatte einen um so entschiedeneren Eindruck auf ihn gemacht, als der Unterschied der Jahre jedes geschlechtliche Verhältniß von vornherein auszuschließen schien. Er war überzeugt, daß noch nie ein Mann groß geworden sei, so lange ein Weib seine Wünsche ausfüllte. Er hätte sich entfernter von ihr halten können, er that es nicht in seinem starren Stolze, in dem Bewußtsein, daß er auf sich selber ganz allein stehe. Er fürchtete Gott, sonst weiter nichts, nicht einmal das eigene Herz und seine Schwäche. So näherten sie sich gegenseitig, helle Flammen und lodernde Gluth unter gehäuftem Brennstoffe verborgen. Er hatte wenig Zeit auf gesellschaftliche Zusammenkünfte zu verwenden. Sie schrieben sich. Ihre Briefe wurden stets länger, wechselten häufiger. Sie nahm an allen seinen Bestrebungen Theil, wußte dieselben in einem stets neuen Lichte darzustellen, ihnen immer eine andere noch schmeichelhaftere Seite abzugewinnen. Mehr und mehr übten ihre Worte eine berauschende Wirkung auf ihn aus. Die köstlichste Fülle großer hoher Gedanken wurde von der zartesten Frauenhaftigkeit in ein leuchtendes Gewand gekleidet, für ihn, zu seiner Glorie allein. Es zog ihn mächtiger zu ihr. Er kam oft und öfter. Sie sprachen nicht von Neigung, nicht von Freundschaft einmal. Aber die Augen tranken der Augen Gluth. Sie standen sich schrecklich nahe, und er wenigstens ahnte es nicht. Auch vor sich selbst ist der Mensch ein Heuchler, und vor Allem der trotzige Hochmuth bethört das Gewissen mehr noch als die Welt. Auch heute ritt er zu ihr. Er saß bei ihr. Sie war eins jener wunderbaren weiblichen Wesen, über welche die Zeit keine Macht auszuüben scheint. Das älteste ihrer drei Kinder, eine Tochter, war siebenzehn Jahre alt und noch wurde sie von der Mutter an frischer Blüthe, an jeglichem Zauber der Anmuth übertroffen. Sie plauderten innig und vertraut bis in die Dämmerung hinein. Sonst wurde um diese Zeit auch ohne weiteren Befehl regelmäßig Licht gebracht, heute nicht, weil das betreffende Dienstmädchen ausgegangen war und sich versäumt hatte. Den Gegenstand ihres Gespräches bildeten die Zustände der Ehe, und er hatte die tiefe Bedeutung jener mannhaften römischen Auffassung entwickelt: „nuptiae sunt conjunctio maris et foeminae, consortium omnis vitae, divini et humani juris communicatio;“

„die Ehe ist eine Verbindung von Mann und Weib, eine Genossenschaft des gesammten Lebens, eine Gemeinsamkeit des göttlichen und menschlichen Rechts." Die Gedanken, wie sie einer aus dem andern hervorquollen, hatten ihn auf-geregt. Er war aufgesprungen und hatte sich dann, einigermaßen abgespannt, wieder in das Sopha gesetzt. Schweigend hatte sie ihm zugehört. Jetzt waren sie Beide still. Da sagte sie plötzlich abgebrochen mit gepreßter Stimme aus tiefster Brust hervor: „Wollen Sie mir einen Gefallen er-zeigen, Gustav?"

Sie hatte ihn noch nie beim Vornamen genannt. „Von Herzen gern," erwiderte er rasch.

„Sagen Sie einmal, liebe Bertha." Sie hieß so. Er fuhr auf. „Dann will ich aber auch sagen, meine Bertha, meine liebe Bertha." Er lag schon vor ihr auf den Knien und küßte ihre feine weiche Hand. Der Würfel war gefallen. Unter ihm, aller seiner Kraft und Einsicht zum Hohne, war der Boden zusammengebrochen, ehe er ihn noch einmal wanken gefühlt hatte; wie ein Nervenschlag den Menschen ergreift, so kam es über ihn; seine Stärke war zerschmettert wie vom jähen Blitzstrahle der Baum; der Panzer, in dem er sich gesichert hielt, war gesprengt wie die Eisdecke des Stromes durch das erste Schwellen der Frühlingsfluth.

Von jetzt an sah er sie regelmäßig. Sie erschloß ihm alle ihre früheren Zustände, sie eröffnete ihm den Abgrund ihrer Ehe. Und sie gab sich wahr, schilderte sich nicht als die schuldlos zertretene Lilie, vergaß keinen Augenblick, daß sie ein Weib und menschlicher Schwachheit unterworfen sei. Er mußte sie gegen sich selbst in Schutz nehmen, gegen ihre eigenen Vorwürfe verthei-digen. Seine Ansichten über die Pflichten des Gatten gegen die Gattin waren sehr strenge, und er sprach sie unverhohlen aus. Meistens seien die Männer mit ihrer rohen Begehrlichkeit, mit ihrer groben Selbstsucht, Schuld an dem Fluche, der auf Verbindungen laste, die mit der Ehe nichts gemein haben, als den Namen. Im Allgemeinen seien die Frauen beim Beginne des Verhältnisses fast willenlos in der Hand des Mannes, und von diesem hänge es stets mehr oder minder ab, wie viel Liebe und Vertrauen er ein-flößen, welchen Grad von Achtung er sich erwerben wolle, vorausgesetzt, daß er überhaupt eine angemessene Wahl getroffen habe; denn auch diese habe er zu verantworten, weil er werbe, während das Weib um sich werben lassen müsse. Bei weitem die Mehrzahl der jungen Mädchen sei rein und unverdorben. Rücksichtslos hingegeben legen sie sich in den Arm des Mannes, lassen sich von Neigung und Pflichtgefühl zu flüssigem Golde erwärmen, das der neuen Gestaltung harre. „Gestaltung! In einander hinein leben!" fuhr er bitter fort. „Neun Zehntheile aller unglücklichen Ehen veranlassen wir Herren der Schöpfung selbst. Da finden wir es bequemer, uns mit Köchinen und Säug-ammen zu versehen, als uns eine Genossin des gesammten Lebens, des

göttlichen und menschlichen Rechtes anzueignen. Und wenn das Geschöpf, was wir Gattin betiteln, sich nicht von vorn herein in der verlangten Weise für Speisekammer und Kinderstube schickt, und nebenbei aus einem Weltmeer von Geduld und Unterwürfigkeit zu schöpfen vermag, nun, wir formen sie, wie der Wilde seinen Kahn, indem er den Baumstamm mit Feuer ausbrennt. Wahrlich, unsere ganze Verfeinerung ist eine Lüge. Unter dem Vorwande der Schicklichkeit, ja sogar der Sittlichkeit, darf man den Quell von so unsäglich vieler Verderbniß in alle Zukunft hinaus, die geschlechtlichen Verhältnisse, ihr eigentliches Wesen und ihre Wirkungen kaum berühren, nie aufdecken. Aber unsere Kunst ist ein Zuckerguß über einen Kuchen von verschimmeltem Brod, unsere Bildung die verzierte Scheide für eine stumpfe rostzerfressene Klinge, eine Vergoldung auf wurmstichigem Schnitzwerk, nur für den äußeren Eindruck, das sinnliche Behagen, die gefällige Anregung berechnet. Unsere Männer — vor der Trauung sind sie dienstbare Schafe, nachher ein zusammengesetztes Thier, wie es noch nie Jemand in den wildesten Gesichten erblickt hat, eine Zusammenfügung von Wolf, Bock und Esel. Und diese Thiere haben unsäglichen Jammer auf die Welt gebracht, denn das Elend was sie schaffen, erstreckt sich auf die fernsten Geschlechter. Man hat täglich die Erbsünde vor Augen, und doch will man nicht an sie glauben. Die Ehe ist das ehrwürdigste und das am schändlichsten mißbrauchte irdische Verhältniß. Auf ihrem Grunde ruht unsere geistige und sittliche Bildung, aus ihr entsproßt unser zeitliches und ewiges Wohl. Sie ist eines der Urheiligthümer, welche die Erde mit dem Himmel, das stoffliche Dasein mit dem höchsten geistigen Leben vereinigen. — Ha, wir wollen die Herren sein wie im Staat, so im Hause. So tragt denn auch die Verantwortung der Herrschaft mit ehrenhafter Mannheit. Aber: das Weib gab mir, nicht wahr? Und der Fluch Gottes auf euch, und Dornen und Disteln auf euern Weg, und zufriedene Wittwen, die ihren Töchtern predigen: heirathen ist gut, aber nicht heirathen ist besser. Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan, und — das Irdisch-Männliche tritt uns in den Koth."

Aber sie klagte sich doch immer wieder an, und er tröstete sie stets von Neuem, nicht bloß durch stürmische Ausbrüche des Grolls und des Ingrimms über die Zustände der Gesellschaft und sein eigenes Geschlecht. O, es ist ein gefährliches Ding um solches Klagen und solches Trösten, wenn leuchtende Augen sich feucht umfloren, und das Knie des Mannes sich beugt vor der süßen Schwäche, und Hand in Hand ruht und vom Drucke erregt ein unaufhörlicher Gluthstrom herüber, hinüberwallt, die Herzen ausfüllt, die Häupter verwirrt. Die Liebe war über ihn gekommen, wie der Tag in den Tropen hereinbricht, und gleich nachher, ebenso wie in den Tropen, stand die Sonne schon hoch, und die heiße schwüle Luft der Leidenschaft lag zitternd ausgegossen über sein ganzes Dasein, gesellte sich zu jeder Regung seines Geistes.

Er dachte nicht daran sein Verhältniß zu verheimlichen, die Menschen mochten und durften es kennen. Er schämte sich seiner Gefühle für die ältere Frau nicht, er hätte sie laut verkündigen mögen. Da fand er den ersten Widerstand; sie wurde unwohl, sie zerfloß in Thränen. Allerdings war sie im höchsten Grade abhängig von dem Bruder ihres verstorbenen Mannes, dem der Letztere mit gänzlichem Ausschluß seiner Wittwe die Vermögensverwaltung bis zur Volljährigkeit der Kinder übertragen hatte; und außerdem war ihr für den Fall der Wiederverheirathung jedes Recht und jeder Nießbrauch entzogen, die ihr irgend gesetzlich hatten genommen werden können. Allein sie schützte diese Gründe nur vor, zumal seine Einkünfte für einen Haushalt auf anständigem Fuße genügten und ihr die Trennung von der erwachsenen Tochter nur wünschenswerth gewesen wäre. In der Wirklichkeit wurde sie durch ganz andere Betrachtungen bestimmt. Die Zuneigung des jungen glühenden Mannes und deren Folgen hätte man der Verführung zur Last gelegt, bedauert und entschuldigt; ihre Jahre aber, ihre Stellung durften keine Schonung, nur Spott und Hohn von der Welt erwarten. Dann sorgte sie um die Dauer ihrer körperlichen Blüthe und fürchtete, daß sich mit dem Verfalle ihrer Formen das Band der Ehe für ihn in eine Fessel verwandele, deren peinlicher Druck Reue und Widerwillen veranlassen, ein ruhig freundschaftliches Verhältniß unmöglich machen werde. Sie hatte ihn wirklich lieb. Und er war geblendet, wurde herumgewirbelt im Strudel. So fügte er sich ihren Liebkosungen und ihrem Schmerze. Bertha sollte ihm die liebste Schwester, die trauteste Freundin sein, Anregung und Erquickung, Quell seiner freudigsten Kraft. Ihren Geist, ihre Anmuth betete er an, und die ganze Fülle einer schuldlosen Liebe, der ausdauerndsten Anhänglichkeit wollte er über sein Heiligthum ausschütten; ihm sollten seine Thaten huldigen, seine Erfolge sich als Kränze um die Locken schlingen. Aber als er den stolzen Nacken unter das Joch der Lüge beugte, als er sich in das Unerträgliche, in die feige unmännliche Heimlichkeit fügte, da gewann sein böser Geist Gewalt über ihn, da verwickelte er sich in ein unentwirrbares Netz, finstere Gewitterwolken thürmten sich am Himmel auf, und der sonnenhelle Tag neigte sich zum Grauen der Nacht hernieder.

Ihre Beziehungen blieben nicht verborgen. Sie lebte in einer Mittelstadt. Geistreiche Frauen sind in ihren Aeußerungen nicht selten verletzend und häufig mit einem Theile ihrer weiblichen Bekanntschaft verfeindet. Er war eine bedeutende Persönlichkeit. Sie kamen täglich zusammen. Und außerdem, konnten sie ihre Blicke bewachen, den Klang der Stimme, die Geberde, welche das Wort begleitet, der einfachsten Rede die tiefste Bedeutung verleiht? Die Menschen lieben den Glanz nicht, der die Züge des Glücklichen verklärt. Sie forschen seinem Ursprunge nach, um ihn austilgen zu können, und das Verborgene ist ihnen stets das Schlechte; zu der Absonderung gesellt sich in

ihren Vorstellungen immer die Schuld, und Vermuthungen verwandeln sich durch die Mittheilung in thatsächliche Gewißheit. Eine Zeitlang schlich die Sage scheu und leise umher, dann tauchte sie auf, nicht mehr ein langsam glimmendes Feuer, sondern die Lohe eines ganzen weiten Fruchtfeldes, Alles erfassend, Alles auf einmal erhellend.

Bisher hatte er seine Geschäfte, wenn auch nicht mehr mit der früheren Thatkraft betrieben, doch auch noch nicht eigentlich vernachlässigt. Indeß machte es sich immerhin ziemlich merkbar, daß nicht ein gewaltiger Gedanke allein mehr seinen Geist ausfülle. Da erfuhr er die umlaufenden Gerüchte, aus Bertha's Munde zuerst und allein. Jäh und wild zog es in seinem Gemüthe herauf, wie vor dem Ausbruche eines Orkans die Luft drückend schwer auf dem Meere liegt, die rollenden Wellen zur trägen Deinung niederpreßt, während der Himmel sich in Finsterniß hüllt, aus deren Tiefe große falbe Lichtstreifen hervorzucken, in einen ungeheuerlichen glührothen Wiederschein zusammenfließen. Für die Welt hatte er von jeher nur höhnischen Trotz im Herzen und auf der Lippe gehabt; nie war er gemeint gewesen ihr zu gehorchen. Und jetzt brachte sie die Ehre der Geliebtesten in Gefahr, bedrohete seinen Augapfel, griff nach der Krone, deren funkelndes Gleißen ihn nicht bloß in seinen eigenen Augen verklärte, sondern ihm mehr galt wie der allumfassendste Besitz, weil die Beseligung, die von ihr aus ihn durchdrang, jede andere Sehnsucht, jedes sonstige Verlangen auslöschte. Im Augenblicke ingrimmig fest entschlossen war er, nicht zu weichen. Und sofort wendete sich seine ganze Seelenthätigkeit, alles Ringen, Streben und Wagen seines Geistes dem Kampfe zu, welchen er mit der öffentlichen Meinung zu bestehen hatte. Auf ihn nur mehr einzig und allein hatte er seinen Blick unverwandt gerichtet. Neben dieser kriegerischen Aussicht in seiner nächsten Nähe erblaßten alle Bilder von Größe und Ruhm, an denen er sich bisher zu stets erneuter Thätigkeit gestärkt und gekräftigt hatte. Wie er Bertha schirmen und sich erhalten, wie er ihre, seine Verleumder und Gegner züchtigen wollte, das war sein Gedanke bei Tage, der Traum seiner Nächte. Jetzt vernachlässigte er die Aufgabe, die er sich gesteckt. Sie war ihm nicht bloß gleichgiltig geworden, sie war ihm geradezu verhaßt; jede Erinnerung an sie, woher sie auch stammen mochte, erregte in ihm den entschiedensten Widerwillen. Bertha, Bertha, seine leidende, um seinetwillen gepeinigte, gequälte, verlästerte Bertha! So durchzuckte es ihn vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen; so hetzte es ihn, so stachelte es die ganze Gewalt seines Wesens zur rasendsten Entschiedenheit nur nach einer Seite hin auf.

Auf Bertha indeß machten die rücksichtslose Besprechung ihrer Beziehungen zu dem jungen Manne, die Entstellungen, die Mißdeutungen des Verhältnisses, zunächst nicht den befürchteten Eindruck. Sie hing zu glühend an ihm, und kein anderer Gedanke als der Wunsch nach noch tieferem Geheim-

nisse fand Raum in ihrer Seele. Wohl äußerte sie einige Besorgnisse in Beziehung auf ihren Schwager. Aber sie schwieg schnell genug, als Gustav höhnisch mit den Lippen zuckte und, krampfhaft die Finger beider Hände mit einander verflechtend, einen Blick auf sie heftete, den ihr Auge nicht zu ertragen vermochte. Bisher hatte sie ihren Liebling nur weich und milde gekannt. Jetzt fing sie mit Erschrecken, aber auch mit Entzücken, zu ahnen an, welche furchtbare Kraft sie sich zugesellt habe. Seinem Schweigen gegenüber erstarrten sofort alle ihre Bedenklichkeiten, ihre Entschlüsse; keinen Wunsch hätte sie auszudrücken gewagt, der möglicherweise seinen Ansichten nicht gemäß gewesen wäre. Und zudem konnte man ihr nichts Nachtheiliges beweisen. Aus einer unvorsichtigen Verletzung des Scheins machte die Böswilligkeit, die Scheelsucht der Welt ein Verbrechen. Das kam öfter vor und wurde um so besser überstanden, je ruhiger der Verlästerte sich hielt.

Aber die ihn lieb hatten, wurden ihr eigentlich gram. Sie brachten die Gleichgiltigkeit, welche er gegen Alles zeigte, was ihm früher am Herzen gelegen, was ihn angeregt, was ihm jeder Entsagung und Anstrengung werth erschienen war, mit seiner Leidenschaft für die Dame in Verbindung. In dieser Letzteren wollte man die einzige Urheberin einer eben so auffallenden als beklagenswerthen Veränderung sehen. Auf sie ganz allein wälzte man die Verantwortlichkeit für das bestehende Verhältniß, hielt dessen Fortdauer nur von ihrem Willen abhängig. Das war falsch. Bertha hatte den Ball geschleudert, hatte den Zauberbann gelöset. Seitdem stürzte die Lawine unaufhaltsam bergab, spannten die finsteren Mächte das Netz, nahmen sie, von der sie entfesselt worden, selber gefangen. Je mehr seine Freunde der Geliebten Unrecht thaten, je mehr eine Auffassung, welche ihn als ein Opfer der Verführung darstellen, bedauern und retten wollte, sein Selbstgefühl und seine Mannhaftigkeit verletzte, desto hartnäckiger, desto widerstandseifriger, desto streitbegieriger wurde er, desto höher fackelte die Gluth seiner Leidenschaft, die schwer gebändigte, jetzt in Waffen gerufene Wildheit seiner Gemüthsart empor. Und Bertha — ha, all diese titanenhafte Kraft erhielt ihre Entwicklung, ihr ungeahntes Dasein durch die Liebe zu ihr, war ihr eigen, und schwindelnd in jauchzender Wonne stürmte sie mit dem Geliebten die Bahn des Sonnenwagens dahin, und immerfort und immer gefüllter reichte sie ihm den berauschenden Becher ihrer Zärtlichkeit, und mit stets durstigeren Zügen sog er den Inhalt in sich ein. O es war ein Trunk wie der, von dem die Nordlandssagen erzählen, den Zauberjungfrauen den Kriegern vor der Schlacht bieten, der zur Sinnlosigkeit, zum Wahnsinn aufregt, um so lodernder entflammt, je überstürzender sich das Kampfgewühl entfaltet. Es schwirrte ihm vor den Augen, es quoll ihm über im Haupte. Er verlor den Maßstab für seine Zustände, für das Leben überhaupt. Er führte ein Traumdasein, dessen Himmel sich erschloß, wenn ihre Blicke

ihm strahlten, von ihren Lippen die süßen klugen Worte in seine Seele perlten.

Aber aus dem Taumel, bei ihr zuerst, tauchten nüchterne farblose Stunden auf, erst einzeln, dann mehr. Sie wurde unruhig, fühlte sich peinlich bewegt, sah ihre Stellung in der Gesellschaft angetastet, je öfter und eingehender sie davon unterrichtet wurde, daß die Theilnahme aller tugendbegeisterten Geschöpfe in der ganzen Stadt unausgesetzt auf sie gerichtet sei, fortdauernd an Umfang gewinne. Jede Küchenmagd war mit ihrem Verhalten und Gehaben durchaus bekannt, jedes Hausmädchen besaß die genaueste Kunde von Thatsachen, denen meistens kein Erforderniß der Anziehungskraft fehlte, als nur die Wahrheit. Nur ihr Schwager schien nichts von dem zu wissen, was sich begab. Ob er zwischen seinen Büchern unzugänglich war für alles, was sich nicht auf das Geschäft bezog, ob sein sprödes trockenes Wesen die Ueberträger fern hielt, und seine wenigen Freunde zu einer voreiligen, in ihren Folgen unberechenbaren Einmischung in Familienangelegenheiten sich nicht veranlaßt fanden, blieb unentschieden. Aber ihren Schwager fürchtete sie am meisten; auf ihn deuteten unwillkürliche Aeußerungen hin. Dann flog Gustav auf, die Schranke sollte niedergerissen werden, welche ihn von dem vorwurfsfreien Besitze der Geliebtesten trenne. Glühend und innig drang er von neuem auf eine Heirath. Vergebens. Nicht sein Flehen, nicht der Schmerz seiner Liebe, nicht sein Zorn und die dadurch veranlaßten heftigen Auftritte vermochten den Starrsinn einer Frau zu besiegen, die sich mit um so verzweiflungsvollerer Zähigkeit an den Schein vor der Welt klammerte, je mehr derselbe erbleichte, bereits verloren war.

Verloren war, denn wenn es früher den Anfeindungen an eigentlichen Beweisen fehlte, so sollten diese bald überflüssig vorliegen. Bertha hatte vor Jahren ein armes Mädchen zu sich genommen, erziehen lassen, endlich zu ihrer vertrauten Dienerin gemacht. In dieser Stellung hatte das Geschöpf genug erfahren, um übermüthig zu werden und unerträgliche Ansprüche zu stellen, war strenge zurechtgewiesen und hatte darauf ihre Herrin verlassen. Nach ihrer Entfernung vermißte die Letztere nun aber eine ganze Reihe von Briefen, welche sie von Gustav erhalten; außerdem fehlte ein Schreiben, das sie ihrerseits an diesen gerichtet und gerade zur Bestellung abgegeben hatte. Alle Nachforschungen, alle Mühen und Sorgen blieben ohne Ergebniß. Den ihr übergebenen Brief an den jungen Mann wollte das Mädchen verloren haben und aus Furcht deßhalb nicht wieder in ihren Dienst zurückgekehrt sein.

Das war ein furchtbarer Schlag. Von nun an begann Bertha sichtlich zu leiden. In seiner Gegenwart — da glänzte ihr Auge wie sonst; in seiner Abwesenheit aber — und wie wenige waren der Stunden, in denen er ihr tröstend zur Seite stehen konnte — da brachen alle Schrecken auf sie ein. Sie war nie gewohnt gewesen, in ihrer nächsten Umgebung, im

häuslichen Kreise Beruhigung und Freude zu finden; bis zum Ekel widerlich wurde ihr gegenwärtig die Sorge, welche ihre Familie, welche der geregelte Gang des Hauswesens erforderte. Wenn er kam, — ach, sie empfing ihn nicht mit Klagen, aber sie lehnte mit herzzerreißendem Ausdrucke in den klaren offenen Zügen, mit einer Fluth von stummen Thränen den Kopf an seine Schulter. An seiner sichern Entschiedenheit richtete sie sich dann freilich bald wieder auf, und wenn er ging, fühlte sie eben nur den Schmerz der Trennung mehr. Aber dieser Auftritt mit seinen Eindrücken wiederholte sich alle Tage. Und einzig seine Entschiedenheit war keine von den Masken, die er ihr zu Liebe anlegte. Der Verlust, den sie beklagte, hatte ihn nur überrascht, nicht bekümmert. Nach kurzem Besinnen scheute er die von ihr befürchtete Veröffentlichung der Ergüsse leidenschaftlichster Zärtlichkeit nicht mehr; im Gegentheil, er wünschte sie von ganzem Herzen herbei, denn von ihr hoffte er einen völligen Umschwung aller Zustände, Bertha's Einwilligung in die von ihm so glühend ersehnte, immer wieder in Anregung gebrachte Heirath. Im Uebrigen war seine Seele den wildesten Stimmungen im unausgesetzten Wechsel preis gegeben. Lodernder Ingrimm und brütender Haß durchdrangen sich gegenseitig, und zu ihnen gesellte sich eine quälende Angst, ohne daß er sich Rechenschaft von ihrem Grunde oder ihrem Gegenstande hätte geben können. Sein und ihr Elend stand in voller Blüthe. Wahrhaftig, die Ehe ist ein Urheiligthum, und auf solchen Verhältnissen, wie das zwischen ihm und ihr, lastet gleichfalls der Fluch Gottes. Ihre Seligkeit gleicht der, die das Opium bewirkt. Eine Stunde der Verzückung zeugt einen langen Tag des Wehs und der Noth, eine Fülle von Herzbeben und Qual, ein Uebermaß von Grauen und Entsetzen.

Bald war es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die verschwundenen Briefschaften noch immer vorhanden seien. Und thatsächlich wurden sie erst Diesem dann Jenem in der Stille zur Einsicht mitgetheilt, gingen demnächst sogar in Abschriften von Hand zu Hand. Hatte sich aber früher schon die allgemeine Aufmerksamkeit der ganzen Angelegenheit zugewendet, so wurde sie nun in die fieberhafteste Unruhe versetzt, auf der einen Seite durch Ausdrücke, welche gar keine Zweifel mehr gestatteten, auf der andern durch die Aeußerungen begeisterter Liebe, durch die Fülle hoher stolzer Gedanken, den Glanz der Sprache, die Pracht der Bilder. Die Briefe gestalteten sich zu einem Ereignisse in dem ruhig leidenschaftslosen schleppenden Gange des städtischen Lebens. Die Menschen machten es indeß wie immer. Nicht zufrieden mit dem Anblicke des wallenden Stromes, wühlten sie in der Erforschung seiner Tiefe allen Schlamm und Moder des Grundes auf, schöpften das schmutzige Wasser, vermischten es mit allem möglichen eigenen Unrathe, schlürften den Trunk begierig ein, baten sich gegenseitig noch auf ihn zu Gaste. In athemloser Spannung harrte man des Ausgangs der

Begebenheit. Die jungen Offiziere dachten nicht mehr an Hunde und Mädchen, an den lästigen Dienst und den strengen Oberst, sie sahen starr vor sich hin und konnten nicht begreifen. Die jungen Beamten vergaßen, daß sie geistreich seien, und wußten die Damen nicht anders mehr zu unterhalten, als durch tiefsinnige Erörterungen über Sitte und Schicklichkeit, über berechtigte und unberechtigte Liebe. Die ganze Bürgerschaft träumte nur von dem neuen Don Juan und rechnete fest darauf, daß ihn der Teufel in einer Gestalt und Weise hinwegführen werde, wie sie der Einbildungskraft eines Jeden am meisten zusagte. Nur zu viele fühlten sich persönlich verletzt durch die trotzige Verhöhnung der öffentlichen Meinung, durch die rücksichtslose Verachtung der Gesellschaft und ihrer Ordnung, die man den Liebenden Schuld gab, die sich in Gustav's Briefen, freilich nur im Gegensatze zu Bertha's Anschauungen und Behauptungen, deutlich genug aussprach. Wenn indeß der junge Mann nur wenige Freunde besaß, die bereit waren, ihn unter allen Umständen zu vertheidigen, so gab es doch trotz der Zahl seiner Gegner noch wenigere Menschen, welche geneigt gewesen wären, ihm in den Weg zu treten. Er selbst erfuhr geradezu gar nichts von dem Geschwätze, das wie eine gelenke giftige Schlange von Haus zu Haus schlüpfte. Und doch ging er absichtlich unter Menschen, um zu hören, um zu spähen, um sich entgegenzuwerfen und nöthigenfalls in Blut das Gerede zu ersticken. Wo er selbst war, nahm sogar das Lispeln und Flüstern ein Ende, und auch seine Freunde konnten ihm nie ein bestimmtes, unzweideutiges Wort, den rechenschaftsfähigen Urheber einer Sage angeben, sei es, daß sie sich unwissend stellten, um Unheil zu vermeiden, sei es, daß man ihnen gegenüber nur allgemeine Bemerkungen, zweifelhafte Hindeutungen sich gestattete.

Desto mehr erfuhr Bertha, und lediglich von ihr stammte all das Wissen, was ihn im Kern seines Wesens aufregte. Aber sie wollte einestheils den niederen Ursprung vieler ihrer Mittheilungen nicht verrathen, fürchtete anderntheils gewaltsam feindliche Begegnungen zu veranlassen, und so war sie nie im Besitze von Namen und kannte nur die Verleumdungen, mit denen man sie und den Geliebten überschüttete. Wie eine Ertrinkende griff sie eben sogar nach dem Schlamme, der auf dem Unkenteiche schwamm. Sie wollte sich rechtfertigen, sich vertheidigen, und wendete sich zu diesem Zwecke ohne Auswahl an Jeden, mit dem sie in Berührung kam. Aber was sie auch sagen mochte, wurde sofort einzig in dem Sinne ihrer Schuld aufgefaßt, entstellt, verdreht, ausgeschmückt, auf den Gassen und in den Putzstuben umhergestreut. Und nicht bloß das. Ein Theil derjenigen, denen sie sich anvertraute, machte sich eine Freude und ein Gewerbe aus allen möglichen Zuträgereien und überbrachte ihr wieder mit der größten Sorgfalt alles Nachtheilige, was über sie verlautete, lieferte ihr die Giftpflanzen in

voller Blüthe, welche nur zu häufig aus dem Samen ihrer eigenen Aeußerungen erwachsen waren. Bertha war klug, geistreich, zu den schneidendsten Bemerkungen befähigt; sie sah sich in einer bis zum Wahnsinne gesteigerten Neigung, außerdem in ihrer ganzen gesellschaftlichen Stellung bedroht; Frauen gegen Frauen pflegen viel weniger Schonung zu beobachten, als Männer untereinander; sie schleuderte die schärfsten, giftgetränkten Wortpfeile rings um sich her, traf mit den schneidendsten Waffen die, von denen sie sich verletzt, sich angetastet glaubte, goß auf's Gerathewohl die ätzendsten Säuren über alle aus, deren Namen nur genannt wurde. So schürte sie selber das Feuer, erhielt den Haß lebendig, rief einen eigentlichen Rachedurst hervor.

Bertha's Stimmung verbitterte und verdüsterte sich von Tag zu Tage mehr, und dieser Gemüthszustand übte wieder seine Rückwirkung auf ihn. Längst war er eine lodernde Flamme des Ingrimms, der feindseligsten Leidenschaften, und täglich wurde neuer Brennstoff hinzugetragen. Sie forderte von ihm, er solle die Briefe wieder herbeischaffen. Als Rechtsgelehrter sah er die Erfolglosigkeit, als verständiger Mann die Unräthlichkeit aller Schritte zu diesem Zwecke ein und wies ihr Verlangen unbedingt zurück. Dadurch fand sie sich wieder gekränkt. So waren ihre Zusammenkünfte endlich trostlos geworden. Rings um sie her deckte das Grauen der Dämmerung die Erde, über ihre Seelen hatte sich eine finstere Nacht gelagert, aus der nur dann und wann Zornesflammen des Hasses oder der fackelnden Leidenschaft hervorbrachen. Ha, das war das Glück, das war die Wonne, welche er sich von Bertha's Liebe versprochen hatte; das war der Kaufpreis für ein schöpferisches ehrenhaftes Dasein, für die Achtung seiner Mitbürger, für die Zufriedenheit mit sich selbst, für den vertrauenden Hinblick auf Gott und den Heiland. Und doch wollten sie nicht von einander lassen. Zu der Leidenschaft gesellte sich bei ihr der hartnäckigste weibliche Widerspruchsgeist. Bei ihm hatten sich all sein Stolz, all seine Thatkraft in einem Entschlusse, in dem Widerstande gegen die Welt vereinigt. Sein Stolz und seine Thatkraft hielten seine Leidenschaft aufrecht.

Aber sein Elend sollte fortwährend steigen. Es genügte noch lange nicht, daß er, ein verwundeter Krieger, die kampfglühende Stirn nach allen Seiten und immer vergeblich kehrte; daß er all sein Glück, alle seine Hoffnungen, jedes Ziel männlicher Sehnsucht rings um sich her verschwinden, zerbröckeln, zerfallen sah; daß er mit dem vollen Bewußtsein der Gefahr auf einer gefüllten Mine stand, welche jeden Augenblick sich entzünden konnte. Das Alles hatte er mit entschlossener Ausdauer getragen, so lange der Glaube an eine gewisse sittliche Berechtigung seines Verhältnisses zu Bertha ihm die Standhaftigkeit als Pflicht, als Heldenthum hatten erscheinen lassen. Diesen Glauben, soweit er sich auf die Ueberzeugung vom Werthe der Geliebten gründete, sollte er indeß verlieren, und plötzlich nackt und ent-

waffnet stand er dem Hohne und dem Zorne seines eigenen Bewußtseins gegenüber. Schon mehrfach hatte er wahrgenommen, daß er nicht mit vollkommener Sicherheit auf Bertha's Angaben und Mittheilungen bauen könne, daß sie überhaupt geneigt sei, die Kunst der Schaubühne im gewöhnlichen Leben zur Anwendung zu bringen. Auf die letztere Liebhaberei hatte er weniger Werth gelegt, sich seine Kenntniß nur zur Nachricht dienen lassen, denn trotz seiner Jugend wußte er ganz gut, daß jedes Weib nur und dann in berechneter Weise einen andern Eindruck zu bewirken sucht, als ihn ihr natürliches Wesen hervorgebracht haben würde. Die Frauen sind ein süßes Geheimniß und haben ihre Freude daran, ein Geheimniß zu bleiben. Jetzt mußte er aber bemerken, daß sie sich zur Lüge und zur gemeinen Verstellung erniedrige, nur um von ihrem Schwager ausreichendere Mittel für den Aufwand ihres Hauses, für Schmuck und Kleidung zu erlangen. Noch mehr. Aus arglos hingeworfenen Aeußerungen ihrer beiden Söhne mußte er erfahren, daß sie noch bei Lebzeiten ihres Gatten, in dessen Abwesenheit, den Musiklehrer ihrer Kinder bis Mitternacht unter vier Augen bei sich gesehen, seinem Guitarrespiele und Gesange gehorcht habe. Sie leugnete die Thatsache nicht, wollte sich damit entschuldigen, daß sie von dem Menschen in Beziehung auf sein damals gestörtes Verhältniß zu einem Mädchen, welches er später geheirathet, um Trost und Hilfe angegangen worden sei. Aber jedenfalls empfängt eine gebildete Frau in höherer Lebensstellung derartige Bittsteller entweder gar nicht, oder nur bei Tage zur Besuchszeit, und nie und nimmer wird sie dem giftigsten Argwohn Raum geben, indem sie dieselben ganze Abende lang in Gesellschaft eines Seufzerkastens bei sich verweilen läßt, ihnen ihr Anliegen psalmodirend vorzutragen oder zu unterstützen gestattet.

Er war zerschmettert. — Er wollte die Unglückliche nicht schelten. Ihr ganzes weibliches Selbstgefühl war in langen Jahren eines rohen Sklaventhums gerädert, zur haltlosesten Schwäche gestampft. Was wollen die Steiniger? Kann eine Frau für sich allein der Gewalt widerstehen? Und die Menschen — pah! Eine Frau darf nicht über die furchtbarsten ehelichen Mißstände klagen; die öffentliche Meinung kehrt sich so lange gegen sie, bis sie vor Zeugen mit Füßen getreten ist, bis blutende Wunden von ihrem Elende erzählen. Die Frauen schützen ihr eigenes Geschlecht nicht, sondern untersuchen, wie die Mißhandelte sich gekleidet, welche gesellschaftlichen Ansprüche sie gemacht hat, und fällen nach dem Ergebnisse ihr Urtheil im Ganzen und Großen. Und wir Männer — Gott segne uns, denn wir haben es bitter nöthig, wir Wappenhalter der Schöpfung, so fromm und bescheiden wie nur je ein gemalter Luchs oder Einhorn gewesen. Wir vergessen nie, daß eine Jungfrau uns Leib und Seele mit dem rücksichtslosesten Vertrauen in die Arme legte, wir sind die Ritterlichkeit, das Zartgefühl, die scheue Zurückhaltung selbst, und wenn uns die Natur mit Fleisch und Bein, mit Blut

und Sinnen begabte, so geschah das nur, damit die Selbstverleugnung sterblichen Augen sichtbar werden, auf Erden wandeln und wirken könne. Ob Frauenherzen gebrochen, ob Frauengemüther entsittlicht, vernichtet, zu Boden, in den Koth geschleudert werden: was geht das uns an? An allen unglücklichen Ehen sind die Frauen Schuld; auf ihnen lastet die Verantwortlichkeit, wenn sie nicht unverwüstlich sind. So lautet die Regel. Wir heldenhaften Männer haben sie hingestellt, und die Frauen haben ihr zugestimmt, wie Schulkinder unter der Ruthe.

Bertha hatte ihn betrogen. Und doch konnte er sie nicht schelten. War doch der Betrug nur eine Folge von Erinnerungen aus dem Paradiese des jungfräulichen Bewußtseins. Aber er war zerschmettert. Für alle seine Qual und Pein, für die Aufnahme eines wahrhaften Aetzstoffes in seine Seele hatte er nichts eingetauscht als einen blanken Schein, ein bloßes Feuerwerk, und all der Glanz, welchen er über seine Beziehungen zu ihr ausgegossen wähnte, strahlte nicht von ihnen selbst aus, sondern hatte nur in seiner Einbildungskraft seine Quelle.

Aber inmitten der Trümmer seines Selbstgefühls stand er wie ein Mann. Von dem ersten Augenblicke der furchtbarsten Enttäuschung an war sein Entschluß gefaßt: er wollte Bertha nicht weichen. Ihre Schuld war gemeinschaftlich; sie hatten gemeinschaftlich gelitten, gemeinschaftlich getrotzt. Sollte er nun zurücktreten und es dem schwachen Weibe überlassen, für sich allein die gefährdete Stellung zu behaupten, die verlorene wieder zu gewinnen? Wußte er nicht, daß die Gesellschaft dem Manne eine Schwäche des Herzens zum geringen Fehl anrechnet, der Frau nie und nimmer verzeiht? Sich von Bertha lossagen, hieß sie dem Uebelwollen der Welt einsam und trostlos überliefern. Und dann sagte er sich wieder, was die Grundlage ihres Wesens sei und welch ein glorreiches Geschöpf, welch ein leuchtendes Vorbild ihres Geschlechtes sie in den Händen eines andern Mannes geworden sein würde. Er durfte nicht von ihr weichen; er wollte nicht von ihr weichen. Aber von da an sah sie ihn nicht mehr an ihrer Seite sitzen, Hand in Hand und Auge in Auge. Ruhelos schritt er in dem Raum auf und ab, der sie Beide gerade vereinigte.

Und von da an, welche Tage, welche Nächte verlebte er! das Gleichniß von den bleiernen Schwingen der Zeit ist aus dem Leben gegriffen. Wohl waren seine Glieder von Eisen, seine Nerven von Stahl. Nur ein Körper wie der seinige konnte solche geistige Krämpfe aushalten, wie sie unaufhörlich, immerfort ihn schüttelten; nur ein Auge wie das seinige konnte die Schreckgespenster anschauen, die vor ihm auftauchten, ihn grinsend und höhnend umgaukelten. Aber er war von Seele und Leib zu stark; er stand unerschütterlich mit dem Muthe, mit der Ausdauer der Verzweiflung. Nur eins vermochte er fast nicht zu ertragen, den Kampf zwischen seiner Leidenschaft für

Bertha, welche jedoch fast nur mehr in dem Zorne über ihre Gegner wurzelte, und dem Bewußtsein, daß sie seine Schmerzen über ihre Vergangenheit, über ihre verkommene Gegenwart überall nicht begreife, gleichgiltig betrachte. In dieser Hinsicht machte er ihr Vorwürfe. Sonst rechnete er ihr niemals und nicht im Geringsten an, was ihm ihre Liebe koste. Aber jener Kampf wirkte am allergefährlichsten, am allerzersetzendsten auf ihn ein. Er schleuderte ihn in's Bodenlose hinaus, nahm ihm jede Berechtigung zur Fehde mit der Mißgunst, der Scheelsucht, dem Uebelwollen der Menschen, indem es ihm den letzten Rest von Glauben an die Berechtigung seiner Sache entzog; er lösete ihn von allen sittlichen Anhaltspunkten, wahren und eingebildeten, an denen er sich bisher aufrechtgehalten und gestützt hatte. Sein Verhältniß zu Bertha war ein Sumpf, mit hoffnungsgrünem Grasteppiche, mit freudeschillernden Blumen bedeckt, und darunter Schlamm und häßliches Gethier und widerwärtiges Wesen.

Er stand, weil er wollte, nicht bloß der Welt, sondern auch sich selbst. Unsägliche Schmerzen trug er ohne Laut. Seine Tage gewährten ihm keine Ruhe, seine Nächte brachten ihm keinen Schlaf. Rastlos wanderte er umher; vorzugsweise zog es ihn nach den Spielplätzen seiner Jugend hin; stundenlang lag er dort am Boden und marterte sich durch Vergleichungen zwischen ehemals und heute. Oder von andern Vorstellungen gestachelt, alle Möglichkeiten der Gegenwehr erwägend, übte er sich im Pistolenschießen, wo er in verfallenen alten Steinbrüchen unweit der Stadt sich früher als Knabe mit den Altersgenossen harmlos wetteifernd getummelt hatte. Er steckte leere Schneckenhäuser auf dünne Stäbe und brachte es dahin, sie auf dreißig Schritte Stück für Stück zu zerschellen. Und dann preßte ihm seine Seelenangst den Becher in die Hand. Aus dem perlenden Weine tauchten Feengebilde vor ihm auf, schmeichelten, lockten aus einer Hölle in die andere. Da rettete ihn sein Stolz. Er schämte sich seiner Feigheit. Auge in Auge wollte er dem Schicksal begegnen, das er sich heraufbeschworen, das er mit freiem Willen an sich gekettet hielt. Zu Boden schleuderte er die Schale, setzte den Fuß auf die Scherben, war wieder der Mann, der er gewesen. — Nicht so, denn Stumpfsinn und Dumpfsinn brachen immer mehr über ihn herein. Weder Bertha hatte ihm noch er ihr mehr Trost und Stärkung zu geben, die Verneinung war das einzige Band, welches sie Beide noch fesselte. Sie klagte, aber auf ihre Klagen achtete er nicht mehr; sie weinte, aber ihre Thränen waren wie der Thau der Tropen, der alles beseelte Leben tödtlich erkältet. So waren sie beisammen, er voll Widerwillen gegen den sittlichen Verfall, die Begriffsverwirrung, den Mangel an geistiger Kraft und Erhebung, der sich ihm täglich mehr kund gab, seit der Zauberschleier von seinen Augen gefallen war; sie ohne Gefühl und Einsicht für die Ursachen seines Elends und seiner Noth.

Da schmetterte es von fernher wie Trompetenruf in sein Ohr, der zu ehrlichem Schwertgange ladet. Es war ihm, als ob seine engelreine verklärte Mutter zu ihm herantrete. In verzweifelter Empörung gegen die um sich greifende Fäulniß richtete sich sein ganzes Wesen auf. Wie ein Taumelnder schwankte er hin und her. Die Morgensonne seines Auferstehungstages blendete ihn, anstatt ihn zu erleuchten. Gott, den er nicht gesucht hatte, überantwortete ihn noch eine Zeitlang seinem eigenen thörichten Thun, dem regellosen Ringen ungezügelter Kraft. Von ihr lassen wollte er nicht, für die er sein Theil Erde und Himmel gegeben. Aber an ihrer Seite, und doch von ihr gelöset, wollte er auf ehrlichen Grundlagen ihr zum Schutze stehen gegen alle Welt. Bertha's Tochter war siebzehn Jahre alt, hübsch, frisch, zierlich, ein verjüngtes Ebenbild der Mutter dem Aeußern nach, sonst scheu, wortkarg und zurückhaltend, so daß man sie irrthümlich für weniger geistig begabt hielt als jene. In Ottilien's zartem Körper wohnte indeß eine hohe stolze Seele, und wenn sie die großen hellen Augen aufschlagen wollte, wie sie es vermochte, so öffneten sich unendliche Tiefen des Gemüthes und aus den klaren vertrauenden Blicken leuchtete der selbstbewußte Geist einer Jungfrau hervor, der mit seltener Schärfe aufzufassen, zu unterscheiden und zu beurtheilen verstand. Ihre Schüchternheit erklärte sich hinlänglich aus den Zuständen eines Hauses, wo die Eltern sich gegenseitig den Kindern als abschreckendes Beispiel hingestellt, denselben also von Grund aus die Vorbilder verdächtigt hatten, welche einer naturgemäßen Entwicklung in der Jugend die ersten und wichtigsten Anhaltspunkte bieten. Ihrem ganzen Sein lag eine überaus anmuthige, gerade in der Art, wie sich dieselbe äußerte und bethätigte, unbeschreiblich wohlthuende, bescheidene Jungfräulichkeit zu Grunde, der ein unbefangenes inniges Wohlwollen, eine opferfrohe Theilnahme für alle ihre Mitgeschöpfe gesellt war. Sie mochte sich schmücken, aber zur Eitelkeit fehlte die Anlage; im Gegentheile, es gab Zeiten, wo sie aus Mißtrauen gegen sich selbst eher geneigt war, sich in Beziehung auf Schmuck und Zierrath zu vernachlässigen. Eine gewisse Hartnäckigkeit war ihr eigen, und die Heftigkeit hatte sie vom Vater geerbt. Ohne Frage zeichnete sie sich vor der ganzen Familie aus, und jeder Mann, dem sie sich hingeben mochte, durfte sie als die treueste Gefährtin, als den segensreichsten Schatz betrachten, der tiefsten Verehrung, der vollkommensten Liebe würdig.

Es war ein Entschluß des Wahnsinns, zu dem er überging, nachdem er ganz gegen seine Gewohnheit einige Tage in Zweifeln und Erwägungen verbracht hatte. Vor Bertha trat er hin: „Gieb mir dein Mädchen!" sagte er, kurz, abgebrochen.

„Nie und nimmermehr!" fuhr sie mit dem raschen Verständnisse des Weibes auf. — „Und ich will."

„Eher sterben." — Seine Lippen zuckten. Er gab keine Antwort.

„Bitte, bitte, Gustav," flehte sie jetzt. Er wendete sich ab und ging. Sie sank mit verhülltem Gesichte in das Sopha.

Sofort suchte er Ottilie allein zu treffen, und traf sie noch desselben Tages. Nach einigen gleichgiltigen Gesprächen faßte er sie fest ins Auge, wie sie vor ihm saß. „Sie sind wahr, Fräulein?" fragte er mit der weichsten Betonung, mit dem mildesten, fast wehmüthigen Ausdrucke in den Zügen.

Das Mädchen sah ihn hell aber etwas verwundert an. „Sprechen Sie einmal rücksichtslos gegen mich," fuhr er in derselben Weise fort. Die Unbefangenheit auf ihrem Gesichte wich einer leichten Verwirrung. Sie fühlte ihr Herz eigenthümlich berührt.

„Können Sie mich wohl lieb haben?" Blitzschnell sanken ihre Wimpern herab, ergoß sich ein Purpurglanz ihr über Stirn und Schläfe. Sie neigte den Kopf auf die wogende Brust. Er kniete ihr schon zur Seite, hielt eine ihrer Hände gefaßt, bedeckte sie mit Küssen. Sie duldete seine Annäherung, seine Liebkosungen, lautlos, zitternd. „Ottilie!" flüsterte er, und sah zu ihr auf. Er vermochte eine unbeschreibliche Gewalt zu üben und vielleicht am meisten, wenn er sich in sanfter Zartheit erschloß.

Sie schwieg noch immer. „Ottilie," wiederholte er. „Ja," flüsterte sie endlich leise, fast unhörbar. „Wollen Sie mein sein?" Ein paar große Thränen quollen ihr unter den Wimpern hervor. „Meine süße Braut, bald meine liebe, liebe Frau!"

Sie beugte sich zu ihm herab, daß ihr Kopf den seinigen berührte. Er flog auf; er hielt sie in den Armen, — kniete von neuem vor sie hin. „Und soll ich nicht in die leuchtenden Sterne meiner Liebe blicken? Willst du nicht die Augen zu mir aufschlagen, du Schatz, du Kleinod?"

„Ich will thun, was du willst," erwiderte sie bewegt; „nur muß ich mich fassen." Sie erhob den Blick nicht. Nach kurzem Zögern fuhr sie fort. „Ich kann das Leiden nicht mehr ansehen; was ich kann, soll geschehen, um ihm ein Ende zu machen; dann nütze ich doch noch etwas in der Welt."

Er erschrack, ohne den Sinn ihrer Worte sogleich vollständig begreifen zu können. Sie begann abermals: „Die erste Bitte. Gönne mir Ruhe. Laß mich allein. Ich bin dein eigen." Er hauchte einen Kuß auf ihre reine lichte Stirne und ging.

Am folgenden Morgen begab er sich zu dem Oheim und Vormund, suchte denselben in seinem besonderen Arbeitszimmer auf, lehnte es ab, sich in das Prunkgemach führen zu lassen. „Nein, wir bleiben eben so gut hier; ich habe ein Geschäft mit Ihnen abzumachen." — „Ah so." — „Ich wünsche Ihre Nichte Ottilie zu heirathen." Der Andere starrte ihn stumm an. Freilich liebte er diese knappe Weise, aber doch fand er sich überrascht, denn seine Vorstellungen und die Sitte schrieben für Werbungen eine ganz andere Form vor. Entweder ein Brief, dessen seltsames Wortgewimmel bescheidene Zweifel

an dem Werthe des Schreibers, ein maßloses Vertrauen in die Vollkommenheiten einer Dame ausdrückte, nichtsdestoweniger aber beantragte, daß solch ein ungleiches Paar ehelich zusammengefügt werden solle, oder persönliche Erscheinung im Feierkleide, etwas Stammeln und Stottern, geringe Begriffe von sich selbst, dagegen die feste Ueberzeugung, durch den Besitz einer gewissen kleinen Hand zu Erlangung aller möglichen Tugenden und Vortheile befähigt und begeistert, auf den Gipfel eines ewigen Glückes erhoben zu werden. Doch bemeisterte er sein Erstaunen, hielt seinerseits an dem Leitseile der Regel fest und sagte bedachtsam: „Da müßte ich um Bedenkzeit bitten."

„Pah, Bedenkzeit! Sie kennen mich und meine Verhältnisse?" — „Ich habe die Ehre."

„Und Ihr Urtheil?" — „Ich hege hohe Achtung vor Beiden."

„Wozu also die Bedenkzeit?" — „Sie möchte doch wohl in der Ordnung sein. Und dann muß ich auch mit meiner Schwägerin und deren Tochter sprechen."

„Fräulein Ottilie wird meinen Wünschen nicht widerstreben." — „Sie werden mit ihr einig sein. Das ist allerdings der Gebrauch der heutigen Zeit. Früher wendete man sich zuerst an die Eltern."

„Von Ihnen gehe ich sofort zur Mutter." — „Sie betreiben die Angelegenheit sehr rasch."

„Wie Alles, was mir am Herzen liegt." — „Meine Nichte ist noch sehr jung."

„Nebenbei gesagt, nahezu achtzehn Jahre. Eben deßhalb eile ich um so mehr. Es wird ihr an Bewerbern nicht fehlen." — „Ihr Vermögen ist nicht flüssig."

„Ich weiß, wie es damit steht, und ehre den Wunsch des Vaters, der dem Geschäfte, welches er mit Ihnen gegründet und emporgebracht, nicht zu ungelegener Zeit bedeutende Summen entzogen wissen wollte. Zu den Kosten des Haushalts bedarf ich keiner Beihilfe von Seiten meiner Frau. Der letzte Wille Ihres Herrn Bruders wird unangefochten in Kraft bleiben, so lange Sie leben. Ich rechne nicht einmal auf die nach erlangter Volljährigkeit den Kindern zu zahlenden höheren Zinsen. Soweit es mich angeht, mag es in dieser Hinsicht bei dem bisherigen Fuße bleiben."

Diese Bemerkung machte einen entschiedenen Eindruck. Es entstand eine Pause, die indeß bald von Gustav unterbrochen wurde. „Ich will meine Frage anders stellen. Passe ich Ihnen als Gatte Ihrer Nichte?"

Der Kaufmann war bereits wankend geworden; die Wendung des jungen Mannes warf ihn völlig aus dem Sattel. Nach augenblicklichem Zögern sagte er: „Ja."

„Gut, dann weiß ich genug. Dank Ihnen für Ihre Zustimmung." — „Aber, das geht so nicht. Ich muß doch erst meiner Schwägerin das Wort

gönnen. Sie dürfen meine beifällige Aufnahme Ihrer Werbung noch nicht als eigentliche Einwilligung betrachten."

„Sehen Sie, ich bin vernünftig. Jetzt will ich Ihnen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit geben. Allein ich halte mich an Ihre Zusage." — „Verlassen Sie sich auf mich. In vierundzwanzig Stunden werden Sie die Einwilligung in bester Form erhalten."

„Abgemacht." — „Abgemacht. Ihre Erklärungen in Beziehung auf das Vermögen meiner Nichte schreibe ich Ihnen indeß zu Last."

„Sie mögen den deßfallsigen Vertrag entwerfen und mir zur Unterschrift senden." — „Werde nicht ermangeln."

Die Beiden trennten sich. — Und nun zu Bertha. Sie sah welk und bleich aus. Er grüßte freundlich. In ihren Augen strahlte ein sonniger erwartunsvoller Blick auf. Er setzte sich ihr gegenüber. „Ich bin mit Ottilien einig."

Wie ein falber Wetterschein flog es über ihr Gesicht. In jäher Folge wechselte ihre Farbe, flammte dunkelroth auf, zerfloß in das matte Grau der Asche. Zwei Dolchspitzen starrten ihm ihre Blicke entgegen. Sie wollte sprechen, die Stimme versagte ihr. Rührend falltete sie beide Hände, hob sie krampfhaft zur Stirne empor.

„Bertha, es geht nicht anders," sagte er eben so innig als eindringlich. Sie erwiderte nichts. „Willst du mich verderben sehen?" fuhr er ebenso fort, fügte nach einigem Zwischenraume hinzu: „durch deine Liebe?"

Sie flog auf. Ein gellendes Lachen drängte sich zwischen ihren verzogenen Lippen hervor, dann — es klang wie das Zischen einer Schlange, was sie sprach. „Mein Töchterchen! — Und hier wollt Ihr zärtlich thun? Hier dulde ich Euch nicht bei einander."

Er ging nach dem Klingelzuge und schellte. Sie stand, plötzlich wieder verwandelt, da wie ein Steinbild. „Ob Fräulein Ottilie sich gefälligst hieher bemühen wolle," lautete sein ruhig gemessener Auftrag an die eintretende Dienerin. Das Mädchen ging. Bertha blieb regungslos; er veränderte die Stellung nicht, nur neigte er den Kopf auf die Brust.

Die Gerufene kam. Hoch aufgerichtet streckte er ihr die Hand entgegen. Sie legte die ihrige hinein. „Du erfüllst meine Wünsche, Liebling?" redete er sie an.

„Daran zweifelst du?" lautete die Antwort. Er wendete sich zu der Mutter. „Du hast jetzt die Wahl. Entweder suche ich meine Braut auf anständige und ziemliche Weise im elterlichen Hause auf, oder wir treffen uns hinter Hecken und Büschen. Aber auf dich die Verantwortung für alle Folgen."

Zugleich legte er den Arm um Ottiliens Schultern. Das zarte holde Geschöpf schmiegte sich an ihn, bestätigte fest und frei aufblickend: „Ja, Mama, ich bin sein eigen; ich gehorche ihm; ich thue, was er will."

Eine lebendige Leiche schwankte die Mutter, griff nach einer Stuhllehne, wies sofort aber die Annäherung der besorgten Tochter rauh zurück, raffte sich keuchend mit ungeheuerer Anstrengung auf und eilte in das Nebenzimmer, warf dessen Thüre hastig hinter sich in's Schloß und schob den Nachtriegel vor. Kein Bitten, kein Zureden vermochte ihr Sprache abzugewinnen oder sie von dort wieder herauszulocken. Bis zum Widerwillen verstimmt, gab der junge Mann endlich alle weiteren Versuche in dieser Hinsicht auf und führte seine Braut zu einer ihrer Freundinnen. Einige Stunden später heimkehrend, fand Ottilie die Mutter in Verhandlungen mit dem Oheim und Vormund begriffen, zu denen sie demnächst gleichfalls herangezogen wurde.

Am folgenden Morgen erhielt Gustav von dem Vormunde die versprochene regelrechte Einwilligung in dessen eigenem und, unter ausdrücklicher Beziehung auf eine deßhalb stattgehabte Berathung und ihm ertheilte Vollmacht, auch im Namen der Mutter. Dem Schreiben beigelegt war eine Formulirung der von dem zukünftigen Ehemanne hinsichtlich des Vermögens seiner Gattin gemachten Zugeständnisse.

Die Verlobung war bekannt. Für einen Augenblick war die öffentliche Meinung durch das Unerwartete des Schrittes wirklich geblendet. Das kümmerte Gustav am wenigsten. Bertha hatte unter einer Fluth von Thränen und in fieberhafter Bewegung den beiden jungen Leuten ihre Glückwünsche dargebracht. Dann nahm sie Glückwünsche von ihren Bekannten an und sah dabei aus wie eine Katze, die nicht weiß, ob sie eine Berührung durch Spinnen oder Kratzen erwidern soll. Den Verlobten selbst wich sie in den ersten Tagen überall aus. Gustav suchte diese Zeit auf das Beste zu benützen und strengte alle seine Mittel zur Erreichung eines endlichen guten Ausganges an. Ottiliens räthselhafte Worte bei seiner Erklärung gegen sie waren ihm seitdem zum Verständnisse gekommen. Sie hatte sich als Opfer darbringen, der Welt als Schild hinstellen wollen. Nun aber stand es entschieden bei ihm fest, daß das wunderbar großherzige Mädchen, dessen Wesen sich ihm jetzt erst in ungeahnter Fülle erschloß, einmal durchaus nicht geopfert werden sollte. So wendete er sich mit aller Kraft seines Herzens, mit allem Reichthum seines Geistes ihr zu, setzte seinen Stolz darein, ihr mit dem freudigsten Eifer alle die Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten zu beweisen, welche ihr Verhältniß forderte, welche er so gern, so von ganzem Herzen gewährte. Ottilie dagegen ließ es sich vorzugsweise angelegen sein, seine Begriffe von ihrem Vater zu berichtigen. Und nach Allem, was sie ihm mittheilte in Verbindung mit den Erfahrungen, welche er selbst in Bezug auf Bertha gemacht hatte, mußte er sich überzeugen, daß Jener allerdings gleichfalls in allen Erwartungen eines häuslichen Glückes, wie es sich eben für seine Gemüthsart eignete, vollständig getäuscht war. Seine Ansprüche hatten sich zu allernächst auf sachliche Zustände, auf Ordnung und körperliche Behaglich-

keit bezogen, und gerade derartigen Anforderungen hätte jedes einfache stille Bürgermädchen besser genügt, als der glänzende, funkelnde, glitzernde Geist, das unruhig strebsame Wesen der üppigen Treibhauspflanze, die er sich übereilter Weise zu eigen gemacht, die sich nach einer ganz andern Sonne, nach einer völlig verschiedenen Himmelsgluth gesehnt hatte, als er ihr zu bieten im Stande war. Bertha hätte nur einem Manne angehören dürfen, dessen geistige Ueberlegenheit sie unausgesetzt in Ehrfurcht erhalten konnte. Wie es einmal war, hatten die beiden Menschen sich gegenseitig verkümmert, ihre sittlichen Anschauungen verdunkelt, hatten ihre Kräfte wider einander gekehrt, sich nicht zur Stütze Einer des Andern, sondern zur Geißel gestaltet.

Gustav ehrte das Streben seiner Braut, achtete sie deßhalb um so mehr, war ihr dankbar dafür. Sie wußte seine Sorge und Hingabe zu würdigen. So konnte es nicht fehlen, daß sie Beide allmälig Ein Herz und Eine Seele wurden. Da veränderte sich das Benehmen der Mutter. Sie ertrug es nicht, daß die Verlobten sich immer herzlicher aneinander schlossen, immer mehr in einander hineinlebten; in der Wuth ihrer Eifersucht wollte sie jetzt die stets inniger wachsende Neigung stören, indem sie sich ihr als Zeugin aufdrängte, sie bewachte. Freilich stand ihr die an ihrem Wohnorte geltende Schicklichkeitsregel zur Seite. Wo man in Deutschland auf das Ehrgefühl von Verlobten vertraut und sie so ziemlich gehen, thun und treiben läßt wo, wie und was sie wollen, haben sich selten oder nie nachtheilige Folgen von dieser Nachgiebigkeit gegen die Heimlichkeit, die Scheu, die Sprödigkeit und Schüchternheit der Liebe herausgestellt. Und es ist auch wahr, daß man ein Verlöbniß nicht vernunftgemäßer behandeln kann, als indem man es sich in jeder Weise frei und ungestört entwickeln läßt. Die jungen Leute lernen sich eher verstehen und mit einander umgehen, und die vollständige und vertrautere Gewöhnung erleichtert den in jeder Ehe so gefährlichen und fast immer für die ganze Dauer derselben entscheidenden Uebergang aus der Leidenschaft der Flitterwochen zu der Besonnenheit des ruhigen Besitzes. Anderswo indeß stellt der sogenannte Anstand Braut und Bräutigam unter die strengste Aufsicht der Eltern oder einer langweiligen, erstarrten weiblichen Verwandtin, welche durch das Gebahren der Züchtlinge unausgesetzt an ihren eigenen verwahrlosten Zustand erinnert wird und deßhalb nicht genug kalten Nordwind, Schlossen und Schnee ausgießen kann, um den Liebesfrühling so wenig Blüthen treiben zu lassen als irgend möglich. Die Sitte hat in einem gewissen Mißtrauen ihren Grund, wie alle Anstandsregeln ihrer ursprünglichen und vernünftigen Ursache nach auf dem Wunsche beruhen, jeder Veranlassung zu Mißdeutungen vorzubeugen. Doch ist sie zunächst thöricht, denn die rechte Liebe will sich nun einmal nur in der Verborgenheit offenbaren, und nun bricht demnächst die verhaltene, eingeengte, zurückgedrängte Flamme plötzlich entfesselt in wilde Gluth aus, welche zerstört anstatt nach-

haltig zu erwärmen. Und außerdem ist sie als Vorsichtsmaßregel auf der einen Seite unnütz, denn zwei Menschen, welche durchaus ohne Zeugen zusammenkommen wollen, finden dazu tausend Mittel und Wege; auf der andern aber schmählich obendrein und verhängt einen furchtbaren Tadel am meisten über die männliche Jugend. Wahrhaftig, vor dem Richterstuhle jedes echten Mannes wird der Schurke mit der äußersten Verachtung gebrandmarkt werden, der sein theuerstes Kleinod niederträchtig verräth, mit eigener Hand an den Pranger heftet, wenn auch nur des eigenen Bewußtseins; der dem Wesen, für dessen Heiligkeit und Reinheit er sein Herzblut tropfenweise zu verschütten verpflichtet ist, selbst die Ehrenkrone entreißt, entblättert, in den Koth tritt. Mag immerhin nicht selten das arglose Vertrauen eines Weibes in einzelnen Fällen so feige getäuscht werden; mag die öffentliche Meinung in ihrem Leichtsinne und in ihrer Oberflächlichkeit mit ihren unermeßlich vielen halbgedachten und halbgefühlten Vorstellungen derartige Schande milde beurtheilen, wenn nur der Segen des Priesters das Grab der Keuschheit, des Selbstgefühls, der Ehre mitleidig verhüllt: die Sache ist und bleibt immer dieselbe, eine entsetzliche Schmach, welche das gegenseitige achtungsvolle Vertrauen der Gatten schnöde zerstört, die Ehe selbst zu einer erbärmlichen Zuflucht der Sinnlichkeit stempelt.

Für Menschen von Ottiliens und Gustavs Gemüthsart mußte der Anstandskäfig in jeder Hinsicht ein unbequemer Aufenthalt sein; überaus peinlich wurde die Anstalt aber durch die bestehenden Verhältnisse, durch die Persönlichkeit, welche die Ordnung in denselben festsetzte und handhabte, durch die Art der Handhabung selbst. Vor die Sonne ihrer Liebe schob sich die finstere Wolke der mütterlichen Gegenwart; aus arglosem Flüstern wurden sie durch einen galvanischen Schlag unbändiger Eifersucht aufgescheucht; verbissener Ingrimm prüfte und verurtheilte ihre Blicke, wie sie vom Herzen durch das Auge zum Herzen strebten; über ihr Schweigen ergoß sich eine Fluth von scharfen Bitterkeiten, von schmählichen Vermuthungen; ihre lauten Aeußerungen wurden mit schneidend boshaften Erwiderungen in so höflich schnöder Weise abgefertigt, wie nur Bertha ihrer mächtig war. Sie suchten sich zu helfen so gut sie konnten, hüllten sich in Unempfindlichkeit, ließen die gegen sie geschleuderten Bemerkungen unberücksichtigt, trafen sich an dritten Orten, namentlich auf Spaziergängen, trösteten sich mit dem Hinblicke auf ihre demnächstige Vereinigung. Aber immerhin übte dieser Zustand eine störende, beängstigende Wirkung aus, lastete mit schwerer Wucht auf ihrer jungen Liebe. Sonst war wirklich eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe und Sicherheit eingetreten. Es stellte sich immer mehr heraus, daß gegen die öffentliche Meinung ein verwirrender, betäubender Schlag geführt, für den Augenblick ein Sieg über das Uebelwollen und die Schadenfreude einer ganzen Stadt erfochten sei. Gustav erholte sich von Tag zu Tag mehr und

dachte schon daran, seine frühere Thätigkeit in ihrem ganzen Umfange wieder aufzunehmen. Wie durften sie aber auf Frieden hoffen, die göttliches und menschliches Recht verletzten? Wie konnte Segen erwachsen, wo die Sünd wucherte? An allen ihren Beziehungen haftete ein Fluch, und nicht genug, daß er die Frevler selbst traf, er war jetzt auch herabgerufen auf das süße unschuldige Mädchen. Von neuem regte sich das Unheil. Nicht ein Wetter brach los. Ein Wurm wurde aufgestachelt in seinem Lager, zernagte die Pfosten des neugebauten Hauses, warf es zusammen, nieder in den Staub. Bertha hatte sich herabgewürdigt, vor ihren Dienstboten in den niedrigsten und verletzendsten Ausdrücken auf das Frauenzimmer zu schelten, welches ihr wahrscheinlich das Paket mit den Briefen von Gustav entwendet, ihren Brief an den Letzteren unterschlagen hatte.

Gustav wurde durch einen besondern Boten in größter Hast zu Bertha gerufen. Er fand sie in Verzweiflung. „Mein Schwager weiß Alles!" rief sie ihm entgegen.

„Was, wenn ich fragen darf?" Sie stockte trotz ihrer Erregung. „Unser früheres Verhältniß," brachte sie nach einigem Zögern heraus.

„Das läßt sich nicht in Fässer verpacken, nicht im Hauptbuche verrechnen; er wird sich wenig darum kümmern." — „Er ist wüthend."

„Da kannst du ja vollauf deine Liebhaberei für leidenschaftliche Auftritte befriedigen." — „Gustav — du täuschest dich immer."

„Wenigstens nicht hinsichtlich meiner Beziehungen zu deinem Schwager. Ich habe mit ihm gehandelt und meinerseits geleistet. Und auch er hat jetzt weiter nichts mehr zu thun, als daß er Anstands halber Ottilie und mich zur Kirche begleitet." — „Du irrst, du irrst. Die verlorenen Briefe sind in seine Hände gelangt, und darunter einige, von denen ich nicht wußte, daß sie mir fehlten, die, in denen du dich über meinen verstorbenen Mann und über ihn ausgesprochen hast."

Durch diese Thatsache wurden die Umstände allerdings bedeutend verändert. Die fraglichen Schriftstücke enthielten die grellsten Schilderungen der beiden Brüder, eine Fülle von beißenden Bemerkungen. Vor Allem war der noch lebende grau in grau, ein herzloses Gerippe in einem Sumpfe gemalt. Gustav blieb indeß ruhig. „Da wird freilich einiger Wärmewechsel stattfinden," meinte er; „ich habe ihn einen Kürbis genannt, der mit Geldstücken anstatt Samen gefüllt sei, und so weiter, ich weiß alles nicht mehr."

„Deine Verbindung mit Ottilie soll rückgängig gemacht werden; wer den Vater im Grabe mit Füßen trete, könne die Tochter nicht heirathen." — „Und was droht er dir?" — „Wir sind alle in einer Verdamniß," sagte sie ausweichend.

„Da ist der Kern der Geschichte enthalten," dachte er, fragte laut: „Wo ist Ottilie?" — „Zu ihm gegangen, um ihn zu besänftigen. Dieß soll ich dir von ihr geben."

Das ihm überreichte Papier enthielt in zwei flüchtigen Zeilen die Bitte seiner Braut, ihr zu dem Oheim zu folgen. „Was willst du thun?“ erkundigte sich Bertha, als er gelesen.

„Hingehen und sehen wie er sich befindet. Auch die dickste Haut ist vor dem Nesselfieber nicht sicher. Da thut ein Arzt gut; den will ich vorstellen. Was der Stahl nicht heilt, heilt das Feuer, heißt es. Ich werde ihm einheizen.“

Er hielt sich nicht auf. Auf der Straße begegnete ihm Ottilie, begleitete ihn sofort zurück und gab ihm unterwegs erwünschte Nachweisungen. Sie hatte nichts auszurichten vermocht, bezweifelte überhaupt, ob der Oheim in einzelnen Augenblicken seines Verstandes mächtig sei. Seine Aufregung steigere sich wenigstens zeitweilig zu wahrhaft thierischer Wuth. Aus seinen Aeußerungen lasse sich übrigens schließen, daß er sich nicht so sehr durch den gegen den Bruder gerichteten Tadel — Gustav hatte wirklich über den Todten milde geurtheilt — als durch die ihn selbst und sein gewinnsüchtiges Treiben betreffenden Bemerkungen verletzt fühle. Im raschen Wechsel schwelge er in Rachegedanken, läute die Armesündergloke, stelle seine Schwägerin und Gustav vor sein eigenes hochnothpeinliches Halsgericht, breche ihnen den Stab und übernehme sofort mit widerwärtigem Entzücken das Amt des Henkers. Oder er bezeichne sich mit thränenreicher Geberdung als den unglücklichsten aller Menschen und führe ein ganzes Trauerspiel eigener Erfindung voller Jammerauftritte von Anfang bis zu Ende allein auf. Er habe sich in seiner Wohnstube abgeschlossen und beschäftige sich, seiner eigenen ausdrücklichen Angabe nach, mit Abfassung seines letzten Willens. Neben ihm auf dem Schreibtische liegen ein Paar Pistolen, die für Gustav geladen sein sollen.

Dieß schauspielerhafte Benehmen, namentlich der letzte Zug, reizte den jungen Mann. Ihn scheuchten keine Pistolenläufe, obschon er ganz gut wußte, daß der langsame Zorn solcher zähen, trocknen, berechnenden Gemüther, wenn einmal aufgestachelt, an Wahnsinn gränzt, zu Ausbrüchen von Tollheit sich aufbäumt. Sie kamen im Hause an. Ottilie besaß Einfluß genug bei den Dienstboten, um den Verlobten durch mehrere Schlafzimmer zu dem Aufenthaltsorte des Oheims führen zu können, dessen Eingang von dieser Seite her nicht verschlossen war. Gustav öffnete die Thüre — Ottilie hatte ihm versprechen müssen zurückzubleiben —, ihm trat Jemand entgegen — nun, der Mann sah bleich und verstört genug aus.

„Herr, wie dürfen Sie wagen —?“ schrie Jener, und schon versagte ihm die Stimme. — „Zu Ihnen zu kommen?“ ergänzte der junge Mann kühl und gehalten. „Ich höre, Sie wollen ein vollständig geordnetes Geschäft wieder aufrufen?“ — „Das ist doch Frechheit!“ preßte es sich hohl und mühsam aus der Brust des Andern hervor.

„Desto besser, wenn mein Berichterstatter getäuscht ist.“ — „Mensch!

Teufel!“ keuchte Ottiliens Oheim; „Mutter und Tochter, Beide, hintereinander, zugleich! Den Bruder in der Erde beschimpfen! Mir den ehrlichen Namen absprechen, untergraben!“

„Was ich unwissend am Vater gefehlt, will ich an der Tochter gut machen.“ — „Nie, nie! Ich entziehe der Rabenmutter alles, alles, Geld und Kinder. Was? die Würmer in dem Mehl hatten wir nicht zu verantworten! Und die Pfandbriefe gingen nur durch unsere Hände! Warum rief man die Gesetze nicht gegen uns an?“ Diese letzten Aeußerungen bezogen sich auf dunkle zweideutige Geschichten, über welche die nachtheiligsten Gerüchte umliefen, zu denen Gustav freilich nicht den Schlüssel besaß, die er indeß in seinen Briefen berührt hatte.

„Bisher habe ich nur im tiefsten Vertrauen erwähnt, was mir erzählt ist,“ lautete die gemessene Erwiederung. „Jetzt will ich Licht in der Sache haben und ihr nachforschen.“ Seinen Gegenüber durchzuckte ein Krampf vom Scheitel bis zur Sohle. „Nachforschen? — Fort! fort! hinaus!“ schnaubte er, die Hände gekrallt vorstreckend mit geifernden blauschillernden Lippen.

„Nicht eher, als bis wir uns genügend erklärt haben.“ — „Bin ich Herr im eigenen Hause?“ kreischte der nun vollständig Rasende auf. Seine Augen quollen aus ihren Höhlen hervor; in sein bleifarbiges Gesicht zogen sich tiefe Furchen. Wie von einer riesigen äußeren Gewalt gehandhabt schwenkte er sich um, faßte die eine der unfern gespannt liegenden Pistolen, richtete die Waffe auf die Brust des Verabscheuten. „Fort! hinaus! Schandbube! Ehrendieb!“ rang es sich fast unverständlich zwischen seinen Zähnen hervor.

Da spielte ein höhnisches Lächeln um den Mund des Mannes, der vor ihm stand, flammte die ganze Gluth und Thatkraft seines Geistes in Gustavs Augen auf. Einen Pulsschlag lang blieb er regungslos. Ottiliens Oheim fühlte sich zur Verstörung getroffen, schwankte vor den Strahlen der Blicke, die furchtbar leuchtend auf ihn geheftet waren, ihm in den Kopf drangen, ihm den Nacken dörrten. Und sofort trat Jener einen mächtigen Schritt vor, packte mit eisernem sicheren Griffe das Gewehr, gerade zwischen Hahn und Zündkegel hinein, entriß es den plötzlich erlahmten Fingern, schleuderte es auf den Teppich des Fußbodens, hob den Gegner bei den Schultern auf, drückte ihn nieder in den Sessel am Schreibtische, zürnte hochaufgerichtet, Groll und Verachtung im Angesichte: „Feiger Mörder!“

Der Andere war vernichtet, geistig gebrochen. In diesem Augenblicke wurde die Thüre aufgerissen. Ottilie hatte in einem entfernteren Gemache verweilt, dumpfe beunruhigende Laute gehört, flog herzu, dem Verlobten an die Brust, ihn mit den Armen umklammernd. „Um Gotteswillen, was geschieht hier?“ rief das Mädchen in gesteigertem Schrecken die Beiden wechselsweise anstarrend.

Der Oheim saß schlaff da, den Kopf vorn überhängend, die Glieder

wie gelöset. „Er hat ein wenig Pulver und Blei an mir versuchen wollen," sagte Gustav geringschätzig. „Sie war nicht geladen," ächzte Jener.

Ein glühender Schein fackelte in den Augen des jungen Mannes auf. Er hob den Fuß — ein Gedanke an das süße Weib ihm zur Seite durchzitterte ihn — er setzte ihn wieder nieder. Dann holte er tief Athem und mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Ekel und Widerwillen warf er hin: „Gaukler!"

Das Mädchen war sprachlos. Von neuem nahm Gustav das Wort, strenge, scharf. „Sie geben die Briefe heraus, die durch einen Schurkenstreich in Ihren Besitz gelangt sind."

Der Angeredete rührte sich nicht. „Soll ich sie selbst suchen?" hieß es, eben so sehr Frage als Befehl.

„Nein, nein!" wurde hastig erwidert. Der Oheim erhob sich, scheu und schwerfällig, nahm aus einem Schiebfache eine zusammengebundene Rolle, hielt sie hin.

„Sind das alle?" — „Alle." Haltung, Stimme, Geberden waren die eines Berauschten.

Einen Athemzug lang zauderte der junge Mann. Dann sagte er nachlässig, die Rolle empfangend und einsteckend: „Ich will es glauben. Es wird wohl so sein. Schlimm für Sie, wenn es sich anders herausstellte. Merken Sie sich aber" — Seine Worte klangen wie geschmolzenes Erz, das in ein metallenes Becken strömt — „Dießmal ist Ihnen verziehen. Stellen Sie mich nicht wieder auf die Probe. Versuchen Sie auch nur durch den Hauch Ihres Mundes eine meiner Beziehungen zu stören — thun Sie es, auf Ihre Gefahr."

Ohne noch einen Blick auf den in den Sessel Zurückgesunkenen, völlig Haltlosen zu richten, nahm er den Arm seiner Braut, wendete sich dem Haupteingange zu und verließ mit dem stummen betäubten Mädchen das Haus. Auf der Straße wollte sie sprechen. „Bitte, laß mich erst, mein lichtes Lieb," fiel er ein; „nie im Leben sollst du mit meinem Willen auch nur eine rauhe Silbe von mir hören, und ich bin jetzt nicht sanft genug. Wir Männer sind stets gefährlich, wenn wir Gewalt geübt haben."

Bertha brach in unermeßlichen Jubel aus, als er ihr die Briefe überreichte. Er selbst sah finster und unmuthig drein, und dann kniete er vor Ottilie nieder, preßte seine Stirn auf ihre Hände, wie sie im Schooße lagen, und flüsterte vor sich hin: „Du bist nicht angesteckt von der Fäulniß."

Die Zustände gestalteten sich zunächst wieder wie vorher, im Grunde genommen trostlos. Jeden Nachmittag eilte Gustav nicht freudig zu einer glücklichen Braut, sondern selbst sorgenvoll zu einem bekümmerten Mädchen, dem die Mutter durch fortwährenden Tadel, durch Zornausbrüche und gehässige Aeußerungen das Herz schwer machte; zu einer Frau, die alle seine

Worte, seine Blicke mißgünstig hütete, die sich mit zäher Verbissenheit in den Raum bannte, wo er sich eben aufhielt, während ihr die gleichzeitige Anwesenheit der Tochter, das gegenseitige Verhalten der jungen Leute in der empfindlichsten Weise bethätigte, daß sie an ihr eigenes Kind den Geliebten verloren. Anstatt sich erquicken zu können, mußte er beruhigen, besänftigen, versöhnen, mußte unaufhörlich einem Verhältnisse neue Stützen unterschieben, das eigentlich unhaltbar war, so lange Mutter und Tochter unter demselben Dache lebten, ja nur in irgend welcher Verbindung mit einander standen. Doch hielt er aus inmitten der Zerrüttung, den Blick auf Ottilie geheftet. Sie war so lieb und so fest und trug geduldig die Gegenwart um der geträumten Zukunft willen. Und nur dann verwandelte sich die scheue Taube in einen kühnen rücksichtslosen Falken, wenn sie ihre Liebe bedroht sah, wenn sie eine erneute Annäherung der Mutter an den Verlobten zu bemerken glaubte. O es war ein glorreiches Geschöpf, dieß zarte Weib mit den großen leuchtenden Augen, mit dem entschlossenen Zuge um die rosigen Lippen, mit der Entschiedenheit ihres ganzen Wesens. Neben ihrem gediegenen Glanze gestaltete sich alle Anmuth, jeder Liebreiz der Mutter zum Flitterprunke der Schaubühne. Und ihre Liebe goß das Wasser des Lebens über ihn aus, entfaltete sich täglich voller, ließ kein Gefühl mehr aufkeimen, keine Rücksicht mehr gelten, als nur ihn, ihn allein. An Bertha knüpfte ihn fast nur mehr die Form. Es gab sogar Stunden, in denen seine Gleichgiltigkeit gegen sie sich zum Hasse hinneigte. Seiner Sorgen nach außen hin bedurfte sie zudem einmal gar nicht mehr. Hatte sie sich doch mit ihrem Schwager selbst zu stellen gewußt, freilich auf Kosten des Ehrgefühls der Frau, des Selbstbewußtseins der Dame.

Der Vormund war allerdings durch die ungeheuere geistige Ueberlegenheit des jungen Mannes vollständig niedergeschmettert, war viel zu nachhaltig eingeschüchtert, um offene Anfeindungen zu wagen. Dafür suchte er aber seine glühende Rachsucht auf heimlichen Wegen zu befriedigen, und die Aufhebung des Verlöbnisses galt ihm nicht bloß deßhalb als Ziel, weil er dadurch seinen Gegner am empfindlichsten zu verletzen und zu demüthigen hoffte, sondern auch weil ihm seine eigene Gemüthsart den Argwohn einflößte, daß Gustav Gelegenheit und Mittel finden werde, die in Beziehung auf Ottiliens Vermögen geleistete Zusage unter den obwaltenden Umständen zu umgehen oder zu brechen. Von Anfang an war die Heirath wegen der Jugend der Braut um ein Jahr aufgeschoben. Er machte jetzt den Vorschlag, daß Ottilie diese Zeit zu ihrer Vervollkommnung im Hauswesen benützen und sich deßhalb nach einer berühmten Ausbildungsanstalt für Hausfrauen in einem entlegenen Landstriche begeben solle. Nach seiner Meinung mußten die jungen Leute zunächst von einander entfernt, dann die Trennung bis zur Entfremdung ausgebeutet werden. Bertha wurde in den Plan eingeweiht. Sie stimmte

ihm sofort und mit jubelndem Herzen bei, übernahm die Mittheilung desselben an ihre Tochter und deren Verlobten und die Bearbeitung der Ersteren.

Zuerst loderte Gustav auf. Er täuschte sich keinen Augenblick über das, was man gegen ihn und das Mädchen beabsichtigte. Weibertreue ist ein gebrechlich Ding, eine Flamme, die erlischt, wenn sie nicht fortwährend durch Blick und Wort genährt wird. Doch diese Erwägung lag noch fern, so mißtrauisch er auch schon durch Leid und Qual geworden war. Aber schon mit Ottiliens Gegenwart verlor er einen Theil dessen, wofür er Allen zum Hohne und Allen zum Trotze solche Kraft und Ausdauer eingesetzt hatte. Er wurde hinausgestoßen, hinausgelistet aus den Zuständen, die ihm so unsäglich an das Herz gewachsen, die ihm so theuer geworden waren durch den weitgedehnten Kreis aller und jeder Empfindungen, deren das menschliche Gemüth fähig ist in Freude und in Schmerz. So hatte er jeden Widerstand bewältigt, jedes Hinderniß niedergeworfen, um am Ende selbst zu erliegen. Und wer fällte ihn? wer unterhöhlte den Boden zu seinen Füßen? Nicht ein ritterlicher Feind mit ehrlichem Streiche, nicht die wühlende Menge seiner Gegner, Tausende den Einen bedrohend, — ein Mensch, der den Blick seines Auges nicht ertrug, der seinem Bruder gleich nirgends stark, nirgends muthig war, als einer gebrochenen Frau gegenüber, im Bunde mit dieser Frau.

Bald wurde er ruhiger. Ottiliens ehrliche Vorstellungen wirkten zunächst besänftigend auf ihn ein. Sie hatte bisher keine regelmäßige Anleitung zur Führung eines Hauswesens erhalten, hatte sich oft über den Mangel wirthschaftlicher Kenntnisse beklagt und war jetzt überglücklich, daß ihr die vielfach ersehnte Gelegenheit gewährt werde, sich gerade für ihn die Fertigkeiten und das werkthätige Geschick einer Hausfrau anzueignen. Und er selbst hatte wiederholt die Sitte belobt, welche die Töchter eines guten Hauses für einige Zeit bewährter auswärtiger Obhut anvertraut, um sich in veränderten Verhältnissen mit Einsichten und Erfahrungen zu bereichern, die sie an der Hand der Mutter nicht in solchem Umfange und so selbstständig erworben haben würden. Den Ausschlag aber für seine endliche Entscheidung gab eine Empfindung, die stets von neuem in ihm wach wurde, deren er sich nie erwehren konnte. Nur mit geheimer Scheu dachte er an seine wirkliche Verheirathung mit Bertha's Tochter, und ohne daß er sich die Thatsache eingestehen wollte, fühlte er sich durch einen weiteren Aufschub eigentlich erleichtert. So gab er seine Einwilligung, rascher als Bertha und ihr Schwager erwartet hatten, nicht zu rasch für Ottiliens Wünsche.

Das Mädchen war abgereist. Beim Abschiede waren ihre Augen thränenleer gewesen, nur mit krampfhaftem Drucke hatte sie ihm die Hand gepreßt. Aber er hatte seine Kraft überschätzt. Die Trennung von ihr, die er so glühend lieb gewonnen, machte ihm die Einsamkeit unerträglich, ganz abgesehen davon, daß er aus Bertha's Nähe scheiden wollte, um die per-

sönlichen Berührungen mit ihr so viel möglich zu erschweren. Er ging zu entfernt wohnenden Verwandten. Der Herr des Hauses, in das er für eine Zeitlang trat, war eine durch und durch gediegene Natur, stark und fest, von seltener Entschlossenheit und Thatkraft, dabei doch sanft und freundlich; ein umsichtiger Beförderer des eigenen Wohlstandes, ein treuer Helfer und Berather dem Nachbarn, jedem Menschen überhaupt; gottesfürchtig seinem innersten Wesen nach unter Verschmähung alles äußeren Scheines; weit über seine nächste Umgebung hinaus geliebt und aufgesucht. In der anmuthigen, ächt weiblichen Erscheinung der Frau dagegen schienen sich Milde und Fügsamkeit verkörpert zu haben, zurückhaltend fast bis zur übertriebenen Bescheidenheit, stand sie ihrem sehr großen Hauswesen mit solcher Tüchtigkeit, mit solcher und zwar unbewußten Würde des Benehmens und Gehabens vor, daß Niemand sie je ein Scheltwort auch nur gegen ihre Dienstboten hatte gebrauchen hören, und daß diese einen unwilligen Blick ihres Auges weit tiefer empfanden als den schärfsten Tadel einer Andern. Zum ersten Male seit langen Monaten fühlte sich Gustav wieder wohl. Er erfuhr die Liebe und Treue der That, jede Rücksicht, welche der ehrenhafte gute Wille so gern gewährt, welche einem stolzen verwundeten Herzen so wohlthuend ist. Im Uebrigen lebte er still für sich, suchte außer dem Familienkreise, dem er sich angeschlossen hatte, keine Zerstreuung, nicht einmal den gewöhnlichen geselligen Verkehr. Die Bewohner des kleinen Ortes hätten dem hochgebildeten und jetzt von Leidenschaften durchklüfteten, über die letzte Vergangenheit brütenden Manne auch wenig Trost zu bieten gehabt, noch weniger in seine Anschauungsweise einzugehen, seinem Geistesfluge zu folgen gewußt. Drei Straßen und einige Quergassen wurden wie zum Spott eine Stadt genannt, und die sämmtlichen Zustände dieses Gemeinwesens, ganz besonders seine gesellschaftlichen Verhältnisse und die Sinnesart seiner Angehörigen waren seinem Umfange und seiner Bedeutung angemessen, eng, begrenzt, peinlich, argwöhnisch. Zu täuschen, zu heucheln galt als Bildung, auszuspähen, zu belauern als zerstreuende Beschäftigung. Zu einander kam man wie zur Kirche, mit gemessener Feierlichkeit, eine Litanei von Redensarten auf den Lippen, berechnete sich die gegenseitigen Höflichkeiten nach Maßgabe eines kaufmännischen Debet und Credit, übte die Regeln guter Sitte nach Register und Tarif aus, und sah den Anstand für eine orthopädische Maschine an, um die Menschen in Beziehung auf Haltung, Geberde und Worte nach Winkelmaß, Elle und Uhr einzurichten und zu formen. Seele und Gemüth war hier und da bruchstückweise vorhanden; an Geister glaubte man nicht, konnte sie entbehren und fand sie deßhalb auch nirgends vor. Die Geistlichen achteten Gottseligkeit höher als alles Wissen; die Beamten und die Gelehrten hatten durch Erfahrung Erfahrung gelernt, und nur der Schulmeister wußte, daß er nichts wisse.

Aber schon hatte Gustavs Aufenthalt drei Wochen gedauert, und noch immer fehlte ihm jede Nachricht von dem Mädchen. Er schrieb wiederholt. Es kam keine Antwort. Weitere unruhige, ängstliche vierzehn Tage verflossen. Alles Hoffen und Harren erwies sich als vergeblich. Es duldete ihn nicht länger. Er beschloß sich selbst zu ihr zu begeben. Da verletzte er sich am Tage vor seiner Abreise beim Ueberspringen einer Hecke an einem Baumstumpfe den Fuß. Er wurde an das Lager gefesselt. Seine Ungeduld, seine gereizte Stimmung gesellte zu dem einen Uebel das andere, zu der Verstauchung die Entzündung und das Fieber. Sein Befinden gab zu keinen ernstlichen Besorgnissen Anlaß, aber die Genesung, durch ihn selbst immer von neuem verzögert, zeigte sich nur in weiter Ferne.

Kaum hatte Bertha von seinem Unfalle gehört, so war sie mit dem ganzen Ungestüm ihrer Liebe zu ihm herübergeeilt. Nur mit Mühe hatte man sie abgehalten, sich in dem Orte eine Wohnung zu miethen, um unausgesetzt an seiner Pflege Theil nehmen zu können. Dafür kam sie aber wöchentlich mehrere Male zum Besuche und erschöpfte sich außerdem in Aufmerksamkeiten jeder Art, die anstandshalber nicht zurückgewiesen werden durften, die in der zarten und anmuthigen Weise, wie sie dargebracht und geübt wurden, nicht unwillige Entgegennahme fanden. Von Ottilie wollte aber auch sie keine Mittheilungen empfangen haben, wollte nur von ihrem Schwager in Kenntniß gesetzt sein, daß es dem Mädchen wohl gehe. Auf Gustavs eigenen Wunsch sollte Ottilien übrigens seine gegenwärtige Lage vorläufig verheimlicht werden. Deßhalb gestattete er auch nicht, daß einer seiner Verwandten schreibe. Seine eigenen Briefe folgten sich nicht rasch und fielen kärglich und gezwungen genug aus.

Da, gegen das Ende des dritten Monats, er war eben so weit wieder hergestellt, daß er die Tage in einem Sessel am Fenster zubringen konnte, seine sorgenvolle Spannung hatte jeden Wechsel erfahren, den geistiges Leiden und körperliche Krankheit herbeiführt und bedingt, hatte in Wirbeln gestürmt, hatte sich in öder Erschöpfung zusammengeballt, da — Bertha war zerstreut oder peinlich bewegt, als sie wie gewöhnlich zu ihm kam, man konnte ihre Haltung, ihr Benehmen nach beiden Seiten hin deuten, sie sprach abgebrochen, mit niedergeschlagenen Augen, mit dem wandelbarsten Ausdrucke ihrer Züge, vertauschte wiederholt einen Platz mit dem andern, fing endlich eine unverständliche Rede an, stockte, reichte ihm mit abgewendetem Gesichte ein Papier. Er entriß ihr das Blatt. Das war Ottiliens Handschrift. Ein Brief an den Oheim. Er überflog die Zeilen. Das Mädchen schrieb: Sie sei endlich über Veranlassung, Wesen und Zweck ihres Verhältnisses zu Gustav aufgeklärt; sie betrachte die Verlobung mit demselben als aufgehoben; ihrerseits wenigstens wolle sie nichts mehr damit zu thun haben. Jäh fuhr er auf, stemmte beide Füße fest auf den Boden, stieß einen dumpfen Schmerzenslaut

aus und sank zurück in den Sessel. Entsetzt aufschreiend eilte ihm Bertha zu Hilfe.

Er wurde nicht kränker. Seine Natur war unzerstörbar, unverwüstlich. Aber um sein Herz hatte sich eine eisige Erstarrung gelegt, sein Kopf war wie mit Blei ausgegossen. Kein Wort wendete er an das Mädchen, er bettelte nicht; nie mehr sprach er ihren Namen aus. Auf den Wunsch seiner Verwandten blieb er bei denselben; sie hatten ihn so recht lieb gewonnen und er sie, und er hatte vorläufig nichts zu thun.

Seitdem besuchte ihn Bertha nicht mehr. Aber ihre Briefe folgten sich rasch, einer glühender als der andere. Es gibt kein süßeres Gift als die geistreichen Liebesworte einer anmuthigen Frau. Aus seiner Abspannung entwickelte sich der Trotz der Verneinung; hatte ihn sein guter Engel schnöde verlassen, so wollte er es mit dem bösen versuchen. Und bald änderte sich sein Urtheil über Bertha ganz und gar. O sie wußte ihren Schmerz und seinen Verlust so beredt zu schildern, sie drückte ihre Sehnsucht nach ihm so inbrünstig flammend aus, und alle diese leuchtenden Gedanken, diese zitternden, wogenden Empfindungen quollen in maßloser Fülle aus unwandelbarer Anhänglichkeit hervor. Sein Gemüth wurde offener wie je für ihre Liebkosungen. Mit verlangender Ungeduld erwartete er ihre Briefe, tauschte Gluth um Gluth mit ihr aus. Alle ihre Mängel waren vergessen, nur ihr Liebreiz stand in funkelnder Pracht vor seiner Seele, nur das Entzücken, mit dem er sich ihr früher in den ersten Wochen ihres beiderseitigen Verhältnisses genaht, füllte alle seine Erinnerungen aus. Hatten sich doch die Flammen der Liebe mit den Flammen des Zorns verschwistert, um mit unsäglicher Gewalt sein ganzes Dasein zu durchdringen, zu umwallen, zu bekränzen. Und als sie ihn nun um eine Zusammenkunft bat — er eilte zu ihr, ihr und sich selbst zum Frohlocken, Ottilie zur Schmach und zum Hohne!

Und mehr war er an sie gefesselt wie je zuvor. Ihm fehlte die Beschäftigung, aber auch die Neigung dazu. Der Gedanke an die Geliebte füllte seine Tage und seine Nächte aus. Mit zorniger Entschiedenheit versenkte er sich absichtlich tiefer und tiefer in ihn. Er wollte sie jetzt liebhaben, er wollte es, nöthigenfalls auch gegen seine Ueberzeugung. Er nährte absichtlich alle Vorstellungen, welche ihn für sie in Gluth und Flammen versetzen konnten. Er sagte sich unaufhörlich, daß sie überall keinen Tadel verdiene, soweit sie sich frei aus sich selbst habe entwickeln können; daß die Geringfügigkeit ihrer Schwächen zu bewundern sei, wenn man ihre Vergangenheit kenne und begreife, wenn man wisse, welcher Art die Kette gewesen, die sie so lange geschleppt. Seine früheren Gedanken an Heirath warf er bei Seite; sie waren seit seiner Verlobung mit der Tochter völlig unausführbar. Desto mehr grübelte er über eine Flucht aus der beengenden Heimath. Er wollte sie in ein weit entferntes Land bringen. Er war wohlhabend, aber auch gesund

und kräftig, schon seiner Hände Arbeit hätte Obdach und Unterhalt gewährt. Sie sollte erfahren, was seine Liebe vermöge, wie vor seiner Ausdauer jedes Hinderniß, die Zeit und ihr Einfluß verschwinde. Er schrieb ihr deßhalb wiederholt, legte ihr in der eindringlichsten Weise, mit den rührendsten Bitten seine Plane vor. — Alles gestand sie ihm zu, nur in dieser Hinsicht weigerte sie sich ganz entschieden; sie wollte sich von ihren Kindern weder begleiten lassen, noch sich von ihnen trennen.

Ha, solche wilde Leidenschaft, zumal wenn sie künstlich genährt und gesteigert wird, zehrt an den besten Kräften der Seele, vernichtet für lange Zeit die Möglichkeit jeder neuen Gestaltung. Sein Gemüth war das Innere eines Vulkans, wo das feste Gestein in Asche verwandelt und unter und in lodernden Flammen hoch empor geschleudert, ringsumher gestäubt wird. Wo bleibt da des Waldes hoffnungsgrüne Pracht, des Fruchtfeldes Schmuck und Verheißung? Erschlaffend, verwelkend, von Tag zu Tage mehr, verlor er auch die Fähigkeit zur Beschäftigung. Er lebte einen träumerisch unthätigen Zustand, der sich vom fieberhaften Schlafe nur dadurch unterschied, daß er seine Einbildungen, seine Vorstellungen, seine Geschichte durch Zeichen und Worte auf dem Papiere festhielt, und, nicht seiner Geliebten, nein, seiner Göttin, tägliche Briefe von drei, sechs, acht Bogen schrieb, voll von einer wahrhaft entsetzlichen Gluth, voll von Schwüren, deren frevelhafte Ruchlosigkeit nur um des Wahnsinns willen Verzeihung finden konnte, in dem sie entstanden waren, in dem sie ausgetauscht wurden. Und er, der Kopflose, Gewaltige, der sonst Gedanken um sich streute, wie der Säemann die Körner, der eine That zu der andern fügte und keine über der anderen versäumte, dem die Ruhe eine Qual war bis er ausgeführt, was er begonnen, und der doch stets aufs neue unternahm, ehe er das Alte beendet, dessen ganzes Dasein aus einer enggeschlossenen Kette von Entwürfen und ihrer Ausführung bestand: jetzt malte er halbe Tage lang ununterbrochen ihren Namen mit großen verzierten Buchstaben und fügte in gleicher Weise läppische Beiworte hinzu, von Dichtern oder im Tollhause erfunden. Ach, er war krank, sehr krank. Seinen Verwandten schnitt sein Verfall durch die Seele. Sie wagten es ihrem Schmerze, ihrer Sorge einen Ausdruck zu geben, sie suchten ihn zu wecken, zu trösten, zu zerstreuen. Er widersprach nicht mehr; er schwieg, er wich aus, oder wenn er sich der zarten Berührung nicht entziehen konnte, so brach er in Thränen aus, er der Stolze, Starre, Unbeugsame — er weinte wie ein Weib, wie ein verzogener Bube. Seine Wochen zählte er nur nach den Zusammenkünften mit ihr, ihr, ihr. Und wenn er dann hinflog zu ihr, dann war er stark, fest, entschlossen, dann leuchteten seine Augen wie nur je zuvor; mit allen Kränzen des Lebens fühlte er sich überschüttet, sah die Welt in Hoffnungsglorie und Blüthenseligkeit vor sich aufglühen. Kehrte er aber zurück: er war welk, gebrochen,

ein abgenutztes zerzasertes Etwas; Nacht und Nebel lagen rings um ihn her; langsam schlich er dahin, als führe ihn sein Weg über einen bodenlosen Sumpf, als sei er ein zerlumpter Bettler geworden, als gebe es für ihn keinen Himmel und keine Hölle mehr, nur das trostlose Grauen einer ewigen Vernichtung.

So gingen die Monate dahin. Da kehrte Ottilie heim. Er bekümmerte sich nicht um sie, weilte noch immer bei seinen Verwandten, weil ihn seine eigene Besitzung, die benachbarte Stadt anwiderten. Aber Bertha schrieb ihm, daß ihre Tochter sich in bitterer Gehässigkeit über ihn äußere, sich als das Opfer eines unwürdigen Betruges bezeichne. Sie wollte ihn gegen das Mädchen aufreizen. Sie hatte sich verrechnet, ihre Klugheit hatte den Wurf hinausgeschleudert über das Ziel. Der ganze Stolz seiner Männlichkeit erwachte in ihm. Den Vorwurf der Unehrenhaftigkeit trug er nicht. Er wollte das Mädchen sprechen, die Anklage auf ihre eigene Seele zurückwälzen, ihr beweisen, daß er sie nie getäuscht, nie mißbraucht habe, daß von dem Augenblicke ihrer Verlobung mit ihm an er nur ihr eigen gewesen sei. Im raschen Sprunge befand er sich in ihrer Nähe auf seinem Gute. Sein Wille und seine Mittel erschlossen und ebneten ihm alle weiteren Wege. Ihm wurde Gelegenheit verschafft, Ottilie allein und ungestört zu treffen, ohne daß sie um sein Kommen wußte, sich ihm entziehen konnte.

Wie staunte er, als er sie sah. Sie hatte sich in dem Jahre zur vollendeten Jungfrau entwickelt, zur Dame ausgebildet. Und mit dem Selbstbewußtsein der Jungfrau trat sie ihm entgegen, aber auch mit ihrem Zorne. Wie rasche Blitze wechselten die ersten Reden. Doch die eifernden Strahlen waren mit dem Lichte verschwistert, und dann die Wetter zerstreuend brach die Sonne hervor.

„Ich Ihnen nicht geschrieben?" flog es von ihren Lippen. — „Nie, nie. Drei lange Monate habe ich auf eine Zeile geharrt, um ein Wort gebettelt," brausete er dahin.

„Und ich erhielt nach furchtbaren acht Wochen einen einzigen Brief. Bis dahin auf alle meine Fragen, auf alle meine Noth nur das ewige tödtliche Schweigen. O, ich habe geweint und gebetet! Und zuletzt hatte ich mich Ihnen zu Füßen geworfen, hatte nur um ein Lebenszeichen gefleht. Was wurde mir? Ein dürres, dürftiges, elendes Blatt, dem man den Zwang ansah, den Widerwillen, unter deren Einwirkung es entstanden war. Ich war bei Seite geworfen, und Sie fügten dem Abschiede nicht einmal hinzu: „helfe dir Gott." Aber der Hohn des Uebermuthes der grinzte mich zwischen den Zeilen an."

Er sah sie groß an. „Ich weiß, daß Sie wahr sind, Ottilie." Unwillkürlich sprach er ihren Vornamen aus. „Glauben Sie mir?" — „Ihren Versicherungen unbedingt."

„Nicht weniger als zwanzig Briefe habe ich an Sie abgesendet, und die ganze Gluth meiner Liebe füllte die ersten aus. Später — da wurde es anders.“ — „Nur einen einzigen,“ unterbrach sie ihn eilfertig, „habe ich von Ihnen empfangen. Und zugleich wurde mir von Jemand, dem ich vertrauen darf, mitgetheilt, daß Sie sich für meine Abwesenheit bereits anderweit entschädigt hätten.“

Einen Athemzug lang schlug er das Auge nieder. Aber er verfolgte sein jedesmaliges Ziel wie die Kugel aus dem Geschosse, nie ließ er sich durch die eine Rücksicht die andere verkümmern; er fuhr fort: „Später — Schwäche und Schmerz hielten mich nieder — ich schrieb mit kraftloser Hand und sorgte doch nur, daß meine ungelenken Züge mein Leiden verrathen möchten.“

„Sie sind krank gewesen?“ fragte sie hastig. Jetzt erst fiel ihr recht auf, wie bleich und hager er vor ihr stand. Das ganze Mitgefühl des Weibes erwachte. „Als ich zu Ihnen reisen wollte, um persönlich mich zu erkundigen, hatte ich ein Unglück. Anstatt zu Ihren Füßen knieend zu erglühen, erglühte ich im Fieber.“

Sie sah ihn wieder an; ihre Augen umflorten sich. „Davon habe ich nichts gewußt,“ sagte sie tief aus krampfhaft geschwellter Brust hervor, schrie gleich hinterher auf: „wir sind umgarnt!“

„Betrogen!“ stieß er heftig hervor. „Der eine Brief, den man dir hat zukommen lassen, ist vom Krankenbette aus geschrieben. Er paßte gerade zum Zweck. Darum —“

Ihre Blicke trafen sich. Sie faßten sich voll und leuchtend in's Auge. Das Mädchen erzitterte unter einem plötzlich hervorbrechenden Thränenstrom. Er stand stumm, aber über sein Antlitz zuckte es wie Nordlichtglanz über ein umnachtetes Schneegefilde. „Gustav!“ rang es sich aus ihrem Herzen. Sie breitete die Arme aus. Er kniete schon zu ihren Füßen. Ein seltsamer Laut, jauchzende Pein. Ihre Berührung hob ihn auf. Ein regungsloses Gebilde von Elfenbein in Abendsonnengluth hielten sie sich umschlossen, tranken ihre Seelen von den Lippen.

Sie entwand sich ihm. Er ließ sie. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und brach von neuem in Thränen aus. „Wie habe ich mich übereilt!“ klagte sie.

„Ich toller Thor!“ zürnte er. „Verzeih mir, verzeih mir!“ flehte der Sturm der heißwallend zurückkehrenden Liebe aus ihr.

„Schmach meiner Standhaftigkeit,“ grollte er mit sich selbst. „Ich hätte das Spiel durchschauen, ich hätte nicht rasten sollen, bis ich dich enttäuscht.“ — „Erbarme dich!“ und sie faßte in funkelnder Leidenschaft seine Hand, „nimm mich wieder an. Mache deine Magd aus mir, ja, deinen Spott. Ich habe es verdient, ich will es tragen. Nur verstoße mich nicht.“

„Wir haben uns, wir halten uns!" glühte er auf. „Vergib dem Leichtsinn, der dich so schnöde aufgab." — „Ich folge dir von nun an bis an's Ende der Welt. Deine Wege gehe ich mit dir, alle, alle. O, ich hätte ja wissen müssen, daß sie dich nicht begriffen." Sie schmiegte sich lodernd, innig an ihn an. „Du hast Mama nicht lieb!" Und im gläubigen Aufblick warf sie sich ihm an die Brust.

Schmetternd in sein Ohr, in seine Seele klangen die weichen Worte; da brach es über ihn herein — der Sahara Sonne in eine monatlange Nacht des Nordpols, und sofort tauchte in der Wüste von Flammen und Eis ein riesengroßes Gespenst vor ihm auf, grau, furchtbar, scheußlich, breitete die dürren Arme, den weiten flatternden Mantel nach ihm aus — in ein einziges versteinertes Entsetzen war sein Wesen gewandelt — Mutter und Tochter — kalt perlend quoll es ihm auf die Stirn, seine Augen waren umdunkelt, schlaff sanken ihm die Arme herab, er schwankte wie ein Trunkener — er war gebrochen.

Nicht ganz, für den Augenblick. Solche Natur wie die seine kämpft mit Berserkerwuth in der letzten Noth, empört sich mit Titanengewalt gegen die Vernichtung. Einmal noch raffte er sich auf. Es gelang ihm das verzweifelnde Mädchen zu beruhigen. Er versprach ihr, was sie wollte. Sein schwarzes Thier war ihm treu, es trug ihn ohne sein Zuthun zu Hause. Er wies seine Leute zurück. Er schleppte sich in sein Zimmer. Da erlosch die glimmende Flamme. Auf dem Sofa lag er, eine lebendige Leiche.

So blieb er. Wohl war seine künstliche fieberwahnsinnige Leidenschaft für Bertha todt, aber mit der Erregung war auch alle Spannkraft seines Geistes erloschen. Der Geist selbst war aus seinem Körper gewichen, in Wirbeln zerronnen, in Gluthen verflüchtigt. Die tollen Wetter, denen sein Gemüth so lange eine Kampfbahn gewesen war, hatten denn auch jede Blüthe, jeden Halm, jede Frucht zerschlagen und zerschmettert, und seine Seele glich einem Acker, auf den der wildeste Hagelsturm seinen gesammten Vorrath von Zerstörung niedergeschleudert hat. Er vermochte keinen längern Brief mehr zu schreiben. Die Zusammenfügung einiger Worte zu einem tadellosen Satze kostete eigentliche Mühe, peinliches Nachsinnen, erforderte mehrfache Verbesserungen. Die Fähigkeit des geschlossen in einander greifenden Denkens hatte er verloren. Es regte sich in ihm. Aber das waren keine Gedanken, sondern nur jene unbestimmten, wenig begrenzten Vorstellungen, wie sie im Kopfe des Thieres sich bilden. Er war furchtsam geworden, besonders bei Nacht, und so menschenscheu, daß er auch Kindern auswich. Alle seine Empfindungen drehten sich um zwei Angelpunkte, einem schwächlichen unklaren Abscheu vor Bertha und Ottilie, einem stumpfen Widerstandsgelüste gegen die Welt. Sein Zustand erreichte aber seine grauenhafte Höhe, wenn zuweilen ein Bewußtsein desselben mit drückender Schwüle über ihn

kam, wenn, einer dunklen Erinnerung aus ferner Zeit gleichend, ein Bild dessen in ihm aufstieg, was er gewesen war, ihn an das mahnte, was er hätte sein können. Dann fühlte er seine Brust wie zwischen Balken zusammengepreßt, während der Kopf leer und hohl herniederhing; dann empfand er das brennendste Verlangen nach der alten Macht und Gewalt, und zugleich seine tödtliche Schwäche. Eine unsägliche Angst ergriff ihn und das Entsetzen, das lautlose lähmende Entsetzen, ähnlich jenem als das Licht herniederfluthete auf das Chaos in seinem Gemüthe, und es lag auf ihm wie ein fürchterlicher Traum, in welchem man gegen ein gespenstiges Unheil anringt, sich gebannt fühlt, hilflos preisgegeben versinkt in haarsträubendes Verderben. Den Schläfer weckt das Uebermaß des Grauens. Ihn stachelte die Marter, ein Truggebilde der früheren Thatkraft wach. Jener freut sich mit klopfenden Pulsen des wirklichen, des rettenden Lebens. Er erkannte den Spuck; seine Augen öffneten sich gerade weit genug, um ihn seine Stärke, seine Kampfesfreudigkeit, seinen Todesmuth als wüste hohle Einbildung erblicken zu lassen. In zuckender Raserei wollte er sich selbst nicht glauben; er leugnete seine Zweifel, sein Mißtrauen, er jammerte nach einer Probe, ob Wahrheit ob Gedicht, ob Geist ob Schemen, was er sah, was ihn beseelte. Er sank zusammen, mehr noch Asche und Kohle wie zuvor.

Ottiliens eifrige Nachforschungen stellten heraus, daß die Vorsteherin der Anstalt, in der sie sich aufgehalten, durch rührend-betrügliche Vorspiegelungen verführt war, die Briefe der Verlobten aufzufangen und an die Verwandten ihres zeitweiligen Zöglings abzuliefern. Zwischen dem Mädchen, der Mutter und dem Oheim gab es furchtbare Auftritte, in deren Folge dem ersteren nicht bloß Unabhängigkeit, sondern eine eigentlich gebietende Stellung anheimfiel. Sie konnte schalten und walten wie sie wollte. Aber sie kannte nur eine Sorge mehr. Gustav war ihr Zweck, Bedingung, Verklärung des Lebens. Er hatte sich nicht wieder von seinem Gute entfernt, lebte dort wie das Schaalthier am Felsen. Daß er die Stadt vermied, war ihr erwünscht. Sie suchte ihn täglich auf. Er ließ sich nicht vor ihr verheimlichen, er stieß sie nicht zurück, er zeigte ihr seinen Widerwillen in keiner ausdrücklichen Weise. Er war gleichgiltig, theilnahmlos, stumpf, nahm ihre Zärtlichkeit hin wie das Thier von unbekannter Hand die Speise. Doch blieb sie lieb und hold, ruhig und fest, wich nicht von seiner Seite, lächelte, duldete. Sie wußte, daß er krank sei, wenngleich sie den Grund des Uebels, das Uebel selbst, nur unvollkommen begriff; sie erwartete nicht, daß er denken, empfinden, sich gehaben sollte wie ein gesunder Mensch; sie wollte durch beispiellose Selbstverleugnung sühnen, was sie an ihm gesündigt zu haben glaubte. Aber allem ihrem Eifer, aller ihrer Holdseligkeit gelang es nicht den Frost zu besiegen, der seine Seele gefangen hielt, der spitzige, zackige Eisblumen bildete, wo früher ein reiches Blüthenfeld für sie geprangt

hatte. Ihre Hoffnung erlahmte, nicht ihr Muth. Ueber ihr Gemüth wehte ein rauher Wind, alle Quellen des Daseins vertrocknend. Sie siechte gleichfalls, verwelkte, verfiel. Die Kräfte verließen sie, doch hielt sie aus!

Da sprach Gott der Herr sein Werde, und es ward, und die erstarrte Lavadecke eines Geistes zersprang, und die Gluth, die unter Schutt und Trümmern begraben lag, loderte zu ungetrübter Klarheit empor. Er hatte Gott nicht gesucht, aber Gott suchte ihn. Gott erbarmte sich seiner, erbarmte sich ihrer, kam zu ihm im einfachen gewöhnlichen Verlaufe des Lebens und der Ereignisse, wie er alle seine Wege geht, obgleich die selbstsüchtige Hoffart der Menschen nur gar zu gern möchte, daß er außerordentliche Mittel ergreife, auf einmal mit Gepränge hervortrete, um das liebe Kind, den Günstling des Himmels vor aller Augen mit Gnade zu krönen. Oder soll Gott etwa sein Dasein beweisen?

Einer seiner Pächter war unheilbar krank, fühlte sich dem Tode nahe, ließ ihn zu sich bitten. Er hatte viel auf den Mann gehalten; die Botschaft regte ihn an, soweit er überhaupt anregbar war; er ging hin. Während er die letzten Wünsche des Sterbenden in Beziehung auf dessen zahlreiche unversorgte Familie entgegennahm, trat der gleichfalls herbeigeholte Geistliche mit dem Sakrament herein. Er machte ehrerbietig Platz und entfernte sich mit den Uebrigen, ohne noch irgendwie besonders angetastet oder bewegt zu sein. Das Sterbelager, der Anblick der Auflösung eines zeitweiligen Verhältnisses, die Jedem bevorsteht, der Niemand entgangen ist, die Gottes Sohn mit der ganzen Menschheit getheilt hat, macht nur auf Schwächlinge einen erschütternden Eindruck, und ein Schwächling war er nicht, trotz seiner Schwäche. Außerdem sind dem Christen, und das war er dem Willen nach, obgleich lange schon nicht mehr in der That, Mittel genug gegeben, um festen Schrittes eintreten zu dürfen in die Pforte eines andern Daseins. Wohl läßt er beim Eingange ein unbrauchbares Kleid zurück, aber zum Bade quillt ihm die Purpurwelle aus dem Herzen seines Herrn, und das Hochzeitsgewand reicht ihm Gottes Gnade.

Sie kehrten wieder. Sein Blick fiel auf das Kreuz, drin das Allerheiligste in den Stoff ergossen. Es durchschauerte ihn. Die Gebete begannen. Aber nicht menschlicher Stimme Laut traf sein Ohr. Aus weiter Ferne auftauchend kam es wie Glockengeläute daher, hallend und schallend, näher und näher, mischte sich zu des Nothrufs grellen Mißklängen, schwoll zu dem Brausen einer Sturmfluth an. Seine Seele war dem Leibe enthoben. Und vor ihm fluthete das unermeßliche Weltmeer alles Daseins, und eine ungeheure Deinung, grauschwärzlich, gischtgerandet, schaumgestreift, thürmte sich auf, rollte mit zornigem Gebrülle, mit grimmer Gewalt auf ihn los — „Agnus dei!" — ein Blitz fackelte triumphirend durch die Lüfte; die feuchte dräuende Bergwand stand; über sie war in schillernder Gluth der

Bogen des Herrn gespannt, und in der Wölbung, Glorie umflossen, schwebte eine lichte Gestalt, rief jubelnd in alle Welten hinaus: So wahr ich lebe, spricht der Herr, ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe; ich will den glimmenden Docht nicht auslöschen, und das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen, bis daß ich ausführe das Gericht zum Siege! — „Corpus domini!“ — und er fühlte das allmächtige Wehen des göttlichen Geistes bis zur Verzückung, und am sonnenbesäeten Himmel flammte ein Kreuz, von dessen Armen Oel herniederträufelte nach allen Seiten, und wo ein Tropfen auf die Erde oder das Meer fiel, wurden sie von Kohlengluth angehaucht, und wo ein Tropfen ein armes Menschenherz traf, da sproßte eine leuchtende Lilie aus ihm hervor. Und es fiel auf den finsterstarrenden Fluthenschwall und er zerfloß in silbergleißende Flocken, zerstäubte in schimmernde Sprühe; und es traf seine wunde Brust, da erwarmte, da erglühte sie in unaussprechlicher Wonne, da war er genesen. Und um das Weltmeer gestaltete sich das ganze Weltall zum Palmendom, dran die Sterne als Blumen, als Schlußstein das Kreuz. Und tausendstimmig jauchzte Engelgesang in die neue Schöpfung hinein: Halleluja! Herr Gott, dich loben wir!

Er erwachte. Des Priesters Hand berührte seine Schulter. Die heilige Handlung war längst beendet. Er hatte es nicht bemerkt, und man hatte den in glühende Andacht Versunkenen anfänglich nicht zu stören gewagt. In staunender Verwirrung blickte er vor sich hin, stammelte einige Worte der Entschuldigung. Ihm blieb keine Zeit sich zu besinnen. Er wurde wieder an das Sterbelager gerufen. Unter dem Gebete des Geistlichen, in seinen Armen verschied der Mann, über sein ewiges Heil, über der Seinigen zeitliche Wohlfahrt getröstet. Um einige Maßregeln zu Gunsten der Hinterbliebenen zu berathen, lud er den Priester auf den andern Tag zu sich ein. Dann begab er sich nach Hause, ein Anderer, als er gekommen. Er war genesen.

In der Einsamkeit überfiel ihn zuerst mit gierigen Krallen die Reue. Aber für die leere Klage, für unfruchtbaren Harm hatte sein Wesen nicht Raum. In seinen Adern wallten Flammen, in seinem Kopfe sackelte die That. Der Entschluß gewährte ihm Ruhe, denn bei ihm waren Vorsatz und Ausführung in einander verwachsen wie Eichen und Fels. Er rüstete sich zur Reinigung, zur Heiligung seiner selbst. Dann wollte er wieder aufbauen, was er zerschlagen hatte, doch nur durch Gott, mit Gott, in Gott sollte sie von neuem erstehen seine schöne Welt. Mit unwiderstehlicher Gewalt hatte es ihn hingedrängt zu dem Priester, den er schon so oft gesehen, gegrüßt, gesprochen, ohne ihn bisher sonderlich zu beachten. Als er ihn um einen Besuch bat, war er sich seiner eigentlichen Absicht kaum bewußt gewesen, hatte nur den ersten besten Grund gedacht und genannt. Jetzt beugte der

Stolze vor dem Geweihten das Knie, schloß sich ihm rückhaltlos auf. Der würdige Greis durfte Gottseligkeit höher achten als alles Wissen, denn er war von Gottseligkeit erfüllt, war durch sie mit einer Ahnungskraft ausgerüstet, welche Dinge und Zustände tiefer und klarer durchschaut, als alle menschliche Klugheit sie aufzufassen vermag. Der Diener des Herrn vollendete die Heilung, die der Herr begonnen.

Ottiliens Glück kannte keine Grenzen, als er plötzlich wieder mit gehobenem Kopfe, mit leuchtenden Augen vor ihr stand. Ihr schwindelte, einen Athemzug lang stockte ihres Herzens Quell, und dann brach er in neuen mächtigen Wallungen hervor, überfluthete den dürren Sand ihres Gemüthes, und das öde Feld war zur grünen blüthengeschmückten Aue gewandelt, von der sich die Lerche jubelnd in die milden Lüfte erhob. Aber von jetzt an litt ihr Zartgefühl sie nicht mehr in seinem Hause. Sie trafen an der Stelle zusammen, wohin sie sich früher vor der Eifersucht der Mutter geflüchtet hatten. Es war ein wunderreizender Ort. Rings um die Stadt, in größerer oder geringerer Entfernung, wie es die Ausdehnung der städtischen Grundstücke erheischt hatte, zog sich noch aus uralter Zeit her die sogenannte Landwehr, eine dreifache Reihe von Wällen durch eine vierfache Reihe von Gräben getrennt und eingefaßt, in den Tagen des Faustrechts ein Schutz gegen räuberischen Ueberfall für die Heerden auf der Weide, für die Früchte auf dem Felde, jetzt an manchen Stellen völlig zerstört, um dem erweiterten Anbau Raum zu geben, an andern dagegen insoweit wohl erhalten, als der Mangel an Pflege und die Einwirkung der Jahre dieß gestattet hatten, und hier zum bei weitem größesten Theile mit dem dichtesten Unterholze bewachsen. Auf einem der Wälle irgendwo nahm eine ganz vereinzelte Edeltanne die Mitte eines kleinen freien Platzes ein. Der Weg zu ihr, Wenigen bekannt, von noch Wenigeren betreten, weil sein endlicher Verlauf durch einen breiten, ungewöhnliche Sprungfertigkeit in Anspruch nehmenden Graben abgeschnitten war, führte in vielfachen Windungen durch engverschlungenes Gebüsch, war noch immer hinreichend mit dem Hemmnisse üppigst wuchernder Brombeerranken ausgestattet, deren Ueberfluß das Unterholz ringsumher geradezu unzugänglich machte. Schon um zur Tanne zu gelangen mußte man vom Pfade abweichend durch die Gesträuche dringen. Neben ihr befand man sich in einem rundum abgeschlossenen Raume, in einer duftig grünen Halle ohne sichtbaren Ausgang oder Eingang. Von hier aus einer Biegung des plötzlich vorspringenden Walles folgend, wendete man sich rechts, schob ein dichtes Haselnußgezweige zur Seite und erreichte nun mit ein Paar Schritten einen anderen weit kleineren offenen Platz, wo am Rande des Aufwurfs entweder durch die Betriebsamkeit einer Menschenhand oder durch den Einfluß des Wetters eine breite gras- und moosbewachsene Bank entstanden war. Hier, durch Wall und Graben geschützt, von undurchdringlicher Wand umhägt, an

die sich zu beiden Seiten die stillen Wölbungen von Hochwald anschlossen, saßen die Beiden, eben nicht täglich, aber doch häufig genug, und fanden einige Stunden lang Freude und Genügen in der Mittheilung von Gedanken und Empfindungen, wie sie zwei Menschen in ihrer Lage bewegen und erregen. Er war freundlich und innig, vermied indeß jede engere Annäherung. Sie fand sein Verhalten weniger auffallend, weil Trennung, Entfremdung und Krankheit schon so lange jeden Verkehr zwischen ihnen aufgehoben hatten, wie er sonst unter Verlobten stattfindet. Er selbst aber auch allein brachte halbe Tage und Nächte hier im Freien zu. Entweder hatte er Bücher bei sich, oder er lag in den Mantel gehüllt auf dem Boden, ließ sich von den rauschenden Blättern hoffnungsreiche Mährchen erzählen, oder blickte träumerisch den vorüberziehenden Wolken nach, versenkte Blick und Seele in die mächtige Unendlichkeit mit ihren strahlenden Zeugen eines höheren Lebens. Er hatte ein Nest gefunden. Es machte ihm Freude, die Sorge der Eltern für ihre Kleinen zu theilen. Jedes Mal, wenn er kam, streute er ihnen Futter und erquickte sich an dem heitern Behagen, das sich durch Sprung und Gezwitscher zu erkennen gab. Und — o der Veränderung! Er, dem sonst alles weiche schmeichelnde Kosen der Töne verhaßt war, der nur das schmetternde Erz der Trompete, den wilden Trommelwirbel, den schmerzverhöhnenden Schrei der Pfeife liebte, der sich das Pferd satteln ließ, wenn draußen der Sturm seine Fittiche schwang und in wollüstiger Erregung hinaussprengte in das Geheule, in das Sausen und Brausen: er horchte mit wehmüthiger Lust auf die vollen Klänge, welche aus der Brust von zwei wetteifernden Nachtigallen hervorquollen, und sprach bald dieser, bald jener den Siegespreis zu.

Er hatte am Morgen die Communion empfangen, Ottilie ebenso, durch seinen Wunsch besonders veranlaßt. Nachmittags vereinte sie der liebe gewohnte Platz. Sie waren Beide nachdenklich, schweigsam, still. Endlich faßte er ihre Hand. „Du willst alle meine Wege mit mir gehen, Liebling?“ fragte er sanft.

„Alle, alle, Gustav;“ erwiderte sie mit dem zuversichtlichsten Blicke ihrer glänzenden Augen. — „Auch wenn mein Weg derart ist, daß du mich nur auf einem Nebenpfade in der Entfernung begleiten kannst?“

„O meine Ahnung! das habe ich gefürchtet.“ Sie weinte still. Er kniete vor ihr nieder. — „Ottilie, ich habe dich grenzenlos lieb, aber nur als Schwester.“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. „Ottilie,“ fuhr er fort, „willst du meine starke Schwester sein?“

Sie schluchzte laut. Er wagte ihren Schmerz nicht zu stören. Nach langem Zwischenraume begann sie: „Ich bin darauf vorbereitet, ich habe es vorausgesehen, und doch, nun es kommt — es ist schrecklich.“ Sie sah ihn mit dem Ausdrucke der innigsten Bitte an.

„Frage mich nicht, du Süße. Du traust meinen Versicherungen. Glaube mir, es muß so sein. Oder meinst du, daß ich sonst deinem Besitze entsagen würde auch für alle Schätze der Welt?“ Sie schlug die Augen nieder. Ihre Brust hob und senkte sich schwer. „Ich will!“ sagte sie plötzlich, ergriff seine Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Dank dir,“ erwiderte er und hauchte einen Kuß auf ihre Hand. Sie mußten sich beide fassen. „Und wohin geht dein Weg?“ nahm sie zuerst wieder mit der weichsten Betonung das Wort.

„In den Himmel, und auf dem Gange dahin helfe ich am Reiche Gottes bauen.“ — „Wohl, ich begleite dich, wenn auch nicht an deiner Seite. O Gustav, Gustav!“

Sie umschlang ihn unter einem Thränenstrom. Er duldete ihre Umarmung sanft, milde. Dann entwand er sich ihr. „Und nun lebe wohl!“

„Lebe wohl, lebe wohl, du Herrlicher!“ Der letzte Händedruck, der letzte keusche Kuß. Lebe wohl, lebe wohl! — — —

Bertha ist todt. Ottilie und er, getrennt und doch vereint, dienen Gott dem Herrn.

Das erste Aveläuten.*)

Von **Franz Bonn.**

In der stillen Klosterzelle
Saß ein Mönch in kühler Rast,
Da des Abends Purpurwelle
Leuchtend alle Welt umfaßt.

Von Fidenza war's Johannes,
Der die braune Kutte trug.
Aus dem Aug' des Gottesmannes
Hell des Geistes Flamme schlug.

Denn des Geistes höchste Nahrung
Las er in der heil'gen Schrift,
Und die tiefe Offenbarung
Hielt er fest mit Blatt und Stift.

Wie der Engel zu Marien
Mit dem heil'gen Gruße trat,
Las er — und wie auf den Knieen
Betend Sie empfangen hat.

Doch vor ihm auch aufgeschlagen
Lag die Bibel der Natur,
Und ein Schimmer, nicht zu sagen,
Deckte Berge, Wald und Flur.

Aus dem keuschen Schooß der Blüte
Stieg ein süßer Duft heran,
Und des Abends milde Güte
Weht ihn mild durch's Fenster an.

Von des Zaubers Pracht getrieben
Rasch er aus der Zelle muß,
Und er spürt vom ew'gen Lieben
Stille einen Geisterkuß.

Zur Kapelle muß er eilen,
Knieen muß er voller Lust,
Weinend vor Entzücken weilen,
Wie er weinen nie gemußt.

---

*) Der heilige Bonaventura, früher den Namen Johannes von Fidenza tragend, hat das Läuten des Ave Maria's am Abend zuerst in seinem Kloster eingeführt.

Denn der Jungfrau Bild im Golde
War vom Abend so erhellt,
Daß es sich in ganzer Holde
Wie lebendig vor ihn stellt.

Und er kann's nicht länger tragen
So allein, was ihn bezwang —
Allen Menschen muß er's sagen —
Und er greift zum Glockenstrang.

Aber kaum berührt der Schwengel
Noch der Glocke ehern Rund,
Horch da läuten tausend Engel
Da und dort zu gleicher Stund'. —

Und noch heut', wo Glocken hangen,
Tönen alle Abend sie,
Wie sie damals laut erklangen:
„Sei gegrüßet, o Marie!

Der Briefbote.

Genrebilder von *

Es hat acht Uhr geschlagen, und die rührige Geschäftsthätigkeit hat wieder aller Orten begonnen. Auch im Postbureau ist es lebendig geworden, im bunten Durcheinander liegen da die während der Nachtstunden eingelaufenen Briefe. Hätten sie eine Sprache, diese stummen Boten, wie müßten die grauen Mauern wiederhallen von Schmerz- und Jubeltönen aller Art, und stünden sie plötzlich verkörpert da, alle diese Schreiber, welch ein buntes Gemisch der Armen und Reichen fände sich hier zusammen!

Ob diese Gedanken wohl auch den Kopf des Briefträgers durchkreuzen, der seit vielen Jahren, wie heute wieder, täglich die Briefe nach Hausnummern und Straßen ordnet, um sie dann in sein Ränzchen zu schieben und dahin zu tragen, wo sie wirklich Sprache und Leben erhalten? — Gut, daß er nicht weiß, was er da Alles mit sich herumträgt, die Last möchte ihm gar zu schwer werden. Aber des Dichters Fantasie, welche den wortlosen Sang der Vögel, ihren Lust- und Klageton, das Plaudern der Wasserwellchen, das Rauschen des Schilfes im Abendwinde und die duftige Sprache der Blumen versteht: sie dringt durch die sorglich gefalzten Papiere trotz des verschließenden Siegels und sie jubelt und seufzt mit all den stummen Buchstaben da drinnen. Drum ist der Dichter auch einer der Glücklichsten und der Unglücklichsten im Erdenleben! Hört, was er heute Alles erlauschte.

Der Postbote hat seinen Gang angetreten. Er liest die erste Adresse und lenkt seine Schritte quer über die Straße. Das ist ihm ein wohlbekanntes Haus; denn fast täglich hat er da etwas zu bestellen. Hier wohnt Frau Müller, eine Tante nach ächtem Muster, das Noth- und Hilfsbüchlein der ganzen Familie. Wenn irgend eine Sorge sich im weiten Kreise der Angehörigen regt, oder wenn ein kleines Mißverständniß die Seelen entzweit, oder wenn die Hoffnung leuchtet als allerkleinstes Sternlein, oder wenn irgend ein Einkauf in der Stadt zu machen ist, muß Tante Müller beistehen mit Rath und That.

Auf dem heutigen Briefe ist die Adresse mit jenen kräftig männlichen Schriftzügen geschrieben, welche auf Eile deuten. Tante Müller öffnet dem Briefträger selber die Thüre, es scheint, sie hat ihn fast ängstlich erwartet. An ihrem Kleide halten sich zu jeder Seite frische Kinderhändchen, ein Knabe und ein Mädchen, erst seit acht Tagen der Tante von ihrem Bruder anvertraut. Mit dem freudigen Rufe: „von euerm Vater!" öffnet sie den Brief augenblicklich, während die Kinder begierig zu ihrem lieben Gesichte emporschauen, das beim Lesen des kurzen Briefes gar selig glänzt. „Was schreibt der Papa? sag' es uns, liebe Tante!" rufen die beiden Kinder einstimmig. Und die Tante zieht die Kinder in die Stube und sagt: „Wißt ihr noch, wie ihr euch immer ein Schwesterlein gewünscht habet, und wie ihr vor eurer Abreise die kleine Puppe in's Bettchen legtet und der Vater geheimnißvoll sagte, daß sie bis zu eurer Wiederkehr lebendig werden, und dann nicht mehr eure Puppe, sondern euer liebes und herziges Schwesterlein sein würde? Und es ist geschehen, wie der Vater versprochen hat. Ein kleines, lebendiges Schwesterlein liegt zu Hause in der Wiege, und der Vater schreibt, wir sollen gleich kommen und es ansehen und recht lieb haben." Die Kinder hatten mit seligem Erstaunen zugehört. Sie jubelten nun und hüpften vor Freude, und eilten fort, um ihre sieben Sachen zusammenzutragen und einzupacken.

Inzwischen ist der Briefträger weiter gegangen, indem er nach der Adresse des zweiten Briefes sah. Das ist ein in langem Formate zusammengelegter, mit einer Oblate und einem Gerichtssiegel verschlossener Brief. Darauf steht als Nachnahme die Taxe von 1 Thaler 20 Groschen. Wie das der Briefträger liest, lächelt er still und etwas schadenfroh vor sich hin; denn so ein Mann hat auch seine Erfahrungen gemacht. „Der alte Geizhals wird brummen," schmunzelte er.

„Herein!" ruft's in ärgerlichem Tone. Noch hört der Briefträger das Klingeln der Goldstücke, hört, wie die Geldlade behutsam geschlossen wird. Da sitzt der Alte im fadenscheinigen Rocke, die Brille mit den blauen Gläsern auf der Nase, über denen sein Blick lauernd hervorschielt. Wie er den Brief empfängt und die Taxe liest, fährt er erschrocken zusammen und will sich fast besinnen, den Brief anzunehmen. Aber das Gerichtssiegel erweckt doch allerlei Bedenken; er öffnet also zögernd die Börse, sucht die abgenütztesten Groschen und Kreuzer zusammen und legt sie mit zitternden Händen dem Briefträger hin. Der Alte wartet bis der Bote das Haus verlassen hat, denn er ist mißtrauisch und liebt keine Zeugen. Nun erst öffnet er den Brief. Was? kann in dieses von der Leidenschaft des Geizes so verwitterte Antlitz auch noch ein Freudenschimmer — dieser Engelsbote — kommen? Doch manch' böser Geist hüllt sich in's Gewand der Freude, und solch einer sitzt in dem Lächeln des Geizhalses. Und doch ist es eine Todesbotschaft; — aber der Alte ist des

Entschlafenen Erbe, ein lachender Erbe, denn er war hienieden sein Feind, obgleich ein Stamm- und Sinnesverwandter: beide hängend am irdischen Gute. Da kam der Tod plötzlich, ehe der Eine sein Testament gemacht hatte. Und nun ist der zusammengescharrte Reichthum das Eigenthum dessen geworden, den er bitter haßte, und die arme Marie, das angenommene Waisenkind, die ihn treu und uneigennützig verpflegte, und an der sein Herz hing mit jener dürftigen Liebe, deren es fähig war, ist obdachlos und muß bei Fremden ihr Brod suchen. Aber, tröste dich Kind! Am selbsterworbenen Kreuzer hängt mehr Glück und Segen, als an dem Gelde des Geizigen; denn daran kleben nicht selten die Thränen der Armen.

Während der Alte in seiner unseligen Freude schwelgt, bei welcher die Engel ihr Antlitz verhüllen, schreitet der Briefträger die Straße entlang. Dort steht ein Eckhaus, und aus dessen Erkerfenster schaut ein gar anmuthig rosiges Mädchengesicht. Die Kleine beugt ihren schlanken Hals weit hinaus und lauert auf Etwas. Jeden Tag um dieselbe Stunde harret sie hier und schaut inzwischen ungeduldig auf die Schwarzwälderuhr, deren Gang ihr so träge und langsam dünkt. Das Alles gilt dem Briefträger oder vielmehr seinem inhaltsreichen Ränzchen. „Heute muß er einen Brief haben," flüstert das sehnsüchtige Herz. „Ja, er kommt, er hat wirklich einen Brief!" In diesem Augenblicke verläßt die Kleine das Fenster und springt die Treppe hinab, dem Ersehnten entgegen. Der Briefträger lächelt schalkhaft und hält ihr einen an die Mutter vor. Da zittert schmerzliche Täuschung um den Mund, und eine kleine Thräne stiehlt sich in's Auge. Sogleich fügt der Bote einen zweiten dazu, ein rosiges, zierliches Brieflein, denn es ist ein Liebesbrief, und die Liebe sucht selbst bei Aeußerlichkeiten eine solche Harmonie. Wie glückselig nun das Antlitz der Kleinen strahlt! denn es ist die liebliche Eigenheit junger Herzen, daß die innere Lust unverschleiert auf Mund und Auge schwebt.

Sinnend geht der Briefträger weiter. Ob er vielleicht gar der eignen Jugend gedenkt, wo er auch solche Briefe schrieb und empfing? oder ob er in Wehmuth das Bild derer vor sich erblickt, die sein Weib war und nun im Grabe ruht? ob vielleicht die verwaisten Kinder daheim vor sein Denken treten, so ungepflegt, weil mutterlos? Vielleicht mischt sich all' dieß bei ihm unter einander; denn die Liebe ist eine Sonne, welche auch nach ihrem Untergange noch das Herz übergießt mit glühendem Abendrothe der Erinnerung.

Inzwischen hat das glückliche Mädchen den Brief an das Herz gedrückt, ist hinaufgeeilt in ihr Stübchen und hat Alles, Alles um sich vergessen. Da sitzt sie nun, und Lächeln und Thränen, doch keine bittern, sondern Thränen höchster Beglückung wechseln auf ihrem Gesichte. Sie durchliest den Brief noch einmal und immer wieder auf's Neue, denn sie prägt sich jedes Wort zu tiefst in die Seele hinein; dann küßt sie ihn mit unschuldiger

Zärtlichkeit. Nun aber springt sie auf; sie muß zur Mutter; denn wenn auch der Schmerz sich verbergen läßt, die Freude bricht sich Bahn auch durch die stärkste Brust. Und Röschen findet für die ihre die geeignete Stätte: das Mutterherz. Dahin eilt sie und ruft: „Mutter, Mutter! hör' nur! Adolph kommt! morgen schon kommt er; und Hochzeit will er halten sobald als nur möglich; denn sein Hoffen ist erfüllt, und er ist angestellt." Da legt die Mutter ihre Hand wie im Segen auf Röschens Haupt und auch eine Zähre stiehlt sich in ihr Auge. Ob darin nicht vielleicht das Weh der nahen Trennung von ihrem Kinde zittert?

Doch fort von Mutter und Tochter. Unser Briefträger hat noch gar manche Botschaft zu bestellen. Er naht sich einem prächtigen, palastähnlichen Hause, betritt das Vorzimmer und überreicht dem Bedienten einen schwarzgeränderten Brief.

Drinnen in ihrem schönen, von allem Luxus strahlenden Boudoir sitzt eine Dame. Sie ist eben beschäftigt, der fernen Mutter zu schreiben und schildert die herzliche Freude über die nahe Aussicht des Wiedersehens. Da nähert sich ihr zögernd das Kammermädchen und übergibt stillschweigend, mit theilnehmender Miene den Trauer verkündenden Brief. Sobald die Dame denselben erblickt, schwindet plötzlich die rosige Farbe von ihren Wangen, und Todtenbläße des Schreckens und der Angst überzieht ihr sonst so heiteres Gesicht. Hastig erbricht sie das Siegel, reißt den Umschlag entzwei, und in derselben Minute stößt sie einen herzzerreißenden Schrei aus; das Blatt entfällt ihren Händen, die sie vor die Augen drückt, und Thräne um Thräne rollt durch die Finger. Die Mutter ist todt! Nicht mehr wird sie diejenige sehen, in deren Armen sie als Kind ruhte und deren unvergeßbare Liebe ihr das Leben verschönte, wie der freundliche Strahl der Sonne die Weinrebe mit seinem milden Glanze verherrlicht. Welch' ein unsägliches Entbehren für's Herz, nimmer die traute Stimme der Mutter zu vernehmen, die so reich an Worten des Trostes war, wenn Sorgen oder schwere Leiden die Seele bedrückten. Noch ist der Schmerz zu neu für die Arme! aber wenn sie ihr kummerumnachtetes Auge erhebt, wird ihr vom Himmel herab ein Sternlein der Hoffnung leuchten. Es heißt: „Wiedersehen", und trägt die Grenzen des Erdenlebens dahin, wo die ewige Vereinigung durch keine Thräne, keine Trennung mehr getrübt wird.

Inzwischen hat der Briefträger schon die Schwelle eines Krämerladens erreicht, dessen Eigenthümer sein alter langjähriger Freund ist. Dieser tritt ihm mit sichtlicher Spannung und Erregtheit entgegen und ruft: „Gottlob, daß du es bist! Ich fürchtete den Polizeikommissär zu erblicken. Freund, mit mir steht's schlecht, und die Auspfändung ist mir bereits angekündigt. Du weißt, wie sparsam wir lebten und wie wir keine Mühe uns verdrießen ließen, um nur ehrlich durchzukommen. Nun liegt mein Weib seit Wochen

krank darnieder; ihre Pflege, Doktor und Apotheker zehrten alle Ersparnisse auf, und ich bin nicht im Stande, einen verfallenen Wechsel einzulösen. Jeden Augenblick erwarte ich nun die Sperrung meines Ladens, und dann ist das Elend erst voll! von was dann leben?"

So jammerte der Krämer und nahm in Gedanken versunken den dargereichten Brief in Empfang. Plötzlich erhellte sich sein Auge und er rief aus: „Gott! so bist du auch mir am nächsten in der Noth! so hast du mich nicht verlassen!" Und zum Briefträger gewendet, erzählt er in freudiger Hast: „Denk nur, mein Bruder nahm mit mir gemeinsam ein Loos der Staatslotterie. So eben schreibt er mir, wir hätten gewonnen! Freund, zweitausend Gulden gewonnen! Und nun schnell fort zu meinem armen kranken Weib! Die Freude muß sie ja gesund machen!" Und fort stürmt der Glückliche, hin zum Lager seiner Frau. Dort wirft er sich nieder auf die Kniee, zieht die erstaunten Kinder zu sich, erzählt ihnen die Freudenbotschaft und dankt in Vereinigung mit ihnen dem guten Gott für die wunderbare Rettung aus so großer Bedrängniß.

Unser Briefträger ging inzwischen freudigen Schrittes weiter; denn er besitzt ein Herz, das beim Glücke Anderer theilnehmend schlägt. Zu wiederholtem Male klopft er an eine Thüre, welche in das Wohn-, besser gesagt Rauchzimmer eines alten Generals führt; denn der Tabaksqualm drang durch das Schlüsselloch und verbreitete sich im Vorplatze. Endlich ruft eine Baßstimme: „Herein!" und der Briefträger steht vor dem ihm wohlbekannten General, welcher, aus einer langen Pfeife rauchend, in seinem Lehnstuhle liegt und in die Allgemeine Zeitung vertieft zu sein scheint. Er legt das Blatt bei Seite und lächelt dem Briefträger entgegen. Es ist ja sein ehemaliger Korporal, der viele Jahre unter ihm gedient hat. Wie in früheren Zeiten steht dieser steif und ordonnanzmäßig vor ihm und überreicht seinen Brief. Ohne das Auge darauf zu wenden, unterhält sich der freundliche Herr mit seinem ehemaligen Untergebenen, frägt, wie's ihm gehe, und schüttelt ihm endlich treuherzig die Hand.

Der Briefträger ist fort, und der General schaut auf seinen Brief. Da steigt freudige Röthe auf sein Gesicht, denn er erkennt seines Sohnes Handschrift. Nun öffnet er ihn begierig; er schmunzelt wohlgefällig beim Lesen, und immer dichtere Rauchwolken umhüllen den Brief, — ein sicheres Zeichen guter Laune. Der Brief kommt vom Schlachtfelde und lautet unter Anderm: „Heiß war der hartnäckige Kampf, groß die Gefahr, unerschütterlich der Muth unserer Truppen, und manche brave That geschah. Aber bis zum Jubel steigerte sich die Begeisterung bei endlich erfolgter Einnahme der Festung, nachdem die feindliche Besatzung lange kühnen Widerstand geleistet hatte. Auch dein Sohn, lieber Vater, hat seine Pflicht gethan. Bei der Erstürmung wurde mein rechter Arm schwer verwundet; doch die Fahne

in die Linke nehmend, eilte ich, die Schmerzen im Siegesgefühle vergessend, den Truppen voran, und pflanzte sie als Siegeszeichen unter dem Schmettern der Trompeten und dem maßlosen Jubel der Unsern auf die Zinnen. Dann aber überfiel mich ein heftiges Fieber, von welchem ich erst vor wenigen Tagen genas. Da mein Arm noch der Schonung bedarf, bat ich um Urlaub, und in Kurzem werde ich bei dir sein. Wie freue ich mich darauf, dir Manches zu erzählen; denn während der drei Jahre unserer Trennung hat sich Vieles ereignet, was dein braves Soldatenherz sicher mit Interesse vernimmt, was man im Lager nicht leicht schreiben kann, und wozu mein verwundeter Arm jetzt auch zu schwach wäre."

Ueberlassen wir den General seiner Freude und schließen wir uns wieder dem dahinschreitenden Briefboten an. Wieder hat dieser eine vornehme Wohnung betreten, um welche sich prächtige Gärten ziehen und dem Hause ein stilles, einsames Ansehen verleihen. Es ist auch einsam daselbst, denn hier wohnt eine reiche Wittwe, und ihre einzige Tochter ist nicht bei ihr, sie ist ferne.

In ihrem weiten Zimmer auf- und abgehend, erwartet eine ältliche Dame in Bangen und Ungeduld die Poststunde. Endlich öffnet sich die Thüre und zwei Briefe liegen in ihren Händen. „Von meiner Tochter!" ruft sie aus, als sie den ersten erblickt. „O, warum hast du mich verlassen, mich und all' den Reichthum dieses Hauses, um in Armuth und Selbstverleugnung dein junges Leben hinzuschleppen, im Kloster ekelerregende Kranke zu pflegen, während du hier gefeiert, geliebt und auf Händen getragen leben könntest! Arme Marie! wird nicht die Reue zu spät kommen!" So seufzte die reiche Dame, als sie den Brief öffnete. Aber welch' eine selige Antwort gibt dieser Brief ihrem Ausrufe! Marie schildert das reine Glück einer Braut Gottes, den Frieden ihrer Seele im Dienste der leidenden Menschheit; schildert den Unterschied zwischen den vergänglichen und von ihr genossenen Vergnügungen der Welt, und jenen geistigen Freuden, welche ihr oft am Krankenlager der leidenden Mitmenschen zu Theil werden, die sie pflegen und trösten kann, und wo ihr so oft vergönnt wird, auch die Seele zu heilen von jenen Wunden der Sünde, die noch tiefer schmerzen, als die leiblichen. Da opfert die Dame ihr Kind dem Herrn, dem es ja vor Allem gehört, und himmlischer Friede zieht auch in ihre Seele.

Jetzt öffnet sie den zweiten Brief. Er kommt von einem armen, mit Wunden bedeckten Greise, der die wohlthätige Wittwe bittet, für ihn einen Platz im Spitale zu erkaufen, um in seinen letzten Lebenstagen doch noch fromme, treue Pflege zu genießen. Sie blickt wieder auf den Brief ihrer Tochter; vor ihr steht deren Bild, wie es die Kranken pflegt. Und sie sollte nicht gerne den vergänglichen Reichthum verwenden zu ähnlichen Zwecken, während diese all' ihre Kräfte den Kranken und Armen widmet? —

Während die reiche Wittwe in ihrem Herzen die Erfüllung dieser Bitte beschließt, klopft der Briefträger an der Thüre eines Dachstübchens. Kein Ruf ertönt. Da drückt er auf die Thürschnalle, bleibt aber wie angefesselt stehen, denn, den Rücken gegen ihn gewendet, kniet vor dem Bilde des Gekreuzigten und seiner leidensvollen Mutter die Inwohnerin dieses Stübchens. Mit leisen Worten fleht sie um deren Fürbitte, daß Gott ihr in der gegenwärtigen Noth helfen möge, nicht durch Geld und Gut, nein, nur durch Arbeit. „Du hast ja," spricht sie, „o heilige Jungfrau, auch auf die Verlegenheit der Hochzeitleute in Kana erbarmungsvoll gesehen. Ich aber bin in Noth und rufe zu dir um Hilfe. Ich will ja gerne arbeiten, um ehrlich durchzukommen. Sende mir Arbeit, liebe Mutter Gottes! ewig will ich dich preisen und deiner Hilfe gedenken!"

Wie das unser Briefträger hört und sieht, kommt ihm die Rührung in's Herz und steigt fast bis in's Auge hinauf. Er macht sich nun leise bemerkbar, und wie die arme Näherin erschrocken umschaut, überreicht er ihr einen Brief. Sorgfältig öffnet diese ihn mit ihrer Scheere, während der Briefträger sich am Anblick des freundlichen Dachstübchens weidet. Wie schon erwähnt, schmückt ein Kruzifix die weißgetünchte Wand, das Fensterbrett prangt im Schmucke blühender Gewächse; der rein gescheuerte Boden, das rosa überzogene Bett, das Tischchen mit dem wohlgeordneten Nähkorb, die einfachen Strohstühle: Alles zeugt von großer Ordnungsliebe und Reinlichkeit.

Warum steht der Briefträger wohl bereits mehrere Minuten unter der Thürschwelle und geht immer noch nicht? Ein plötzlicher Gedanke, von Oben eingegeben, fesselt ihn hier; einer jener Fingerzeige Gottes, die so oft dem ganzen Leben eine neue Bahn weisen, ist in sein geistiges Auge gefallen. „Sie will Arbeit?" denkt er; „o bei mir zu Hause gäbe es Arbeit in Hülle und Fülle, und meine verwaisten Kinder brauchten auch eine Mutter; — das wäre gerade die rechte für sie." Aber er spricht den Gedanken nicht aus, sondern erinnert sich endlich, daß sein heutiges Tagewerk noch nicht vollendet sei, und er noch manchen Brief zu bestellen habe. So eben hat aber die arme Gertrude den Brief gelesen und ruft freudig aus: „Dem dreieinigen Gott und der heiligen Jungfrau sei tausendmal Dank gesagt; denn nun habe ich wohl für mehrere Monate Arbeit; warum sollte ich fernerhin sorgen, da ja der liebe Gott die Sperlinge des Daches nährt, wird er auch mich nicht verlassen!" — „Fromm und fleißig!" flüsterte der Briefträger vor sich hin nnd geht. Nun trägt er aber nicht allein Briefe, sondern auch noch seine eignen stillen Pläne mit sich herum.

Sein nächster Weg führt ihn nicht weit, gleich da in das gegenüberliegende offenstehende Stübchen eines armen Weibes. Seine Augen vergleichen diese beiden Kammern miteinander. Wie rauchig sind diese rauhen Wände; sie entbehren jedes frommen Schmuckes; keine Blumen verschönern die zerbrochenen Fenster-

scheiben, die beschädigten Geräthschaften stehen ungeordnet herum, auf dem Boden liegen die Ueberreste der armseligen Mahlzeit, — Alles ist unsauber und ekelerregend.

Endlich sieht er ein Weib mit ihrem etwa neunjährigen Knaben den dunkeln Gang einherkommen. Beide sind in Lumpen gehüllt und tragen zerrissene Körbe auf dem Kopfe. In den Zügen des blaß aussehenden Weibes zeigen sich wohl noch Spuren einer ehemaligen Schönheit, doch die dunklen Augen haben einen unheimlichen Ausdruck.

Schnell reißt die Wittwe den Umschlag des erhaltenen Briefes ab, welcher einige Zeilen an sie und eine sorgfältig geschriebene Inlage mit einer andern Adresse enthält. Die kleine Afra schreibt ihrer Mutter aus dem Rettungshause, wo sie sich seit mehreren Monaten aufhält, wie gut es ihr daselbst ergehe, und wie sie auch für ihren Bruder ein so stilles Plätzchen wünsche, damit er auch einer sorgfältigen Erziehung theilhaftig würde, welche ja die Mutter in ihrer Armuth ihm nicht angedeihen lassen könne. Sie bittet deßhalb die Mutter, den beifolgenden Brief ihrer Wohlthäterin zu übergeben, doch zuvor ihr Schreiben durchzulesen.

Da zuckte es vor Zorn und Hohn in dem Gesichte des Weibes; sie zog den Knaben zu sich und rief: „Was? meine beiden Kinder soll ich hergeben! und von was leben? verhungern? Nein, Baptist! du bleibst bei mir. Oder willst du dich auch einsperren lassen in ein finstres Haus und Buße dafür thun, daß du arm bist?" Dabei lachte das Weib höhnisch, daß es dem guten Briefträger durch die Seele schnitt, und er auf's Neue an den Segen einer braven Mutter für seine Kinder dachte, wobei er gegen das Stübchen der Näherin blickte.

„Ist's nicht schöner, Baptist," fuhr das Weib fort, „im Sommer auf der Wiese die Gaisen zu hüten und die guten Leute um ein Almosen bitten? Laß sie schwätzen, deine dumme Schwester! Nein, nein, du bleibst bei mir!" Bei diesen Worten zerriß sie zornig den beigelegten Brief ihrer Tochter.

Unser Briefträger hatte genug gehört und schritt mit einem tiefen Seufzer von dannen. In diesem Bezirke der Stadt wohnten meist arme Leute, und der nächste Brief führte ihn deßgleichen nicht in ein Prachtgemach. Er klopfte an die Thüre eines Zimmers, aus dem ein mehrstimmiger Gesang ihm entgegenschallte, obgleich es noch früh an der Tageszeit war. Sein Pochen verklang ungehört und er öffnete. Da saß um den runden Tisch eine Gruppe fröhlicher Kameraden; aber ihre Fröhlichkeit bei dem späten Morgenimbiß hatte bereits den Damm guter Sitte überschritten; laut und unharmonisch klangen die Lieder, und schallendes Gelächter mischte sich darein. Einer davon saß halb zur Seite gekehrt, und das lustige Treiben vermochte nicht die Wolke auf seiner Stirne zu verscheuchen. Allerlei quälende Gedanken wogten durch diesen jungen Sinn, und auch eine ängstliche Spannung mischte

sich unverkennbar darein. Die Freunde suchten ihn zu zerstreuen; aber immer wieder wendete er sich von ihnen ab und stützte den schweren Kopf in die Hände. Auch er hatte unter dem wirren Getöse das Pochen des Briefträgers nicht vernommen, und als dieser nun unter der Thüre erschien, sprang er ihm hastig entgegen, ergriff mit zitternder Hand den dargereichten Brief und stierte darauf hin mit dem Ausdruck ängstlichen Bangens vor dessen Inhalt. Der Briefträger warf noch einen fast wehmüthigen Blick auf die jungen Leute, welche, fern von der Heimath im ersten Jugendübermuthe sich selbst überlassen, die kostbare Zeit und die noch kostbarere Gesundheit vergeuden. Vielleicht dachte er an seinen eignen Sohn, der auch bald in die Fremde ziehen mußte.

Inzwischen hatte der Jüngling den Brief geöffnet, und ohne noch ein Wort gelesen zu haben, entfiel derselbe seiner Hand. „Ich bin verloren!" rief er. „Mein Vater verstößt mich! er hat mir die so heiß erbetene Summe nicht geschickt; er überläßt mich dem Elend, der Schande und der Verzweiflung!" Bei diesen Worten sank er auf den Stuhl und verbarg sein bleiches Gesicht in seinen Händen.

Einer der Kameraden hatte den Brief aufgehoben und las stille vor sich hin: „Ich habe dich ermahnt in väterlicher Liebe und Treue, dich zu bessern, den Weg der Tugend, Ehre und Wissenschaft zu gehen. Oftmals habe ich dir gedroht und mich von deinen Bitten und Versprechungen bethören lassen; aber dein Maß ist voll, und zu Ende ist es mit meinem Glauben an die Wahrheit deiner Worte. So verfolge denn deinen Weg mit den schlimmen Gesellen, die dich vom Vaterherzen gerissen haben, an das du mit so zärtlicher Liebe gebunden warst. Wenn du aber durch ehrlose Thaten den Namen deines Vaters beschimpfest, so vergiß nicht, daß sein Fluch auf dir lastet, und er der Welt mit dem Worte entgegen tritt: Ich kenne ihn nicht!"

„Halt ein, halt ein!" rief der unglückliche Jüngling, in dessen Herzen noch nicht jeder gute Funke verglommen war. Gleich einem Verzweifelnden wollte er fort stürzen; aber er fand sich von vielen Armen umringt; denn tiefe Erschütterung war in Aller Herzen gekommen. Da sank er widerstandlos in die Arme des Nächsten und brach in lautes Schluchzen aus. Jedes Trostwort verklang an seinem Ohre, und er rief immer nur: „O, ich bin verstoßen von meinem Vater! Ich habe keinen Vater mehr!"

„Aber eine Mutter, eine liebende Mutter hast du!" rief plötzlich der Leser des Briefes. „Da sieh' her! da steht auf der Rückseite des Blattes: Komm', Eduard, komm' zurück in die Arme deiner Mutter; sie will dich wieder an's Vaterherz führen!"

Das war ein Strahl von Oben! der glänzte in die Thränen des Jünglings hinein und drang hinab in sein Herz. Er erhob sich und stand da wie verwandelt, und Alle im Kreise fühlten im eignen Herzen den elektrischen Schlag. „O Mutter!" rief er, „Dank! du hast mich gerettet.

Freunde, zu Ende ist es mit meinem bisherigen Treiben. Ich will ein anderer Mensch werden!" — „Wir Alle, wir Alle wollen es!" rief es in vollem Chore.

O, wie anders, wie harmonisch klang dieser Ton, als zuvor die Lieder geklungen hatten! „Aber ich will nicht heim eilen, wie die Mutter schreibt. Erst will ich mich bessern und dann als verlorner Sohn zurückkehren!" rief Eduard in jugendlicher Begeisterung. „So sei es!" stimmten Alle ein. „Unser Hab und Gut nimm hin und theile mit uns; denn wir tragen Alle ein Stück der großen Schuld!"

Hätte der gute Briefträger diese Scene auch noch gesehen, er wäre leichtern Schrittes dahin gegangen. So aber schreitet er gar traurig fürbaß, und wie er in die Nähe der Kirche kömmt, bleibt er stehen, entblößt sein Haupt und schickt einen frommen Seufzer dahinein, wo sie alle so gut bewahrt sind und oft in Freudenlächeln verwandelt werden.

Nun steht er an der Klosterpforte und läutet, indem er ein ganzes Päcklein Briefe zusammenfügt. Es hat so eben elf Uhr geschlagen; die Schulstunden sind beendet, und die Institutszöglinge eilen so eben dem Pförtchen zu. Wie sie den Briefträger erblicken, lachen all' die rosigen Kindergesichter in froher Erwartung. Bald ist er von einer ganzen Schaar dicht umringt; viele kleine Hände strecken sich ihm entgegen, und wie Glöcklein durcheinander tönt es: „An mich? — an mich?" Er macht sich sanft los, und die ernste Pförtnerin kommt ihm zu Hilfe, endlich auch die Lehrerin, welche die sämmtlichen Briefe in Empfang nimmt, um sie vorerst der Frau Oberin zur Einsicht zu geben. Nun folgt ihr der ganze Zug in einem langen, langen Schweife, und unser gutmüthiger Briefträger hat das Nachsehen, aber ein fröhliches, das rasch den frühern Eindruck verwischt. So groß ist die Macht der unschuldigen Freude; wie beim ersten linden Frühlingslüftchen der rauhe Winter vergessen ist, so auch bei dem frohen Lächeln und Hoffen der Kinder eine düstre Erfahrung.

Warum aber schlugen die jungen Herzen heute so laut dem Briefträger entgegen? Die Vacanz naht, und mit ihr winkt das Vaterhaus, und die Briefe sind der Schlüssel dazu.

Auch unser Briefträger sehnt sich heute mehr als sonst noch nach seinem Hause, seiner Familie — und durch alle seine Gedanken leuchtet ein liebtrautes Bild: die Kinder und ihre neue Mutter.

Jetzt betritt der Briefträger das Haus des Meßners, seines alten Freundes, der ihm auch sogleich entgegeneilt und ihn einladet, ein wenig in die Stube zu treten. Heitern Angesichts empfängt er seinen Brief und zeigt ihn schon von weitem seiner Frau mit dem Rufe: „Von unserer Brigitte!" Sogleich überträgt diese die angefangene Arbeit des Tischdeckens der Tochter, denn bereits harren elf hungrige Kindermägen der Mittagssuppe. Gemeinsam

wird nun der Brief erbrochen, und sieh' da! zwei sorgfältig eingewickelte Goldstücke sind hineingeklebt; lautres, echtes Gold. — Brigitte befindet sich schon seit zwei Jahren als Kammermädchen bei einer eben so biedern als wohlhabenden Familie, welche Sommer und Winter über auf einem alten einsamen Stammschlosse wohnt. Die brave Tochter bat in dem Briefe ihre Eltern in kindlich innigen Worten, sie möchten dieß ihr kleines Ersparniß als Liebesgabe annehmen. Freilich erscheine es ihr armselig und gering, wenn sie der vielen Sorgen und Entbehrungen gedenke, die sie für ihre Erziehung getragen, so wie der mannigfachen Liebesbeweise, die sie seit frühester Kindheit in so reichem Maße empfangen habe. Nun erzählte sie auch, wie sie zum zweiten Goldstücke gekommen sei, denn ihre Ersparniß erstrecke sich nur auf das eine. Diese Stelle des Briefes las die Mutter ihren um sie geschaarten Kindern laut vor. — „Als ich," so schrieb Brigitte, „meine gnädige Herrschaft bat, mir das Geld gegen ein Goldstück zu vertauschen, fragte mich die gnädige Frau um mein Vorhaben; ich entdeckte es ihr, und gerne erfüllte sie meine Bitte. Die Tagesarbeit war vollendet, und ich kniete mich eben wie gewöhnlich in meinem Kämmerlein nieder vor dem Kruzifixe, um für euch, geliebte Eltern, zu beten. Da schimmerte mir am Fuße desselben etwas Glänzendes entgegen, und mit freudigem Schrecken gewahrte ich ein Goldstück, genau wie das heute eingewechselte. Wohl konnte ich leicht die mildthätige Hand erkennen, welche es spendete, denn jeder Tag ist von meiner lieben gnädigen Frau mit einer Wohlthat bezeichnet. Dennoch getraute ich mich noch nicht, es als mein Eigenthum zu betrachten. Als ich es am andern Morgen schüchtern überreichte, lächelte meine Gebieterin und sprach: „Lege es nur zu dem einen Goldstücke in den Brief und grüße mir deine Mutter schön." Da küßte ich freilich innig dankbar ihre Hand und gelobte ihr, treu und ehrlich zu dienen nach besten Kräften."

Da war freudige Rührung in der ganzen Familie, und diese Freude wurde auch von dem Ueberbringer herzlich getheilt. Bereits hat sich sein Ränzchen allmälig geleert, denn da und dort liefert er seine Briefe ab und sieht dabei theils gleichgiltige, theils ärgerliche, theils freundliche Gesichter. Endlich wiegt er nur mehr einen einzigen schweren Brief in der Hand, nimmt das Einschreibbuch hervor, denn er ist recommandirt, und steigt einige Treppen hinauf, wo erst vor Kurzem ein Fremder einzog. Er tritt in ein seltsam ausstaffirtes Zimmer. Da liegen verschiedene Steine, fremde Waffen, getrocknete Pflanzen, Bücher in allen Formen und Einbänden, vom dicken schweinsledernen Deckel bis zum zierlichen rothgebundenen Almanache, und in Mitte dieser gelehrten Unordnung sitzt ein Mann mit dunkelgebräunter Wange, auf der noch vor Kurzem der südliche Sonnenstrahl geglüht hatte. Von Neapels schönem Golfe zog er in das gewerbtreibende England und von da in die düstern und doch so prächtigen Urwälder der neuen Welt. Ueberall sah er

das rastlose Ringen der Menschen nach Geld und Gut, sah den Schweiß des Arbeiters, und wie oftmals auch den Einzelnen unterliegen im Kampfe mit dem lockenden Reichthume, während dem Andern er gleichsam im Schlafe zufällt. Da traf er manchen heimathlosen Gesellen, der auszog, das Glück in der Fremde zu suchen, und der nur Verlassenheit fand.

Erst vor Kurzem war er bereichert mit Erfahrungen zurückgekehrt und nun eben beschäftigt, seine Erlebnisse niederzuschreiben. Bereits hatte er den ersten Artikel an die Redaktion einer Zeitschrift übersendet und wartete nun mit Sehnsucht, ob die Zusendung angenommen oder zurückgewiesen werde.

Als er den Briefträger erblickte, pochte sein Herz stärker, und begierig langte er nach dem Briefe. Rasch schrieb er seinen Namen in's Buch, und kaum hatte der Bote ihm den Rücken gewendet, als er das Couvert löste. Sieh'! da fiel ihm eine gewichtige Banknote in die Augen — sein Honorar. Freudig, aber nicht mit dem Blicke des Geizigen, lächelte er darauf nieder. Das Geld hatte bereits seine Bestimmung. Als er damals in fernem Lande so manchen heimathlosen Arbeiter sah, machte er das Gelöbniß, daß die erste Frucht seiner Reiseliteratur dem Gesellenvereine seiner Vaterstadt gewidmet sein solle. Welch' eine Wonne gewährte es ihm, die von Gott ihm anvertrauten Gaben, Erfahrung und Phantasie, zu einem wohlthätigen Zwecke verwenden zu können.

Des Briefträgers Arbeit war nun vollendet, und er hatte bereits die Schwelle seines eignen Hauses überschritten. Da sprangen ihm die Kinder entgegen, und heute begrüßte er sie mit ganz besonderer Rührung. Dann aber schob er sie sanft zur Seite und ging in sein einsames Kämmerlein. Dort nahm er ein Blatt Papier aus der Schublade, setzte sich, und wurde nun selbst zum Briefschreiber. Er besann sich nicht lange, denn wenn das Herz diktirt, da geht es frisch von Statten. Darauf falzte er den Brief, siegelte ihn, schrieb die Adresse und steckte ihn sorgsam in die Brusttasche. Als die Kinderstimmen ihn zum Mittagsmahl riefen, folgte er ihnen heitern Angesichts, aber schweigend.

Wieder schlägt die Stunde für unsern Briefträger. Sein Ränzchen ist auf's Neue gefüllt. Wieder schreitet er die bekannten Straßen entlang und wieder tritt er in's Haus, wo die arme Näherin wohnt. Langsam und mit innerer Erregtheit steigt er die Stufen hinauf, hält inne vor der bekannten Thüre, klopft leise — und steht nun vor der erstaunten Gertrude. Stumm überreicht er den Brief — es ist sein eigner. Aber er entfernt sich nicht. Das Mädchen öffnet den Brief; sie liest — glühende Röthe und liebliche Verwirrung zeigt sich in ihrem Antlitze. Da tritt er näher, streckt die Hand aus und sagt: „Da steht es geschrieben, Gertrude, was ich meine. Und was meint Ihr? — O, sagt „ja!“ — Mein Weib da droben im Himmel, die fügt das „Amen“ dazu.

Doch wir wollen die Beiden allein lassen, wie sich's bei solcher Scene gebührt. Nach sechs Wochen führte der Briefträger Gertrude zum Altar, und als der Priester die Worte der Schrift sprach: „Wohl dem, der ein tugendsames Weib hat, er lebt noch einmal so lange. Ein häusliches Weib ist ihrem Manne eine Freude und macht ihm ein ruhiges Leben. Ein tugendsames Weib ist eine edle Gabe und wird dem gegeben, der Gott fürchtet,“ da flüsterte er ein inniges Dankgebet und segnete die Stunde, welche ihn zu jenem Dachkämmerlein geführt hatte.

Das Volkslied.

Von J. Wormstall.

Sagt, wer hat den Thurm gebaut
Mit den Glocken groß und klein? —
Fragst im Dorf, doch Keiner weiß es, —
Fremdling, laß das Fragen sein!

Dort am Lindenstamm wann hob sich
Jener graue Heil'genschrein?
Fragst den Schäfer, doch er lächelt, —
Fremdling, stell' das Fragen ein!

Was der Pflüger draußen singet,
Was der Fuhrmann lustig pfeift,
Was der Hirtenbube jodelt,
Der dort auf den Höhen schweift;

Was im Wirthshaus die Gesellen
Singen bei dem kühlen Wein,
Was der Postillon so traurig
Bläset in die Nacht hinein:

Alt und immer dagewesen,
Wie im Wald der Amselschlag,
Ist das Lied und seine Weise,
Einer singt's dem Andern nach.

Nicht nach Namen darfst du fragen,
Dichternamen find'st du nicht;
Nur die Lieder magst du hören,
Lustig, traurig, fromm und schlicht.

Seid gegrüßet mir, ihr lieben
Alten Bilder, frommer Klang,
Glöcklein, Heil'genbild und Linde,
Und des Volkes alter Sang!

Vierundzwanzig Stunden in Bologna oder der Napoleonide.

Mit dem zweiten Preis gekrönte Novelle von **Karl Hiemer.**

Ich ging in tiefen Gedanken über die schwere Zeit versunken durch die pia strada von Bologna und blieb in der Mitte derselben vor einem Hause stehen, das mich an eine ganz andere, andere Zeit, eine Zeit der Liebe, der Versöhnung, der Einigkeit erinnerte. In diesem Hause wohnte in schönern Tagen, als die unsern sind, eine Wittwe mit ihrem einzigen Kinde, einem wunderlieblichen Knäblein, der Weide ihrer Augen, dem Stolze ihres Herzens. Ein wilder Junker stieß dem Knaben im Zorne den Degen durch den Leib, und die Mutter verbarg um des Gekreuzigten willen den Mörder vor den Händen der Gerechtigkeit, vor denen er sich in ihr Haus geflüchtet hatte. „Ja", sagte ich zu mir selbst, „mit Recht führt diese Straße den Namen la pia, die fromme, die liebevolle. Aber wo ist die Liebe noch zu finden, die ihr diesen Namen gegeben? Ach, gegenwärtig wohnen andere, ganz andere Leute in diesem Hause." Ich kannte diese Leute und war gekommen, sie zu besuchen. Es war die Familie eines corsikanischen Marchese, der sich einen Napoleoniden nannte, weil er in Ajaccio das Licht der Welt erblickt hatte, und sein Großvater mit der Mutter des Welteroberers Geschwisterkind gewesen war. Er hatte einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn war Lieutenant bei den französischen Truppen, die damals Rom besetzt hielten, um die römische Republik im Namen der französischen zu unterdrücken, und je nach Gestaltung der Dinge die Hauptstadt der christlichen Welt und den ganzen Kirchenstaat auch für den Neffen zu demjenigen zu machen, wozu sie der Oheim auf eine Zeit lang für sich gemacht hatte, zu einer Domäne des Gebieters von Frankreich. Es war eben von diesen Verhältnissen die Rede, als ich in den Kreis der Familie trat; und nachdem die Höflichkeitsformeln der Begrüßung gegenseitig ausgetauscht waren, wurde das durch meinen Eintritt unterbrochene Gespräch wieder aufgenommen.

„Wir sind gerade in einer politischen Unterhaltung begriffen," sagte der Napoleonide, „der Gegenstand derselben hat vielleicht auch für Sie einiges Interesse. Aber vor Allem muß ich Ihnen sagen, daß Sie in mir einen Royalisten, oder vielmehr Imperialisten, in meinem Sohne einen Republikaner vor sich haben. Ich war selbst eine Zeit lang seiner Gesinnung, aber diese Zeit liegt weit hinter mir, sie fällt in das letzte Dezennium des verflossenen Jahrhunderts, in die Tage von Toulon, von Arcole, von Marengo. Der Held jener Tage, der größte Mann der Weltgeschichte, war ja damals selbst noch Republikaner, aber das Ziel und Ende seiner republikanischen Laufbahn war der Kaiserthron von Europa. Die Republiken führen nicht selten zur

Weltmonarchie. Die griechischen Republiken, die römische Republik, die französische Republik, alle endeten mit einer Weltmonarchie; auch die nordamerikanische Republik wird mit einer Weltmonarchie enden. Es konnte nicht anders sein, und es kann nicht anders sein. Denn große Staaten lassen sich nur durch den Willen eines Monarchen, eines Alleinherrschers zusammenhalten und lenken. Die Monarchie ist ein Postulat der Vernunft. Wer nur ein Keimchen von Vernunft im Kopfe hat, muß Monarchist sein. Entweder Monarchist oder Anarchist, tertium non datur. Republikaner und Anarchist ist Eins und dasselbe."

„Eure Herrlichkeit," fiel ich dem Monarchisten lächelnd in die Rede, „sprechen hier etwas aus, was für den Präsidenten der französischen Republik nicht sehr schmeichelhaft lautet."

„Nicht, daß ich wüßte," antwortete der Napoleonide. „Die Republiken, habe ich vorhin gesagt, führen nicht selten zur Weltmonarchie. Es kommt Alles nur darauf an, wie man sie zu benützen und zu leiten versteht. Wer bürgt Ihnen dafür, daß der Präsident der Republik nicht die Kaiserkrone im Schilde führt, wie sie der General der Republik, sein Oheim, im Schilde führte? Der einzige Unterschied ist, daß jener den diplomatischen Weg einschlägt, während dieser den militärischen einschlug. Ich sage Ihnen, der Präsident der Republik ist so wenig Republikaner als ich. Er ist ein Napoleon, und was das heißen will, weiß Niemand besser als ich, denn ich gehöre selbst zu diesem Stamme; auch ich bin ein Napoleonide." Auf dieses Wort legte der Sprecher einen besondern Nachdruck und heftete, sich voll Selbstgefühls in die Brust werfend, einen Blick auf mich, welcher Ehrfurcht und Huldigung verlangte. „Wenn er einmal," fuhr er nach einer feierlichen Pause fort, „wenn er einmal von seinem Präsidentenstuhle steigt, — denken Sie an mich — so steigt er nicht herab, er steigt hinauf, hinauf auf den Kaiserthron. Als sein Oheim, aus Aegypten zurückgerufen, den Feldherrnstab niederlegen sollte: was that er? Er ließ ihn durch die Luft schwirren, daß er dem wohlweisen Rathe um die Ohren sauste, und die Herren vom Direktorium sich entsetzt durch die Fenster flüchteten, der General aber zum ersten Konsul erklärt wurde, ut consuleret, ne quid detrimenti caperet respublica — damit er dafür Sorge trüge, daß die Republik keinen Schaden litte. Auch der Präsident wird dafür Sorge tragen, daß die Republik, d. h. der Staat durch eine republikanische Verfassung keinen Schaden leide. Er sah einst, als er noch der kleine Louis war, beim Abschiede, den sein Oheim, bevor er zu dem Kampfe auszog, welcher ihm seine kaum erst wieder gewonnene Krone und mit ihr seine Freiheit kostete, von schweren Ahnungen gepreßt von seiner Familie nahm, sein Lockenköpfchen auf des Kaisers Kniee legend, voll kindlicher Liebe und Begeisterung zu ihm empor und sprach die Heldenbitte aus, ihn, den siebenjährigen Knaben, als Adjutanten mit in's Feldlager zu

nehmen. Da sagte sein Oheim, ihm zärtlich die Wange streichelnd, mit tiefer Bedeutung: „Cet enfant est peut-être l'espoir de ma race." — Dieses Kind ist die Hoffnung seines Geschlechtes geworden. Es wird auch sein Thronerbe werden."

Carlo, der Sohn des Hauses, ein Feuerkopf voll Freiheitsideen, war während der Rede seines Vaters mehrmals aufgestanden und hatte mit großen Schritten das Zimmer gemessen, aber bis jetzt Alles schweigend mit angehört. Nun konnte er sich nicht mehr halten und rief, alle Rücksichten vergessend, mit einer von Aufregung zitternden Stimme: „Wenn ich wüßte, daß der Präsident darauf dächte, die Republik zu stürzen und über ihren Trümmern den alten Kaiserthron wieder aufzurichten, so würde ich heute noch ein Brutus an ihm werden, und sollte er mir auch Cäsar gewesen sein."

„Und ich," sagte der Napoleonide mit einem durchbohrenden Blicke auf den Verwegenen, aber mit einer eisigen Kälte im Tone, „ich würde alsdann ein Brutus an Dir werden, aber ein anderer Brutus, ein Brutus, der seine Söhne hinrichten läßt, wenn sie aus der Linie treten, ich würde dich unter die Guillotine liefern."

In diesem Augenblicke pochte es an der Thüre.

Der Marchese rief: „herein," und ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, in festlicher Kleidung, trat in's Zimmer. Die Tochter des Hauses, Bianca, erröthete tief und entfernte sich schweigend. Auch für mich war der Eintritt des Fremden das Zeichen zum Aufbruch. Ich verabschiedete mich und ging. Carlo folgte mir beinahe auf dem Fuße. Er machte mir den Vorschlag zu einem Spaziergang. Ich ging mit Vergnügen auf denselben ein.

„Kennen Sie den Herrn, dessen Eintritt uns das Signal zum Aufbruche gab?" fragte er mich und fuhr, ohne meine Antwort abzuwarten, fort: „Er kam gerade im rechten Augenblicke; die Sprache meines Vaters hatte mein Blut zu sehr in Wallung gebracht, und ich kenne ihn und kenne mich, es hätte zu einem Auftritte zwischen uns geführt. Ich habe mir aber fest vorgenommen, nicht länger unter meinem väterlichen Dache zu weilen. Doch ... kann ich meine Schwester, meine arme Schwester verlassen, gerade jetzt in diesem Augenblicke? Ja, wenn meine gute Mutter noch leben würde! Aber der Gram hat sie in's Grab geführt. An mir ist es jetzt, Bianca zu schützen. Ach, gegen wen zu schützen? Gegen die Zwingherrschaft des eigenen Vaters. Er will sie zur Ehe mit einem Edelmanne seiner Gesinnung, und nehmen Sie gar vollends, seines Alters zwingen, und ihr Herz hat bereits gewählt. Der junge Mann, dem wir den Kampfplatz überlassen haben, liebt sie, und sie liebt ihn, und Alles müßte mich täuschen, wenn sie einander nicht den Himmel auf Erden bereiten würden. Mein

Vater will ihnen dafür die Hölle bereiten. Kann ich das, darf ich das zugeben? Der junge Mann hält in diesem Augenblick um die Hand meiner Schwester an, und ich weiß, was mein Vater ihm antwortet; er weist ihn ab."

„Mein lieber Freund," fiel ich ein, „das muß er und müssen Sie sich gefallen lassen."

„Muß ich mir aber auch gefallen lassen," fragte Carlo, „daß er meine Schwester zur Ehe mit einem Manne zwingt, von dem ich die feste Ueberzeugung habe, daß er sie namenlos unglücklich machen würde? mit einem Manne, den sie haßt, verachtet, verabscheut?"

„Der Christ," unterbrach ich meinen Freund, „der Christ erblickt in jedem Menschen das Ebenbild Gottes; er haßt Niemand, er verachtet Niemand, er verabscheut Niemand."

„Gehen Sie mir weg mit Ihren Sprüchen," fiel mir Carlo in die Rede; „Die können sie bei Ihren Landsleuten im kalten Norden anbringen; uns Südländern taugen sie nichts. Wir lieben glühend, und hassen glühend; selbst einer Ihrer Dichter *) sagt:

„Wer keinen Menschen hassen kann,
Der kann auch keinen lieben."

Und ich sage Ihnen, ehe ich es dulde, daß meine Schwester an einen Tyrannen geschmiedet wird, bohre ich dem Elenden, der sich ihr aufdrängt, lieber den Dolch in die Brust."

„Ihr Italiener," sagte ich mit besänftigendem Lächeln, „seid doch im Augenblicke mit dem Dolch bei der Hand, wie die Spanier, die ihren Krieg gegen den Welteroberer „bis zum Messer" **) führten."

„Ich lobe sie darum," versetzte mein Begleiter; „man muß sich vertheidigen, wie man kann."

„Doch darf man die Gebote nicht übertreten, welche uns die Natur in's Herz gegeben hat," bemerkte ich ernst. „Selbst das bürgerliche Gesetz gestattet eine solche Vertheidigung nur im äußersten Falle der Nothwehr."

„Aber eben dieser äußerste Fall war für die Spanier eingetreten," entgegnete Carlo; „und dieser äußerste Fall tritt auch nächstens für mich ein. Ich habe nachgegeben, so lange ich nachgeben konnte, ich bin vielleicht nur ein zu gehorsamer Sohn gewesen. Oder meinen Sie, es habe mir keine Ueberwindung gekostet, in die Dienste Desjenigen zu treten, von dem ich zweifeln mußte, ob er es redlich mit meinem Vaterlande meine? Ich bin kein geborner Corse, wie mein Vater, ich bin ein geborner Römer; aber wäre ich auch ein geborner Corse, so würde ich nie ver-

*) Schiller.

**) Spanischer Nationalausdruck.

gessen, daß nicht französisches, sondern italienisches Blut in den Adern der Korsen rollt, ich würde nie einem Unterdrücker Italiens huldigen. Lassen Sie mich nur einmal die Gewißheit haben, daß es auf eine Unterdrückung meines Vaterlandes abgesehen ist, so werden Sie sehen, was ich thue. Vorderhand mache ich den Zuschauer. Darum habe ich Urlaub genommen."

Ich ahnete nichts Gutes und lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Ich fragte nach den Lebensverhältnissen des jungen Mannes, der, wie mein Begleiter sagte, in diesem Augenblicke um die Hand seiner Schwester anhielt.

„Er ist der Sohn eines berühmten Sachwalters," antwortete Carlo, „selbst Advokat, und hat sich als solcher schon einen bedeutenden Ruf erworben, ein durchaus unbescholtener, stiller und von der ganzen Stadt verehrter Mann, der nur sich selbst und seinem Berufe lebt, und eben damit die sicherste Bürgschaft dafür gibt, daß er eine Frau glücklich machen würde. Aber abgesehen von dem Plane meines Vaters, Bianca mit einem seiner Freunde zu vermählen, fehlt ihm die Eigenschaft, die in den Augen des Marchese unerläßliche Bedingung ist, um Ansprüche auf die Hand der Tochter eines Edelmanns machen zu können, der Adel. Zudem hatte der Vater Isidoro's — so nennt sich mein Freund — zur Zeit der Restauration nach dem Sturze des Welteroberers noch das Unglück, einen Prozeß gegen eine Schwester Napoleons zu führen und — zu gewinnen. Wie ich meinen Vater kenne, darf sich also der würdige Mann nie und nimmermehr auf die Hand meiner Schwester Hoffnung machen, er müßte sie denn entführen, und wahrlich, dazu würde ich ihm im äußersten Falle selbst die Hand bieten."

„Lassen Sie mich einen Augenblick nachdenken," fiel ich meinem Begleiter in die Rede, und sagte dann nach einer Pause: „Wie wär's, wenn ich selbst mit dem Herrn Marchese reden würde?"

„Mein Vater hält große Stücke auf Sie, ich weiß es," versetzte Carlo; „es wäre möglich, daß Sie etwas über ihn vermöchten. Aber, wenn er nicht selbst von der Sache anfängt, Sie dürfen nicht davon anfangen, sonst verschließen Sie sich sein Herz und sein Haus."

„Ich will einmal mein Glück versuchen," erwiderte ich. „Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Der Herr Marchese wird jetzt ohne Zweifel wieder allein sein."

„Sicherlich schon längst," antwortete Carlo. „Er macht nicht viele Worte ;er spricht auch ein Nein ohne Umschweife aus."

„Gut, so kehren wir um," versetzte ich.

„Was soll ich bei der Sache?" entgegnete mein Begleiter. „Sie müssen den Versuch allein machen, sonst ist er zum Voraus vereitelt. Ich will indessen meinen Spaziergang fortsetzen. Dort unten in der Allee auf

der ersten Bank treffen wir uns wieder. Ich bin begierig, was Sie für Nachrichten bringen."

Ich kehrte zum Marchese zurück. Im Gange begegnete mir Bianca. Ich erschrack bei ihrem Anblicke. Sie sah todesbleich aus und zitterte heftig. Ich machte ihr eine Verbeugung. Sie eilte an mir vorüber, ohne sie zu erwidern; sie schien mich nicht zu bemerken. Ich wußte nicht, was ich thun sollte, und blieb unschlüssig stehen. Auf einmal öffnete sich die Thüre, aus welcher Bianca so eben getreten war, und der Marchese stand vor mir. Er schien etwas aufgeregt, aber er faßte sich schnell und bat mich, einzutreten.

„Ist Ihnen meine Tochter begegnet?" fragte er, nachdem wir uns niedergelassen.

„Ja, Eure Herrlichkeit," antwortete ich; „aber sie schien mich nicht zu bemerken."

„Vielleicht zirpte ihr eine Grille im Kopfe," sagte nachlässig der Marchese. „Lassen wir sie zirpen. Was bringen Sie mir Gutes?"

„Nichts von Bedeutung," versetzte ich, und sann hin und her, wie ich einlenken sollte.

Der Marchese bemerkte meine Verlegenheit und fragte mich: „Haben Sie etwas Besonderes auf dem Herzen?"

„Auf dem Herzen nicht gerade," erwiderte ich, „aber im Kopfe; ich habe so eben einen Brief aus meiner Heimath erhalten, worin man mir etwas erzählt, das mir nicht aus dem Sinne will.

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei." *)

„Nun so theilen Sie mir's mit," sagte der Marchese, „spannen Sie meine Neugierde nicht höher, ich liebe die alten Geschichten, ich möchte mich ohnedieß gern zerstreuen, meine Kinder machen mir so viel Verdruß, aber es ist nur, bis ihr Starrsinn gebrochen ist."

„In ***," begann ich meine Erzählung, „lebte eine vornehme Dame, die hatte ein einzig Kind, eine bildschöne Tochter von achtzehn Jahren. Eure Herrlichkeit können sich denken, daß diese Tochter ihr Augapfel war. Sie liebte sie, wie nur eine Mutter lieben kann; Rosa war auch dieser Liebe würdig. Natürlich zog die holde Jungfrau, die Tochter eines erlauchten Geschlechtes, die Erbin eines fürstlichen Vermögens, die Augen der ganzen vornehmen Welt auf sich, und der Freier stellten sich so viele ein,

*) Heine.

als in den Tagen der Vorzeit bei der homerosbesungenen Penelope. Der Mutter that die Wahl weh, der Tochter nicht; sie hatte bereits gewählt. Aber ihre Wahl war auf keinen ihrer Freier gefallen; ihr Auge und ihr Herz hing an einem Jünglinge, dessen Adelsbrief zwar vom Könige des Himmels ausgestellt, aber leider von den Königen der Erde nicht besiegelt war. Rosa kannte die Vorurtheile ihrer Mutter, sie . . ."

Der Marchese unterbrach mich mitten im Satze. „Nennen Sie nicht Vorurtheile," sagte er, „was nur Festhaltung an Gebräuchen und Rechten ist, die vom frühesten Alterthum her geheiligt sind und nie ungestraft mit Füßen getreten werden."

„Davon vielleicht nachher, Eure Herrlichkeit," versetzte ich; „hören Sie mich zuvor gütigst zu Ende: Rosa schloß das Geheimniß ihrer Liebe in ihre Brust. Die Mutter ahnete nicht, daß sie liebte, und traf ihre Wahl, ohne ihre Tochter darüber zu Rathe zu ziehen. Sie gab einem der Freier das Jawort, ehe Rosa eine Silbe davon wußte. Nachdem sie es gegeben hatte, setzte sie ihre Tochter davon in Kenntniß. Sie glaubte ihr die angenehmste Botschaft von der Welt zu bringen. Rosa erblaßte und sank ihrer Mutter zu Füßen. Ihr Geheimniß trat zum ersten Male über ihre Lippen. Es war zu spät, die Mutter erklärte: „„ich kann mein Wort nicht zurücknehmen, und jedenfalls würde ich nie und nimmermehr meine Zustimmung zu einer Mesalliance geben.""

Der Marchese konnte sich nicht enthalten, mich wieder zu unterbrechen. „Ganz recht, ganz recht," sagte er, „auch ich würde nie und nimmermehr meine Zustimmung zu einer Mesalliance geben."

„Hören Sie zuvor das Ende meiner Geschichte," versetzte ich; „vielleicht werden Sie dann andern Sinnes."

„Ich werde nie andern Sinnes," antwortete Carlo's Vater; „und sollte die Welt darüber zusammenstürzen; impavidum ferient ruinae. *) Doch . . . vollenden Sie Ihre Geschichte, aber so schnell als möglich, sie fängt allgemach an mir langweilig zu werden."

„Sie ist bald zu Ende," erwiderte ich und fuhr fort: „Rosa opferte sich ihrer Mutter und trat mit dem ihr aufgedrungenen Bräutigam vor den Altar. Eben legte der Priester die Hände des Brautpaars in einander, da erschütterte ein furchtbarer Knall die Grundfesten der Kirche, und Rosa's Geliebter lag mit zerschmettertem Gehirn am Boden. Die Braut sank ohnmächtig nieder, man mußte sie nach Hause tragen. Sie kam zwar wieder zum Leben, aber nicht mehr zum Bewußtsein. Man brachte sie in ein Irrenhaus, ihre Mutter stürzte der Jammer in's Grab; vorige Woche hat man sie in der Familiengruft beigesetzt."

---

*) Einen Unerschrockenen treffen die Trümmer. Horaz.

Der Marchese schien etwas ergriffen zu sein; aber nach einigen Minuten sagte er: „Albernes Zeug das! Ihre Geschichte ist im verbrannten Gehirn eines Romanschreibers ausgeheckt worden. Und gesetzt auch, sie wäre Wahrheit, so hatte der Kerl, der den Schurkenstreich verübte, sich durch das scheußlichste Verbrechen, das ich mir denken kann, durch einen Selbstmord im Hause des Herrn vor versammelter Gemeinde während einer sakramentalischen Feier zu rächen, jedenfalls den Verstand verloren, oder er war der leibhaftige Gottseibeiuns selbst. Solche Schreckbilder machen mich nicht irre. Mesalliance ist Mesalliance, sie taugt weniger als eine gemischte Ehe, und ich sage Ihnen sogar, sie ist, beim Lichte betrachtet, nicht einmal rechtsgültig. Als der Mann des Jahrhunderts den Gipfel seiner Macht erklommen hatte, betrachtete er seine bisherige Ehe für erloschen, sie war zur Mesalliance geworden und mußte aufgelöst werden. Der Kaiser erforderte eine kaisergeborne Gemahlin, er trennte sich von Josephinen und vermählte sich mit Marie Louisen."

„Gegen den Willen der Kirche," fiel ich mit Nachdruck ein.

„Aber mit Zustimmung der Kirche," erwiderte der Marchese.

„Mit erzwungener," entgegnete ich.

„Erzwungen oder nicht erzwungen," versetzte der Napoleonide. „Wenn er nur die Gewalt hatte, sie zu erzwingen. Wer die Gewalt hat, hat auch das Recht."

„Pilatus hatte die Gewalt, unsern Herrn und Heiland, den König der Könige, kreuzigen zu lassen," fiel ich ein; „hatte er auch das Recht dazu?"

„Ja," erwiderte der Marchese, „und noch einmal ja, denn der Herr sprach selbst zu ihm: „„du hättest keine Gewalt über mich, wenn sie dir nicht von Oben gegeben wäre."" War dem Kaiser seine Gewalt nicht von Oben gegeben? Was ist aber eine von Oben gegebene Gewalt anderes, als ein von Gott verliehenes Recht? Hatte also der Kaiser nicht das Recht, die Auflösung seiner Mesalliance von der Kirche zu verlangen? Und wurde dieses Recht nicht selbst von der Kirche anerkannt? nicht eben dadurch anerkannt, daß sie auf sein Verlangen einging?"

„Nach Ihrer Sophistik, Herr Marchese," fiel ich ein, „wäre Napoleon bei all seinen Gewaltthaten gegen die Kirche und besonders deren Oberhaupt und seine Getreuen in seinem Recht gewesen?"

„Nicht anders," versetzte der Napoleonide. „Denn nennen Sie es, wie Sie wollen, auf den Namen kommt's nicht an; ich nenne, was Sie Gewaltthaten nennen, außerordentliche Maßregeln, die durch das Wohl des Ganzen bedingt waren. Napoleon war der vom Himmel aufgestellte Diktator, der die Aufgabe hatte, eine neue Ordnung der Dinge in Europa

zu schaffen. Lag es nicht schon im Wesen dieser Diktatur, daß er das Recht zu solchen Maßregeln hatte? Und hat er nicht den schonendsten Gebrauch von diesem Rechte gemacht? Er wußte, daß der heilige Vater im Begriffe stand, den Bannstrahl gegen ihn zu schleudern, der ganz Europa gegen ihn waffnen mußte. Er wußte, daß die Exkommunikationsbulle bereits ausgefertigt war, ja, daß sie unter den Augen seiner eigenen Truppen öffentlich in Rom angeschlagen werden sollte und wirklich angeschlagen wurde. Was war natürlicher, als daß er dem Papste das Schwert aus der Hand nahm? Daß er ihn aus seiner Hauptstadt entfernte und nach Frankreich führte, wo er ihn näher im Auge hatte und besser im Zaum halten konnte? Daß er ihn von seinen schlimmen Rathgebern trennte? Daß er einige der letztern, besonders einen Cardinal Pacca, den Verfasser der Exkommunikationsbulle, auf eine Zeitlang hinter Schloß und Riegel setzte? Aber hat er Einem derselben auch nur ein Haar gekrümmt? Hat er namentlich dem heiligen Vater irgend ein Leid gethan? hat er ihm nicht im Gegentheile alle Ehre erwiesen? hat er ihm nicht sogar in allen Dingen nachgegeben, in denen er nachgeben konnte, ohne selbst das Schwert aus der Hand zu legen? Ich, sage ich Ihnen, ich hätte nicht Napoleon sein dürfen, ich hätte nicht nachgegeben; ich kann nicht nachgeben, meine Natur ist durchaus autokratisch, mein Wort ist unwiderruflich."

Ich sah, daß ich hier nichts ausrichten konnte, und ging, um den Sohn des Autokraten aufzusuchen. „Nun, und was haben Sie bezweckt?" fragte mich dieser, sobald ich in den Bereich seiner Stimme gekommen war. „Nichts," antwortete ich; „aber wir dürfen darum die Hoffnung, wir dürfen wenigstens den Versuch noch nicht aufgeben; wir müssen Alles aufbieten, Ihre Schwester zu retten. Die Zeit scheint zu drängen. Fräulein Bianca kam eben aus dem Zimmer des Herrn Marchese, als ich die Treppe hinaufging. Sie war todesblaß und zitterte heftig. Auch ließ der Herr Marchese im Laufe des Gespräches die Bemerkung fallen, seine Kinder machen ihm so viel Verdruß, aber es sei nur, bis ihr Starrsinn gebrochen sei; ich fürchte beinahe, er möchte damit auch ihr Herz brechen."

„So weit soll es nie kommen!" fiel Carlo ein, und wollte enteilen.

„Bleiben Sie doch noch einen Augenblick," rief ich, „und versprechen Sie mir, nicht in der Aufwallung zu handeln."

„Ich verspreche Ihnen Alles, Alles, was Sie wollen," erwiderte er hastig, „nur lassen Sie mich jetzt gehen. Morgen früh, vielleicht diesen Abend noch besuche ich Sie in Ihrer Wohnung."

Er war nicht aufzuhalten. Ich ging nach Hause und beschäftigte mich mit meinen Angelegenheiten. Abends kam mein Freund mit freudestrahlendem Antlitze zu mir. Ich hatte ihn noch nie so vergnügt gesehen. „Es ist gewonnen," sagte er; „meine Schwester ist frei. Graf Aretini, dem sie

mein Vater zugesagt hatte, ist zurückgetreten. So eben komme ich von ihm her. Ich habe einen herrlichen Mann in ihm kennen gelernt. Ich hatte ihn zwar schon öfters bei meinem Vater gesehen, aber ich hatte mich stets fern von ihm gehalten. Er gehört zu denjenigen Menschen, welche einem schwarzversiegelten Briefe gleichen, vor dessen Eröffnung man äußerlich zurückbebt. Ernst, finster und geheimnißvoll von Natur, empfing er mich so freundlich und zuvorkommend, als es seinem verschlossenen, aber wie ich alsbald erkannte, durchaus edeln Charakter immer möglich war. Ich konnte mich lange nicht entschließen, mit der Sprache herauszurücken. Endlich faßte ich mir ein Herz und sagte offen und unumwunden: „„Herr Graf, meine Schwester ist nicht mehr frei, Sie werden sich und sie nicht unglücklich machen wollen . . .““ Er ließ mich nicht ausreden. „„Ich danke Ihnen,““ unterbrach er mich, „„ich danke Ihnen von Herzen, mein lieber Freund, Ihre Erklärung genügt mir, ich verzichte auf die Hand der liebenswürdigen Bianca, sagen Sie dieß Ihrem Herrn Vater, dem Herrn Marquis. Aber unbegreiflich,““ fuhr er, weil ich in der Verlegenheit, in welche mich dieser Auftrag setzte, nichts zu erwidern wußte, nach einigem Nachdenken fort: „„unbegreiflich ist mir's, daß der Herr Marquis dieß mir nicht schon längst selbst gesagt hat.““ Die letzten Worte rissen mich aus meiner Verlegenheit, sie lösten mir das Geständniß von der Zunge, daß ich keineswegs im Auftrage meines Vaters, sondern ohne sein Wissen, ja wie ich mit Zuversicht voraussetzen müsse, gegen seinen Willen, aus eigener Machtvollkommenheit, lediglich im Auftrage meines Herzens mit dieser Botschaft zu ihm gekommen sei. „„Dessenungeachtet,““ erwiderte der Graf, „„bitte ich Sie, Ihren Herrn Vater von meiner Entsagung in Kenntniß zu setzen.““ Ich entgegnete ihm, daß ich dieß eben, weil ich ohne Wissen und sogar gegen den Willen meines Vaters gehandelt habe, unmöglich thun könne, daß ich im Gegentheile ihn darum bitte, meinem Vater seinen Verzicht auf die Hand Bianca's entweder schriftlich oder mündlich selbst anzukündigen. Der Graf heftete einen durchdringenden Blick auf mich und sagte nach einem langen Stillschweigen: „„Ihr Auge, und vor Allem Ihre Uniform von Frankreich, auf dessen Oberhaupt wir unsere Hoffnung setzen, bürgt mir dafür, daß Sie mich nicht hintergehen.““ Ich wollte die Hand an den Degen legen, aber ich besann mich eines Bessern und kämpfte meine Aufwallung nieder. Der Graf fuhr fort: „„Zudem sind Sie ja Bianca's Bruder; Sie können mich nicht hintergehen, und Sie müssen besser wissen, als ich, wie es um das Herz Ihrer Schwester steht. Ferne sei es von mir, die Hand derselben zu erzwingen. Ich werde noch diesen Abend die schriftliche Erklärung an den Herrn Marquis schicken, daß ich entsage.““ — „Ist das nicht ein herrlicher Mann?“ fuhr Carlo fort. „Und den konnten wir hassen, verachten, verabscheuen? Wahrlich mit dem wäre sie nicht unglücklich geworden.

Wie man sich doch in den Menschen täuschen kann! Man sollte über Niemanden absprechen. Wenn ihr Herz noch frei wäre, ich würde jetzt zu ihr sagen: dem schenk's, bei dem ist's am besten aufgehoben. Aber zweimal, zweimal wenigstens zu gleicher Zeit, kann man sein Herz nicht verschenken."

Carlo war mehr als glücklich. Er hatte keine Ahnung von dem Gewitter, das sich eben über seinem Haupte zusammenzog. Er war noch nicht zu Hause gewesen, seitdem er mich am Eingange der Allee verlassen hatte; er war von unserem Spaziergange aus unmittelbar zu dem Grafen gegangen, von dem er so eben herkam. Es drängte ihn, seine Schwester zu sprechen. Ich machte ihn auf den Eindruck aufmerksam, welchen die Erklärung des Grafen, die wohl indessen in seinem väterlichen Hause eingetroffen sein dürfte, auf den Marchese machen würde, und bat ihn, vorsichtig zu sein und seinem Vater wo möglich nicht eher unter die Augen zu treten, als bis er seine Schwester gesehen hätte. Er versprach es und ging.

Mittlerweile war es Abend geworden. Noch wenige Minuten, und die Nacht breitete ihren silbergestickten Mantel über die große, geheimnißvolle Stadt. Ich hüllte mich in mein Oberkleid, steckte meinen Dolch zu mir und verließ meine Wohnung. Ich weiß nicht, welcher Geist mich trieb, aber ich ahnete irgend etwas Außerordentliches. Die Stadt war schon seit mehreren Tagen in einer dumpfen Gährung begriffen. Man war keinen Augenblick vor dem Ausbruche eines Sturmes sicher. Die französische Intervention, auf welche die Napoleonisten ihre stolzesten Hoffnungen bauten, war der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung in den Tod verhaßt, und jeder Anhänger des Präsidenten, er mochte sich noch so tief in den Schleier des Geheimnisses hüllen, war von der öffentlichen Meinung mit einem Zeichen gebrandmarkt, welches Jedermann kannte. Du magst in Italien einer Partei angehören, welcher du willst, wenn du auch noch so vorsichtig, noch so still, noch so verschlossen bist, der Name deiner Partei steht dir auf der Stirne geschrieben. Carlo war der Sohn eines allbekannten Anhängers des alten napoleonistischen Systems; er war sogar Offizier bei der Interventionsarmee, aber dennoch wußte Alles, daß unter dieser französischen Uniform ein römisches Herz schlug, welches in jedem Augenblick bereit war, sein Blut für den alten Traum der Vereinigung Italiens zu Einem großen unabhängigen Reiche zu verspritzen. Das Schwert hing über seinem Haupte, und jeden Augenblick konnte das Pferdehaar reißen, von dem es gehalten wurde. Mit Schaudern gedachte ich der Worte des Marchese: „ich würde dich unter die Guillotine liefern," und lenkte, vom Strom der Menge fortgerissen, meine Schritte nach der Wohnung meines jungen Freundes in die pia strada.

Dort hatte sich mittlerweile die Katastrophe vorbereitet, welche mit Nächstem über die Familie des Napoleoniden hereinbrechen sollte. Der Mar-

Marchese hatte den Brautwerber unwiderruflich abgewiesen. Es war, als hätte er die Worte, welche Dante über das Höllenthor setzt:

„Lasciate la speranza
Voi ch' entrate qui,"*)

über seine Thüre geschrieben. Dumpf hallten dieselben im Herzen Bianca's wieder, und betäubend schlugen sie im nächsten Augenblicke an ihr Ohr. Der Marchese ließ seine Tochter rufen. Er kündigte ihr an, daß sie die Verlobte seines Freundes, des Grafen Aretini, sei, und die Trauung in den ersten Stunden des folgenden Tages in der Hauskapelle desselben stattfinden werde. Sie sagte weder Ja noch Nein; sie stand wie ein Marmorbild, ohne Bewegung, einen großen, starren Blick auf ihren Vater heftend. Der Marchese schlug die Augen nieder. Endlich fragte sie mit hohler Stimme: „Ist dieß Ihr letztes Wort?"

„Ja, dieß ist mein letztes Wort," versetzte der Vater. „So gehe nun hin und triff deine Vorbereitungen; du hast keine Zeit zu verlieren."

Bianca schritt schweigend der Thüre zu. Der Marchese sah, daß sie schwankte. Er bot ihr den Arm; sie lehnte ihn mit einer stummen Geberde ab und verließ das Zimmer. Ihre Kniee drohten zu brechen. Da erblickte sie einen Fremden. Der Fremde war ich. Sie erkannte mich nicht. Sie raffte ihre letzte Kraft zusammen und eilte an mir vorüber. In ihren Gemächern angekommen, sank sie bewußtlos auf den Estrich. Ihre Zofe hörte den Fall und flog herbei. Sie besprengte sie mit Weihwasser. Bianca erwachte aus ihrer Betäubung und neues Leben strömte durch ihre Adern. Sie erhob sich zu ihrer ganzen Höhe, und ein überirdisches Feuer strahlte aus ihren Augen. „Habe Dank, heilige Jungfrau," betete sie mit einem verklärten Blicke auf eine Raphael'sche Madonna, die an der Wand hing; „den Vater habe ich verloren, aber die Mutter lebt mir noch."

Sie schloß das Zimmer ab und hieß die Zofe in ihr Schlafgemach gehen. Als sie sich allein sah, nahm sie das Bild der Gnadenvollen herab, lehnte es an die Rückwand ihres Ruhepolsters und sank vor ihm auf die Kniee. Sie betete still, aber voll Inbrunst. Es pochte an der Thüre. Sie hörte es nicht. Es pochte stärker. Sie hörte es wieder nicht; sie hatte ihre ganze Seele in die Andacht versenkt. Da schlug der Klang ihres Namens an ihr Ohr. Es war ihres Vaters Stimme. Sie kehrte in die Wirklichkeit zurück und gab Antwort. „So bist du da?" ertönte es von Außen; „nun ist's schon gut, ich wollte sonst nichts wissen."

„Vater, Vater!" rief Bianca, auf einmal von einem höhern Lichte erleuchtet, und schloß die Thür auf. „Eine Bitte." Der Marchese blieb stehen und lauschte. „Ich will meine Vorbereitungen treffen," fuhr Bianca fort. „Geben Sie mir Geld; ich habe Einkäufe zu machen."

*) Laßt die Hoffnung hinter euch, die ihr hereintretet.

„Es ist schon für Alles gesorgt," antwortete der Marchese.

„Ich habe noch nichts davon gesehen," erwiderte Bianca; „und ich hätte doch gedacht, wenn Sie mir den Brautschmuck kaufen, werden Sie mich auch dabei zu Rathe ziehen, oder mir wenigstens denselben zeigen, damit ich das Mißfällige ausscheiden und das Fehlende ergänzen könne."

„Gut, ich werde dir deine Hochzeitskleider durch die Verwalterin vorlegen lassen," erwiderte der Marchese, und setzte entzückt über diese Sprache der Ergebung hinzu: „Ich will dir auch Geld zur Verfügung stellen, falls du noch weitere Bedürfnisse hättest; aber in eigener Person kannst du natürlich deine Einkäufe nicht besorgen."

„Das versteht sich von selbst," antwortete Bianca; „ich werde sie durch meine Anna besorgen lassen; sie kennt meinen Geschmack; meine Wenigkeit ist dabei ganz und gar entbehrlich; ich bleibe in meinen Zimmern; nicht allein der Leib, auch die Seele bedarf der Vorbereitung."

Der Marchese war überglücklich. Er glaubte Alles gewonnen. Er ging, und nach wenigen Minuten erschien die Verwalterin und breitete die prachtvollsten Anzüge und einen Schmuck von unschätzbarem Werthe vor den Augen der Verlobten aus. Bianca betrachtete eben diese Herrlichkeiten, wie es schien, mit dem höchsten Entzücken, als der Marchese eintrat und ihr sechs Hundertfrancsnoten übergab mit den Worten: „Wenn es nicht reicht, darfst du es nur sagen, ich stelle dir noch mehr zur Verfügung."

„Es wird wohl reichen," erwiderte Bianca. „Aber nun muß ich bitten, mich mit meiner Anna allein zu lassen, damit ich mich berathen und ihr meine Befehle ertheilen kann." Der Marchese wußte nicht, was er thun sollte, aber er wollte kein Mißtrauen blicken lassen und entfernte sich mit den Worten: „Du hast zu befehlen;" vor ihren Gemächern aber stellte er einen Kammerdiener als Wache auf. Auch die Verwalterin ging, und Bianca sah sich mit ihrer Zofe allein.

„Anna," begann sie zu derselben, „hier habe ich sechs Hundertfrancsnoten, zwei davon gehören dir, und ich sorge dein ganzes Leben lang für dich, wenn du verschwiegen bist und thust, was ich dir sage." Die Zofe erwiderte: „Es bedarf dessen nicht; ich stehe in Allem zu Ihren Befehlen, und treu bin ich wie Gold und verschwiegen wie ein Fisch."

„Gut," versetzte ihre Gebieterin; „so höre, was ich dir sage. Wir reisen. Suche meine werthvollsten Sachen, aber merke dir, bloß meine werthvollsten Sachen, zusammen. Niemand im ganzen Hause, auch mein Vater nicht, mein Vater am allerwenigsten, darf eine Spur von unserem Vorhaben entdecken. Lege dann Alles in einen dieser Körbe, und diese beiden Kleider — sie wählte die zwei geringsten aus — oben darauf; trage dies Alles da und dahin, und sage, man möchte es gütigst aufbewahren, bis du wiederkommst, es abzuholen. Und höre — wenn dich Jemand fragt, wohin du

gehest, so sage, zu einer Kleidermacherin, du müssest etwas an diesen Kleidern ändern lassen, sie passen mir nicht recht. Sonst aber stehst du Niemanden Rede. Im Uebrigen berufe dich stets nur auf deine Gebieterin. Ich vertraue auf deine Klugheit."

Die Dienerin that wie ihr befohlen war, und gelangte nicht nur mit dieser ersten, sondern auch mit einer zweiten Ladung, mit der sie ihre eigenen Habseligkeiten fortschaffte, unangefochten an Ort und Stelle. Nach einer halben Stunde kam sie von dem zweiten Gange zurück. Mittlerweile hatte sich Bianca noch einmal dem Schutze der allerseligsten Jungfrau befohlen und harrte nun, zwar von Muth und Begeisterung durchglüht, aber dennoch bei dem leisesten Geräusche zusammenschaudernd, der weitern Entwicklung der Dinge.

Da ging die Thüre auf. Welcher Schrecken! — „Gott sei Dank! du bist's, Anna," sagte Bianca, tief aufathmend, aber so leise, als es der Aufgeregten möglich war. „Steht der Kammerdiener immer noch auf der Lauer?" — „Ja, Ihre Herrlichkeit," antwortete die Zofe eben so leise.

„So gehe hinaus," erwiderte Bianca, „drücke ihm diesen Dukaten in die Hand und ersuche ihn, einen Augenblick zu deiner Gebieterin zu kommen. Du sagst, ich erwarte ihn im dritten Zimmer, demselben, vor dessen Thüre er steht, öffnest die Thüre mit diesem Schlüssel, schiebst den Kammerdiener hinein, und sagst, er möchte nur einen Augenblick warten, ich werde sogleich aus dem Vorderzimmer kommen. Dann drückst du die Thüre hinter ihm zu, drehst während des dadurch entstehenden Geräusches den Schlüssel, und eilst, nachdem du ihn abgezogen, die Treppe hinunter. Ich gehe, während du unsern Hüter in das innere Zimmer hineinplauderst, aus den vordern heraus, schließe ab, und so treffen wir wahrscheinlich auf der Treppe, jedenfalls auf der Straße zusammen. An der nächsten Ecke biegen wir um, winken dem ersten besten Vetturino und fahren von dannen."

Gesagt, gethan. Alles ging nach Wunsch. Nur unten an der Treppe kam den Flüchtlingen noch ein kleines Hinderniß in den Weg, die Verwalterin. Sie wollte rufen; ein Zwanzigfrankenstück schloß ihr den Mund. Die Flüchtlinge kamen glücklich aus der Stadt. Eine Freundin Bianca's, die Wittwe eines römischen Edelmanns, bewohnte drei Miglien von Bologna entfernt eine abgelegene Villa. Zu ihr flüchtete sich die Tochter des Napoleoniden. Sie wußte, daß sie dort am wenigsten gesucht würde.

Die Flucht wäre wohl nicht so ungestört und glücklich abgelaufen, wenn der Marchese nicht während der Ausführung derselben anderwärts beschäftigt gewesen wäre. Etwa eine Viertelstunde vor der Entweichung Bianca's war ein Schreiben von Graf Arctini angelangt, des Inhalts, daß er auf die Hand der erlauchten Braut verzichte. Der Marchese traute seinen Augen nicht. Es war schon Alles festgesetzt gewesen, er hatte schon die Hochzeitskleider, der Graf den Brautschmuck gekauft; beide befanden sich schon in

den Händen Bianca's, sie musterte sie in diesem Augenblicke, morgen in aller Frühe sollte die Trauung stattfinden. Es konnte nicht sein, nein, es konnte nicht sein. Oder war der Graf auf einmal von Sinnen gekommen? War er durch Einflüsterungen abwendig gemacht worden? War eine Verrätherhand im Spiele? Halt! Wahrscheinlich ging die Sache vom abgewiesenen Freier aus. Oder wie? sollte sie vielleicht gar von ihr selbst ausgegangen sein? Nein, dieß war doch nicht wohl möglich . . .

Auf einmal ging dem Marchese ein Licht auf. Der starrköpfige Junge, der ihm seit einiger Zeit so gar nicht mehr gefallen wollte, der verkappte Carbonaro, sein eigener Sohn, mußte die Sache angesponnen haben; er hatte ohnedieß nie gut zu dieser Verbindung mit einem Napoleonisten gesehen. „Aber ich will mir Gewißheit verschaffen," fuhr der Marchese in seinem Selbstgespräche fort und ging mit raschen Schritten in einen entfernten Theil des Gebäudes, wo der französische Offizier zwei Zimmer bewohnte. Carlo war nicht zu Hause. Aber der Marchese hatte einen Hauptschlüssel in der Tasche. Er öffnete. Was wollte er aber im Zimmer seines Sohnes, wenn dieser nicht zu Hause war? Er erröthete vor sich selbst, als ihm diese Frage durch den Sinn fuhr, und war eben im Begriffe den Rückzug anzutreten. Da hörte er den Tritt seines Sohnes. Er schämte sich der Verstellung und erwartete ihn unter der offenen Thüre.

Carlo trat erstaunt einige Schritte zurück, als er ihn hier erblickte; und ein böser Geist ging durch seine Seele und erinnerte ihn an die letzten Worte, die er von seinem Vater gehört hatte: „ich würde dich unter die Guillotine liefern." Also sein Vater ein Späher, der ihn umlauerte, um ihn an's Messer zu liefern? Der ganze Höllenschlund gähnte auf einmal zwischen Vater und Sohn auf. Carlo ging schweigend und ohne einen Blick auf ihn zu werfen, am Marchese vorüber in sein Zimmer. Endlich sagte er in kaltem, schneidendem Tone zu dem immer noch Regungslosen: „Haben Sie etwa anders über diese Zimmer verfügt? Sie stehen Ihnen von diesem Augenblicke an zur Disposition; ich will nur noch meine Effekten packen, um in meine Garnison zurückzukehren. Meine Sendung ist vorüber."

„Und worin bestand denn diese Sendung?" erwiderte eben so schneidend der Marchese, „wenn der Vater darnach fragen darf?"

„In der Rettung meiner unglücklichen Schwester," antwortete Carlo.

„So haben also Sie die beschlossene Vermählung rückgängig gemacht?" fragte der Marchese.

„Ja, ich habe die beschlossene Vermählung rückgängig gemacht," antwortete Carlo. „Ich habe dem Grafen gesagt, meine Schwester sei nicht mehr frei; er werde weder sich noch sie unglücklich machen wollen. Diese Mittheilung war ihm genug, er entsagte und bedauerte nur, daß ihm der Herr Marchese diese Eröffnung nicht schon längst selbst gemacht hätte."

„Und wer gab Ihnen den Auftrag zu dem Allem?“ fragte der Marchese. „Die Pflicht gegen meine Schwester,“ erwiderte Carlo.

„Und wo blieb die Pflicht gegen Ihren Vater?“ fragte der Marchese wieder. — „Sie ging mit der Pflicht gegen meine Schwester Hand in Hand,“ antwortete Carlo. „Indem ich meine Schwester vor dem Jammer einer unglücklichen Ehe und dadurch vielleicht einer ewigen Verdammniß bewahrte, bewahrte ich zugleich meinen Vater vor dem Verbrechen eines Mordes an der Seele seiner Tochter und dem nimmer sterbenden Wurm der Reue.“

Der Marchese wußte nichts mehr zu erwidern. Er kehrte in tiefen Gedanken auf sein Zimmer zurück. Dort erwartete ihn die Nachricht, daß der erste Kammerdiener in den Gemächern Ihrer Herrlichkeit, der Donna Bianca, eingeschlossen, das Fräulein selbst aber mit der Zofe verschwunden sei. Schlag auf Schlag entlud sich das Gewitter über dem Schwergeprüften. Er war wie vernichtet. Man bat ihn um den Hauptschlüssel. Er fand sich nirgends. Der Arme hatte Schaden am Gedächtnisse gelitten; er erinnerte sich nicht mehr, daß er ihn in der Thüre des Zimmers seines Sohnes hatte stecken lassen. Endlich fand man ihn daselbst und befreite den Kammerdiener aus seiner Gefangenschaft. Man bestürmte ihn mit tausend Fragen. Er konnte nicht die geringste Auskunft geben. Der Marchese rief die ganze Dienerschaft zusammen. Niemand wollte etwas von dem Fräulein wissen.

Weich und immer weicher wurde das Vaterherz. Wie ein Reisiger kam das Gefühl der Verlassenheit über den Unglücklichen. Er beschwor seinen Sohn unter Thränen, ihm zu sagen, wohin seine Schwester gekommen. Carlo wußte es so wenig als er. Niemand konnte sich das Räthsel lösen. Sie mußte entführt worden sein. Aber wer sollte sie entführt haben? Der abgewiesene Freier? Ein solcher Verdacht ließ sich nicht mit seinem Charakter vereinigen. Indessen, es gehen, wie Shakespeare sagt, viele Dinge in der Welt vor, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. Stille Wasser gründen tief. Möglich war es immerhin, daß sie der Advokat entführt hatte.

Carlo suchte sich Gewißheit zu verschaffen, begab sich in das Haus des Sachwalters und hatte das Glück ihn zu treffen. Aber auf den ersten Blick erkannte er, daß Isidoro der Sache völlig fremd war. Keine andere Möglichkeit blieb mehr übrig, als daß die Vermißte lediglich aus eigenem Antrieb und ohne alle fremde Beihilfe entwichen sei.

Die Ursache ihrer Entweichung aber war mit glühender Schrift in das Gewissen des Vaters eingebrannt. Wer konnte wissen, ob er sie wiedersah? Er hatte geglaubt, es sei nur bis er ihren Starrsinn gebrochen; nun war sein Starrsinn gebrochen, und mit ihm war sein Herz gebrochen. Er weinte wie ein Kind. Doch er durfte sich seinem Schmerze nicht hingeben; er mußte handeln; es galt, die Verlorene wieder zu finden. Carlo durchstreifte alle Straßen der Stadt, die Dienerschaft hielt Nachfrage in allen Häusern. Der

Marchese fuhr nach dem Stadthause, machte in eigener Person die Anzeige von dem Verschwinden seiner Tochter, und setzte eine Belohnung von tausend Liren auf die Entdeckung des Aufenthalts der Vermißten. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung. Aber eben dadurch rief der Napoleonide nur noch ein schwereres Gewitter über sein Haupt herein; denn in einer gährenden Masse gleicht jede Bewegung dem Funken, der in einen Pulverthurm fällt.

Fama malum quo non aliud velocius ullum. Die Fama, besonders die böse Fama, die hundertzüngige Tochter der Verleumdung, ist jenes Ungeheuer, von welchem der Dichter*) sagt:

„Von allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle sich keine,
An Wuth sich keine vergleicht.“

Das Gerücht von dem Verschwinden, oder, wie die Fama sich ohne alles Bedenken aussprach, der Entführung der Tochter des Napoleoniden lief wie eine Pulverschlange pfeilschnell durch die ganze Stadt, und in jedem Munde gewann es eine andere Färbung und bereicherte sich um eine andere Anekdote. Dabei bewahrheitete sich denn so ganz das alte Sprüchwort: „die Wände haben Ohren.“ Denn ich vernahm mehr als einmal das Gerede, der Marchese hätte seinem Sohne gedroht, ihn unter die Guillotine zu liefern. Ja, ich hörte sogar einmal eine Stimme flüstern, der Lieutenant, ein ganz anderer Mann, als sein Vater, ein Patriot, wie es wenige gebe, dem die französische Uniform nur als Deckmantel diene, hätte gesagt, er wolle ein zweiter Brutus am Präsidenten werden. Und ich wußte doch als Augen- und Ohrenzeuge, daß Vater und Sohn, als ihnen diese unbedachten Worte entfielen, zwischen vier Wänden saßen und Niemand als Bianca und ich dabei zugegen waren. Ja, es wurden dem Gegenstande des allgemeinen Hasses — denn dieß war der Napoleonide schon wegen seines fanatischen Absolutismus, hauptsächlich aber wegen seiner offen ausgesprochenen Anhänglichkeit an die Fremdenherrschaft — es wurden, sage ich, dem Marchese, der, so schroff immer er auch sein mochte, im Grunde doch eine edle Gesinnung hatte, auch Aeußerungen, besonders Drohungen in den Mund gelegt, an die er, wie ich mit Zuverlässigkeit wußte, nie im Entferntesten gedacht hatte. Kurz, das Gewäsche der bösen Zungen ließ keinen trockenen Faden an ihm.

Mit jeder Minute wurde mir banger und banger um's Herz. Denn der Menschenstrom schwoll immer höher an. Und doch wollte ich nicht vom Platze weichen; ich konnte vielleicht durch meine Mitwirkung das Schlimmste verhüten. Endlich wurde mir etwas leichter um's Herz, ich sah die Uniform meines Freundes Carlo. Aber eben diese Uniform schien anfangs nur die Gefahr zu vergrößern. „Was wollen die Franzosen hier?“ riefen mehrere

*) Schiller.

Stimmen; „wir haben sie nicht gerufen; wir können allein mit unsern Angelegenheiten fertig werden. Nieder mit den Franzosen!"

„Nieder mit den Franzosen!" antworteten tausend Stimmen. „Nieder mit den Napoleonisten!" brüllten tausend Andere. „Es leben die Franzosen!"

„Es leben die Franzosen!" übertäubte ein gigantischer Lastträger, der sich an einen Eckstein postirt hatte, den lautesten Sturm. „Es leben die Franzosen! Die Franzosen sind unsere Freunde, nur ihre Regierung, nur ihr Präsident ist unser Feind. Die französische Nation will dasselbe, was wir wollen, Freiheit und Unabhängigkeit. Es lebe die Freiheit! es lebe die Unabhängigkeit!" — Und die ganze Menschenmenge brüllte nach: „Es lebe die Freiheit! es lebe die Unabhängigkeit!"

„Und unsere Freiheit," begann der Volksredner wieder, „unsere Unabhängigkeit soll uns Niemand rauben, Niemand stehlen; wir leben für sie und wir sterben für sie. Und sollte sich ganz Italien unter das Joch der Fremdenherrschaft beugen, unsere gute Stadt Bononia wird es nie thun. Lasset euch dieß gesagt sein, für immer gesagt sein, ihr Napoleonisten und Napoleoniden! Wir stehen Einer für Alle und Alle für Einen, und ein Jeder von uns ist ein Bruto, wie unser Carlo. Es lebe Bruto Carlo!"

„Es lebe Bruto — Carlo!" tönte es im Volkshaufen nach. Und lauter erscholl es, und immer lauter: „Es lebe Bruto Carlo! Heraus, Bruto Carlo, heraus! und noch einmal heraus, Bruto Carlo, heraus!"

Der Gerufene mußte sich zeigen, er mochte wollen oder nicht. Er hatte mittlerweile Gelegenheit gefunden, in sein väterliches Haus zu schlüpfen und die Thüre hinter sich zuzudrücken. Er trat, in ein römisches Oberkleid gehüllt, und einen Carbonarohut in der Hand schwingend, auf den Balkon und rief: „Bononier! Römer! Brüder! ich danke euch für euer Vertrauen, ihr schenket es keinem Unwürdigen. Aber nun bitte ich euch auch, erinnert euch, daß dieses Haus unter dem Schutze desjenigen steht, der sich eures Vertrauens erfreut, und geht in Ruhe und Frieden Jeder in seine Behausung. Es lebe Italien!" Und die ganze Volksmasse brüllte: „Es lebe Italien! es lebe Carlo!" Der Gefeierte schwang seinen Hut nach allen Seiten und zog sich zurück.

Eben schlug die Mitternachtsstunde. Der ganze Himmel schwamm in Licht. Man hätte sich kaum einen schreiendern Contrast denken können, als ein Aufruhr mit dieser ambrosischen Nacht gebildet haben würde. Aber nun war auch die Ruhe der Stadt für den Augenblick gerettet. Der Menschenstrom verlief sich und der Napoleonide konnte den Rückweg antreten.

Dieser war kaum im Stadthause angekommen, als sich die Gewitterwolken über seinem Haupte zusammenzogen. Er wollte schnell nach Hause zurückkehren, aber der Präfekt hielt ihn mit Gewalt zurück; er kannte die Volksstimmung und wußte, daß der bloße Anblick des Verhaßten die lange verhaltene Glut mit Einem Male zu lichten Flammen anfachen würde. Um

die öffentliche Aufmerksamkeit ganz von ihm abzulenken, hieß er den Kutscher des Marchese den Wagen leer zur Stadt hinausführen, und ließ das Gerücht aussprengen, er sei seiner Tochter auf die Spur gekommen und verfolge sie nun auf ihrer Flucht. Dieses Gerücht hatte zu viel Wahrscheinlichkeit, um nicht überall Glauben zu finden. Und Niemand ließ sich träumen, daß der Napoleonide noch in der Stadt sein könnte. Deßhalb fand er denn eine Stunde nach Mitternacht seinen Weg vollkommen frei und kam unangefochten nach Hause.

Aber kaum war er dort angelangt, als ihn schon wieder ein neuer Schreck erwartete. Gegen zwei Uhr fielen gewaltige Schläge auf seine Hausthüre. Er sah hinaus und erblickte zu seiner nicht geringen Bestürzung eine französische Militärpatrouille, welche Einlaß begehrte. Er befahl dem Pförtner, zu öffnen. Der Führer der Streifwache fragte nach dem Sohne des Hauses, der als Unterlieutenant bei den Besatzungstruppen in Rom stände, und sich gegenwärtig als beurlaubt in Bologna bei seinem Vater aufhielte. Der Marchese sagte, er könne keine Auskunft über denselben geben, denn er habe ihn seit gestern Nachmittag nicht mehr gesehen, und das letzte, was er von ihm gehört habe, sei, daß er zu ihm gesagt, er kehre alsbald zu seiner Garnison nach Rom zurück.

Der Unteroffizier erklärte, daß er für diesen Fall Befehl habe, das Haus zu durchsuchen. „Dieß steht Ihnen frei," antwortete der Marchese; „ich werde Sie nicht daran hindern." Der Sergeant verlangte die Schlüssel.

„Wenn Sie das Haus durchsuchen," antwortete der Marchese, „so müssen Sie sich nun schon die Mühe nehmen, auch die Schlüssel zu suchen." — „Gut, so lasse ich die Thüren sprengen," erwiderte der Unteroffizier. — „Nach Belieben," versetzte der Marchese; „nur bitte ich Sie, mich nicht länger mit Ihrer werthen Gegenwart zu belästigen." Der Franzose entfernte sich. Der Marchese schloß die Thüre ab, die von seinem Zimmer nach Außen führte, und ging durch eine andere nach den Gemächern, die sein Sohn bewohnte. Er hatte ihn kaum von der ihm drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt und zur Flucht aufgefordert, als ein Soldat erschien und den Ausgang sperrte.

Carlo mußte sich gefangen geben und wurde abgeführt. Die französische Besatzung, welche damals in Bologna lag, war zwar sehr schwach, und ihr Befehlshaber hatte sie während der verhängnißvollen Nacht consignirt, um das Uebel nicht noch größer zu machen, als es bereits zu werden drohte; aber vor wenigen Stunden war Verstärkung angekommen, und man gedachte ein Beispiel zu statuiren, welches geeignet wäre, die Empörung durch den Schrecken zu ersticken.

Das Gerücht von Carlo's Verhaftung verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt; und nun zeigte sich die Tücke der Fama erst in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Der Marchese hatte seinem Sohne zur Flucht verhelfen wol-

len, und die böse Nachrede bezichtigte ihn, er hätte den Verräther an ihm gemacht. Die Wuth des Volkes kannte keine Grenzen. Wer nur ein Wort zur Vertheidigung des Marchese vorbrachte, wurde mit Beschimpfungen überschüttet und konnte von Glück reden, wenn er nicht zu Boden geschlagen wurde.

Ehe die Sonne aufging, wimmelte die pia strada wieder von Menschen, die sich nach dem Hause des Napoleoniden drängten. Einer der Ersten auf dem Platze war der Vetturino, welcher Bianca nach ihrem Zufluchtsorte gebracht hatte. Er wollte sich die Belohnung holen, die der bestürzte Vater auf die Entdeckung des Aufenthaltes seiner Tochter gesetzt. Er zog die Hausglocke. Ein Kopf ließ sich am Fenster blicken. Im Augenblicke flogen Steine nach demselben, und in wenigen Minuten waren alle Scheiben zertrümmert.

Schläge auf Schläge fielen gegen die Hausthüre. „Heraus mit dem Verräther, heraus mit dem Elenden, der seinen Sohn unter die Guillotine liefert, seine Tochter zur Flucht aus seinen Mörderhänden nöthigt! Heraus mit dem Vaterlandsfeinde! heraus mit dem Volkswürger! An die Laterne mit der Canaille, an die Laterne!“ So brüllte es aus tausend Kehlen, und krachend stürzte die Hausthüre in Trümmer.

Vergebens strengte der Vetturino die ganze Kraft seiner Stimme an, den entsetzlichen Sturm nur auf einen Augenblick zu beschwichtigen. Vergebens suchte er den Andrang des Volkes wenigstens so lange zurückzuhalten, bis er seine tausend Franken in Empfang genommen hätte. Alles war umsonst. Das Rad war einmal im Laufe; wer es aufhalten wollte, wurde niedergerissen und zermalmt. Das Treppengeländer brach auseinander, die Treppe selbst bog sich unter der Last der hinaufstürmenden Menge. Es war, als stände der Feind hinter den Tobenden und jagte sie vor sich her. Der Bewunderer Napoleons hätte sich eine Vorstellung vom Uebergang über die Berecina machen können. Das Gedränge war unbeschreiblich. Viele wurden über den Rand hinausgedrückt und fielen den Untenstehenden auf die Köpfe. Auf einmal stürzte die Treppe zusammen. Die Stürmenden schienen die That Samson's wiederholen zu wollen, der sich und seine Feinde unter den Trümmern des Gebäudes begrub, in welchem sie versammelt waren.

Der Einsturz der Treppe wirkte jedoch im eigentlichen und im uneigentlichen Sinne des Wortes niederschlagend und brachte die Rasenden einigermaßen zur Besinnung. Wer sich noch in der Hausflur befand und seiner Bewegungen mächtig war, floh auf die Straße. Aber auch hier war man seines Lebens nicht sicher, wenn man sich nicht eine gute Strecke weit vom erstürmten Gebäude entfernte; denn die erbitterte Menge, welche sich in den obern Räumen desselben festgesetzt hatte, warf im buchstäblichen Sinne des Wortes

„Das ganze Haus
Zum Fenster hinaus.“

Gläser, Flaschen, Stühle, Tische, Schränke, Geräthschaften aller Art, selbst

das Silbergeschirr, so weit es nicht Raum in den einzelnen Taschen fand, Kleidungsstücke, Betten, Ruhepolster, Alles flog auf die Straße hinunter. Die Rasenden wurden immer rasender, je länger sie den Hauptgegenstand ihrer Wuth nicht finden konnten. Von der ganzen lebenden Einwohnerschaft des Hauses war lange Zeit keine Spur zu entdecken. Endlich fand man einige Mägde in einer Holzkammer. Sie flehten kreischend und händeringend um ihr Leben. Man sagte es ihnen zu und schaffte sie auf einer Nebentreppe zum Hause hinaus. Ihre Sache war etwas laut verhandelt worden.

Die übrige Dienerschaft, welche in der Nähe versteckt war, hatte das Ergebniß gehört, und wagte sich nun ebenfalls mit der Bitte um Begnadigung hervor. Man sagte sie ihr unter der Bedingung zu, daß sie den Aufenthalt ihres Herrn entdecken würde. Sie leugnete davon Kenntniß zu haben. Man bedrohte sie mit dem augenblicklichen Tode. Da trat Einer vor und sagte: „Ich will ihn euch verrathen.“ Er führte die Sprecher vor eine Tapetenwand und sagte: „Hier öffnet.“ Sie glaubten, der Verräther wolle sie zum Besten haben, denn sie entdeckten nirgends eine Spur von einem Schlosse; die ganze Wand bildete Eine fortlaufende Tapete. Indessen schlugen sie mit dem Finger an. Es klang hohl. Ein paar Hammerschläge und die Bretterwand lag in Trümmern.

Der Marchese trat aus der Sturmlücke hervor. Er war in der Gewalt seiner Todfeinde. Sie schleppten ihn und seinen Verräther auf den Balkon und stürzten beide köpflings auf die Straße herunter. Gut, daß der Napoleonide bei aller Größe seines Namens die wichtige Persönlichkeit nicht war, für die er sich hielt, sonst wäre mit seinem Sturze, wie einst mit dem Fenstersprunge der kaiserlichen Rathsherren in der Hauptstadt Böhmens, das Signal zu einem dreißigjährigen Kriege gegeben gewesen. Indessen kam der Marchese eben so unbeschädigt davon, wie weiland diese seine Vorgänger. Denn er übersiedelte nur aus dem Wandschranke auf eine Matratze. Aber kaum hatte er sich von seinem Falle aufgerafft und wollte entfliehen, als er von einem der Nächststehenden gepackt und auf das Pflaster geworfen wurde, daß es dröhnte. Der Athlete riß ihn wieder in die Höhe und war eben im Begriffe, das gefährliche Experiment an ihm zu wiederholen.

Da sprang Isidoro aus der Menge hervor, hielt den Rasenden am Arme und rief mit Löwenstimme: „Halt ein, Freund! dieser Schurke gehört der Volksjustiz, das Volk soll Gericht über ihn halten, er ist nicht werth, von der Hand eines ehrlichen Mannes zu sterben. Ihr haftet uns für ihn,“ fuhr er, gegen Einige der Umstehenden gewendet, fort; „er ist Gefangener des Volks.“ — „Er ist Gefangener des Volks,“ erwiderten die Angeredeten; „wir haften für ihn, Niemand soll ihm ein Haar krümmen, bis ihm der Henker das Genick bricht. Es lebe Isidoro, der Sachwalter des Volkes!“

„Es lebe Isidoro, der Sachwalter des Volkes!" brüllte der blinde Haufen nach, und der Napoleonide war für den Augenblick gerettet. Isidoro ließ ihn in seine Wohnung abführen, die dem Hause des Marchese gerade gegenüber lag. Der Verräther aber war indessen ein Opfer der Volkswuth geworden; er lag entseelt am Boden. Ein Rasender hatte ihm, ohne sich Rechenschaft von irgend einem Grunde zu geben, den Schädel auf dem Pflaster zerschmettert; und die pia strada, die Straße der christlichen Liebe, trank mit Widerstreben sein Blut, das eine wüste Lache um den entseelten Leichnam bildete.

Während des ganzen langen, furchtbaren Auftrittes, in welchem die Volksrache sich Luft machte, hatte sich nicht Eine Uniform blicken lassen; die französische Garnison war immer noch consignirt. Mehrere Offiziere hielten vermöge einer ihnen zugekommenen außerordentlichen Vollmacht Kriegsgericht über Carlo. Er war des Treubruches an seiner Fahne, der Verschwörung gegen das Leben des Präsidenten, und der Aufwieglung des Volkes angeklagt. Und zwar stützte sich diese Anklage

1) auf eine Aeußerung, die ein Diener des Marchese als Ohrenzeuge von ihm denuncirt hatte, die Aeußerung nämlich, er würde, wenn er wüßte, daß der Präsident darauf dächte, die Republik zu stürzen und über ihren Trümmern den alten Kaiserthron wieder aufzurichten, heute noch ein Brutus an ihm werden, und sollte er ihm auch ein Cäsar gewesen sein;

2) auf den Umstand, daß der Beklagte nicht nur überhaupt an dem Aufruhre Theil genommen, sondern auch in der Uniform, also in der Eigenschaft eines französischen Offiziers daran Theil genommen, und dadurch die Ehre des französischen Namens sowohl, als die Offiziersehre mit Füßen getreten;

3) auf ein Lebehoch, das ein Volksredner öffentlich vor versammelter Menge auf ihn als Bruto Carlo ausgebracht, und das von ihm nicht nur nicht abgelehnt, sondern faktisch entgegengenommen worden, indem er auf dieses Lebehoch und auf den Ruf: „Heraus, Bruto Carlo, heraus!" mit einem Rebellenhute in der Hand auf dem Balkone erschienen sei und den Aufrührern feierlich seinen Dank dargebracht habe.

Als Zeugen wurden von dem Ankläger für den ersten Punkt der eigene Vater des Beklagten und ein Diener seines Hauses, für die beiden andern die ganze Stadt, namentlich aber eine Menge unparteiischer Franzosen genannt, welche bei dem Aufruhre zugegen gewesen waren, und Alles mit angesehen und mit angehört hatten.

Es handelte sich nun vor Allem um die Herbeischaffung dieser Zeugen. Aber eben sie war nicht so leicht zu bewerkstelligen. Der ganze Aufruhr war nicht so fast gegen die Franzosen oder ihre Intervention gerichtet gewesen, obwohl er ohne Zweifel durch den Hinblick auf sie hervorgerufen

worden war; er hatte sich mehr in den Grenzen des Privatlebens bewegt; aber sobald man nur etwas Holz zum Feuer trug, schlug er augenblicklich in eine Empörung gegen die eingedrungene Fremdenherrschaft um. Das französische Gouvernement mußte deßhalb äußerst vorsichtig zu Werke gehen; man hatte die Garnison consignirt, man hatte den Beklagten während der Nacht aufheben lassen, man mußte auch die Zeugen unter der Hand beizubringen suchen. Dieselben Rücksichten hatten die städtischen Behörden zu beobachten; auch sie durften den Feuerbrand nicht in den Pulverthurm werfen, auch sie mußten die Exspectative einhalten. Die Neutralität der beiden Gouvernements, des französischen wie des päpstlichen, war das einzige Mittel zur Verhütung einer Revolution, die, wenn sie zum vollen Ausbruche gekommen wäre, beiden Theilen unberechenbares Unheil gebracht hätte.

Bei dieser Lage der Dinge fand es das Kriegsgericht für das Gerathenste, sich der städtischen Präfektur als Mittelsperson zu bedienen. Es wandte sich also an sie mit der Bitte um Herbeischaffung der beiden Hauptzeugen, des Vaters und des Dieners. Die Präfektur erklärte dieselbe vorderhand für unmöglich. Auf diese Erklärung hin wollte der Präsident des Kriegsgerichts die Sitzung ausgesetzt wissen. Da trat der Capitän Rapporteur auf und sagte, der Fall sei seines Erachtens zu dringend, um sich nur einen Augenblick verschieben zu lassen; man müsse jede Minute gewärtig sein, daß das Volk den Gefangenen mit Gewalt zu befreien suche.

„Für diesen Fall,“ antwortete der Präsident, „haben wir unsere Kanonen.“

„Und sind,“ erwiderte der Rapporteur, „für den Verlust der Stadt, vielleicht des ganzen Kirchenstaates verantwortlich. Nein, wir müssen die Ruhe um jeden Preis, ausgenommen den Preis unserer Ehre, zu erhalten suchen. Lassen Sie uns einmal den Versuch machen, ob wir die Sache nicht auch ohne die genannten beiden Zeugen führen können. Sind sie doch ohnedieß durchaus überflüssig. Der Vater hat das Recht, in Sachen des Sohnes sein Zeugniß zu verweigern. Es kommt also rücksichtlich seiner blos die Frage in Betracht, ob er sich, wenn er zugegen wäre, dieses Rechtes wohl bedienen würde, oder nicht. Darüber wird uns der Unteroffizier Auskunft geben können, der den Beklagten verhaftet hat. Ich trage darauf an, daß man ihn rufe.“ Der Präsident ließ ihn rufen.

Der Unteroffizier erklärte, daß der Vater eben im Begriffe gewesen sei, seinem Sohne zur Flucht zu verhelfen, als die Wache dazu gekommen.

„Damit haben wir meines Erachtens genug,“ sagte der Rapporteur. „Wer einem Verhafteten zur Flucht verhelfen will, wird nicht *gegen* ihn zeugen, wenn er nicht muß. Der Vater könnte also im höchsten Falle *für* seinen Sohn zeugen, und dieß würde er, wie wir Alle überzeugt sind, auch thun. Aber dieses Zeugniß würde kein Sandkörnchen in die Wagschale

werfen, wir könnten als Richter nicht den geringsten Werth darauf legen. Des Zeugnisses des Vaters bedürfen wir also durchaus gar nicht. Was aber das Zeugniß des Dieners betrifft, so ist es ebenfalls ungiltig, wenn er für den Beklagten spricht, ungiltig aus dem juridischen Grunde, weil der Diener Partei nimmt; es verdient aber keinen Glauben, wenn er gegen den Beklagten spricht, aus dem moralischen Grunde, weil, wer seinen Herrn in einer solchen Sache verräth, eben so leicht auch zum Verräther an der Wahrheit wird; und für den juridischen Standpunkt würde es allen Werth verlieren, weil er allein stände. Wir bedürfen also auch des Zeugnisses des Dieners nicht."

„Und überdieß," fiel der Präsident dem Sprecher in die Rede, „wird mir so eben gemeldet, daß der Diener, der uns die Aeußerung des Beklagten denuncirt hat, mit zerschmettertem Gehirn am Boden liege. Wir können also sogleich in unserer Sache weiter vorschreiten; denn die übrigen Zeugen sind bei der Hand; aber auch ihrer wird man kaum bedürfen; der Beklagte wird ihre Angaben nicht wohl in Abrede zu stellen wagen. Man bringe den Beklagten."

Carlo ward vor die Schranken gestellt. Der Präsident verlas die Klagepunkte und fragte, was er dagegen vorzubringen hätte.

„Man lege mir Beweise vor," erwiderte Carlo, „man stelle mir Zeugen gegenüber, so will ich mich verantworten."

„Beweise," versetzte der Präsident, „hat man in Ihren Papieren nicht gefunden, aber dem Zeugnisse der ganzen Stadt werden Sie nicht widersprechen wollen. Indessen wollen wir die Anklagepunkte der Reihe nach durchgehen. Sie sind also der Aeußerung beschuldigt, Sie würden, wenn Sie wüßten, daß der Präsident darauf dächte, die Republik zu stürzen und über ihren Trümmern den alten Kaiserthron wieder aufzurichten, heute noch ein Brutus an ihm werden, und sollte er Ihnen auch ein Cäsar gewesen sein. Bekennen Sie sich dieser Aeußerung schuldig?"

„Wo sind die Zeugen, daß ich sie gethan hätte?" fragte Carlo.

„Ich frage, ob Sie sich dieser Aeußerung schuldig bekennen," erwiderte der Präsident.

„Und ich frage, wo die Zeugen seien, daß ich sie gethan hätte," versetzte Carlo.

„Einer der Diener Ihres väterlichen Hauses hat sie aus Ihrem Munde gehört," antwortete der Präsident.

„Man stelle mir denselben gegenüber," entgegnete Carlo.

„Er ist nicht mehr unter den Lebenden," versetzte der Präsident.

„Damit fällt dieser Klagepunkt von selbst," sagte Carlo.

„Noch nicht so ganz," erwiderte der Präsident; „er wird durch die Entgegnung aufrecht erhalten, die darauf fiel. Ihr Herr Vater, der Herr Marchese, erwiderte auf die gedachte Aeußerung, und er würde alsdann

ein Brutus an Ihnen werden, aber ein anderer Brutus, ein Brutus, der seine Söhne hinrichten lasse, wenn sie aus der Linie treten, er würde sie unter die Guillotine liefern."

„Wer ist Zeuge für diese Entgegnung?" fragte Carlo.

„Derselbe, der Ihre Aeußerung aus Ihrem Munde gehört hat," erwiderte der Präsident.

„Sie sagen ja, der sei nicht mehr unter den Lebenden," versetzte Carlo. „Also fällt auch diese erkünstelte Stütze des ersten Klagepunktes und damit wieder der Klagepunkt selbst."

„Auch jetzt noch nicht ganz," entgegnete der Präsident. „Ein Mann von Wort bleibt bei dem, was er gesagt hat. Ich komme deßhalb auf meine frühere Frage zurück. Bekennen Sie sich der gedachten Aeußerung schuldig?"

„Ich bekenne mich derselben schuldig," erwiderte Carlo, „oder ich bekenne mich derselben nicht schuldig. Das Eine ist so gleichgiltig als das Andere. Angenommen, ich bekenne mich derselben schuldig; angenommen, ich hätte diese Aeußerung gethan: was finden Sie Strafbares an derselben? Angenommen also, ich hätte gesagt, ich würde, wenn ich wüßte, daß der Präsident darauf dächte, die Republik zu stürzen und über ihren Trümmern den alten Kaiserthron wieder aufzurichten, heute noch ein Brutus an ihm werden — wir haben Alle geschworen für die Republik zu leben, zu sterben, für die Republik Gut und Blut einzusetzen, wir sind also eidlich verpflichtet, sie gegen jeden Angriff zu vertheidigen: worin liegt nun das Verbrechen, wenn ich sage, ich würde Demjenigen den Dolch in's Herz stoßen, der sie zu stürzen versuchen würde? Und wie, meine Herren, Sie wären im Stande, den Präsidenten in Ihrem Herzen des Hochverraths zu beschuldigen? Ich für meine Person halte es für eine moralische Unmöglichkeit, daß der Präsident auf den Umsturz der Republik denke. Der Präsident kann nie in den Fall kommen, die Republik zu stürzen, folglich kann auch ich nie in den Fall kommen, ein Brutus an ihm zu werden. Wie mögen Sie mich nun einer Verschwörung gegen das Leben des Präsidenten beschuldigen? Fällt nicht im Gegentheile diese Beschuldigung auf Sie selbst zurück, sobald Sie dem Präsidenten den hochverrätherischen Gedanken unterlegen, die Republik zu stürzen? Sehen Sie, meine Herren, diese so furchtbar klingende Aeußerung hat nicht das Geringste auf sich. Es ist ganz gleichgiltig, ob ich sie gethan habe oder nicht, ob ich mich derselben schuldig bekenne oder nicht. Nun aber können Sie mich durch nichts derselben überweisen. Was wollen Sie also?"

„So lassen wir denn," versetzte der Präsident, durch die schlagende Logik etwas aus dem Concepte gebracht, „meinetwegen diesen Punkt fallen. Wahrlich, der Tod dieses Dieners kam Ihnen sehr gelegen," unterbrach er sich selbst und warf einen bedeutsamen Blick auf Carlo. „Nun bleiben aber,"

fuhr er fort, „noch die beiden andern Anklagepunkte. Von ihnen werden Sie sich nicht so leicht losschälen können; sie sind durch das Zeugniß der ganzen Bevölkerung erwiesen. Sie haben an einem Aufruhre Theil genommen, und . . ."

„Verzeihen Sie, Herr Präsident," fiel Carlo ein. — „Unterbrechen Sie mich nicht," erwiederte der Präsident streng. „Antworten Sie, wenn ich gesprochen habe. Sie haben an einem Aufruhre Theil genommen, und zwar in der Uniform eines französischen Offiziers daran Theil genommen, Sie haben also die Ehre des französischen Namens, Sie haben die Offiziersehre mit Füßen getreten."

„Herr Oberst," fiel Carlo dem Präsidenten wieder in die Rede und griff mit der Rechten an die Stelle, wo so sonst sein Degen hing.

„Ich gebiete Ihnen Ruhe," erwiederte der Präsident; „Sie stehen als Beklagter vor dem Kriegsgericht; wenn Sie mich noch einmal unterbrechen, verlieren Sie das Recht der Vertheidigung. Ich wiederhole es, Sie haben an einem Aufruhr Theil genommen, und zwar in der Uniform eines französischen Offiziers daran Theil genommen, Sie haben also die Ehre des französischen Namens, Sie haben die Offiziersehre mit Füßen getreten." Carlo war im Begriffe seine Einsprache zu wiederholen, aber der Blick eines Freundes unter seinen Richtern führte ihn zur Besinnung zurück. Er setzte sich und hörte das Folgende ohne weitere Unterbrechung an. „Sie haben," fuhr der Präsident fort, „durch Annahme des auf Sie ausgebrachten Lebehochs Ihren Brutuscharakter öffentlich anerkannt, Sie sind auf den Ruf: „Heraus, Bruto Carlo, heraus!" einen Rebellenhut in der Hand schwingend auf den Balkon getreten und haben den Aufrührern öffentlich Ihre Huldigung dargebracht. Diese Thatsachen sind durch tausend Zeugen erwiesen, Sie können sie nicht Lügen strafen. Was haben Sie auf diese Klagepunkte zu erwidern?"

Der Beklagte ließ einen ruhigen, festen Blick über den Kreis seiner Richter hinschweifen und antwortete mit eben so ruhiger und fester Stimme: „Der Aufruhr war gegen meinen Vater gerichtet: welcher Mensch von Vernunft und Gefühl wird sich einfallen lassen, ich hätte daran Theil genommen? Die Menge hatte sich vor unserem Hause zusammengerottet, es war natürlich, daß ich eine Zeit lang unter derselben gesehen wurde; ich mußte mir doch Bahn durch sie brechen, um unter mein väterliches Dach zu gelangen. Die Beschuldigung, die schimpfliche Beschuldigung, die ich als Franzose, als Offizier, sobald ich frei sein werde — und ich zweifle an meiner Freisprechung so wenig, als an der Macht der Wahrheit — die ich, sage ich, als Franzose, als . . . ."

Hier fiel ihm der Präsident wieder in die Rede. „Keine Silbe mehr, Beklagter, als was unmittelbar zu Ihrer Vertheidigung gehört," sagte er,

„sonst muß ich Ihnen das Wort entziehen. Wenn Sie frei sind, falls Sie anders freigesprochen werden, steht es in Ihrem Belieben, was Sie thun wollen.“

„Gut,“ antwortete Carlo, „wieder zur Sache. Es liegt auf der platten Hand, daß ich nicht an dem Aufruhre Theil genommen, daß ich also auch die französische Uniform und den Offizierscharakter nicht beschimpft habe. Ich war auf dem Wege nach Hause begriffen, fand unsere Wohnung von der Menge belagert. Ich drängte mich durch und gelangte glücklich unter mein Dach. Dort angekommen, vernahm ich das Gebrüll: „Es lebe Bruto Carlo! heraus, Bruto Carlo!“ Bin ich für die Worte eines Andern verantwortlich? Ich konnte nicht einmal wissen, wem nur dieser Ruf galt. Allein ich dachte mir allerdings, er werde mir gelten, und trat auf den Balkon, und zwar in bürgerlicher Kleidung, nicht in meiner französischen Offiziersuniform, einen gewöhnlichen Sommerhut in der Hand schwingend, ohne mir träumen zu lassen, daß dessen Form oder Farbe in irgend welcher Beziehung zu einer Rebellion stehen könnte; ich trat auf den Balkon, sage ich, nicht um der aufrührerischen Menge meine Huldigung darzubringen, sondern um sie zur Ruhe zu weisen. Daß ich mich in keine Erörterungen über die seltsame Benennung Bruto Carlo einließ, wird mir doch wohl Niemand zum Vorwurf machen wollen. Man müßte den Verstand verloren haben, wenn man sich mit einem aufgeregten Pöbel in Erörterungen einlassen wollte. Die Hauptsache war, dem Aufruhr zu steuern. Sie, meine Herren, steuerten ihm doch nicht. Ich mußte mein Haus schützen, ich mußte meine Person, meine Ehre, meine französische Ehre und meine Offiziersehre, mußte mein Leben und das Leben meiner Mitbürger, mußte die Ruhe der Stadt, die Ruhe des ganzen Staates, Ihre eigene Ruhe schützen. Und ich that es. Ich besänftigte die tobende Menge. Und was sprach ich, um sie zu besänftigen? Nichts anderes, als: „Bononier, Römer, Brüder! ich danke euch für euer Vertrauen, ihr schenkt es keinem Unwürdigen. Aber ich bitte, erinnert euch, daß dieses Haus unter dem Schutze desjenigen steht, der sich eures Vertrauens erfreut, und geht in Ruhe und Frieden, Jeder in seine Behausung.“ Wo liegt nun der Hochverrath, dessen man mich beschuldigt? Ich habe Ihren Dank verdient, meine Herren! statt dessen sitzen Sie über mich zu Gericht. Indessen genug. Ich habe gesprochen. Richten Sie.“

Der Beklagte wurde abgeführt, aber schon nach wenigen Minuten wieder hereingerufen.

„Sie sind freigesprochen,“ kündigte ihm der Präsident an; „aber Sie bleiben aus andern Gründen vorderhand noch als Gefangener in unserer Mitte. Ich habe so eben die Nachricht erhalten, daß Ihr Herr Vater, der Marchese, sich als Gefangener in den Händen des Volkes befinde und man allen Grund zur Besorgniß habe, er möchte, obgleich für den Augenblick in

die Sicherheit der Haft gebracht, ein Opfer seiner Rache werden. Er ist einer der Unsern, wir müssen ihn retten, und Ihrer, seines Sohnes, wollen wir uns als des Werkzeuges dazu bedienen. Denn wenn wir Sie jetzt auch freigesprochen haben, so steht doch die moralische Ueberzeugung bei uns fest, daß Sie es mit dem Volke halten, welches uns haßt, und um unsertwillen auch Ihren Herrn Vater haßt, weil er es mit uns hält; wir zweifeln deßhalb keinen Augenblick, daß uns das Volk um den Preis, Sie wieder in seiner Mitte zu sehen, bereitwillig seinen Gefangenen überlassen werde. Ueber diese Auswechslung wollen wir eben mit der Stadt unterhandeln, und sobald dieselbe angenommen sein wird, sind Sie entlassen."

Carlo wußte, daß sein Vater jedenfalls bei den Franzosen sicherer war, als bei seinen Mitbürgern, und ihm selbst behagte es bei diesen besser, als bei jenen. Er ließ sich deßhalb die kurze Verlängerung seiner Haft von Herzen gefallen, ja er schätzte sich glücklich, auf diese Art seines Vaters Retter zu werden.

Die Kaserne, worin die französische Garnison lag, war schon seit mehreren Stunden von Volkshaufen umschwärmt, und von Zeit zu Zeit erfolgten unheildrohende Kundgebungen. Nichts aber lag dem Plane der Franzosen ferner, als das italienische Volk zu erbittern. Sie gaben sich bei ihrer Intervention alle Mühe, nicht als Feinde, sondern als Freunde zu erscheinen. Man ließ die Kundgebungen unerwiedert und begnügte sich, die Thore geschlossen zu halten. Indessen trachtete man die Quelle des Aufruhrs so schnell als möglich zu verstopfen. Man schickte einen Parlamentär mit dem Vorschlage zur Auswechslung der beiden Gefangenen an das städtische Gouvernement, und beide Behörden, die französische und die bolognesische, verbürgten dem Volke, wenn es auf diese Auswechslung einginge, unter der Bedingung einer alsbaldigen Rückkehr zur Ruhe und Ordnung volle Amnestie. Isidoro trug vom Balkon seines Hauses herab der versammelten Menge die Sache vor, und der Vorschlag wurde mit lautem Jubelgeschrei begrüßt. Der Napoleonide wurde ohne alle Widerrede den Franzosen übergeben, sein Sohn kehrte in die Mitte des Volkes zurück. Aber er hatte seinen Vater kennen gelernt, er hatte der kindlichen Liebe ihr Recht zurückgegeben, er hatte den Verkannten in seinem Herzen restituirt, und nun glaubte er ihn auch im Herzen des Volkes restituiren zu müssen. Er betrat den Balkon seines halbdemolirten Hauses und hielt folgende Rede an das Volk:

„Mitbürger, Freunde, Brüder! Kaum zwölf Stunden sind dahingegangen, seitdem ich euch von dieser Stätte herab gebeten habe, euch zu erinnern, daß dieses Haus unter dem Schutze desjenigen stehe, der sich eueres Vertrauens erfreue. In diese zwölf Stunden haben sich mehr Ereignisse und Erfahrungen zusammengedrängt, als der Mensch sonst in eben so vielen Jahren zu erleben pflegt. Sie sollen nicht spurlos an uns vorübergehen. Wir sind

innerhalb zwölf Stunden um zwölf Jahre älter geworden, wir wollen auch um zwölf Jahre weiser geworden sein. Wir wollen uns nicht mehr durch Vorurtheile blenden, nicht mehr durch Mißverständnisse irre führen, nicht mehr von Rachgier beherrschen lassen. Ich war von dieser Rednerbühne abgetreten, ihr hattet euch zerstreut und in euere Wohnungen zurückgezogen, die Stadt war wieder so still und ruhig wie der Sternenhimmel, der darauf niederlächelte. Da erschien eine Militärpatrouille auf diesem Platze, mich zu verhaften. Mein Vater war eben nach Hause gekommen. Ihr glaubtet, er hätte nach der Patrouille geschickt. Ich sage euch, dem ist nicht so; er war kaum zwei Minuten vor dem Erscheinen derselben zurückgekehrt, und er kam unmittelbar von der Präfektur her, man hatte ihn um der Ruhe der Stadt willen so lange auf derselben gefangen gehalten. Die Patrouille fragte nach mir. Der Marchese verleugnete mich, er hatte mich seit vielen Stunden nicht mehr gesehen. Der Unteroffizier forderte die Schlüssel, das Haus zu durchsuchen. Der Marchese verweigerte sie ihm und ersuchte ihn um die Gefälligkeit ihn nicht länger mit seiner Gegenwart zu belästigen. Der Wachführer ging. Mein Vater schloß die Thüre hinter ihm ab, und eilte durch eine andere Thüre nach meinem Zimmer. Er drängte mich zur Flucht. Es war zu spät, die Soldaten kamen uns zuvor und sperrten uns den Ausgang. Ich wurde festgenommen und abgeführt. Mitbürger, Freunde, Brüder! dieß war der Verlauf der Sache. Mein Vater wollte mir zur Flucht verhelfen, und ihr wähntet, er hätte mich verrathen. Ihr habt dem Marchese großes Unrecht gethan. Ihr stürmtet dieses Haus, ihr durchsuchtet alle Winkel von unten bis oben, nirgends konntet ihr den Gegenstand eures ungerechten Hasses finden, ihr mußtet am Ende auf den Gedanken kommen, er sei nicht hier. Da trat einer seiner Diener vor und verrieth ihn. Ihr selbst verachtetet diesen Elenden, denn ihr stürztet ihn mit meinem schwer verkannten Vater von diesem Balkone herunter und zerschmettertet ihm das Gehirn am Pflaster, ihr waret die Werkzeuge der rächenden N e m e s i s. Dieser Elende hatte die ganze Flamme angefacht. Er hatte das Gerücht ausgestreut, daß der Marchese geäußert hätte, er wolle mich unter die Guillotine liefern. Diesem Gerüchte schenktet ihr Glauben. Ihr bewieset es durch die That. Aber wie k o n n t e t ihr ihm Glauben schenken? Ging es nicht von unserem eigenen Hause aus? War also nicht sein Urheber schon vorweg ein Verräther? „Mein Haus ist meine Burg," sagt der Brite. Der Italiener denkt so frei als der Brite; er sagt dasselbe. Was zwischen meinen vier Wänden gesprochen wird, ist ein heiliges, ein unantastbares Geheimniß. Oder was würdet ihr Demjenigen antworten, welcher Rechenschaft über Aeußerungen von euch verlangen würde, die bloß in euerem Familienkreise gefallen sind? Mitbürger, Freunde, Brüder! so verhält es sich mit der Rede, die so viel böses Blut unter euch gemacht hat. Es handelt sich gar nicht um die Frage, ob mein Vater sie ausgestoßen habe,

oder nicht. Wenn er sie ausgestoßen hat, so hat er sie zwischen seinen vier Wänden und im Kreise seiner Familie ausgestoßen; es ist folglich so viel, als hätte er sie nicht ausgestoßen. Jedenfalls ging sie ihm nicht von Herzen. Denn, als sie mich holten, um mich vor ihr Kriegsgericht zu stellen, wollte er mir, wie gesagt, zur Flucht verhelfen. Wie stimmt dieß mit der Drohung überein, mich unter die Guillotine zu liefern? Aber die Leidenschaft ist taub, und die Leidenschaft hatte euch übermannt; ihr wußtet nicht mehr, was ihr thatet. Nun ihr wieder ruhig geworden, sehet ihr's ein, ihr habt dem Marchese großes Unrecht gethan. Ihr habt geglaubt, meine Schwester sei seinen Händen entflohen? Nein, sie ist euern Händen entflohen. Und müßt ihr sie jetzt nicht glücklich preisen, müßt ihr euch nicht selbst glücklich preisen, daß sie euern Händen entflohen? Ihr habt Gefühl, ich weiß es, ihr habt ein zartes Gefühl. Ihr wäret vor euch selbst erröthet, wenn ihr euch auf einmal mit euern wuthentstellten Gesichtern, mit euern wildrollenden Augen, mit euern geballten Fäusten der von euch Allen verehrten Jungfrau gegenüber gesehen hättet, der Tochter Desjenigen, den euere mordflammenden Blicke suchten. Mitbürger, Freunde, Brüder! so verhält es sich mit der Entweichung meiner Schwester; sie hat sich nicht so fast vor der Wuth ihres Vaters, als vor euerer eigenen Wuth geflüchtet. Danket dem Himmel, daß sie euch nicht in dieser Wuth gesehen hat! Ihr schlüget die Augen nieder, so oft sie euch begegnen würde; denn, wie ich bereits gesagt habe, ihr verehret sie Alle in euerem Herzen. Warum aber nähret ihr nicht ein ähnliches Gefühl gegen ihren Vater, den Marchese? Das Sprüchwort sagt: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm," und ihr wisset, die Sprüchwörter haben nie ganz Unrecht. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Wenn ihr an meiner Schwester, wenn ihr an mir etwas zu entdecken glaubet, was euch Achtung einflößt, so erinnert euch, daß das Gute, das ihr an uns zu bemerken glaubet, seine Wurzel in unserem Vater hat. Warum wollet ihr dem Vater den Zoll versagen, den ihr der Tochter und dem Sohne entrichtet? Mitbürger, Freunde, Brüder! warum glaubet ihr den Marchese euerer Achtung, euerer Liebe unwürdig? Weil er dem monarchischen Prinzip huldigt? Weil er ein Verehrer des Hauses Napoleon ist? Was hat die politische Gesinnung mit dem Menschen zu thun? — Weil er eine rauhe Außenseite zeigt? Weil er das Kind bei seinem Namen nennt? Weil er die Sprache nicht zur Verheimlichung seiner Gedanken mißbraucht? Weil er einen schroffen Charakter, weil er starre Grundsätze hat? Mitbürger, Freunde, Brüder! wer Jedermann schön thut, gehört nicht immer zu den Besten. Wann hat der Marchese je seine Bürgerpflichten verletzt? wann hat er je sich der Mitwirkung zum Wohle der Stadt entzogen? wann hat er je seinen Nebenmenschen übervortheilt? War er nicht im Gegentheile stets bei der Hand, wenn man seiner Dienste bedurfte? Hat er nicht überall geholfen, wo er helfen

konnte? Wer von euch, wenn er eine Bitte an ihn hatte, ging jemals unbefriedigt von ihm? Mitbürger, Freunde, Brüder! ich weiß, ihr sehet es ein, daß ihr dem Marchese großes Unrecht gethan habt. Wollt ihr dieses Unrecht nicht wieder gut zu machen suchen? Der Marchese ist aus euerer Mitte verbannt. Wollt ihr ihn nicht wieder zurückrufen? Mitbürger, Freunde, Brüder! man hat uns Amnestie gegeben, auch wir wollen Amnestie geben. Was innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden geschehen ist, sei für immer in das Grab der Vergessenheit gesenkt. Aber Früchte sollen uns aus den gemachten Erfahrungen reifen, und diese Früchte wollen wir uns durch nichts mehr entreißen lassen, die Früchte: Eintracht, Liebe, Vertrauen! Es lebe die Eintracht! es lebe die Liebe! es lebe das Vertrauen!"

Und aus tausend Kehlen erscholl der Ruf: „Es lebe die Eintracht! es lebe die Liebe! es lebe das Vertrauen! Es lebe Carlo! Es lebe der Marchese! Es lebe Bianca! und noch einmal, es lebe Bianca! und abermal, es lebe Bianca!"

Dieses dreimalige Lebehoch auf die allverehrte Tochter des Hauses wurde durch den unerwarteten Anblick derselben hervorgerufen; denn die schmerzlich Vermißte fuhr in diesem Augenblicke in die pia strada ein. Der Vetturino, der sie nach der Villa ihrer Freundin geführt hatte, war, als er sah, daß er bei Erstürmung des Hauses unmöglich zu seinem Zwecke kommen konnte, mit der Nachricht von dem Stande der Dinge zu ihr hinausgefahren, und die Gefahr, in welcher ihr Vater schwebte, hatte sie hereingeführt. Sie ward im Triumphe aus dem Wagen gehoben. Carlo eilte auf die Straße hinunter und empfing sie in seinen Armen. Das väterliche Haus eignete sich nicht mehr zu ihrer Aufnahme. Er führte sie in die gegenüberliegende Wohnung seines Freundes Isidoro. Dieser war mittlerweile nach der Kaserne der französischen Garnison geeilt, den Marchese zu holen, der um seiner Sicherheit willen daselbst gefangen saß. Ein paar Worte genügten, und mit Freuden kehrte der Napoleonide am Arme seines Retters in die Mitte des Volkes zurück, das ihn vor wenigen Stunden noch mit dem Tode bedroht hatte und nun mit betäubendem Jubelgeschrei empfing. Und da saßen wir denn, der Marchese, seine beiden Kinder und ich, nach Verfluß von vierundzwanzig schicksalschweren Stunden, wenn auch in einem andern Hause, so doch in demselben traulichen Kreise beisammen, in welchem wir Tags zuvor um dieselbe Zeit beisammengesessen waren, und sahen unsere Anzahl wie damals durch einen Fünften, unsern Freund Isidoro, vermehrt, unsern Kreis aber nicht mehr durch ihn zerstückt, sondern ergänzt. Der Marchese legte die Hand seiner Tochter in die Hand ihres Geliebten. Und der Vetturino, der so eben seine tausend Liren in Empfang genommen hatte, brachte, aus dem Hause kommend, ein donnerndes Hoch auf das Brautpaar und den Marchese aus, und die ganze versammelte Menge brüllte nach: „Es lebe Isidoro! Es lebe Bianca! Es lebe Carlo! Es lebe der Napoleonide!"

Stolz Jägersmann.

Volkslied von Joseph Pape.

„O Jäger mein, o Jäger stolz!
Willst wieder hinaus in's wilde Holz?
Darüber muß ich weinen."
„„Ich kann's nicht lassen, die Bracken zerr'n
Zu wild an ihren Leinen.

Ob auch im Herzen die Liebe brennt,
Hat doch der Wald der Freud' kein End'!
Die Jäger sind rauhe Gesellen:
Einen Kuß und noch einen, und nun Ade!
Die Bracken, die Winde bellen.""

Es brach der Hirsch, es galt den Reh'n;
Sie wollte heimlich den Liebsten seh'n,
Sie schlich sich hinter die Tannen:
Da scheuchten die Winde, die Bracken braun
Eine Hindin weiß von dannen, —

Eine Hindin weiß, eines Schusses werth;
Der Jäger spannt, der Bolze fährt,
Er fährt der Braut in's Herze. —
„„Nun hab' ich gethan einen guten Schuß!""
Da erlosch eine lichte Kerze.

„„Nun hab' ich gethan einen Schuß so gut,
Es färbet der Liebsten rothes Blut
Wohl alle die Blumen im Moose; —
Ich zieh' dir an ein schwarzes Kleid
Und begrabe dich bei der Rose;

Ein schwarzes Kleid, eine rothe Ros',
Ein goldener Stern aus des Himmels Schooß!
Waldvöglein helfen mir klagen:
Der Welt mit aller ihrer Freud'
Will heute ich entsagen.""

Aus Tirol.

Von A. J. Hammerle.

I. Land und Leute.

Tirol ist bekannt wegen seiner großen Naturscenen in Beziehung auf die physische Beschaffenheit des Landes. Da sind die himmelanstrebenden Berge, ewig mit Schnee und Eis bedeckt; da trifft man schauerliche Felsgeklüfte, wo die Adler nisten; da hausen die Geier, die Bären, die Füchse

und Dachse; da wechseln düstere Urwälder und kahles Felsgebirge mit fruchtbaren Fluren und Wiesen, mit dem üppigsten Grün auf überraschende Weise ab. Ist das im Allgemeinen der Fall, so tritt dasselbe doch besonders imposant im Oberinnthale hervor. Hier findet man Land und Leute im Einklange mit der großartigen Natur. Beide trotzen sich gegenseitig, und mit Gewalt zwingt der dortige Bewohner dem kargen Boden seine spärliche Nahrung ab. Daher ist denn auch der Oberinnthaler von frühester Jugend an mit der Natur im Kampfe, abgehärtet, arbeitsam, in Gefahren ausdauernd, mehr in sich gekehrt und nachdenkend. Mit Liebe hängt er an seinem heimatlichen Heerde; mit Begeisterung liebt er Fürst und Vaterland. Ueberhaupt finden wir ihn kräftig an Geist und Körper, und in beiden Beziehungen liefert die Geschichte großartige Beispiele; für beides gibt die Tiroler Chronik eclatante Beweise. Doch was die Körperkraft der Oberinnthaler anbelangt, so ist noch Manches im Allgemeinen unbekannt, obwohl es bei dem dortigen Volke in lebhafter Erinnerung steht. Da erzählt man sich im Oberinnthale von der gewaltigen Kraft eines Christli-Kuhhaut und eines Poldes. Ersterer lebte beiläufig vor zweihundert Jahren, letzterer gehört dem 19. Jahrhundert an und starb erst um's Jahr 1836, und von diesen zwei Männern handeln auch die nachfolgenden Erzählungen und Sagen. Ich gebe sie, wie sie im Munde des Volkes leben.

Christli Kuhhaut.

In Gallthür im Paznaunerthale lebte vor alten Zeiten ein armes Geschwisterpaar, welches im größten Elende sein Leben dahinschleppte. Der Hunger trieb sie auf allerlei Mittel zu denken, ihr armes Dasein zu fristen. Sie gingen auf die Berge und gruben sich Wurzeln und Kräuter aus dem Felsboden, und da waren sie so glücklich einige Wurzeln zu finden, wodurch sie eine ungewöhnliche Kraft bekamen. Davon lieferten sie sogleich Beweise. Einem Bauer war seine Kuh in eine schauerliche Felsenkluft gefallen, von wo kein Ausweg war, als ein äußerst steiler Felsenpfad. Der Bauer sagte zum Buben von den zwei Geschwistern: „Christli! tragst du die Kuh ganz auf den Schultern herauf, so gehört sie dir.“ Der Bube ließ sich das nicht zweimal sagen, kletterte hinab, schwang sich die Kuh auf die Schulter und trug sie herauf. Seit dieser Zeit hieß er Christli Kuhhaut, und seit dieser Zeit besserten sich auch seine Vermögensumstände zusehends, denn die Geschwister arbeiteten für sechs Personen. Sie galten als die stärksten Leute im Thale und gaben so manches Pröbchen von ihrer Körperkraft. Einmal ging Christli Kuhhaut nach Landeck, um ein Schäffel Roggen zu kaufen, denn das Paznaunerthal ernährt seine Bewohner nur ein Vierteljahr. Da er aber keinen bequemen Sack fand, nahm er ein hanfenes Betttuch, füllte den Roggen ein, drehte die vier Zipfel des Tuches zusammen, schwang sich

den Pack auf den Rücken und ging, als hätte er eine Semmel aufgepackt, nach Hause. Auf dem Heimwege, als er in den Gfällweg kam, wo der Bach zwischen zwei fast senkrechten Bergen durchrauscht, ging er, den gewichtigen Pack auf dem Rücken, in die Haselstauden, welche hie und da aus den Felsritzen hervorkriechen, um Waldnüsse zu pflücken. Mir nichts, dir nichts durchstreifte er, mit der gewaltigen Last auf dem Rücken, das Gesträuch; es war ihm dabei nur eine Unterhaltung. — Einmal galt es eine Wette, wer ein Roßeisen biegen könnte; da zog Christli Kuhhaut das Eisen auseinander, und seine Schwester brach es gar ab. Dergleichen Dinge thaten sie mehrere. Durch ihre wohlangewendete große Körperkraft wuchs der Wohlstand der Geschwister immer mehr, und sie kauften sich ein Saumpferd, mit welchem der Bruder Salz und Korn in das Paznaunerthal lieferte. In Innsbruck bekam Christli Kuhhaut einmal Streit mit seinem Wirthe, und der Wirth hetzte seine zwei großen Hunde auf ihn; aber dieser riß eine Deichsel von einem großen Frachtwagen und schlug damit in solcher Wuth und Kraft um sich, daß die Hunde todt umfielen und der Wirth und die Knechte davonlaufen mußten. Unbeanstandet konnte er von Innsbruck wegfahren. Auf seinem Heimwege half er einem Fuhrmanne aus einer großen Verlegenheit. Wie bekannt, liefen damals die Straßen bergauf und bergab. Da traf er ein großes Fuhrwerk auf der steilen Höhe, dessen Fuhrknecht den Radschuh vergessen hatte und sich nicht zu helfen wußte; er getraute sich weder vor- noch rückwärts zu fahren. Christli Kuhhaut sagte: „Hier ist leicht zu helfen;" er faßte das Rad mit seiner kräftigen Hand, hielt es fest und hieß den Fuhrmann fahren. Und fest stand das Rad, als wenn es mit Eisen angeschmiedet gewesen wäre.

Einmal führte er sein bepacktes Saumpferd durch einen Feldweg; der Eigenthümer, welcher dieses sah, lief herbei, schalt ihn derb aus und wollte ihn gar prügeln. Christli Kuhhaut sagte darauf ganz kaltblütig, er sollte ein wenig warten, bis er sein Saumpferd über den Feldzaun gehoben hätte, dann wolle er ihm Rede stehen. Er nahm das Pferd bei den vier Füßen, hob es wie eine Feder über den Feldzaun und wollte es dann mit dem Bauern ausmachen. Als dieser aber das gesehen hatte, fand er für gut, davon zu laufen. — Bei solchen Thatsachen von seiner Körperstärke blieb Christli Kuhhaut der gefürchtetste Mann in dem ganzen Paznaunerthale; kein Robler konnte es mit ihm aufnehmen, denn er versprengte oft fünf Bursche und jagte noch mehrere auseinander, wenn sie ihn reizten; überall schlichtete er Streitigkeiten, und blieb geachtet und gefürchtet bis an sein Ende.

Der starke Poldes.

Der starke Poldes oder Poldas war aus See im Paznaunerthale gebürtig; seine Statur war kurz, aber äußerst fest; seine dicken Arme und Füße,

die hochgewölbte rauhe und haarige Brust zeigten schon eine ungewöhnliche Stärke, und dazu war er ziemlich fett. Er soll ein bedeutendes Vermögen gehabt, aber durch Unglücksfälle und andere böse Schicksale rc. um Alles gekommen sein. Stolz auf seine Riesenkraft, liebte und suchte er überall die Gelegenheit auf, um seine Körperstärke erproben zu können; wo es Händel oder Raufereien gab, da fand er sich ein. Das that er aber gewiß nicht aus Rache- oder gewöhnlicher Rauflust, sondern größtentheils nur um Unfrieden zu schlichten oder seine gewaltige Kraft zu erweisen; und in der That, Poldes fand nie seinen Meister. — Von der Stärke seines Körpers und Magens erzählt man sich interessante Stücke. Als einzelne Beispiele mögen folgende dienen.

Ein Bauer von See hatte seine Kühe auf der Alpe Klein-Verwall und sollte die kommende Woche abtragen gehen (den Nutzen von der Alpe abholen). Er saß am Sonntage mit dem Poldes und mehreren andern Nachbarn im Wirthshause und sagte ihnen, er sorge sich auf den Mittwoch, denn er müsse einen Zentner Butter von der hohen Alpe nach Hause tragen. Da lachte ihn Poldes wegen einer solchen Kleinigkeit aus und meinte, einen Zentner Butter wolle er in vierzehn Tagen wohl aufessen. Die Wette wurde also unter Zeugen eingegangen, Poldes müsse in vierzehn Tagen den Zentner Butter essen, oder, wenn er damit nicht zu Stande komme, dem Nachbarn den doppelten Werth der Butter bezahlen. Da übernahm Poldes von einem Bauer einige Klafter Holz zu machen, ging in den Wald und arbeitete rüstig darauf los; zu Morgens, Mittags und Abends aber kochte er sich jedesmal eine tüchtige Pfanne voll Mehlspeise, die im Schmalze herumschwamm. Doch mit Kochen allein wäre er der Butter nicht Meister geworden; er zerließ daher unter der angestrengtesten Arbeit ganze Pfannen voll Schmalz und trank sie, so daß seine Schweißtropfen ganz ölig herabfielen. Und auf diese Weise gewann er richtig die Wette und schichtete eine Masse Holz auf.

Ein anderes Mal war er wieder im Walde und sah, wie auf dem Bergesjoche ober ihm eine Lawine losging und den Bahnstrich herabstürzte, auf welchem er sich befand. Da dachte er bei sich selbst im Vertrauen auf seine Riesenstärke: „No hob' ih nia kahn Mahnstar g'funda, ih will names söcha, ob mar's d' Lahna ist;“*) und er wartete, bis diese mit gewaltigem Schneegestöber dahersauste. Er erwartete sie mit vorgestrecktem Fuße wie ein Krieger und meinte, wenn er nur fest stehe, so werde sie an ihm vorbeistürzen. Aber die Schneewogen rissen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt fort, trugen ihn blitzesschnell einige Büchsenschüsse aufrecht hinunter, und er wäre

*) Noch habe ich nie einen Meister gefunden, ich will doch sehen, ob es mir die Lawine ist.

unrettbar verloren gewesen, hätte er nicht beim Hinabschießen die über den Bahnstrich hereinragenden Aeste einer riesigen Fichte ertappt, an denen er sich aus dem gewaltigen Schneesturme hinaufschwang. Darauf sagte er ganz kaltblütig: „Die Lahne ist miar decht Mahnster g'woara." Und niemehr machte er einen ähnlichen Versuch.

Poldes war wegen seiner Stärke viel gesucht bei rauhen Arbeiten, wie z. B. beim Holzen und schweren Steinarbeiten. So war er einmal mit mehreren Männern aus seinem Thale in dem Weiler Bruggen (eine halbe Stunde von Landeck) und zog frischgeschnittene Laden von der Sägmühle weg. Vor dem Mittagessen sagte ein Kamerad, um ihn zu necken, der Jägerwirth habe einen Hausknecht, dem es noch Keiner abgewonnen habe; ob er sich daran traue? Poldes hörte recht gerne von starken Leuten reden und wollte mit allen probiren; daher sagte er, als die Uebrigen zum Essen gingen, er möge jetzt nicht essen, er gehe nach Landeck hinein, um zu schauen, ob er zu dem Knechte kommen könne. Er ging auf der Stelle fort, traf den Hausknecht im Stalle, wie er eben die Pferde fütterte, ertappte ihn beim Hosenträger, und ohne das Mindeste zu sagen oder die geringste böse Absicht zu haben, warf er ihn über ein Klafter weit durch den Stall auf die Rofe (Krippe, wo den Pferden das Heu aufgeworfen wird) in das Futter hinauf; der Knecht war über diese blitzesschnelle unfreiwillige Ortsveränderung anfangs ganz verblüfft, durchschaute den Spaß und lachte dann hellauf über den originellen Einfall des Poldes. Dieser aber kehrte, als er dieses Probstückchen vollbracht hatte, ohne den mindesten Groll im Herzen, sondern nur voll Freude über seine Stärke, zur Arbeit zurück.

Poldes kam in spätern Jahren in dürftige Umstände. Um auf eine außerordentliche Weise in eine bessere Lage zu kommen, verband er sich einmal, wie die Leute sagen, mit mehreren verwegenen Gesellen und versuchte in der Mitternachtsstunde in einem alten Stalle, der seit Menschengedenken nicht mehr bewohnt worden war, den Teufel zu bannen. Die Sage erzählt den Hergang dieser abergläubischen Handlung also: Sie zogen einen Kreis, machten ihre Beschwörungen, und unter dem zwölf Uhr Schlagen mußte Einer aus dem Beinhause im Friedhofe Todtengebeine holen, so zwar, daß derjenige, welcher die Gebeine bringen sollte, beim ersten Glockenstreiche bei der Friedhofsthüre stehen und bei dem letzten sich abermals außer der Schwelle befinden mußte, weil ihn sonst, wie sie Alle fest glaubten, unverzüglich der Teufel holen würde. Dieses Teufelsbannen wiederholten sie mehrere Nächte, wiewohl immer fruchtlos, und die Reihe zum Beinholen traf einmal den Poldes. Er trat beim ersten Streiche in den Gottesacker, befand sich aber beim letzten noch innerhalb der Mauer, eine ziemliche Strecke weit vom Thore. Da graute es ihm beim elften Streich, und er sprang über die Friedhofsmauer und behauptete nachher zeitlebens, es habe ihn an jenem Theile des Fußes, der beim zwölften Schlag noch inner-

halb der Mauer war, der Teufel gehalten, und nur mit aller Mühe habe er sich losgerissen. Er klagte auch über Schmerzen an diesem Fuße. Als sie mit dem Bannen nichts ausrichteten, beschlossen sie es aufzugeben und gingen auseinander. Einer von ihnen mußte durch einen unheimlichen Weg durch Gebüsche und Gehölz nach Hause gehen. Da fuhr ihm auf dem Heimwege eine feurige Kugel nach, setzte sich ihm auf die Schultern, und verließ den Geängstigten, welchem der kalte Schweiß von der Stirne rann, nicht mehr, bis er über seine heimatliche Schwelle trat. Seine Furcht brachte ihn auf's Krankenlager und seit jener Zeit leidet er an den Folgen.

Den Poldas sah man noch, wie er im siebenzigsten Jahre seines Alters im strengsten Winter in bloßen Hemdärmeln und nackter Brust Brunnendeichel (Röhren) bohrte, und in dieser Arbeit, wie Sachverständige behaupteten, dreimal schneller war als ein Anderer. Er vollbrachte Ungewöhnliches, darum lebt er fort im Munde des Volkes. Von seinen Thaten weiß der ganze Gerichtsbezirk, das ganze Thal, ja fast jedes Kind zu erzählen; demnach darf es nicht wundern, wenn seine Stärke jetzt sprüchwörtlich geworden ist, und bei einer harten Arbeit der Poldas zur Sprache kommt.

Die Stearn im Oberinnthale.

Etwas Eigenthümliches im Oberinnthale ist der Gebrauch, daß die Handwerker mit ihrem Handwerkzeuge auf dem Rücken in die Behausung des Arbeitbestellers kommen und daselbst die Arbeiten verrichten, wofür sie Kost und einen angemessenen Taglohn erhalten. Man heißt dieses „auf die Stear gia," und es geschieht bei allen Hantierungen. Schon Tags vorher bestellt die Hausmutter die Küche, um den Gast, welchen sie auf ein paar Tage in ihr Haus aufnimmt, ordentlich bewirthen zu können. In aller Frühe klopft es an die Thüre und der Hausvater eilt den Riegel wegzuschieben, und herein tritt der Schneider mit seiner Scheere in der Hand und den Ellenstab an der Seite, oder der Schuster mit seiner Werkzeugstruhe auf dem Rücken, oder der Zimmermann mit dem Beile, oder der Tischler mit einem Paar Hobel, Säge und dem Richtscheite. Der Hausvater empfängt ihn mit einem freundlichen „Gelobt sei Jesus Christus," und führt ihn in die Stube. Er legt daselbst seinen Plunder nieder und beginnt sogleich die Arbeit. Aber bald darauf kommt die Hausmutter mit dem Morgenessen, einem gut geschmalzenen Türkenmuße (Maismehlbrei) und einer kräftigen Suppe, und wünscht dem Arbeiter recht herzlich einen guten Tag. Das eben ist das Schöne im Oberinnthale, daß man Einem, wenn man in ein Haus eintritt, so herzlich und offen entgegenkommt; es kommt Einem gerade vor, als wäre man in seiner Heimat. Der Arbeiter läßt es sich wohl schmecken und setzt hernach unverdrossen seine Arbeit fort; denn der Oberinnthaler sieht gerne essen und gerne

arbeiten; er sagt: „Wer nuit ist zum Oessa, ist o nuit zuar Aorbat.“ *) Die Hausleute, besonders aber der Hausvater, bleiben gewöhnlich die ganze Zeit in der Nähe des Arbeiters, und man erzählt sich Erlebnisse und Begebenheiten, und unterhält sich recht gut. Um 9 Uhr bringt die Hausmutter gewöhnlich ein Glas kräftigen Kirschenbranntwein, einen Teller voll frisch geschlagener Butter mit goldgelbem Bienenhonig begossen, einen starken Hauskäs und einen Laib Brod, und ladet den Arbeiter mit der herzlichsten Wohlwollenheit ein, wacker zuzugreifen. Der Arbeiter bringt's seinen Gastgebern, läßt sich's gut schmecken und arbeitet fort bis Mittag, wo die Hausfrau geröstete Erdäpfel mit Milch und schmalzige Nudeln aufträgt. Da ißt alles mit einander, und das Gespräch während des Essens ist recht unterhaltend und lebhaft. Zur Marend kommen: „Milch und Brocken, Käse und Brot.“ Um sieben wird zu Nacht gegessen, wo wieder alles beim Tische sitzt, und da kommen gedämpfte Erdäpfel und Milch, und eine gut geschmalzene Mehlspeise oder ein Türkenmuß. Am Abend kommen dann noch gewöhnlich Nachbarsleute, man erzählt und diskurirt über allerlei, weil sich der Oberinnthaler für alles Gute und Merkwürdige interessirt, und der Arbeiter wird so oft bekannt, und macht in einem Tage sich oft viele Freunde, welche ihn dann ebenfalls auf die Stear nehmen. — Um 8 Uhr macht er gewöhnlich Feierabend, und die Hausfrau bringt noch ein Gläschen alten Kirschengeist und Brod zum Schlaftrunke, und ist die Arbeit vollendet, so zahlt ihm der Hausvater den betreffenden Arbeitslohn, und unter herzlichen Grüßen entfernt sich der Arbeiter, und es thut ihm recht wehe, ein Dach verlassen zu müssen, wo er so herzlich gute Menschen gefunden hat.

Da fällt mir gerade eine Geschichte ein, die sich mit einem Handwerker, der auf die Stör ging, zugetragen hat. Die Leute erzählen sie also: Ein Bauer in Pitzthal, welcher gerne die Leute neckte, wollte einmal seinen Nachbar, der ein Schuster war und im ganzen Thale zur Stör gehen mußte, fürchten machen. Er nahm zwei hohe Stelzen, so daß er bereits über die Dächer hinaussehen konnte, nähte einige Leintücher zusammen, breitete sie über den Kopf, so daß sie auf allen Seiten hinabhingen, stellte einen ausgehölten Kürbis auf den Kopf, machte ein Feuer darin und ging so dem Schuster entgegen. Der Nachbar, welcher die Sache erfragte, bestellte sich eine gleiche Uniform und lauerte auf den Bauer. Als der Bauer lange auf den Schuster gepaßt hatte, und der Schuster zur bestimmten Zeit nicht erschien, ging er aus Langweile auf dem Wege auf und ab. Der Schuster, welcher auch auf der Lauer gelegen war, ging ihm jetzt schnell nach. Der Bauer hörte gehen, schaute um, und mit dem Ausrufe: „Der Teufel holt mich!“ fiel er von den

*) Dieser Spruch im oberinnthalischen Dialekte heißt: „Wer nichts ist zum Essen, ist auch nichts zur Arbeit.“

Stelzen herunter, und in einigen Tagen war er eine Leiche. — Der bösen That folgte die Strafe auf dem Fuße nach. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Das wäre nun das Hauptsächliche von dem „Stear gien"; Aehnliches findet auch beim Hirtenwesen statt, denn dieses auf die Kost Herumgehen ist auch bei allen Hirten der Heimheerden der Fall, wo für jedes Schaf oder Gaise, oder für jedes Stück Rindvieh der Eigenthümer einen Tag Kost geben muß. So wandert der Hirte den ganzen Sommer herum, bekömmt die Kost von jeder Küche zu schmecken, und die Hauswirthinnen hüten sich wohl, einen so erfahrenen scharfen Kritiker schlecht zu bedienen, aus Furcht, er möchte ihre Kochkunst oder überhaupt ihre Häuslichkeit in schlechten Ruf bringen. Doch nur dieses ist bei den Hirten verschieden, daß sie nur in der Frühe und zu Nachts zu essen bekommen, weil sie bei Tage mit ihren Heerden im Freien verweilen. Wenn der Tag grauet, knospet der Hirte schon in's Haus, und die Bäuerin bringt ihm gleich einen recht fetten Eierkoch auf den Tisch mit einer Schüssel voll guter Milch; der junge Bursche läßt sich in der Regel die Kost recht gut schmecken, und steckt dann sein Mittagmahl, welches aus einem Laib Brod und einem Stück grauen Käse besteht, in die Hirtentasche. Am Abende, wenn der Hirte nach Hause bläst, ist es in der Küche auch schon in Ordnung, und er bekömmt ein Türkenmuß mit gerösteten Erdäpfeln und Milch, hat aber beim Tische die ganze Familie zur Gesellschaft.

Ueberhaupt ist im Oberinnthale alles und jedes gemüthlich und brüderlich, und ungern verläßt man solche Thäler und Berge, wo so wohlmeinende und freundliche Herzen schlagen.

II. Legenden und Sagen.

Von A. J. Hammerle.

Der Einsiedl.

Wenn der Wallfahrter, der nach Kaltenbrunn zieht, oberhalb Prutz den sonnigen Kaunserberg emporklimmt, welcher allenthalben mit Gebüschen, Fruchtbäumen, die freundliche Häusergruppen umschatten, blühenden Wiesen und wogenden Ackerfeldern überkleidet ist, steht ihm, wenn er seinen Blick umwendet, die schauerliche Felswand, auf welcher die Ruinen des Schlosses Landegg wie das Adlernest auf einer Felsenspitze ruhen, gerade gegenüber. Obenhinauf zieht sich das freundliche Dorf Ladis *) in einem Walde von Obstbäumen, weiter links die herrlichen Wiesen von Fiß und Serfaus; während weiter hinauf bis an den Gipfel des Berges die grasreichsten Alpen-

*) Hier ist ein Kurort. Es gibt starke Schwefelquellen und Sauerbrunnen.

fluren sich hinziehen. Unter ihm breitet sich das Thal aus, welches der Inn in seinen Schlangenwindungen durchläuft, mit Dörfern und fruchtbaren Feldern besäet. Zu seiner Linken zieht sich ein waldreiches Gebirge hin, mit uralten ofendicken Fichten und Lerchenbäumen; in der Mitte davon liegt die wunderliebliche Einsiedelei Wiesele mit den Ruinen eines Wallfahrtskirchleins, einer Einsiedelhütte und einer herrlichen frischen Alpenquelle, wo die Einsiedler ein stilles, abgeschlossenes, gottseliges Leben auf ihrer einsamen Alpenhöhe führten, während die Stürme und Wogen der Welt wie die Fluthen des brausenden Faggenbaches*) tief unten im Kaunserthale vorüberrauschten. Wenn der Wallfahrter hinter das Dorf Kauns kommt, findet er auf der rechten Seite einen Hügel mit uralten Fichtenstämmen, wo gerade senkrecht darunter in einer schauerlichen Tiefe der Faggenbach vorüberrauscht, der Unhold dieser Gegend, welcher durch rasches Schmelzen der benachbarten Schneeberge, bei Hochgewittern und von herabrollenden Lawinen plötzlich anschwillt, entsetzliche Steine und eine furchtbare Masse von Schutt mit sich führt und die blühenden Wiesen von Prutz überschüttet.

Auf diesem Hügel stehen die grauen Mauern und Thürme einer großen Ritterburg, welche zum Theile noch wohnlich, zum Theile aber schon in Schutt zerfallen, prachtvolle Leichensteine verschwundener menschlicher Größe bilden. Ihr Ursprung geht der Sage nach in das graue Alterthum zurück. An den Schloßhof stößt eine alterthümlich reichgeschmückte Kapelle mit alten Gemälden von den großartigsten Formen, wo jeder Pinselstrich von der Thatkraft und dem männlichen Ernste des Mittelalters zeugt. Auf der andern Seite des Schlosses liegt ein kleiner Rasenplatz, von wo aus sich die steile Felswand in unendlicher Tiefe zu dem Wildbache hinabsenkt. Da hat in späteren Zeiten ein Einsiedler gehaust; hier hatte er ein kleines hölzernes Häuschen und ein kleines Gärtchen. Schon in seinen Jugendjahren fand er an der Welt und an ihren Freuden kein Vergnügen; Alles war ihm hienieden zu klein und zu schaal, sein Geist beschäftigte sich nur mit himmlischen Dingen; jene Schätze, welche kein Rost und keine Motten verzehren, welche kein Dieb raubt, jener Ort, wo keine Trübsal und kein Schmerz mehr weilt, wo keine Thräne mehr rinnt, — dieses waren seine Gedanken, dahin ging all' sein Sinnen und Trachten. In der Nähe der allmälig in den Staub sinkenden Burg betrachtete er wie in einem lebendigen Spiegel die Nichtigkeit aller menschlichen Herrlichkeit; die großartige wildschöne Natur lehrte seine Seele von der Allmacht und Größe seines Schöpfers. Und immer mehr sehnte er sich, einmal aufgelöst zu werden und in seine himmlische Heimat zu kommen; immer mehr ekelte ihn die Welt an.

---

*) Dieser Bach kommt von dem Gebirge der Kaunser Ferner und ist furchtbar bei seinem Austreten. Wiederholt hat er schon die schauerlichsten Verwüstungen angerichtet.

In einer schönen Mondnacht, als die volle Scheibe die dunkelblauen Fluren des Himmels durchsegelte, Berg und Thal in magischer Beleuchtung ruhten, und die alten Fichten und grauen Schloßthürme schauerliche Schatten warfen, lag der alte Einsiedler noch auf den Knieen und betete mit gegen Himmel gewendeten Blicken und kreuzweis über die Brust gefalteten Händen, über welche der schneeweiße Bart floß: „Herr, laß Deinen Diener bald dahinfahren, die Welt und Alles was darauf ist, läßt mich nicht klar erschauen das schöne Licht der Liebe und Wahrheit; ich sehne mich, mit meinem Gotte vereiniget zu sein.“ Und eine innere Stimme sagte ihm, sein Gebet sei erhört worden. Den nächsten Tag setzte der Einsiedler wieder seine alte Lebensweise fort: den Vormittag betete er und den Nachmittag beschäftigte er sich mit Handarbeit; er arbeitete in seinem Gärtchen oder flocht Körbe. Als er nach dem spärlichen Mittagsmahle — einem Stücke schwarzen Brodes und frischem Brunnenwasser — in sein Gärtchen kam, sah er, daß eine scharfe Nachtluft mit weißem Reife alle seine Blumen und Gewächse getödtet hatte; welk hingen die Nelken an ihrem Stengel, die Veilchen und Rosen senkten die Köpfe und ließen ihre Blätter sinken; selbst der Rosmarinstrauch war verwelkt; — jetzt konnte er keine Kränze und Sträuße mehr winden, um die Mutter Gottes in der Kapelle zu schmücken; er trauerte recht herzlich über seine Frühlingskinder. Da begann er wieder eifrig das Gärtchen anzubauen, um wieder neue zu säen. Aber unter der angestrengten Arbeit überfiel ihn der Schlaf, und er lehnte sich an das alte morsche Gartengeländer mit der Schaufel in der Hand, und schlummerte ein — um nie mehr zu erwachen. Denn plötzlich krachte der alte Zaun, stürzte unter der Last des Körpers zusammen, und der Einsiedler fiel in die schauerliche Tiefe hinab. Sein Geist aber flog in die Hände seines Schöpfers, geschmückt mit jener Unschuld und Reinheit, wie er sie in der Taufe erhalten hatte, um seinen ewigen Lohn zu empfangen.

Die Waldkapelle im Fimbathale.

In dem Seitenthale Patznaun,*) südlich oberhalb Ischgl, einem stattlichen Dorfe mit herrlichen Häusern und schönen Wiesen, mündet das Alpenthal Fimba ein. Den Eingang bildet ein uralter Fichtenwald mit riesigen Bäumen, und tief in entsetzlicher Schlucht hört man den Wildbach rauschen. Auf einem lichten Platze dieses Gehölzes steht ein freundliches Kirchlein mit einem wunderthätigen Gnadenbilde der göttlichen Mutter. Die nach Oberinnthaler Sitte an den Wänden aufgehängten Votivtafeln, Herzen, Hände und Füße von Wachs, und die in einem Winkel stehenden Krücken sprechen deutlich, wie viele Sterbliche an diesem heiligen Gnadenborne Hilfe gefunden

---

*) Der Eingang in dasselbe ist bei Landegg.

haben. Ein Bauer, so erzählt die heilige Sage, welchem dieses Bild außerordentlich gefiel, nahm es einst und trug es in seine Wohnung, wo er es mit aller Verehrung in einer Kammer aufbewahrte. Doch man höre, was geschah: Den nächsten Tag war ein frischer Schnee gefallen, und man gewahrte die Fußtritte einer Frau vom Hause des Bauers bis in's Thal zum Kirchlein hineingehen. Der Bauer, welcher in der Frühe in die Kammer gegangen war, um das entwendete Bild zu besehen, fand mit größtem Schrecken, daß es abhanden gekommen sei. Er eilte in's Thal und fand das Gnadenbild wieder auf der alten Stelle stehen. Nochmals wagte er es mit räuberischen Händen anzutasten und es zu seinem Hause zu tragen; aber auch dieses Mal verschwand es auf geheimnißvolle Weise, und die Fußtritte zeigten sich vom Hause bis zum Kirchlein. Da wurde der Landmann gerührt, eilte hin zum Gnadenbilde und leistete der göttlichen Mutter unter einem Strome von Thränen Abbitte. Er machte die Sache dann reumüthig dem Pfarrer bekannt, und seit dieser Zeit gibt es wohl kaum einen Oberinnthaler, der nicht von diesem Gnadenorte gehört hätte, oder zu dieser Gnadenquelle gekommen wäre.

Sagen aus dem Oberinnthale.

Jeder Oberinnthaler kennt den Wasserfall bei Landegg. Senkrecht aufstrebende Felsmassen bilden einen schauerlichen Felsentempel, zu welchem nur eine schmale Schlucht einen Eingang bildet. Es kommt einem vor, als wenn man aus der Welt versetzt wäre. Nichts als das blaue Himmelsgewölbe und die großartigsten Felsformen erblickt man. Hier hat sich der Wildbach seit Jahrhunderten eine Bahn, eine Felsrinne ausgehöhlt, durch welche er mit Donnergetöse herabschießt. Das aufspritzende Wasser bildet im Sonnenscheine die herrlichsten Regenbogen. In diesem schauerlichen Aufenthalte, wo es jedem Menschenherzen unheimlich und grauend wird, hat einmal, der Sage nach, ein frommer Mann von Zams einen Geist, und zwar bis auf die Tage des Weltendes gebannt. Es war nämlich einmal in der Gegend von Zams ein wohlhabender aber sehr unredlicher Bauer. Geld wog bei ihm über Alles; er scheute kein Mittel solches zu erwerben. Immer lag er mit seinen Nachbarn im Streite, weil er zur Nachtzeit auf den Feldern herumwandelte und die Marksteine und Grenzpfähle verrückte. Allmälig gewannen auch seine Wiesen und Aecker eine immer größere Ausdehnung, und mochte auch Klage gegen ihn erhoben werden, durch einen falschen Eid oder durch andere schwarze Mittel gewann er immer die Oberhand. Freilich soll er ein schreckliches Ende gehabt haben, er fluchte und tobte wie ein Heide, bis er seine Seele aushauchte; und im Sterbezimmer wollten die Leute einen schwarzen Hund mit funkelnden Augen gesehen haben. Nach seinem Tode wurde es auf seinen Feldern sehr unheimlich; immer sahen

die Leute einen feurigen Mann mit einem Marksteine auf den Schultern auf den Wiesen herumwandeln, und hörten ihn schrecklich und tief heulen. Um diesem Unwesen ein Ende zu machen, ging der gedachte fromme Mann, ein sehr gottesfürchtiger Priester, einmal hinaus auf das Feld zu demselben und sagte zu ihm: „Jeder gute Geist lobt Gott seinen Herrn! sag, was ist dein Begehren?“ Als er auf zweimaliges Anreden keine Antwort ertheilte, beschwor er ihn feierlich, er solle ihm sagen, was er noch auf dieser Welt wolle und wie ihm zu helfen sei. Als er auch das dritte Mal keine Antwort erhielt, sprach er: „Gehe hin und leide bis du genug hast;“ er band ihm zugleich die Stola um die Mitte und führte ihn zu obgenanntem Wasserfall. Einen Mann, der diesem Transporte begegnete, hieß der Priester auf die rechte Seite gehen. Seit dieser Zeit wohnt der Geist in dem Wasserfalle, und nur Freitags unter dem Abschiedsläuten für unsern Herrn ist es ihm erlaubt, ein wenig auf die Felsen herauszusteigen um sich zu trocknen; bei dem letzten Glockenstreiche muß er aber wieder in seine kalte Behausung zurückkehren. Wenn ihn die Hirten sehen — seine Gestalt sei wie der schwarze Schatten eines Riesen — machen sie das Kreuz und eilen tief athmend voll Schrecken von dannen.

In dem Dorfe Zams lebte vor alten Zeiten ein Ehepaar, welches sein ganzes Leben in Unfrieden und Feindschaft zubrachte. Unter Flüchen und Scheltworten begannen sie den Tag, thaten einander alles Leid, was sie nur konnten, und vorzüglich hatten sie beiderseitig den Spruch im Munde: „Wenn du nur ein Schwein würdest.“ Umsonst suchte der Seelsorger sie miteinander auszusöhnen, der Geist der Liebe und des Friedens war von ihnen gewichen; selbst im Todtbette haben sie sich nicht einmal ausgesöhnt. Als nämlich der Beichtvater das Weib mit heiliger Rede zum Bette des todtschwachen Mannes hinzugehen bewog, und sie beim Himmel und allen Heiligen beschwor, nicht so auseinander zu gehen, sagte der in Zügen begriffene Mann: „Lieber wollte ich ewig in der Hölle braten, als bei meinem Weibe im Himmel wohnen; — wenn du nur ein Schwein würdest,“ röchelte er noch mit matter Stimme, streckte die Zunge heraus und gab seinen Geist auf. Das Weib antwortete ihm dasselbe, sie blieb verstockt in ihrem Hasse. Bald darauf starb auch sie gleich unbußfertig. Seit dieser Zeit, erzählt die Volkssage, sehe man jede Nacht zwischen elf und zwölf Uhr zwei Schweine unter dumpfem Grunzen vom Friedhofe bis zu dem Hause, wo die Eheleute wohnten, wandeln und dort mit tiefem Geheule in Feuerfunken zerstieben.

Legende von der Einsiedelei bei Gaiß im Pusterthale.

Wenn der Wanderer von Bruneck nach Taufers zu geht, führt ihn die Poststraße durch das Dorf Gaiß. Links, eine Viertelstunde davon, zieht sich ein Seitenweg nach der Wallfahrt „Maria Heimsuchung,“ welche von

der Straße eine halbe Stunde entfernt auf einem Berge liegt. Oberhalb dieser Ortschaft schaut düster eine alte Schloßruine, welche einst eine prächtige Ritterburg gewesen sein mag, in's stille Thal herab. Ihr Anblick erinnert nunmehr den friedlichen Wanderer an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Den Rücken der Burg *) decken mächtige Felsenthürme, und ungeheure Steinblöcke umlagern selbe von allen Seiten. Diese gewaltigen Steinmassen bilden verschiedene Gestalten und Felsenhöhlen. In einer dieser Höhlen befindet sich ein Bild der heiligen Büßerin Magdalena, welches von den frommen Bewohnern der umliegenden Ortschaften für ein wunderbares gehalten wird. — Der Sage nach soll dasselbe schon wiederholt in das Kirchlein **) Maria Heimsuchung zur Verehrung übertragen worden sein, doch niemals verblieb es daselbst, sondern verschwand bald wieder aus dieser Kapelle und fand endlich seine bleibende Stätte in der gedachten Höhle. Darüber hat man folgende Legende.

Vor langer Zeit lebte im Böhmerlande ein frommer Mann; der hatte einmal in drei nacheinander folgenden Nächten einen wunderbaren Traum. Es kam ihm vor, es ermahne ihn ein himmlischer Geist, nach Tirol zu pilgern und alldort nach dem Orte zu forschen, wo das Bild der heiligen Magdalena in der Felsengrotte sich befinde; daselbst solle er dann seine Wohnung aufschlagen. Der fromme Mann betete, ordnete seine heimatlichen Angelegenheiten und trat, dieser wunderbaren Eingebung folgend, seine Wallfahrt in Gottes Namen an. In Tirol angekommen, begann er seine Forschung nach dem besagten Gnadenorte unter dem Felsen; der fromme Mann kam, ohne daß er bisher von seinen Nachforschungen einen günstigen Erfolg hatte, bis nach Hall. Da traf es sich, daß gerade zur selben Zeit einige Bauern von Gaiß sich in dieser Stadt Geschäfte halber aufhielten. Sie waren hieher gekommen, um den nöthigen Salzbedarf einzukaufen, und in demselben Gasthause eingekehrt, wo auch der gedachte Fremde wohnte. Sie kamen mit einander zu reden, und die Bauern erfuhren von dem Fremden den Zweck seiner Pilgerfahrt; sie erkundigten sich darüber genauer und sagten dann zu einander: „Ei das könnte wohl gar bei uns zu Haus sein, es treffen die Umstände genau zusammen." Sie erzählten dann dem Fremden alles, was sie davon wußten; die frommen Seelen verstanden einander bald. Der Fremde war hierüber innigst erfreut, und als die Bauern heimwärts zogen, reiste er mit ihnen ihrem Thale zu. Nachdem sie in ihrer Heimat angekommen

*) Es ist das alte Schloß „Neuhaus", etwa drei Viertelstunden ober dem Weiler Neuhaus der Gemeinde Gaiß.

**) Dasselbe wurde im Jahre 1601 von Johann Söll von Eichberg, fürstlich Brixen'schem Rath 2c., gestiftet und steht auf dem untern Schloßplatze. Wöchentlich einmal wird darin Messe gelesen.

waren, zeigten sie ihm alsbald jene Felsenhöhle, wo das Bildniß der heiligen Magdalena war. Der Fremde erkannte sogleich diesen Ort als denjenigen, welchen er in seiner Erscheinung im fernen böhmischen Lande gesehen hatte. In heiliger Freude schlug er in der Nähe dieser Höhle seine Wohnung auf und setzte da sein gottgefälliges Leben fort. Der fromme Mann erbaute sich daselbst eine Kapelle mit einem Thürmchen, in das er ein Glöckchen schaffte. Dieses verkündete in feierlichen Klängen dreimal des Tages das „Ave Maria" den frommen Bewohnern des Thales. Als seine mitgebrachte Baarschaft ihm ausgegangen war und er nichts mehr hatte, wovon er sich erhalten und Nothleidenden hätte helfen können, erschien ihm einmal die Mutter Gottes und zeigte ihm nicht weit von seiner Hütte einen Baum und sagte: zu diesem solle er täglich hingehen, dort werde er stets so viel finden, als er für sich und die Armen nöthig habe. Als er das erstemal dahin ging, fand er eine blanke Goldmünze, die hinreichte, seine und der Armen nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. So ging es nach Bedarf fort bis an sein Lebensende. Er blieb ein Vater der Armen und war ein Tröster der Leidenden, er ermahnte die Bewohner zum Guten und gab ihnen weise Lehren; Gottes Segen, sprach er, werde den Menschen nicht ausbleiben, welche in Andacht und Liebe beten, in Fleiß und Arbeitsamkeit ausdauern und dabei auch mäßig und sparsam sind. So wirkte der Einsiedler Gutes, wo er nur immer Gelegenheit fand, die er in christlicher Liebe allerwärts aufsuchte. Daher war es leicht erklärlich, daß die Bewohner diesen gottseligen Mann, der ihnen mit Rath und That beistand, wie einen lieben Vater verehrten. Dieser fromme Einsiedler hatte bereits siebenundzwanzig volle Jahre in seligem Frieden und gottergebenem Willen hier in dieser Waldeseinsamkeit zugebracht, aber nun brach auch für ihn der Abend an. Eines Morgens mahnte kein Ave-Maria-Läuten mehr die Bewohner zum Gebete. Das liebliche Glöckchen des Einsiedlers war verstummt. Es schien, als wäre der Friedensengel aus dem Thale gewichen. Die Landleute, nichts Gutes ahnend, begaben sich hinauf zur Hütte des Einsiedlers und fanden denselben auf seinem ärmlichen Lager ruhend, stumm und starr. Er war im Herrn entschlafen. Seine sanften Gesichtszüge zeigten, daß er den Schlaf des ewigen Friedens schlafe. Er starb den Tod des Gerechten. Sein Leib sank in das Grab, die Seele aber ward in den Himmel aufgenommen; die edlen Thaten des Mannes lebten fort, und noch alljährlich wandern zu dem nahe gelegenen Kirchlein, das, im Waldesdunkel und auf einem herrlichen Punkte erbaut, eine liebliche An- und Aussicht gewährt, viele Andächtige herbeizieht, um hier in der Waldeinsamkeit mit gesammeltem Geiste ihr Herz zu Gott zu erheben und Trost zu suchen zur Erduldung der Mühseligkeiten des Lebens.

Legende vom Mirakelbild zu Kauns.

Wohlbekannt im Oberinnthale ist das sogenannte „Mirakelbild von Kauns", und die Geschichte hievon bildet oft an den langen Winterabenden beim Kaminfeuer das Gespräch der dortigen Bewohner. — Versetzen auch wir uns in eine solche gemüthliche Bauernstube und hören wir dann der Erzählung dieser Legende zu, wie sie in der dortigen kräftigen Volkssprache ein Hausvater seinen Stubengenossen auf deren Bitte mittheilt:

Miar hockt'n a moal bam woarma Ofa im Wintar; daußa hoats grengnat und gschniba oals wenn dear Himml off' war, und dear Wind hoat pfiffa und d' Fensterthürle zuagschloaga, daß miar üns röcht gfürchtet hoaba. Doa sain a poar Noachboarn köma, d' Madle mit d' Spinnröder, und hoabe se sagrisch brumsa gmoacht. I hon müaßa bam Kamin hocka und schüra, und doa hon i de Voater böttelt, ear möcht a Gschichtli erzöhla; d'Madle hoabes o wölla, sie hoabn gsöt, sie thian viel leichter spinna, wemma öpas erzöhl. — Doa ist der Voater vom woarma Ofa augstoanda, und hoat oangfoangt: Des said oall amoal af Koaltabrunna gwöst, und hoabet d' sal Koappall gesöha, dia, wemma oba Prutz aucha kimmt, glai ob'm salla Hüg'l lait, wo Foagga steaht. Hoabets nia af's Altoarbloatt gschaugt, woas für Figura drau sain, es ist a Krucifix, und ama Bühel doba steaht a Schütz, dear groad afs Krucifix mößt. Waitar doba siecht ma d'Kaunser-kiarcha, und am Fraithof an oandern Monn, dear 'm Schütza 's Grait (Zeichen) gait. Jatzt will i enk dia goanza Gschicht erzöla: 'S ist amoal a Schütz gwösa im Kaunserthoal, dear hoat oallamoal an Gamsbock huam broacht. Af uan Moal hoat ear nuit mia troffa. Ear ist döcht alli af d' Joagd gonga, und hoat oft Gamsa gsöha, oaber wenn ear sie hoat wölla schiaßa, isch as groad gwösa, as wenn ear a krumms Roar hatt', d' Kugle ist darnöbe vorbaipfiffa. Doa hoat ear ongfangt z'fluacha, und hoat gsöt: „wenn nuit mia halft, söll der Tuifl halfa." Wia'r dös gsöt hoat g'höt, hoat ear an Jager gsöcha aus d' Böm außa köma, dear hoat ihn gfroagt, ob ear nuit troffa hoab. Dear Schütz hoat gsöt: „Mai Stutza ist varhert, wenn nuit mia halft, söll miar der Tuifl halfa." Doa hoat dear Jager gloacht, und hoat gsöt: „I will d'r an Roath göba, und wenn du folgst, halft's g'wiß. Unter der Woandli schiaßast af sall Krucifix untar Kauns, und wenn da d' Saitewunda trifft, noacha fahlst Gamsa dein Lebti numma." Dear beaß Schütz, dear schua viel Joahr numma in Kiarcha goanga ist, und kuan Vat'runsar meahr böthet hoat, hoat si dönkt, dös konn i woll thia. — Ear ist af Kauns außa gonga, und hoat's ama Koameroaba gsöt, dear groad a so a schlöchter Karli ist gwösa, ear söll ihm unter dar Woandli 's Grait göba, ear müaßa dem Krucifix in d' Seita schiaffa; ear wear ihm doarnoach schua an Broantewei zoahla. D'r Koammerad hoat si af'n Bichl

nöba dar Kiarcha g'stöllt, und hoat ihm bei'r Woandli 's Zoacha göba. Dear Schütz hoat gschossa und inserm Heara groad an zwarcha Finger nöba dar Seita troffa; oaber denkt's enk: 's ist Bluat außa grunna. Doa ist dear Schütz darvongloffa, und hoat si denkt, heunt triff i oalls, iatzt gea i af d'Gamsa. Wia er af's Joch ist kömma, hoat ear an groaßa Haufa Gamsa gsöha, und hoat af d' greast gmößt. Aber d' Kugla ist ihm halt stoatt der Gams durn Kopf durchgoanga, und ear ist toadt übern Fölsa oachagfoalla. Derweil ist oaber o sei Haus ankömma, und wiama löscha hoat wölla, hoats Woasser dös ma ü-hagschüttet hoat, groad wia Oel brunna. A so ist sei Waib und seine Kindar umkömma. Dear Kommeroad, dear ihm 's Zoacha göba hoat ist in Woald gonga, Holz hoacken. Aber der earst Bom, den er umghackt hoat, ist af ihn au-cha gfoalla und hoat ihn z'toadt gschloaga. Seit dear Zait ist's Krucifix a Miraklbild, und es ist schua Viela g'holfa woara; schauget nu a moal af d'Wand au-cha, wia viel woarerne Mannla, Küa, Füaß und hülzene Krucke döt hoanga.

Die ganze vorerzählte Begebenheit ist in der am gedachten Platze über dieses Krucifix erbauten Kapelle in einem Gemälde an einer Seitenwand noch heutigen Tages zu sehen.

III. Volksmärchen.

Die drei starken Hunde.

Von A. J. Hammerle.

Es war einmal ein Vater, der hatte zwei Kinder, einen Sohn Johann mit Namen und eine Tochter, welche Maria Anna hieß. Es war ein sehr gutmüthiger Knabe, hatte ein offenes, redliches Herz und glaubte, alle Menschen wären so ohne Hehl und Falsch, wie er; deßwegen rückte er oft derb mit der Wahrheit heraus, und wurde von den Leuten, welche das Licht scheuten, oftmals ein einfältiger Pinsel gescholten. Als er zum kräftigen Jüngling herangereift war, verließ er sein Vaterhaus und ging in die weite Welt hinaus, sein Glück zu machen. Eines Tages kam er in einen großen Wald, verfehlte den rechten Weg und irrte lange herum, fiel über Stock und Steine, bis die Nacht hereinbrach. Schon war er ganz matt und müde, und glaubte er müsse unter diesen hundertjährigen Eichen übernachten; schon rauschte die Nachtluft schauerlich durch die Gebüsche und drang ihm durch Mark und Bein, als er plötzlich vor einem alten Schlosse stand. Die grauen Thürme ragten unheimlich in die Lüfte, und Fledermäuse und Eulen flatterten um die Zinnen, während kein Licht am Fenster das Dasein irgend eines menschlichen Wesens andeutete, sondern im ganzen Gebäude Todesstille zu herrschen schien. Doch Hansl war froh, endlich einmal ein Obdach gefunden zu haben; er kannte keine Furcht, sondern schritt wohl-

gemuth durch das offene Thor über die schlangenförmig gewundenen steinernen Treppen. Die gewaltigen Säle waren mit Harnischen und Porträts von Rittern der jüngst entschwundenen Zeit geziert; am Fußboden lag köstlicher Teppich, in den Küchengemächern strahlten die silbernen und goldenen Geschirre und Pokale, und in den Schlafzimmern standen die herrlichsten Betten; aber kein lebendes Wesen zeigte sich im ganzen Schlosse. Hansl nahm Brod aus seinem Ranzen, trank frisches Wasser aus der Quelle, die vor dem Schlosse sprudelte, und legte sich unbekümmert auf ein weiches Bett, wo er bald vor Müdigkeit einschlief. Kaum hatte er eine Weile geschlafen, als ein gewaltiges Krachen und Poltern ihn weckte. Er blickte zur Thüre, und herein trat ein sehr großer Mann in schwarzem Mantel und mit einem weißen Barte, der ihm bis auf die Füße herabfloß. Er näherte sich dem Schlafenden und bedeutete ihm mit der Hand, er möge ihm folgen. Unerschrocken erhob sich Hansl vom Lager und folgte dem Manne über mehrere Stiegen, bis Beide bei einer verschlossenen eisernen Thüre anlangten. Der Mann im Mantel gab dem Hansl den Schlüssel und bedeutete ihm, er solle aufschließen; aber Hansl weigerte sich standhaft, er habe nie fremde Schlösser aufgethan, um keinen Preis werde er dieses thun, so lange er lebe; und der Mann blickte ihn mit hohlen, von Zorn brennenden Augen an; Feuerfunken stoben von ihm, aber Hansl war nicht zu bewegen. Da sperrte endlich der Mann selbst auf. Da standen sie in einem gewaltigen Gewölbe, leer und kalt, das nur in der Mitte eine Vertiefung hatte, wo auch ein Grabscheit lag. Der Mann ging gegen die Mitte hin und Hansl folgte. Da ergriff ersterer das Grabscheit, bot es dem Hansl hin und bedeutete ihm, er solle hier graben. Aber Hansl wollte nicht daran, er sagte, nie habe er auf fremdem Grunde gegraben und gesucht, und so lange er lebe, werde er es nicht thun. Und der Mann blickte ihn voll Zorn an, Feuerflammen fuhren von ihm und der Boden zitterte. Aber Hansl blieb standhaft. Da grub der im Mantel, und vor den Füßen lagen drei ungeheure Kisten mit eisernen Schlössern und Riegeln wohlverwahrt. Da nahm der mit dem langen weißen Barte einen gewaltigen Bund Schlüssel unter dem Mantel heraus, reichte ihn dem Hansl hin und bedeutete ihm, er solle die Kisten aufsperren. Hansl aber that es durchaus nicht, er habe nie in fremden Kisten nachgeschaut, er wolle lieber sterben, als dieses thun. Und grimmig wurde der Mann: er stand ganz in Feuer; es krachte und donnerte, als bräche das Schloß zusammen, und er drohte den Hansl zu zerreißen; aber dieser blieb wie ein Felsen fest. Da öffnete der im Mantel selbst die Kisten, die eine war voll Gold, die andere voll Silber, die dritte voll Kupfer; der schwarze Mantel wurde plötzlich weiß wie Schnee, und sein Antlitz schimmerte in himmlischer Schönheit, und er sagte mit wunderlieblicher Stimme: „Hansl, jetzt hast du mich erlöst, das Schloß und alle

Schätze, welche darin sind, gehören dir. Ueberdieß bekommst du noch drei Hunde, welche hinter neun eisernen Thüren eingesperrt sind. Diese haben eine unbändige Stärke, und werden dich begleiten und schützen so lange du lebest; an deinem Todestage aber werden auch diese erlöst. Der erste heißt: „Allo pack an,“ der andere: „Geschwind wie der Wind,“ und der dritte: „Brich Stahl und Eisen.“ Auf diese kannst du dich verlassen. — Ich danke dir, Hansl. Ich mußte so lange leiden, weil ich ungerechtes Gut in diesem Gewölbe hier versperrt habe; und deine drei Hunde waren meine drei Söhne, welche mir dabei an die Hand gingen. Unter den Vielen, die da waren, war Keiner im Stande mich zu erlösen, bis du ankamst; — lebe wohl!“ — Also sprach der Geist und verschwand, nachdem er zuvor die neun Thüren geöffnet.

Die drei gewaltigen Hunde kamen heraus, legten sich erst dem neuen Gebieter zu den Füßen, wedelten um diesen ihren neuen Herrn herum und bezeugten mit munterem Gebelle laut ihre Freude. Hansl aber freute sich mehr über seine herrlichen Hunde, als über all' das Geld und die unermeßlichen Schätze. „Da werden meine Eltern eine Freude haben,“ dachte er bei sich; „ich will eilends heimgehen und einen Pack Geld mitnehmen.“ Er schnürte seinen Reisebündel zusammen und machte sich mit seinen drei Hunden auf den Weg. Er mußte zurück durch den großen Wald durch das Dunkel der gewaltigen Baumstämme. Da wollte er einmal die Kraft und Tüchtigkeit seiner drei Hunde probiren: an der Seite stand eine riesige Fichte, die wie eine Königin über die andern Bäume des Waldes hinausschaute; auf diese hetzte er sie. Und augenblicklich fielen der „Allo pack an,“ „Geschwind wie der Wind,“ und „Brich Stahl und Eisen“ über den Baum her, und im Nu krachte er und stürzte mit einer Menge kleinerer Bäume zu Boden. Das freute den Hansl recht herzlich und er hielt sich für den glücklichsten Menschen auf der Welt. Ohne Unterbrechung reiste er jetzt, bis er bei seinem Vaterhause anlangte. Aber da traf Hansl seinen Vater und die Mutter leider nicht mehr unter den Lebenden; sie waren heim gegangen zu ihren Vätern und hatten auf dem Todtbette nur noch den sehnlichen Wunsch geäußert, ihren Hansl noch einmal zu sehen. Hansl trauerte recht sehr über diesen Verlust und hatte keine Freude mehr in seinem Vaterhause. Er erzählte seiner Schwester Maria Anna von seinem Glücke, zeigte ihr die Hunde und beschrieb ihr die großen Schätze und Reichthümer, welche im Schlosse lägen. Da packte der Geizteufel ihre Seele; sie beneidete ihren Bruder um sein Glück und faßte den schaudervollen Entschluß, denselben aus dem Weg zu räumen, damit sie so in den Besitz aller seiner Güter käme. Der Bruder hatte, als er gekommen war, etwas zu essen verlangt; Maria kochte ihm also eine Suppe und that Gift darein. Mit verstellter Freundlichkeit stellte sie die Schüssel auf den Tisch und hieß ihn essen; aber

als Hansl den ersten Löffel voll nehmen wollte, schlug ihm einer von seinen Hunden, die unter dem Tische lagen, den Löffel aus der Hand. Hansl probirte ein zweites und drittes Mal zu essen, aber immer schlug ihm der Hund den Löffel weg. Dadurch aufmerksam gemacht, schöpfte Hansl Verdacht, befahl einem Hunde eine Katze zu holen, und als diese die Suppe fraß, krepirte sie bald darauf. Da sah Hansl wohl ein, daß ihn seine Schwester vergeben wollte, und es brannten ihm die Sohlen, um einmal von dem Orte, wo er so vieles Theure verloren und statt dessen nur Verrath und Bosheit angetroffen hatte, wegzukommen. Er sagte zu seiner Schwester: „Weil du jetzt so böse bist und mir sogar das Leben nehmen willst, so will ich dir wohl aus den Augen gehen und mich von dir auf ewig lossagen; das Schloß und alles Geld schenke ich dir, thue damit nach deinem Gefallen; ich werde mit meinen treuen Hunden in die weite Welt hinausgehen und sehen, ob ich nirgends redlichere Herzen finde, als dich. Lebe wohl.“ *) — Und Hansl ging mit seinen Hunden fort. Auf seiner Reise kam er einmal in eine große schöne Stadt. Aber da war Alles in tiefster Trauer; schwarze Tücher hingen an den Mauern, die Menschen waren schwarz gekleidet, und Trauer und Jammer malte sich auf allen Gesichtern. Hansl fragte den ersten besten, was es da gebe, warum denn Alles so betrübt und elend aussehe? Der Gefragte, ein alter Mann, sagte: „Mein lieber Freund, morgen ist ein Schreckenstag für diese Stadt, denn morgen wird des Königs einzige Tochter, eine Jungfrau rein wie die Engel, schön wie Milch und Blut, welche die einzige Freude unsers guten, weisen Fürsten ist, dem Drachen vorgeworfen werden; denn auf dem dortigen Gebirge — indem er dabei die Gegend bezeichnete — wohnt ein Drache, diesem muß man alle Jahre eine Jungfrau und ein weißes Schaf am morgigen Tage geben, sonst würde er hereinkommen und die ganze Stadt zerstören. Einmal verweigerte man ihm sein Opfer; da kam er mit furchtbarem Gebrülle auf die Stadt los, zerstörte einige Vorstädte, würgte Menschen und Vieh, bis man ihm das Opfer herausgab. Dieses schreckliche Loos geht aber der Reihe nach unter den Jungfrauen der Stadt herum und morgen trifft's die Prinzessin, und der Fürst läßt sich ungemein traurig an, und die ganze Stadt, welche den Fürsten wie einen Vater liebt, nimmt den lebhaftesten Antheil an seinem Schmerze und schrecklichen Unglücke.“ — Da reifte bei dieser Rede im Herzen des Hansl der Entschluß, die Jungfrau mit Hilfe seiner Hunde vom Tode zu befreien. Er wartete voll Ungeduld auf den nächsten Tag. Kaum graute dieser, so war schon die ganze Stadt auf den Beinen; ein unübersehbarer Trauerzug bewegte sich aus der Stadt. Voran schritt die Prinzessin von himmlischer Schönheit in einem weißen

*) Etwas Aehnliches soll auch in Deutschland erzählt werden.

Kleide mit einer schwarzen Schleife um die Mitte. Rosen und Lilien umkränzten ihre herrliche Stirne; an der Hand aber führte sie an einem rothen Bande ein blendend weißes Schaf, den Mitgenossen im Unglück. Ruhig und majestätisch war ihr Gang, vollkommene Ergebung sprach aus ihren Zügen, nur hie und da, wenn sie an ihren Vater dachte, flog ein Schatten der Wehmuth über ihr Auge; hinter ihr folgte der Vater voll Schmerz und Elend, der Hof und die ganze Stadt mit Thränen und Wehklagen. Dieser Anblick ergriff den Hansl außerordentlich. „Diese Jungfrau muß ich retten, und sollte es mein Leben kosten," sagte er und ging dem Zuge entgegen, und ließ sich dem tiefgebeugten Fürsten vorstellen. Er eröffnete diesem seinen Entschluß, seine Tochter zu retten, wies auf seine Hunde und erzählte von ihrer wunderbaren Kraft und Tüchtigkeit. Da fiel wieder ein Strahl von Hoffnung in das tiefgequälte Herz des Vaters der Prinzessin, und die Bewohner der Stadt rangen die Hände zum Himmel, er möchte ihre geliebte Fürstin retten. Da wurde beschlossen, der Trauerzug solle sich wie gewöhnlich bis zur Kapelle außer der Stadt begeben, dort werde man ein andächtiges Gebet verrichten, während dem solle Hansl hinausgehen in den Wald und mit seinen Wunderhunden die Rettung der Prinzessin versuchen. Denn jedesmal begleitete man das unglückliche Opfer bis zur Kapelle, wo es dann nach einem kräftigen Gebete unter allgemeinem Schluchzen und Wehklagen allein den Todesgang in das Gebirge antreten mußte. Der Drache kroch gewöhnlich seinem Opfer eine Strecke entgegen und verschlang Jungfrau und Schaf mit einem Bisse. Aber dieses Mal wollte man den Ausgang der Sache abwarten, und die Jungfrau sollte erst dann hinausgehen, wenn ihre Rettung mißlänge. — Die ganze Stadt harrte in Zittern und Hoffnung des Ausgangs des Kampfes. Unterdessen ging Hansl mit seinen drei Hunden der Drachenhöhle zu; dieser lag in seiner furchtbaren Gestalt, die in einem gräßlichen Schlangenschweife endete, vor der Höhle und lauerte auf seine Opfer. Der ganze Leib war mit Schuppen bedeckt, vorn waren vier Tatzen und eine schreckliche Reihe Zähne reckten sich aus seinem weit aufgesperrten Rachen. Als Hansl dieses furchtbare Ungethüm da liegen sah, schauderte es ihm anfangs, aber er faßte sich schnell wieder und schrie: „Allo pack an, Geschwind wie der Wind, Brich Stahl und Eisen," und die drei Hunde stürzten wie wüthend auf den Drachen und rissen ihn in Stücke. Alle Leute bei der Kapelle zitterten an Mark und Bein ob dem schrecklichen Gebrülle. Wie der Kampf geendet war, eilte Hansl mit seinen drei von Blut triefenden Hunden zurück an die Kapelle, um dem Vater die Freudenbotschaft zu bringen. Mit Jubel empfing das Volk den Retter der Königstochter, führte ihn zum Fürsten, der ihn umarmte und der Tochter vorstellte. Diese dankte ihm herzlich und schenkte ihm darauf ihr Herz und ihre Hand, und er wurde der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden. Das Fleisch des Drachen

wurde in sieben großen Wägen weggeführt. Während es dem Hansl so gut ging, zählte seine Schwester, vom Geizteufel besessen, beständig Geld in den Gemächern des alten Schlosses, und umsonst erschallten die Lieder der Nachtigallen im Walde und blühten die Rosen im Schloßgarten, denn ihr Aug' und Ohr liebte nur das Geld und dessen Klang und Schimmer; das war ihr Schatz und da war auch ihr Herz. Hansl hatte die wahre Liebe, verstand die Weisheit des Lebens, lebte glücklich und starb selig.

Das Kind mit dem goldenen Kreuz.

Von Joseph Zingerle.

Es war einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten zwei Kinder, einen Buben und ein Mädchen. Das Mädchen war immer brav und fromm und betete tagtäglich zum heiligen Schutzengel. Der Bube aber war immer der ärgere und wollte vom Beten und Frommsein nie gar viel wissen. Einstmals legte sich die Mutter zu Bette, und nach einigen Tagen, als die Kinder eben mit einander nach Hause kamen, hörten sie, daß der Tod angeklopft und die Mutter abgeholt habe. Vater und Bube und Mädchen, Alles weinte zusammen, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen; aber da half Alles nichts, die Mutter blieb todt und wurde nach kurzer Zeit in das Loch hinabgeworfen. Wenn der Vater die zwei Kleinen ansah, so dachte er immer und immer wieder an das verstorbene Weib, und wußte sich nicht zu helfen, wie er etwa die Kinder erziehen sollte. Da war wieder der Teufel dahinter und gab ihm ein, er solle eine Stiefmutter in's Haus führen, denn er allein sei doch nicht im Stande die Kleinen heranzuziehen. Er heirathete, und das Weib, das er in's Haus brachte, war eine Hexe. Davon wußte der gute Mann freilich nichts, denn sonst hätte er sie auch nicht genommen. Er redete ihr immer zu: „Sei nur fein mit den Kindern und erziehe sie gut und christlich, daß sie auf der Welt und im Himmel zu brauchen sind." Die Hexe ließ ihn brav reden und hatte ganz andere Pläne in ihrem Herzen. Sie konnte die Kinder nicht leiden und sann immer auf eine gute Gelegenheit, die zwei aus dem Wege zu räumen. Der Vater sah wohl, daß sie den Kindern gar nichts Gutes that, und stellte sie deßwegen öfters zur Rede. Jetzt wurde sie erst recht böse und machte es von nun an dem Mann nicht viel besser als den Kindern. In der Küche und in der Stube schaute es von Tag zu Tag schmutziger aus, und auch der Mann mußte zufrieden sein, wenn er für den ärgsten Hunger zu essen bekam. Das Mädchen trauerte immer mehr um seine frühere Mutter und weinte und betete Tag und Nacht. Der Bube aber wurde von Tag zu Tag ungezogener, und Jedermann konnte es ihm ansehen, daß es mit der Wirthschaft zu Hause nicht am besten aussehen müsse.

Eines Tages trug es sich zu, daß der Mann auf den Markt gegangen war, und das Weib die zwei Kinder allein zu Hause hatte. Da dachte sie sich: „Heute ist einmal gute Gelegenheit Küchel zu backen, denn wenn der Alte daheim ist, kann ich sie doch nicht in Ruhe backen und essen.“ Um ganz sicher zu sein, narrte sie nun die zwei Kinder fort und buck dann Küchel nach Herzenslust. Während sie eben in der besten Arbeit war, kamen die Kinder zurück und schauten groß drein, da es auf einmal in der Küche so festtäglich zuging. Die Hexe aber ließ vor lauter Zorn die Kinder nicht recht zu Worte kommen, sondern wünschte sogleich den Buben auf den Kirchthurm hinauf, und das Mädchen tief in den Wald in ein Norggenloch.

Der Bube konnte schön wisplen und wispelte auf dem Kirchthurm droben so lustig, daß die Leute alle herbeiliefen und ihm zuhörten. Allein das war ein sonderbares Ding. Wer in die Nähe des Thurmes kam, der konnte nimmer weg, und hätte der Bube lange Zeit droben gewispelt, so wäre die ganze Gemeinde um den Kirchthurm angefroren. Da machte man endlich Ernst, und es kam ein Pater, der den Zauber aufhob, so daß der Knabe wieder herabsteigen und das angebannte Volk vom Thurm weggehen konnte.

Das Mädchen aber kam vom Norggenloch nicht so schleunig davon und hatte dort gar langweilige Zeiten. Es konnte nicht weiter gehen, als ein Paar Schritte heraus vor die Höhle, und kein Mensch als die böse Stiefmutter wußte von dem verzauberten Kinde. Sein einziger und bester Trost war wieder der heilige Schutzengel, und dieser ließ das brave Mädchen auch nicht im Stiche, sondern kam tagtäglich zu ihm und brachte ihm Speise und tröstete es in seinem Elend.

So ging es viele Jahre fort und das Mädchen erwuchs zu einer schönen Jungfrau. Die Kleider schauten freilich sehr zerlumpt aus, aber daß sie brav und schön sei, das hätte ihr doch Jedermann von weitem ansehen können. Da trug es sich einmal zu, daß ein vornehmer Graf in dem Walde der Jagd nachging und zu dem Norggenloch gerieth. Da erblickte er auf einmal die Jungfrau und erstaunte nicht wenig über ihre Schönheit. Es wunderte ihn sehr, wie sie in den Wald gekommen sei, oder was sie da zu thun habe. Er ging hin und fragte sie um die Ursache ihres einsamen Aufenthaltes. Sie erzählte ihm, daß die böse Stiefmutter sie hieher verwünscht habe, und schilderte ihm das traurige Leben, das sie schon so lange Zeit in dem einsamen Walde führen müsse. Dann erzählte sie aber auch von dem heiligen Schutzengel, daß dieser ihr besonderer Trost sei und ihr zu essen bringe und sie mit allem versorge, was sie zu ihrem Unterhalt nöthig habe. Der Graf gewann das Mädchen bei jedem Worte lieber, und als sie ihre Rede vollendet hatte, sagte er zu ihr: „Siehst du, ich möchte dich gerne zu meiner Frau nehmen; allein ich habe immer gehört, daß die Ehe mit einem ver-

wunschenen Kinde ohne Nachkommen bleibt, und diese Furcht allein ist es, welche mich abhält, dich als meine Braut heimzuführen." Das Mädchen erröthete ein wenig und meinte, daß es eine Nachkommenschaft freilich nicht versprechen könne, weil die Kinder immer ein ungewisses Geschenk Gottes seien.

Als der Graf nach Hause kam, konnte er sich keinen Augenblick halten, sondern fing sogleich an von dem frommen und schönen Mädchen zu erzählen, das er im Walde gesehen hatte. Er äußerte auch seine Absicht sie zu heirathen, aber zugleich die Furcht, daß die Ehe mit dem verwunschenen Mädchen ihm keine Nachkommenschaft bringen könnte. Des Grafen Mutter war eine Hexe, und wenn sie anfing zu räsonniren, so konnte sie es auch ganz hexenmäßig und teuflisch. Sie schalt ihren Sohn über und über aus, daß er nur habe daran denken können, ein verwunschenes Mädel aus dem Walde zu heirathen, und stellte ihm vor, was das für eine Schmach wäre für das ganze Geschlecht, wenn er eine gemeine Dirne zur Gräfin machen würde. Zugleich prophezeite sie ihm, daß bei einer Verehelichung mit einem verwunschenen Kinde die Nachkommenschaft sicher ausbleiben werde. Der junge Graf hörte ihrer wilden Predigt geduldig zu und ließ für den Augenblick seine frühern Gedanken fahren. Allein bald fing er wieder an Sehnsucht nach dem Walde zu kriegen und öfter an das brave Kind zu denken. Die Sorgen, welche ihm die polternde Mutter eingeflößt hatte, schlug er sich nach und nach aus dem Kopfe und dachte alles Ernstes daran, bald einen neuen Besuch bei der Norggenhöhle zu machen.

Das Mädchen im Walde hatte indeß wieder traurige Zeiten und dachte gar oft, wie schön es halt wäre, wenn der Graf wirklich käme und sie als Braut auf sein Ritterschloß führte. Der Wald kam ihr jetzt noch viel langweiliger vor als früher, und so oft sie des Abends in ihre finstere Norggenhöhle zurückkehrte, rannen ihr die hellen Zähren über die Wangen herab. Da kam eines Tages wieder der heilige Schutzengel, redete sie freundlich an und sagte: „Aber warum bist du denn jetzt gar so traurig, mein Kind?"

„Ja wohl," antwortete das Mädchen, „wie sollte ich nicht traurig sein, wenn neulich ein so braver und freundlicher Herr dagewesen ist, welcher mich aus dem Walde erlöst und zur Frau genommen hätte, wenn er nicht fürchtete in dieser Ehe ohne Nachkommen zu bleiben, weil ich verwunschen bin." Der Schutzengel lächelte freundlich und sagte: „Wenn dich der Graf als Braut heimführt, so ist die Verwünschung vorbei, und auf mein Wort kannst du ihm versprechen, daß ihr einen Knaben bekommen werdet, der ein goldenes Kreuz auf dem Herzen trägt." Mit diesen Worten verschwand der heilige Schutzengel, und das Mädchen war jetzt so heiter und voll fröhlicher Hoffnung, wie es sein Lebtag noch nicht gewesen war.

Der Graf kam nun eines Tages wieder in den Wald und fand das Mädchen an der Stelle, wo er es das vorige Mal verlassen hatte. Sie kam

ihm jetzt viel heiterer vor als das erstemal, und er rückte alsogleich wieder mit seinem Anliegen heraus, daß er sie gerne heirathen würde, aber halt doch ein bischen in Sorgen sei wegen der Nachkommenschaft, besonders weil auch seine Mutter ihm das Allerübelste prophezeit hätte. Das Mädchen lächelte wegen seiner überflüssigen Sorgen und sagte: „Daß wir ein Kind bekommen werden, kann ich dir hoch und theuer versprechen. Es wird ein Bübchen sein und ein goldenes Kreuz auf dem Herzen tragen. Das hat mir der Schutzengel selber gesagt, und es muß darum wohl wahr sein.“ Dem Grafen gingen vor Freude völlig die Augen über, als er diese Botschaft vernahm, und er reichte dem Mädchen alsogleich die Hand und sagte: „Dich und keine Andere werde ich zur Gemahlin nehmen, mag auch meine Mutter dazu sagen was sie will. Warte nur einige Tage, dann werde ich kommen und dich als meine Braut nach Hause führen.“ Dießmal nahmen sie freilich einen lustigeren Abschied, als das erstemal, und der Graf ging nicht mehr so traurig und kopfhängerisch nach Hause wie damals.

Als er in seinem Schlosse ankam, erzählte er, daß jetzt Alles in Ordnung sei, und gebot, man solle für seine Gräfin schöne Kleider herrichten und überhaupt Alles in Ordnung bringen, was zu einer Hochzeit nothwendig ist. Da rührten sich alle Hände im Schlosse, und es wurde geputzt und ausgebessert und neu gemacht, daß in wenigen Tagen Alles von unten bis oben ein anderes Ansehen hatte. Als nun auch die Brautkleider fertig waren, nahm sie der Graf, setzte sich damit in seinen schönsten Wagen und fuhr in den Wald hinaus, um seine Braut abzuholen. Das Mädchen mußte die alten lumpigen Kleider in der Norggenhöhle lassen und dafür die neuen seidenen und golddurchwirkten anziehen. Wie schaute der Graf drein, als seine Braut in dem herrlichen Schmucke heraustrat. Sie kam ihm jetzt zehnmal schöner vor als früher, und er freute sich schon seine Leute mit der schönen Braut zu überraschen. Und richtig, als er heimkam, staunte Alles über die Schönheit des Waldmädchens, und auch die alte Gräfin stellte sich jetzt, als ob sie mit der Wahl ihres Sohnes völlig zufrieden sei. Die Hochzeit wurde prächtig gefeiert mit Essen und Trinken und Tanz und Musik und mit so unschuldiger Freudigkeit, daß der Schutzengel genug hätte können dabei sein, und weiß auch Niemand, ob er nicht wirklich das brave Mädchen an diesem seinem Festtage besucht hat. Die junge Gräfin war jetzt Gebieterin im Schlosse, zeigte sich aber so liebevoll und milde gegen Jedermann, daß ihr Niemand Feind sein konnte, und weitum von dem sanften und freundlichen Betragen der jungen Gräfin die Rede war. Nur die alte Hexe, die Mutter des Grafen, hatte immer noch einen heimlichen Zorn über die Wahl ihres Sohnes, und sann stets auf eine Gelegenheit, der unschuldigen Schwiegertochter ein bitteres Leid anzuthun.

Da brach in der Nachbarschaft ein Krieg aus, und der Graf mußte

auch Abschied nehmen von den Seinigen und fortziehen, um die Feinde zu bändigen. Er konnte sich fast nicht trennen von seiner Frau, und bat die alte Mutter recht inständig, auf die junge Gräfin gut Acht zu geben und an seiner Statt für sie zu sorgen. Die Hexe versprach hoch und theuer Alles zu thun, freute sich aber im Stillen, daß jetzt eine Zeit käme, wo sie ihren heimlichen Zorn einmal auslassen könnte.

Der Graf war noch nicht lange im Kriege, da kam ihm zu Hause ein wundernettes Knäblein auf die Welt, das mitten auf der Brust ein goldenes Kreuzchen eingewachsen hatte. Die Gräfin hatte eine überaus große Freude, als sie die Weissagung des Schutzengels erfüllt sah, und schickte augenblicklich zur Schwiegermutter hin, um ihr die fröhliche Botschaft mitzutheilen. Die Alte hatte eine teuflische Schadenfreude, als sie die Botschaft bekam, denn sie dachte, jetzt sei die rechte Gelegenheit gekommen, der verhaßten Schwiegertochter ein recht tiefes Herzenleid anzuthun. Sogleich ging sie hin, riß der jungen Gräfin das Kind aus den Armen, packte es in einen kleinen Panzen und warf es in den nächsten Bach. Die Gräfin selbst aber verwünschte sie vermöge ihrer Hexenkunst in den tiefsten Keller und meinte, jetzt sei Alles zu Ende und eine zahlende Zeit werde nie hereinkommen. Die junge Gräfin hatte jetzt wohl ein bitteres Leben in dem finstern Keller und wünschte sich oft in den Wald zurück, aus dem sie sich einst so herausgesehnt hatte. Allein der heilige Schutzengel ließ sie auch hier nicht im Stiche, brachte ihr Speise und Trank und tröstete sie, so oft der Kummer über sie Herr werden wollte.

Das Knäblein war ein gutes Stück den Bach hinabgeronnen. Da ging zufällig ein General am Ufer spazieren, sah das Panzele daherschwimmen und bekam Wunder, was darin sein möchte. Er zog seinen Säbel und leitete es damit zum Ufer herüber. Er fing es glücklich auf, öffnete es und machte nicht kleine Augen, als er das wunderherzige Knäblein darinnen fand, mit dem goldenen Kreuze vorn auf der Brust. Weil das Kind gar so schön war, dachte er sogleich, es könnte von vornehmen Eltern sein, und beschloß jedenfalls das arme Würmchen zu retten und mit sich nach Hause zu nehmen. Seine Frau wußte zuerst nicht recht, was sie denken sollte, als ihr Mann mit dem Panzele auf den Armen zu ihr kam, — hatte aber dann sogleich die größte Freude, als sie das herzige Knäblein sah und vernahm, daß sie dasselbe als ihr Kind aufziehen sollte. Sie ließen nun das Büblein vor allem taufen und sorgten dann in allen Stücken mit solchem Fleiße dafür, daß sie für ihr eigenes Kind nicht mehr hätten thun können. Der Knabe war frisch und munter und gelangte bald zu solchen Kräften, daß er allein gehen konnte. Da trippelte er dann am liebsten zu den Säbeln und Büchsen, die der General überall aufgehängt und aufgestellt hatte, und spielte mit nichts lieber, als mit diesen Waffen. Und als er anfing ein bischen zu plappern, da redete er

am liebsten von Kampf und Schlachten und erzählte seinem Ziehvater von den Kriegen, die er einmal führen wollte. Zugleich betete er so gern und war so brav und fromm, daß er weitum allen Kindern zum Muster vorgestellt wurde. So wuchs der Knabe in Unschuld und Kraft zum Jüngling heran und wußte noch nicht, daß diejenigen, von denen er erzogen wurde, nicht seine wirklichen Eltern seien.

Inzwischen war der Graf lange schon aus dem Krieg nach Hause gekommen, und das Erste, was er bei seiner Rückkehr that, war, daß er seine Frau aufsuchte, um sie zu begrüßen. Allein nirgends konnte er sie finden, und als er darnach fragte, so erhielt er die sonderbare Antwort, daß die junge Gräfin bald nach seiner Abreise ein Knäblein bekommen habe, aber dann alsbald sammt dem Kinde verschwunden sei. Mehr brachte er von Niemand heraus, denn die Alte hatte schon vorgesorgt, daß auch jene, welche um die Sache wußten, das Rechte nicht sagten. Der Graf ward über und über traurig bei dieser Nachricht, und wußte nicht, was er dabei denken oder wie er seiner Frau auf die Spur kommen sollte. Er brachte mehrere Jahre in dieser stillen Trauer hin, da hieß es wieder, der Krieg sei ausgebrochen und der Graf mit seinen Mannen solle dem Feinde entgegenziehen. Er that wie ihm befohlen war und ritt in den Krieg.

Auch der General wurde aufgefordert in's Feld zu rücken, und gab dem Jüngling Erlaubniß, jetzt zum ersten Male mitzugehen. Dieser wußte sich nicht zu helfen vor Freude, und redete voll Begeisterung davon, wie er vorausreiten und die Feinde zusammenhauen werde. Der General lächelte bei solchen Aeußerungen und dachte sich: du wirst schon noch genug kriegen. Sie zogen nun aus, und als sie im Felde standen, da bat der Jüngling seinen Ziehvater, er möge ihm ein weißes Pferd, weiße Rüstung und einen weißen Helmbusch geben, dann wolle er vorausreiten und in die Feinde dreinschlagen wie Hagelwetter. Der General that ihm seinen Willen und freute sich über seinen Muth, obwohl er über die stolzen Vorhersagungen lächeln mußte.

Die Feinde rückten zur Schlacht heran. Freudig schwang sich der Jüngling in seiner blanken Rüstung auf das schneeweiße Pferd, zog das Schwert und sprengte Allen voraus. Die Feinde huben an zu lachen und über das junge Bürschchen zu spotten, aber bald verging ihnen aller Spaß, denn zu seiner Rechten und Linken fielen die Soldaten haufenweise zusammen, und Keiner, der ihm nahe kam, konnte seinem Schwerte entrinnen. Es war gerade, als ob der weiße Reiter ein Engel vom Himmel sei, solche Heldenthaten übte er aus, und mit solcher Schnelligkeit jagte er allein die übrig gebliebenen Feinde in die Flucht. Alles staunte über seine Stärke und Tapferkeit, und als er vom Schlachtfelde zurückkehrte, hatte Niemand Worte genug, seine Thaten zu preisen.

Jetzt ereignete es sich auch, daß der General und der Graf in einem Gezelte zusammen kamen und allerlei Wichtiges und Unwichtiges miteinander abredeten. Sie kamen auch von dem tapfern Jünglinge zu sprechen, und der General that sich nicht wenig darauf zu gute, denselben recht oft seinen Sohn zu heißen. Da fing nun der Graf an zu erzählen, daß auch seine Gemahlin ihm einen Sohn versprochen habe, der ein goldenes Kreuz auf dem Herzen tragen sollte, daß aber sogleich nach der Geburt des Kindes Mutter und Söhnchen verschwunden seien. Diese Erzählung kam dem General sonderbar vor, und er fing jetzt an zu bekennen, daß der Jüngling nicht sein eigenes, sondern nur ein Findelkind sei, und daß sonderbarer Weise eben dieses ein goldenes Kreuz auf dem Herzen trage. Der Graf war erstaunt über diese Eröffnung, und wollte eben weitere Nachfrage halten, als der Jüngling unerwartet hereintrat und ausrief: „General, nicht Ihr seid mein Vater, sondern dieser da!" Hiemit ging er auf den Grafen los, öffnete sein Kleid und zeigte ihm das goldene Kreuz auf seiner Brust. Der Graf zweifelte keinen Augenblick mehr, daß er seinen Sohn vor sich habe, umarmte ihn und weinte vor Freude die hellen Thränen. Als die erste Freude vorbei war, sagte der Sohn: „Nun folget mir, wir wollen die Mutter erlösen. Mir ist ihr Aufenthalt bekannt, und wenn Ihr mir folgen wollt, so werde ich Euch sogleich zu ihr führen." Der Graf hatte jetzt eine neue Freude, die er gar nicht mehr gehofft hatte, und konnte den Augenblick kaum erwarten, an dem er seine Gemahlin wiedersehen sollte. Bevor er aber wegging, dankte er dem General für die sorgfältige Erziehung seines Sohnes und gab ihm ein kostbares Geschenk als kleinen Entgelt für seine Kosten und Mühen. Dann kam es zum Abschied, und Jüngling und Graf hätten die Trennung von ihrem Wohlthäter schwer über's Herz gebracht, wenn nicht die Befreiung der Mutter sie zur Abreise gedrängt hätte. Auf dem Wege fragte der Graf seinen Sohn, wo er denn die Gräfin zu finden wisse, und dieser erzählte ihm jetzt, daß die Großmutter sie in einen finstern Keller gebannt und daß ebendieselbe ihn als Knäblein in den Bach geworfen habe.

Als sie beim Schlosse ankamen, ging der Jüngling voraus in einen finstern Keller hinab, und der Graf folgte ihm. Richtig fanden sie da die Gräfin und gaben sich ihr zu erkennen. Was für eine Freude da gewesen ist, möchte ich nicht beschreiben, denn sie war so groß, daß es mit Worten gar nicht zu sagen ist. Jubelnd führten sie die Gräfin aus ihrem Kerker herauf, und der Graf gab Befehl, daß seine böse Mutter in demselben Keller gefangen gesetzt werde.

Graf und Gräfin und der Sohn mit dem goldenen Kreuz hielten jetzt ein glänzendes Freudenfest und lebten dann noch lange Zeit in Frömmigkeit und Freude, bis sie nach und nach Alle der Tod zum ewigen Leben abholte.

Tiroler Geschichten.

Von ***.

Wie die Laatscher einen Stier auf den Thurm zogen.

Die Bauern von Laatsch, die hielten einst Rath,
Sie saßen beisammen im Sonntagsstaat,
Sie saßen beisammen beim vollen Glas,
Besprachen mit Eifer dieses und das.

Da wirft sich der Anwalt*) breit in die Brust
Und räuspert und räuspert nach Herzenslust,
Dann öffnet er seine Lippen sofort
Und spricht das ernste, gewichtige Wort:

„Hört, Männer von Laatsch, ich hab' euch besand't,
Daß werd' ein wichtiges Ding euch bekannt.
Das Kirchthurmdach — ei merket euch das —
Es trägt das herrlichste, üppigste Gras.

Das Kirchthurmdach ist Gemeindegrund,
D'rum laßt uns rathen und meinen zur Stund',
Wie wir gewännen das köstliche Heu,
Daß seiner unser Vieh sich erfreu'."

Da ward nun mancher Vorschlag gemacht
Und wieder verworfen, manch' neuer erdacht,
Bis endlich nach langem vergeblichem Rath
Ein Ausschuß**) den herrlichen Ausspruch that:

„Wer steigt auf's Dach mit Lebensgefahr
Und schneidet das Gras und bringt es uns dar?
Ich glaub' und schwör's bei meiner Hand,
Ein solcher Narr existirt nicht im Land.

Doch Eines! — auf daß nicht zu Grunde geh'
Das herrliche Futter auf luftiger Höh',
Zieh'n wir den Stier des Dorfes hinauf —
Er fress' das Heu vom Thurmesknauf.

Ich hab's gesagt," der Redner schloß,
Und mächtiger Jubel sich ergoß:
„Ja so, ja so! — der Seppmuch hat Recht,
Das heißt ein Gedanke trefflich und echt."

Stracks eilen die Räthe hinaus zur Thür,
Man holt den Stier aus dem Stalle herfür,
Man führt ihn zum begrasten Thurm,
Das Volk läuft herbei, als läutet' es Sturm.

---

*) Anwalt = Bürgermeister.
**) Gemeinderath.

Am Dach wird befestigt der Flaschenzug,
Der Glocken öfters, doch Flaschen nie trug.
Dem Stier um den Hals ward geschlungen der Strick,
Dann zog man lustig, versuchte das Glück.

Und höher schwebte das stattliche Thier,
Doch blickte es seltsam, doch schaute es stier:
„Da seht, da seht, wie er die Augen aufreißt,
Weil's Futter ihm so in die Augen gleißt!"

Und höher ging's — jetzt kam er zum Dach,
Und jubelnd sah die Menge ihm nach,
Da schnappt das arme Thier nach Luft,
„Seht, wie er frißt!" das Volk nun ruft.

„Jetzt ist er droben, jetzt geht's an's Gras,
Was war für ein köstlicher Einfall das!"
Doch siehe — der Farren rührt sich nicht mehr,
Er hängt wie Blei so träg und schwer.

Es harret das Volk ohn' Maß und Ziel,
Doch kümmert den Stier das Gras nicht viel,
Er hängt am Stricke schlaff und faul,
Geschlossen die Augen, geschlossen das Maul.

Da wird es endlich dem Volke zu lang:
„Auf, laßt hernieder das Thier am Strang!"
Und sieh', als der Stier zur Erde glitt,
Da war er kalt und rührte sich nit.

Das Thier war schlaff, das Thier war todt,
Das ist der Laatscher Tort und Spott,
Doch weiß ich nicht genau das Jahr,
Wann diese Mähr' geschehen war.

Warum die Oberhofner Rübeler heißen.

Die Oberhofner werden
Die Rübler im Lande genannt,
Woher der Name sich schreibe,
Das will ich euch machen bekannt,
Das will ich euch jetzo erzählen
Mit Treuen in schlichter Art,
Wie's mir vor vielen Jahren
In Zirl erzählet ward.

Es war ein Markt zu Polling
Gehalten nach altem Brauch,
Da fanden sich viele Käufer,
Doch mehr Verkäufer auch;
Da gab's ein Wimmeln und Wogen,
Ein Feilschen hin und her,
Du siehst zu andern Zeiten
Im Dorf dieß Leben nicht mehr.

Da machte ein Oberhofner
Sich auf dem Platze breit,
Er trug nicht Sammt und Seide,
Doch stattlich ein Lodenkleid;
Er trug eine silberne Kette,
Die gab gar stolzen Schein,
Doch stolzer sah der Bauer
In's rege Gewimmel hinein.

Er ließ die Kette gleißen,
Daß man sie sah von fern,
Da gab's der Gaffer viele,
Die hätten die Kette gern.
Und wie der stolze Bauer
So trieb sein eitel Spiel,
Da trat zu ihm ein Silzer,
Dem hoch die Kette gefiel,

Und tastet an das Geschmeide
Und lächelt und preist es sehr:
„Ei, Vetter, wie schimmert die Kette,
Wie wägt sie an Silber so schwer!
Wenn schon die Kette gefertigt
Aus Silber blank und rein,
Wie wird die Uhr erst glänzen,
Wie wird sie herrlich sein!

Ich möcht' das Kleinod gerne
Mit deinen Gunsten seh'n.“ —
Doch sieh', der stolze Bauer
Will es nicht zugesteh'n.
Er weigert's stark und stärker
Und spricht: „Bezähm' dich nur,
Du würdest doch nur finden
Eine schlichte Silberuhr.“

Der Silzer mag's nicht glauben
Und spricht mit klugem Gesicht:
„Man traget schlechte Uhren
An theuren Ketten nicht.“
Und in des Stolzen Tasche
Greift rasch er und gewandt,
Da fühlt' er statt des Uehrleins
Ein Rüblein in der Hand.

Und wie das Rübchen er hatte
An silberner Kette Zier,
Da rief er: „Seht die Sackuhr
Des Oberhofners hier!“
Nun gab's ein tolles Gelächter
Rings auf des Platzes Rund,
Es ging die lustige Mähre
Im Nu von Mund zu Mund.

Da ward bald blaß, bald glühend
Der Oberhofner vor Zorn,
Er ließ die Uhr im Stiche
Und flüchtete sich in's Korn. —
Zum Schluß merk' dir die Lehre,
Bekannt in allem Land:
Bescheidne krönt die Ehre,
Doch Prahlern folgt die Schand'.

Das Glück des Glaubens.

Erzählung von P. St.

Der Abend warf seine Schatten in ein anmuthiges, reizendes Waldthal; hinter die Berge, welche es eng umschlossen, war bereits die Sonne gesunken, ihren Feuerschimmer durch die Lichtungen der Bäume, welche in scharfen Umrissen den Saum des Gebirges bezeichneten, als letzten Gruß, als „gute Nacht“ hinuntersendend. Tiefe Stille herrschte rings umher; die Vögel hatten ihren Abendgesang beendigt und suchten Ruhe in ihren Nestchen; kein einsamer Wanderer war mehr auf dem schmalen vorüberführenden Wege — und nur ein etwas alterthümliches Gebäude, auf einer kleinen Anhöhe dicht an den Wald gelehnt, ließ vermuthen, daß auch dieses abgeschlossene Theilchen Erde seine Freuden und Schmerzen, seine Sorgen, sein Fürchten und Bangen, und ebenso auch seine Hoffnungen in seinem Schooße berge. Ueberall, wo der Mensch seine Stätte gefunden, sei es in dem Gedränge eines bunt bewegten Lebens, in der Stille eines Klosters, in der Freiheit einer neuen Welt, oder in den abgeschlossenen engen Grenzen eines kleinen Erden-

winkelchens, überall begleitet ihn seine Gedankenwelt, überall begegnet er seinen Gefühlen, überall tritt ihm der Fluch der Menschheit, seine Zweifelsucht entgegen.

Plötzliche Kühle war, wie dieß in solchen engen Waldthälern oft der Fall ist, auf die drückende Hitze des Tages gefolgt; ein feuchter Schimmer lagerte sich auf Gras und Blätter, ihnen den schönen Glanz wiedergebend, den die heißen Sonnenstrahlen weggeküßt; Glühwürmer schaukelten sich in ihrem prahlerischen Lichte auf den durch leichten Abendwind sanft bewegten Blättchen, indeß der Abendstern mit seinem milden Strahlenauge lächelnd auf diese kleinen vergänglichen Sternchen herniederschaute. Auf der einen Seite des Hauses hatte Menschenfleiß ein beträchtliches Stück Boden dem Walde abgerungen und mit geschickter Hand saftig grünen Rasen hingepflanzt, untermischt mit bunten Blumenbeeten und blühenden Gesträuchen — doch der schönste Schmuck dieser kleinen Anlage war eine Gruppe hoher uralter Eichbäume, vor deren majestätischer Naturschönheit die Kunst scheu und bewundernd zurückgewichen war. Sie überschatteten einen ziemlich großen freien Raum, welcher geebnet und mit feinem Kies bestreut war. Zerstreut umherstehende Tische und Stühle bezeichneten diese Stelle der Anlage als den Ort, wo sich die Bewohner dieses einsamen Aufenthaltes zu versammeln pflegten. Doch auch hier herrschte jetzt vollkommene Stille, durch keinen Laut unterbrochen.

Auf einem Stuhle saß, mit dem Haupte an den Stamm einer dieser mächtigen Eichen gelehnt, die schwarz verhüllte Gestalt eine Frau, deren Umrisse in dem vermehrten Dunkel des dichten Laubdaches kaum noch zu erkennen waren. Das blasse Gesicht unverwandt nach Oben gekehrt, schien diese regungslose Gestalt, in innere Betrachtungen versunken, keine Theilnahme, keine Empfindung für die Schönheit dieses Abends zu haben. Zu ihren Füßen, in halb sitzender Stellung, lag ein junger Mann, seine heiße Stirne auf ihre etwas schlaff herunterhängende Hand gedrückt, eben so still, eben so regungslos wie sie. Da rieselte ein fröstelndes Zittern durch den Körper der Frau; erschreckt sprang der junge Mann in die Höhe, und rasch ein großes Tuch, das in der Nähe lag, um sie schlagend, rief er in besorgtem Tone aus: „Schon wieder blieben wir zu lange hier! Warum, Angelika, mahnten Sie mich nicht zum Fortgehen? Sie müssen mich wecken, wenn ich träume, wenn ich alle Rücksicht für Sie vergesse.“

„Sie träumten wieder,“ entgegnete Angelika mit einer weichen, sanften Stimme, „und gewiß waren diese Träume wieder nicht frei von bitterem Grolle gegen das Schicksal, wie Sie es nennen. Auch ich war mit Ihrem Unglücke beschäftiget und verlor mich dabei in das Anschauen meines Innern und fand, daß nur meine feste Zuversicht auf Gott mir Kraft gegeben hatte, die vielfachen Stürme meines Lebens zu ertragen, daß ich nur in dieser

Zuversicht Trost im Unglücke gefunden und überhaupt jene sittliche Würde errungen habe, welche durch kein Mißgeschick gebeugt werden kann. O, könnte ich doch Ihre Seele mit diesem heiligen Glauben, mit diesem beseligenden Gottvertrauen erfüllen!"

„Sie sind ein Engel, der mir als eine zweite Mutter erscheint!" rief mit dem Ausdrucke großer Hochachtung der junge Mann aus. „Haben Sie Nachsicht mit mir, wenn ich nur immer mit dem Geschicke hadern kann, das mir mein Lebensglück in seiner schönsten Blüthe zerstörte, mir mein ganzes Leben vernichtete. O, war sie nicht auch ein Engel an Seelengüte und Herzensreinheit! Und wie innig und treu und wahr liebten wir uns! Nachdem der Priester den Bund der Herzen gesegnet, eilten wir hieher, aus dieser kleinen Wildniß ein Paradies zu schaffen, in welchem unser Leben dahinfließen sollte, rein, makellos, selig, unberührt vom Gifthauche der Welt und ihren Lastern."

„Das war nicht recht, mein Freund," sagte Angelika, indem sie seine Hand ergriff. „Auf dieser Erde ist kein Paradies zu finden, und der Egoismus darf ein solches auch nicht suchen wollen. Wir müssen kämpfen mit und in der Welt, und durch Schmerz und Leiden müssen wir ungebeugt gehen, um uns jenseits ein Paradies zu erringen."

„Zu was aber Schmerz und Leiden? Nach meinen Begriffen von der Allgüte des Schöpfers müßte ich zu Glück und Freude geboren sein, und wenn ich hierin irren könnte, was vermöchte dann meinen Glauben zu rechtfertigen, einstens dort wieder zu finden, was mir hier entrissen wurde?"

„Der Glaube," sprach Angelika feierlich, „und nur allein der Glaube gibt uns die Bürgschaft des Wiedersehens, die Gewißheit einer Beseligung, welche jeder andern Lebensanschauung gänzlich mangelt. Das so gewöhnliche ungestüme Jagen nach Erdenglück, nach Lebensgenüssen, und die Verzweiflung, wenn sie nicht erhascht und festgehalten werden können, ist die Angst und Furcht einer Seele ohne allen inneren Gehalt, einer Seele, welche ihre wahre Heimat nie gefunden und erkannt hat. Glauben Sie mir, mein junger Freund," fuhr sie nach einer Pause fort, „Sie werden sich mit dem Leben wieder aussöhnen, Sie werden Stunden und Tage des Glückes wieder genießen, wenn Sie erst die unnatürlichen finstern Zweifel Ihres Kopfes gebannt haben werden, welche nur auf Augenblicke die bessern Regungen Ihres sanften Herzens verdrängen konnten. Um aber diesen innern Frieden zu gewinnen, müssen Sie sich mit Muth und Gottvertrauen aus dieser Ihnen behaglich gewordenen Trägheit, in welcher Ihre physischen und geistigen Kräfte erschlaffen, aufraffen und mit der Ihnen angebornen Thatkraft des Mannes ein Ziel verfolgen, das Sie sich vorstecken."

„Ich, ein Ziel verfolgen? — Ich? — Und welches?" fragte halb bitter, halb kleinlaut der junge Mann.

„Das Ziel, Gutes auszuführen — Böses zu verhindern," sprach mit erhobener Stimme Angelika.

„So zeigen Sie mir den Weg und ich will treu die Mission erfüllen, welche Sie mir auferlegen." — Ein plötzlicher doch schmerzlicher Gedanke schien durch die Seele Angelika's zu zucken, als sie ihr mildes blaues Auge forschend und fragend über die schmächtige Gestalt des jungen Mannes gleiten ließ, und es sorgenvoll eine Minute auf seinen bleichen Gesichtszügen weilte. Eine tiefe innere Bewegung färbte ihre Wange mit einem leichten Roth, und des Freundes beide Hände erfassend, sprach sie mit von innerer Ueberzeugung durchdrungener Stimme: „Paul, mein verehrter Freund, Sie müssen fort von hier. An diesem Orte hier, wo Alles, Alles Sie an Ihr einstiges Glück erinnert, wird Ihr Schmerz ewig neue Nahrung finden, ohne daß Ihr Leben hier einen Zweck, eine Bestimmung finden könnte. Sie müssen ein Ziel sich stecken, bei welchem Ihr Körper Beschäftigung und Ihr Geist Nahrung erhält. Vorerst aber muß Ihr Glaube erstarken, ehe der Strudel des Lebens Sie wieder erfaßt — Sie müssen gegen die Gefahr, darin unterzugehen, geschützt sein. Ich habe Ihnen die Geschichte meines Lebens versprochen, wenn ich zu deren Mittheilung mich stark genug fühlen würde. Lassen Sie mich heute Abend damit beginnen. Sie werden hoffentlich darin erkennen lernen, daß der Glaube, die Religion das Höchste im Leben ist, und daß man durch sie selbst das grausamste Geschick mit Muth und Freudigkeit ertragen lernt; und vielleicht finden Sie auch in dieser meiner Geschichte eine Mission für Ihr edles Herz."

„Lassen Sie uns in's Haus gehen," sprach Paul besorgt, „die kühle Nachtluft könnte Ihnen schaden; — war es doch auch ein so gefährlicher schöner Sommerabend, als ich mit Fanny zum Letztenmale unter den Eichen saß. Der Tag war so heiß gewesen, daß sie sich nur leicht gekleidet hatte; und wir, nur mit dem Glücke unserer Liebe beschäftigt, achteten nicht der feuchten frischen Nachtluft, und erst als sie frostschauernd in meinen Armen zusammenbebte, eilten wir in das Haus — doch zu spät. Der Tod hatte bereits seine Beute erfaßt — und mir ist nichts von ihrem süßen Leben geblieben."

„Nichts?" erwiderte nicht ohne Vorwurf Angelika, und zog ihn mit sich fort in ein kleines freundliches Gemach, das von einer Nachtlampe beleuchtet, in dem Erdgeschosse des Hauses sich befand. „Sehen Sie dort Ihr schlafendes Kind, das freundliche Ebenbild der Mutter. Sie ließ es Ihnen zurück als Pfand ihrer Liebe, zur Versöhnung mit Ihrem Schmerze. Betrachten Sie den kleinen Engel, wie in seinen unschuldsvollen Zügen der Friede des Himmels Ihnen entgegenlächelt." Angelika ergriff die Lampe und beleuchtete damit ein blendend weißes Kinderbettchen. Ein wunderbar schönes Kind lag in demselben. Der gesunde Schlaf, sowie die letzte Hitze des Tages,

welche das Zimmer nicht ganz verschont hatte, färbten seine Wangen mit glühender Röthe; das weiße Nachthäubchen war zurückgeschoben und die dunkeln Locken fielen frei und fessellos um das liebliche Gesichtchen; die kleinen Füßchen hatten die leichte Decke zurückgetreten und lagen entblößt, rund, weich, rosig und voll, wie es die Natur in solcher Schönheit nur den Kindern verleiht. Paul, tief ergriffen von diesem Bilde, kniete in beseligender Vaterliebe an dem Bette des Kindes nieder. Seine Seele ergoß sich in ein heißes Gebet — seine Augen füllten sich mit Thränen, und diese Thränen des Gebetes, dieser Himmelsthau löste den bittern Schmerz seines Innern.

Angelika war leise weggegangen, um noch einige Befehle für den Abend und den kommenden Tag zu ertheilen. Eine Stunde später saß sie mit Paul in dem elegant, doch einfach eingerichteten Wohnzimmer und wurde von diesem an ihr gegebenes Versprechen mit der Bemerkung erinnert, es dürfe die Mittheilung ihrer Lebensgeschichte ihr nicht zu schmerzliche Erinnerungen erwecken; in letzterem Falle möge sie seine Bitte als nicht ausgesprochen betrachten. „Ich habe mit Muth und Ergebung,“ erwiderte sie, „mein Geschick ertragen und werde mit Fassung der Erinnerung begegnen. — Mehr denn zwanzig Jahre — begann Angelika — sind jetzt vorüber, seit ich mit Karl Faltern vor dem Altare stand, um ihm ewige Liebe und Treue zu geloben. Ich war damals ein Kind von siebenzehn Jahren, gänzlich unbekannt mit der Welt und ihrem Treiben. Auf dem Lande erzogen, oder vielmehr seit dem Tode meiner geliebten Mutter, welche ich früh verloren, mir selbst überlassen, erschien mir Alles nur als Wiederschein meines innern Lebens. Ich hatte nie Böses gesehen, oder vielmehr es ging an meiner reinen Seele spurlos vorüber. Mein Vater war mir von meiner frühesten Kindheit an mehr ein Gegenstand scheuer Ehrfurcht als kindlicher Liebe gewesen. Mit dem feinen Instinkte des Kindes hatte sich die bange Ahnung meiner bemächtiget, ohne daß ich mir je darüber Rechenschaft gegeben, daß des Vaters barsches Wesen und seine rauhe Sprache sich nimmermehr mit dem sanften Charakter der Mutter und mit meinen weichen Empfindungen würden vereinen können. So lange die Mutter lebte, war sie das Band zwischen ihm und mir; jede mildere Stimmung beobachtend, benützte sie dieselbe, um unsere Herzen einander näher zu bringen. Ihrem klugen Einflusse wäre es wohl nach und nach gelungen, des Vaters rauhen Charakter zu mildern, der Tochter allzuweiches Herz zu stärken und beide in Liebe zu vereinen. Doch sie starb zu früh. Ihr Tod brachte mir eine so tiefe schmerzliche Wunde bei, daß ich lange kränkelte. Mein Vater überließ mich der Pflege einer alten Haushälterin, und erst als ich in meinem vierzehnten Jahre anfing ein blühendes Mädchen zu werden, interessirte er sich wieder für mich. Mit meiner Ausbildung wäre es unter diesen Verhältnissen sehr

schlecht gegangen, wenn nicht der Pfarrer des Ortes, ein liebevoller, vortrefflicher Mann, sich der kleinen Verlassenen angenommen hätte. Er bildete Herz und Verstand, — besonders aber befestigte er einen unerschütterlichen Glauben in meiner Seele, ohne welchen ich später in den Stürmen meines Lebens rettungslos untergegangen wäre. So lange ich lebe, wird das Bild dieses ehrwürdigen Mannes mir vorschweben. Seine weißen Haare und seine gefurchten Wangen bekundeten seine vorgerückten Jahre; doch wenn seine edlen blauen Augen im Glanze reiner Gottbegeisterung strahlten, dann schien er verjüngt und stand gleich einem Apostel des Herrn vor seiner zur Andacht hingerissenen gläubigen Gemeinde.

„Mein Vater beschäftigte sich jetzt mehr mit mir, und ich war durch diese Zeichen seiner Liebe so glücklich, daß ich mich eifrig bestrebte, auch seinen leisesten Wünschen zuvorzukommen; doch konnte ich die Scheu vor ihm, die sich meiner schon als Kind bemächtiget hatte, nie ganz los werden. Ich hatte nie erfahren, welche Geschäfte mein Vater eigentlich betrieb; als ich unsere alte Haushälterin einmal hierüber befragte, sagte mir diese, er mache mit seinem Gelde Spekulationen, wobei er oft viel gewinne, zuweilen aber auch viel verliere, und man merke das eine oder das andere stets an der Laune, in welcher er zurückkehre. Ich verstand dieß damals eben so wenig als es mich interessirte. Unser Haus stand einige hundert Schritte von dem Dorfe, zu welchem es gehörte, entfernt, und war zum Theil von einem schön angelegten Garten, zum Theil von üppigen Feldern umgeben, wovon die meisten meinem Vater gehörten, die er jedoch nicht selbst bebauen ließ, sondern verpachtet hatte. Ich hatte diese Gegend noch nie verlassen, und würde in dieser meiner kleinen Welt stille, zufrieden und ganz glücklich gelebt haben, wenn sich meiner nicht bisweilen eine unerklärliche Sehnsucht, eine sich unklare Verstimmung in so hohem Grade bemächtiget hätte, daß eine krankhafte Nervenüberreizung für mich befürchtet werden mußte. Ich wurde mir in dieser Stimmung nur einer unbezwinglichen Sehnsucht nach der geliebten Mutter bewußt; — es fehlte mir ein gleichgestimmtes fühlendes Herz. Mein ehrwürdiger Lehrer stand so erhaben neben mir, — ich liebte, ich verehrte ihn bis zur Abgötterei, — aber mein jugendliches Herz sehnte sich nach einem Herzen, das auf gleicher Stufe der Empfindungen mit ihm stand.

„Mein Vater, den seine Geschäfte früher sehr oft und viel von Hause entfernt hielten, war nun seit einiger Zeit mehr daheim; er bekam öfter Besuche, ich mußte als Tochter des Hauses die Gäste empfangen und unterhalten helfen. Dieß war mir anfangs sehr lästig; doch da ich sah, daß es meinem Vater Freude machte, gab ich mir Mühe, artig und freundlich zu sein. Ein junger Mann, aus der vier Stunden entfernten Stadt M. kam häufiger als die anderen. Seine äußere Erscheinung war angenehm, und ich

bemerkte bald, daß er sich Mühe gab, mir zu gefallen. Er erzählte mir viel von der Stadt, in welcher er lebte, und meinte, daß es nun auch für mich Zeit sei, diesen einförmigen Aufenthalt zu verlassen, um die fröhliche Welt und das reizende Leben kennen zu lernen. So unverständlich mir auch oft seine Beschreibungen waren, so erregten sie doch meine Phantasie; diese verlieh ihnen einen poetischen Schimmer, der mich täuschte und nach und nach mein Herz für den anmuthigen Erzähler gefangen nahm.

„Als mir nun nach einigen Monaten mein Vater eines Abends mittheilte, daß Karl Faltern um meine Hand geworben habe, fühlte ich mich von nie gekannter Freude erbeben; — ich glaubte keine bessere, treuere Stütze finden zu können, mich durch das Labyrinth dieses Lebens zu leiten; ich fiel meinem Vater weinend um den Hals und sagte ihm, daß ich mich unaussprechlich glücklich fühle, die Frau dieses Mannes zu werden. Ich glaube jetzt, daß Karl mich damals liebte, so viel dieß bei seinem Herzen möglich war. Ich selbst kam mir während meines Brautstandes oft wie ein Räthsel vor; war Karl abwesend, so sehnte ich mich nach ihm, war er bei mir, so beunruhigte mich seine Nähe. Er suchte mehr meine Sinne gefangen zu nehmen, als wahre reine Liebe in mir zu befestigen; er war leidenschaftlich, und dieß erschreckte mich, denn es harmonirte nicht mit meinem innern Sein. Mein Vater schien über diese Verbindung sehr vergnügt, denn die äußeren Verhältnisse meines Bräutigams ließen nichts zu wünschen übrig, wenn man nicht ganz unbescheidene Anforderungen machte. Karl hatte nach dem Tode seines Vaters dessen Geschäft, eine Großhandlung angetreten, und mein Vater meinte, er könne mich und mein mütterliches Erbe keinen besseren Händen anvertrauen. Der Tag meiner Vermählung wurde festgesetzt und sollte nach meinem ausdrücklichen Wunsche in dem kleinen Dörfchen, dem Schauplatze meiner Kindheit gefeiert werden. Ich glaubte das Glück meiner Ehe ganz besonders gesichert, wenn sie von dem frommen Lehrer meiner Kinderjahre eingesegnet werde, und wollte eigentlich nur aus kindischer Laune als Frau in die Stadt einziehen. Mein Bräutigam hatte tausend Einwendungen dagegen, nur mit Widerstreben und nach langem Widerstande willigte er endlich ein, diese heilige, über ein ganzes Leben entscheidende Handlung in feierlicher Stille zu begehen. In dem Augenblicke nun, als der greise Freund meiner Jugend unsere Hände ineinander legte und mit vor Rührung bebender Stimme des Himmels reichsten Segen auf uns herabflehte, richtete ich mein thränenschweres Auge auf den mir nun angetrauten Gatten, und fühlte mich wie von einem tödtenden Blitze getroffen, denn es war mir, als spiele ein hämisches Lächeln bei dieser feierlichen Handlung um seine Lippen. Mir vergingen die Sinne, und als ich wieder aus meiner Ohnmacht erwachte, befand ich mich auf einem Ruhebette in meinem Zimmer. Karl stand an meiner Seite, bemüht, mich in das Leben zurückzurufen. Als ich die Augen aufschlug, rief

er freudig: „Ah — nun ist es ja vorüber — kein Wunder, daß du zusammenbrachst, die Ceremonie wollte ja auch gar kein Ende nehmen!“

„Ceremonie?“ rief ich entsetzt. „Kannst du ein heiliges Sakrament eine Ceremonie nennen?“

„Lassen wir das jetzt, meine kleine liebe Frau!“ rief er scherzend, „jetzt bist du mein, ich dein Herr; der Priester, dein heiliges Orakel, hat es ja selbst gesagt. Jetzt ist meine Ansicht die entscheidende. Der Wagen wartet bereits — dem Vater ist es recht — wir wollen jetzt zur Stadt fahren, wo meine Freunde zur Feier meiner Hochzeit einen kleinen Ball veranstaltet haben — und da wollen wir fröhlich in den Ehestand hineintanzen.“

„Topp!“ rief mein Vater, „sei jetzt munter und vergnügt, mein Töchterchen, du hast lange genug geweint, jetzt wollen wir lachen.“ Und damit nahmen mich Vater und Gatte an den Armen und schleppten mich im wahren Sinne des Wortes in den harrenden Wagen, welcher mit ein Paar raschen Pferden bespannt mich in eine Welt fortriß, vor der ich plötzlich ein geheimes Grauen empfand. Es war mir, je mehr die liebe bekannte Gegend aus meinen Augen verschwand, als bliebe bei dem Grabe meiner Mutter, bei dem Hüter meiner Kindheit mein ganzes Lebensglück zurück.

„Ich lebte in der ersten Zeit in einer wahren Betäubung. Karl nöthigte mich, überall mit ihm hinzugehen, und überall fand ich eine ausgezeichnete Aufnahme, man umarmte mich, man schmeichelte mir. „Deine Schüchternheit,“ sagte mir eines Tages Karl, „ist originell und reizend, weil du schön bist; — meine Freunde sind alle verliebt in dich — das ist ein Triumph für meinen Geschmack — aber am Ende wirst du doch langweilig werden, wenn du zu blöde bleibst. Ich werde dich bei einigen Damen der Mode einführen; da lernst du dich geschmackvoller kleiden, dich freier bewegen, denn ich will, daß du glänzest. Schlagen die Spekulationen ein, welche ich mit deinem Vermögen unternommen habe, so sind wir reich, sehr reich, und ich will dann ein glänzendes Haus machen.“

„Aber Karl,“ rief ich schmerzlich, „bedenke doch, daß mich dieß alles grenzenlos unglücklich machen würde. Ich bin so sehr an eine stille, bescheidene Zurückgezogenheit gewöhnt, daß ich in ein solches geräuschvolles Leben durchaus nicht passe. Ich liebe dich, Karl, und will alle Pflichten einer treuen, liebenden Gattin erfüllen, alle, alle — aber mein ewiges Heil kann ich für dein Vergnügen nicht zum Pfande einsetzen.“

„Fasele mir nichts von ewigem Heil,“ entgegnete er hämisch lachend, — „ich dachte, du hättest diese Alfanzereien auf dem Lande zurückgelassen; dort bei dem dummen Bauernvolke sind sie an ihrem Platze — aber hier — ich bitte dich, Angelika, schweige davon, in meinen Kreisen würdest du nur dich und mich damit lächerlich machen. Wir gehören zu den Aufgeklärten, welche solche Lächerlichkeiten zwar äußerlich ehren, weil wir wissen, daß ohne dieß

ewige Heil das gemeine Volk nicht mehr im Zaum gehalten werden könnte, die aber wie die alten Auguren sich nicht ansehen können, ohne über diese Ehrfurcht gegenseitig zu lächeln. Wenn du in unseren Kreisen deine ewigen Heilsgrundsätze aussprechen wolltest, so würde man deinen Vater tadeln, daß er dir eine so verunglückte Erziehung gegeben, und dich bemitleiden."

„Dann lasse mich deine Kreise fliehen, Unglücklicher!" rief ich flehend, „fliehe sie selbst, ehe du in den Abgrund versinkst, an dessen Rand du blind umherirrst." Ich stürzte zu seinen Füßen, krampfhaft seine Kniee umfassend, und beschwor ihn unter heißen Thränen, umzukehren von diesem Pfade des Verderbens, an meiner Hand seinen Gott wieder zu suchen, welchen er verloren, an meinem treuen Herzen in Tugend und Häuslichkeit ein Glück zu finden, für welches die Freuden der Welt keinen Ersatz bieten könnten — ich flüsterte ihm zu, daß ich mich Mutter fühle und hoffte, daß dieß Wesen, das heiligste Geschenk der Natur, das Band werden sollte, ihn an den häuslichen Herd zu fesseln. Alles war vergebens. Er stieß mich unsanft zurück. „Närrin," rief er, „wenn du durchaus das schöne, lustige Leben nicht genießen willst, so sollst du wenigstens mich nicht daran hindern." Er ging weg und kehrte erst nach einer wüst durchbrachten Nacht nach Haus zurück.

„In dieser Nacht betete ich zu Gott um Kraft und Stärke. Ich versuchte durch Sanftmuth und zuvorkommende Liebe meinen Gatten zu gewinnen, und oft kamen Stunden, in denen ich hoffte, es werde mir gelingen; doch der böse Einfluß seiner Freunde, welche jede fromme Regung in ihm verhöhnten, verspotteten, entfremdete ihn mir immer wieder. Als ich ihm unser neugebornes Kind reichte und ihn zitternd Vater nannte, da ward er gerührt, ergriffen und, seinem Bewußtsein erliegend, sank er an meinem Bette auf die Kniee und bedeckte meine Hände mit Küssen und Thränen. „Angelika, du bist gut, du bist ein reines Wesen, vergib mir!" rief er schluchzend, „ich will dich nicht mehr kränien, will dich nicht mehr betrüben." Ich hatte nach dieser Scene einige glückliche Tage — es waren die letzten. Von dort an steigerten sich meine Leiden bis zu einem Höhepunkt, auf welchem ich nur durch mein unerschütterliches Gottvertrauen den Muth zu kämpfen nicht verlor. Mit Frömmigkeit und Liebe rang ich gegen mein trübes Geschick so viel es in meinen Kräften stand, und gelang es mir auch nicht, die böse Macht, welche sich mir entgegenstellte, zu überwinden, so konnte ich doch nie der Hoffnung entsagen, daß von dem guten Samen, welchen ich unermüdet auszustreuen bemüht war, hie und da einzelne Körnchen Wurzel fassen und, wenn auch langsam und spät, einige Früchte tragen könnten. Vermag doch oft noch ein erwärmender Sonnenstrahl das in tiefem Erdenschooß ruhende Samenkorn zu beleben und die fruchttragende Pflanze hervorzurufen. Doch, es wird spät, mein Freund," unterbrach sich Angelika, „und Sie bedürfen der Ruhe." — „Gute Nacht, Angelika. Ich fürchte, wir haben noch einen langen,

traurigen Weg zu machen, bis wir in diesem stillen Thale anlangen." — „Und wenn wir hier angekommen sind, wird Paul seine Wanderung beginnen." — „Doch nur um zurückzukehren zu Ihnen, um zu ruhen in dem Frieden Ihrer Seele."

Es war in den Mittagsstunden, als Angelika mit Pauls Kinde spielend unter den Eichen saß. Der Himmel war mit Wolken bedeckt; ein Gewitter hatte die Natur erfrischt und eine wohlthätige Kühle war auf die drückende Hitze gefolgt. Angelika band einen Kranz aus bunten Wiesenblumen, welche Emmy in ein Körbchen gesammelt hatte und ihr nun darreichte. Er war eben vollendet, und sie setzte ihn auf den schönen Lockenkopf des muthwilligen Kindes, als Paul zu ihnen herankam. Mit lebhafter Freude sprang die Kleine auf ihn zu. „Sieh, lieber Vater, was die gute Angla mir einen schönen Kranz gemacht hat, und alle die Blumen habe ich gepflückt und Angla hat mir viel von den Blumen erzählt, und noch viel mehr — lauter schöne Sachen." — Paul hob das liebliche Geschöpfchen in seine Arme empor, das süße plappernde Mündchen küssend. „Was, du kleine Schwätzerin, hat dir deine Angla erzählt — darf ich es auch wissen?" „Du mußt Alles wissen, sagt Angla; und die Blumen, alle die schönen Blumen," fuhr sie fort, den Kranz von den Locken herunterziehend, „hat der liebe Gott wachsen lassen, alle, alle, und noch viele andere Sachen — auch die kleine Emmy läßt er wachsen, daß sie bald groß ist; — und der liebe Gott wohnt da oben im Himmel — und bei ihm wohnt auch die liebe Mutter und sieht oft nach Emmy herunter. — Siehst du, eben sieht sie nach mir — dort — dort" — und das Kind zeigte nach einem lichten Sonnenstrahl, der eben die Wolken durchbrach — „und dort, und dort, und dort," rief es hastig weiter, mit seinen Blicken die hellen Punkte am Himmel verfolgend, die jetzt mehr und mehr sich zeigten. Von Rührung überwältigt, drückte Paul sein Gesicht an des Kindes blühende Wangen, sie mit Thränen benetzend. „Warum weinst du, Vater? Hat Emmy dich betrübt? O, weine nicht," bat das Kind mit flehender Stimme; „ich will noch viele Blumen suchen, und dann soll Angla dir auch einen Kranz flechten. Komm, Anna," rief sie einer Dienerin zu, die im Garten beschäftiget war, „komm mit Emmy nach den Wiesen, Blumen suchen;" und in der Beweglichkeit der kindlichen Gedankenwelt war jeder andere Gedanke in dem des Blumensuchens untergegangen. Hastig ergriff sie Anna's Hand und war bald mit dieser in dem Wiesengrunde des Thales verschwunden.

„Wie tief bin ich Ihnen doch verpflichtet, liebe Angelika," sagte in befriedigtem Vatergefühle Paul, „daß Sie meines guten Kindes Geist und Herz so verständig, so fromm und so richtig leiten, — daß sie in ihm ein so schönes Andenken an die verklärte Mutter wach erhalten, und sie ihm nur als ein Vorbild aller Tugenden erscheinen lassen. Wie werde ich Ihnen je diese

Sorgfalt, diese Liebe für mein Kind vergelten, wie Ihnen warm genug dafür danken können?"

„Es ist dieß die Mission, das einzige Glück meines Lebens," erwiderte Angelika, „dem Guten, Edlen, Erhabenen so viel wie möglich Eingang zu verschaffen; und ich hoffe von der Güte des Himmels, daß er mein Wirken hier in Ihrer Familie mit seinem reichsten Segen begnadigen wolle."

Paul schien, in sich versunken, kaum Angelika's letzte Worte vernommen zu haben, denn lautlos und ohne alle Theilnahme starrte er eine geraume Zeit vor sich hin; dann, wie aus schweren Träumen erwachend, hob er den trüben Blick zu Angelika empor und mit kaum hörbarer, ein tief bewegtes Inneres verkündender Stimme sagte er: „Wollten Sie wohl die Erzählung Ihrer Leidensgeschichte heute fortsetzen?"

„Ich besorge, daß die trübe Stimmung Ihrer Seele nicht erheitert werde durch die traurigen Bilder, welche meine Lebensgeschichte nur hervorrufen kann; doch Sie werden es offen gestehen, wenn meine Erzählung Sie ermüden sollte, und ich will dann ohne Beängstigung fortfahren. Der schlimme Einfluß, welchen die sogenannte moderne Gesellschaft auf meinen Gatten ausübte, zeigte sich immer mehr in seinen Folgen. In der unbesonnenen Hast, alle physischen Genüsse dieses kurzen Lebens zu erschöpfen, müssen häuslicher Friede und wahres Glück immer mehr zerfallen. Wo der heilige Glaube einer positiven Religion in den verworrenen Grundsätzen einer excentrischen Wissenschaft zu Grunde gegangen ist, in welcher den ausschweifendsten, verschrobensten Gedanken freier, unbegränzter Spielraum gestattet wird, in welcher das Höchste, das Göttliche im Menschen verächtlich geläugnet wird, da stürzt jedes Gebäude von Glück und Friede zusammen, da zerreißt jedes zarte Band einer reinen Liebe. Der ungläubige, der nur thierische Mensch kennt nur noch Sinnengenüsse, und diese allein bilden den Altar, an welchem er opfert; sein besseres Selbst, seine unvergängliche Seele hat er materialistisch in den Kreislauf seines Blutes gebannt, welche mit diesem lebt und untergeht. Diesen unsinnigen Grundsätzen gemäß will er darum auch nur genießen, so lange das Blut frisch durch seine Adern rollt, und in der Maschine, die ihn umfangen hält, kennt er nur sich selbst, nur Pflichten gegen sich selbst, sieht und beachtet nicht die Blumen, welche sein hastiger Fuß auf seinem Lebenswege zertritt, hat keine Ahnung von der höheren, geistigen Seligkeit, welche auch in sein Herz gepflanzt ist; er verzehrt sich selbst in seinem wilden Leben — und endlich ist die Verzweiflung in der Todesstunde die fürchterliche, doch gerechte Vergeltung, welche ihn schon diesseits ereilt."

Angelika senkte nach diesen heftig und schmerzlich ausgestoßenen Worten ihr Haupt tief auf die Brust, gleichsam Ruhe erkämpfend in dem Aufruhr ihrer Seele; Paul wagte nicht ihre Gedanken zu stören. Nach einer Pause

fuhr sie fort. „Meine Gesundheit hatte sehr gelitten, und ich ging mit meiner Tochter Hanna einige Zeit zu meinem Vater, um in der stärkenden Landluft die verlornen Körperkräfte wieder zu erhalten. Ich sollte dort mehr als meine Körperkräfte wieder finden; meine Seele genas von dem Schmerze, in welchen sie versunken war. Der vortreffliche Lenker und Lehrer meiner Kindheit, jener greise, würdige Priester wurde meiner Seele Arzt. Sein sanftes und doch so muthiges Wort bestärkte mich, auf dem Pfade meiner Pflicht unbeirrt fortzuwandeln, in dem heiligen Glauben an meinen Gott und eine Vergeltung jenseits des Grabes eine Stütze zu finden gegen die Sünde, welche mich umgab, dem Spotte und Unglauben eine felsenfeste, unwandelbare Treue meines Glaubens entgegenzusetzen, dem Laster und der Bosheit mit christlichem, streng tugendhaftem Wandel zu begegnen.

„Mit gestärktem Körper, mit innerer Freudigkeit der Seele betrat ich das Haus meines Gatten wieder. Hier erfüllte ich alle meine Pflichten mit gewissenhafter Pünktlichkeit und begegnete ihm mit Liebe und Sanftmuth. Mein Kind, welches blühend heranwuchs, war mein Trost, wenn seines Vaters harte und rauhe Behandlung mich verletzte. Es gab Stunden, wo er verstört und unruhig aussah; ich bat ihn dann mit heißen Thränen, mir seine Sorge, seinen Kummer zu vertrauen, und oft schien es, als wolle in seinem inneren Kampfe sein besseres Selbst den Sieg davontragen, aber der böse Geist bemächtigte sich seiner immer wieder — der böse Geist in Gestalt einer falschen Scham seiner Gesellschaft, seinen schlechten Freunden gegenüber. Als Hanna sechs Jahre alt war, starb mein Vater, und das beträchtliche Vermögen, welches er mir hinterließ, machte meinen Gatten nur noch übermüthiger; er machte neue und wiederholte Versuche, mich zu seinen Ansichten, zu seiner Lebensweise zu bekehren; doch da sie alle an meiner entschiedenen Abneigung scheiterten, entgegnete er meinen sanften Vorstellungen eines Tages, daß er sich ferner nicht mehr um mein Leben bekümmern wolle, daß er aber Hanna meinem Einflusse entziehen werde, indem sie nicht zu seiner Schande heranwachsen solle. „Du wirst und kannst mir mein Kind nicht nehmen," sagte ich ihm ruhig; „es gibt keine Macht, welche der Mutter ihr Kind entziehen läßt, wenn sie ihre heiligsten Pflichten erfüllt." — „Aber ihrem Einflusse will ich es entreißen, eine andere Erziehung will ich ihm geben lassen, als du es beabsichtigst, und daran sollst nicht du, nicht sonst Jemand mich hindern."

„Er verließ mich in höchstem Grade erzürnt, und ich sah ihn einige Wochen fast gar nicht mehr. Mit Muttersorge, mit einer mir unerklärlichen Angst bewachte ich mein Kind. Die kleine Hanna war ein schönes und auch ein gutes Kind, allein es waren ihr einige Fehler ihres Vaters angeboren, deren Keime sich immer mehr zu entwickeln drohten; so bemerkte ich einen überwiegenden Hang zur Eitelkeit, welcher sich in allen ihren Bewe-

gungen kund gab; eine Flüchtigkeit in ihren Beschäftigungen, welche sie jeden Augenblick von einem Gegenstande zum andern forttrieb, und ein Hang zu Zerstreuungen war schon in diesem zarten Alter bei ihr vorherrschend. Ich sah trotz meiner überwiegenden Mutterliebe diese schlimmen Neigungen meines Kindes ein und war unermüdet, dagegen anzukämpfen. Da brachte eines Tages mein Mann eine junge elegante Französin in's Haus und stellte mir dieselbe als Gouvernante Hanna's vor. Ich empfand einen unerklärbaren Widerwillen gegen dieses Frauenzimmer, ungeachtet sie durch ein feines, abgeschliffenes Benehmen sichtlich sich bemühte, einen guten Eindruck auf mich zu machen. Meine geschärfte Beobachtung überzeugte mich bald nach den ersten Tagen, daß der Kern bei dieser Dame nicht der gefälligen, schönen, äußern Schale glich. Doch was sollte ich thun? — Widerstand hätte meinen Gatten nur gereizt und unangenehme Auftritte herbeigeführt. Ich beschloß daher, Mademoiselle Dubois ferner zu beobachten, durch freundliches Benehmen mir ihr Vertrauen zu gewinnen und zu versuchen, ob sie nicht mit mir Hand in Hand bei der Erziehung Hanna's gehen wolle. Doch welche Täuschungen mußte ich erleben! Demoiselle Dubois bemächtigte sich mit Hilfe meines Mannes so sehr des Kindes, daß ich meinen Einfluß auf dasselbe immer mehr schwinden sah. Sie wurde trotz meines eifrigsten Widerstrebens gekleidet wie ein kleiner Affe und auf allen Straßen producirt. Hanna, von Natur leichtsinnig und eitel, war glücklich dadurch. Im tiefsten Innern empört, mein Kind auf diese Weise moralisch zu Grunde richten zu sehen, ließ ich Karl um eine Unterredung bitten. Ruhig und ohne alle Leidenschaftlichkeit stellte ich ihm alle die üblen Folgen vor, welche eine solche Erziehung bei seinen schon vorhandenen Anlagen für das unglückliche Kind herbeiführen müsse — er lachte mich aus, er sagte mir, daß er sich freue, daß das Kind nicht werde wie ich. Weinend beschwor ich ihn, mir doch die einzige Freude meines armen Lebens, mein Kind zu lassen, — meinem Herzen dessen Erziehung zu überlassen. Alles war vergebens. Hanna blieb ganz in seiner und der Gouvernante Gewalt; obgleich ich unablässig bemüht war, mich moralisch meines Kindes zu bemächtigen, oder mindestens meinen Einfluß auf dessen junges Herz nicht ganz zu verlieren, so vereitelte doch die listige Französin alle meine Bestrebungen. Die Angst um mein Kind brachte mich oft beinahe zur Verzweiflung, und nur mein festes Vertrauen auf Gott, welcher auch diese Prüfung über mich verhängte, und der ja doch noch Alles zum Guten leiten konnte, gab mir Muth und Kraft zur Ausdauer in den täglich sich erneuernden Kämpfen.

„Hanna entwickelte glänzende Geistesgaben und mußte darum nach dem Willen ihres Vaters Alles lernen, was eine moderne Erziehung erfordert. Auf diese Weise war ihr Köpfchen schon in ihrem zwölften Jahre so mit Vielwisserei angefüllt, daß sie vorlaut, anmaßend und hochmüthig wurde. Ich machte

sie liebreich auf ihre Fehler aufmerksam, doch sie dünkte sich bereits klüger als ihre Mutter, und so blieb jede Vorstellung ohne alle Wirkung. Fand sie mich bisweilen auf meinem Zimmer in Thränen, und sagte ich ihr dann auf ihre Bitten um die Ursache meines Kummers, daß ich nur um sie weine, weil ich das Unglück ihrer Zukunft voraussehe, so fiel sie mir um den Hals, weinte ebenfalls und versprach mit augenblicklich gerührtem Herzen anders zu werden; — am kommenden Tage hatte ihr Leichtsinn ihr gegebenes Versprechen vergessen. Der Tag ihrer Confirmation war für mich ein sehr glücklicher; meine Ermahnungen hatten sie tief gerührt; mein Segen, den ich ihr aus vollem Mutterherzen gegeben, hatte einen erschütternden Eindruck auf sie gemacht. Ich hoffte fröhlichen Herzens — doch vergebens. Der schlimme Einfluß ihrer weitern Umgebung hatte nur zu schnell alle bessern Vorsätze verwischt.

„Schon seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, daß mein Gatte gegen seine sonstige Gewohnheit öfters verdrießlich, zerstreut, bekümmert, beunruhigt war, ohne daß ich einen Grund hiezu in dem Kreise seines Hauswesens hätte finden können. Der Buchhalter, ein noch junger aber sehr rechtlicher Mann, kam eines Tages zu mir und berichtete mir nach einigen einleitenden Umschweifen, daß er trotz des Verbotes von Seiten seines Principals nicht umhin könne, mir zu vertrauen, daß es schlecht mit den Geschäften meines Mannes stehe, daß bei den enormen Ausgaben, welche derselbe sich erlaube, bei dem Leichtsinne, mit welchem er besonders in den letzten Jahren sein Geschäft betrieben, ein Bankerott in nächster Zeit eine unausbleibliche Folge sei. Er bat mich, meinen Gatten zu bestimmen, doch dieser Schande zuvorzukommen und zu versuchen, sich mit seinen Gläubigern zu arrangiren.

„„Und wie viel glauben Sie, daß er ihnen bieten könne?““ fragte ich zitternd. — „„So wie es jetzt steht,““ antwortete er zögernd, „„höchstens zwanzig Procent; — doch könnte der Herr es ändern, er könnte sich halten, wenn er nur wollte.““

„„Und weßhalb sollte er nicht wollen?““ fragte ich erstaunt. „„Wie verstehen Sie dieß?““ — „Der junge Mann wurde verlegen, ergriff dann meine Hand und sagte mit theilnehmender Stimme: „„Ich kann nicht länger schweigen, es ist mir schmerzlich, Sie so tief betrüben zu müssen, aber Sie würden es ja doch erfahren, und vielleicht können Sie dadurch, daß ich es Ihnen jetzt mittheile, einem Unglücke vorbeugen, welches in ganz kurzer Zeit über Sie hereinbrechen müßte.““

„Ich suchte des Schreckens Herr zu werden, der sich bei dieser Einleitung meiner bemächtigte; ich flehte mit einem Blicke zum Himmel um Stärke; denn ich fühlte, daß ich etwas Entsetzliches hören müsse. So war es auch. Nach und nach wurde mir durch die halb unterbrochenen Worte

und Andeutungen des jungen Mannes Alles klar. Mein Mann hatte schon seit mehreren Jahren bedeutende Summen aus dem Geschäfte gezogen und in das Ausland geschickt — wohin, war unbekannt; doch war aus Allem ersichtlich, daß dieß zu einem sehr geheimen, tief verborgenen Zwecke geschahe. Zu welchem Zwecke aber konnte eine so auffallende Handlungsweise stattgefunden haben? — Eine die Schranken des Anstandes überschreitende Vertraulichkeit zwischen meinem Gatten und Demoiselle Dubois hatte ich längst bemerkt, und es war mir lange schon klar, daß ein strafbares Verhältniß zwischen ihnen stattfinde. Ich hatte diese seine Verirrung wie so viele andere mit jener Würde und Resignation getragen, welche der Mensch nur durch den Segen der Religion sich eigen machen kann. Jetzt erinnerte ich mich auch vieler geheimer und langer Besprechungen zwischen ihnen, welche jedesmal einige Verlegenheit bei ihnen hervorriefen, wenn ich zufällig störend eintrat. Ich bemerkte, daß sie dann stets ein stockendes, fremdes Gespräch aufgriffen. Wenn ich alles dieß mir jetzt zusammenstellte, so blieb mir kein Zweifel, daß er diese großen Summen in's Ausland schickte, um später mit ihr mich zu verlassen.

„Ich ließ meinen Mann zu mir rufen, um ihm mit möglichster Ruhe und Fassung seine nichtswürdige Handlungsweise vorzustellen. Ich machte ihn auf die Schande aufmerksam, welche er durch einen so verbrecherisch angelegten Bankerott auf sich laden würde; ich beschwor ihn bei der Liebe zu seinem Kinde, ein ehrlicher Mann zu werden, — die Gelder, welche ihm zu Gebote stünden, wieder in sein Geschäft zu verwenden, — seine Ehre zu retten, — den Namen seines Kindes nicht zu brandmarken, — Demoiselle Dubois zu entfernen — und durch alles dieß die große Sünde, welche er gegen die Gebote Gottes und gegen sein armes Weib begangen habe, zu sühnen. Ich bot ihm meine Hand zur Versöhnung, ich wollte mit ihm seine Sünden und Vergehen tragen, durch Arbeit und Sparsamkeit ihm das Vergeudete ersetzen helfen, durch Liebe und treue Anhänglichkeit ihn für den Rausch der Sinne und des Lasters entschädigen. Ich suchte ihn zu überzeugen, daß er bei seinem Thun nicht glücklich sein, nicht glücklich werden könne; ich führte in einer langen Reihe ihm alle die Leiden vor Augen, welche ich nun schon seit sechzehn Jahren ertragen, und sagte ihm, daß ich nach allem dem mich dennoch unendlich glücklicher fühle als er; daß das Bewußtsein, nie von dem Pfade der Tugend, des Rechtes und der Pflicht abgewichen zu sein, mir den innern Frieden und eine selbstbewußte Zufriedenheit erhalten habe; daß meine Liebe und mein Vertrauen zu Gott mich erhebe über alles Ungemach, welches über mich hereinbrechen könne, jeden Schmerz mildere und mir eine ruhige Todesstunde bereiten werde, während ihn endlich in dem Strudel seiner Verirrungen Verzweiflung erfassen und den im Unglauben Verstrickten in den finstern Abgrund der ewigen Verdammniß stürzen würde.

„Immer mächtiger angeregt von dem Drange, seine Seele vor Allem und dann auch seine und meines Kindes äußere Ehre vor der Welt zu retten, wurde meine Stimme, meine Sprache immer erregter; ich sprach begeisterte, prophetische Worte. Er stürzte vernichtet zu meinen Füßen — die Wahrheit dessen, was ich gesagt, hatte ihn ergriffen, ihn erschüttert — er sprach nichts; nur ein tiefes Stöhnen, ein unterdrücktes Schluchzen drang aus seiner Brust. Von Mitleid erfaßt, ergriff ich seine beiden Hände, hob ihn in die Höhe, warf mich in seine Arme und gab mich dem beseligenden Glauben hin, ihn seinem Gotte und mir gerettet zu haben. O, ich wußte noch nicht, wie schwer es ist, Unglauben und tief gewurzeltes Laster auszurotten aus der Menschenbrust, ich kannte nur den Frohsinn meiner Gott erfüllten Seele — die finstere schwarze Nacht der Sünde und des Wahnes zu durchbrechen, hatte ich noch nicht ergründet. Welch' schreckliche Erfahrungen waren mir vorbehalten!

„Am andern Morgen war mein Gatte mit Demoiselle Dubois und Hanna verschwunden — Niemand wußte wohin; der Bankerott war erklärt. Man wollte mich veranlassen, Alles, was noch da war, in Beschlag zu nehmen; ich hatte nach dem Gesetze das erste Recht daran, denn ich konnte nach meinem Ehecontracte mein väterliches Vermögen beanspruchen. Doch es war mir, als fiele dadurch die Schande meines Mannes auch auf mich; auch konnte ich eine solche Handlungsweise nicht mit meinem Rechtlichkeitsgefühle vereinigen. Ich überließ Alles, Alles den Gläubigern. Arm, ganz arm, ging ich aus dem Hause des Reichthums in ein enges, entlegenes, sehr beschränktes Zimmerchen, um dort mit meiner Händearbeit mir meinen Lebensunterhalt zu erwerben. Es wurde mir dieß oft sehr schwer, denn ich hatte furchtbar mit meinem Schmerze zu kämpfen. War nicht meine Tochter, mein einziges Kind, jetzt rettungslos verloren! Seine seitherige Erziehung hatte bereits sehr nachtheilig auf seinen Charakter eingewirkt; was sollte jetzt aus ihm werden? — Die Nächte brachte ich größtentheils in Thränen und heißen Gebeten zu, um Trost in meinem Jammer zu finden.

„Nach einem halben Jahre etwa erhielt ich durch den treuen Buchhalter die Nachricht, daß mein Gatte unter dem Namen Dubois mit seiner Geliebten und meinem Kinde in Paris lebe; doch weiter konnte ich nichts erfahren. Fort, dorthin ihm nach, mein Kind retten, war jetzt Tag und Nacht mein einziger Gedanke. Doch woher sollte ich schnell die Mittel zu einer solchen Reise nehmen? Ich hatte keine — und arbeitete nun mit dem angestrengtesten Fleiße Tag und Nacht, um mir sie zu erwerben. Ich versagte mir Alles, was zum nothdürftigen Leben nicht unumgänglich nothwendig war, — endlich, nach einem langen, langen Vierteljahre hatte ich so viel erworben, daß ich glaubte, mit diesem kleinen Ersparnisse die große Reise unternehmen zu können. Ich machte mich auf den Weg, und meine

beschwerliche Fußreise wurde nur bisweilen dadurch unterbrochen, daß mitleidige Fuhrleute mich streckenweise um geringen Preis mitnahmen. Nach acht schrecklichen Tagen kam ich endlich elend und ermüdet in Paris an und fand in einer kleinen Herberge ein kümmerliches Unterkommen. Von hier aus stellte ich meine Nachforschungen an, und Dank der Zuvorkommenheit der französischen Polizeibehörde, erfuhr ich bald, daß in einem mir bezeichneten Hause der Vorstadt St. Martin ein Deutscher Namens Dubois wohne. Es war schon spät am Tage, als ich diese Nachricht erfuhr, und die Nacht bereits völlig hereingebrochen, als ich das bezeichnete Haus in der Vorstadt erreichte, wo zwei Treppen hoch Herr Dubois wohnte. Mit Heftigkeit zog ich die Klingel an der verschlossenen Thüre des Vorplatzes, und nach längerem Zögern öffnete eine mir unbekannte Dienerin, deren Fragen ich unbeantwortet ließ, und an welcher ich mich mit einiger Gewalt vorbeidrängen mußte, um rasch in ein Zimmer einzutreten, aus welchem mir mehrere Stimmen entgegenschallten. Es war dieß ein hellbeleuchteter kleiner Salon, in welchem an einem länglich runden Tisch etwa zwölf junge Leute um eine Bowle Punsch saßen. An dem obern Ende, der Thüre gegenüber, stand meine schöne Tochter, die Gläser füllend und mit ihrer hellen klaren Stimme ein lustiges Lied singend. Demoiselle Dubois, welche eben zu einer Seitenthüre eintrat, fuhr entsetzt einen Schritt zurück, als sie mich erkannte. In demselben Momente fiel Hanna's Auge auf mich — sie erbebte, das gefüllte Glas entfiel ihren Händen, der lustige Ton ihres Liedes erstarb in dem halb erschreckt, halb schmerzlich ausgestoßenen Worte: „Mutter!“ Ich flog auf sie zu, ergriff ihre Hand und sagte ihr in liebevollem, doch befehlendem Tone: folge mir!

„Ich zog meine Tochter nach dem Eingange fort. Mein Mann, welcher in halbtrunkenem Zustande in einem Sessel geschlummert hatte, war erwacht — doch sein Gewissen band ihn fest; er wagte nicht, sich zu rühren, und verbarg sein Gesicht in beide Hände. Ich hatte eben mit Hanna die Thüre erreicht, da vertrat mir die Dubois den Weg mit den Worten: „„Sie haben kein Recht an dieses Mädchen; dort sitzt ihr Vater, welcher für ihren Lebensunterhalt sorgt, und dieser hat allein ein Recht auf die Tochter, da Sie als eine Bettlerin nicht für Sie sorgen können.““

„„Und wenn ich eine Bettlerin bin,““ rief ich empört, „„so bin ich es nur durch Sie und ihn — mein Kind aber lasse ich mir nicht entreißen.““

„Ich wollte Hanna hinwegziehen, doch halb verlegen, halb mitleidig sagte mir diese: „„aber wohin willst du mich führen, Mutter? Bleibe lieber hier bei uns. Du bist krank — dein ganzes Aussehen sagt mir, daß du sehr krank bist — du hast viel, viel gelitten — es war wohl nicht Alles so, wie Demoiselle Dubois und der Vater mir sagten; du hast wohl Mangel und Noth gelitten, o ich sehe es dir an — aber komme mit mir in mein

Kabinet, dort will ich dich pflegen und dort sollst du dich erholen und mir erzählen, wie es möglich war, daß du in einem so entsetzlichen Zustande hast hieher kommen können.""

„Einige von den Herren, welche bis jetzt stumme und erstaunte Zuhörer dieser Scene waren, entfernten sich, die andern blieben sitzen, und ich hörte Einen von diesen der Dubois sagen: „„Schenken Sie ein, bis die junge Hebe wiederkömmt. Dieß ist ja eine sehr pikante Geschichte — Sie haben da eine sehr tragische Nebenbuhlerin, denn ohne Zweifel ist Herr Dubois der glückliche Gatte von zwei Frauen.""

„Ich hätte lieber mit meinem Kinde in die Straßen von Paris flüchten mögen, als noch länger unter diesem Dache verweilen; doch waren meine Kräfte so sehr erschöpft, daß ich zusammen zu brechen drohte. Ich fühlte, daß ich in diesem Zustande mich nicht mit ihr entfernen konnte. Ich war glücklich, daß ich mein geliebtes Kind an meiner Hand hatte — ich hielt sie ja fest, ich hatte sie ja wiedergefunden, sie war ja gerettet! — Sie führte mich in ein kleines elegantes Schlafgemach und bat mich mit kindlich flehender Stimme, jetzt vor Allem zu ruhen und mich zu erholen. Wie wohl that mir ihre zarte Sorgfalt! Ich hatte diese noch nie so empfunden.

„Die übermäßigen Anstrengungen der letzten Zeit hatten meine Kräfte gänzlich erschöpft. Ich versank daher bald in einen Zustand des Halbschlafes, in welchem ich nur noch fühlte, daß Hanna an meinem Bette saß und meine Hand mit Thränen benetzte. Dieser Halbschlummer ging dann in eine Betäubung oder Bewußtlosigkeit über, deren Dauer ich nicht bestimmen kann. Halblaute Stimmen weckten mich aus diesem Zustande, doch war ich völlig unfähig, die Augen aufzuschlagen, einen Laut von mir zu geben, oder irgend eine Bewegung zu machen. Ich war körperlich gelähmt, hörte jedoch jedes leise geflüsterte Wort. So hörte ich Hanna sagen: „„Nein, ich gehe nicht von ihr;"" worauf Demoiselle Dubois entgegnete: „„Nun wohlan, so beharre auf deinem Eigensinne; ich habe mein ganzes Vermögen geopfert, um dir und deinem Vater ein angenehmes Leben hier zu bereiten, und nun bleibt mir nur noch so viel, um mit euch nach London zu gehen, wo, wie du weißt, deinem Vater annehmbare Geschäftsverbindungen angetragen sind. Bleibst du hier bei ihr, die deines Vaters Unglück ist, so verlasse ich euch Beide; du wirst mit ihr im Elend umkommen und weiß Gott, was aus deinem Vater wird."" „„Aber,"" sagte Hanna, „„so lasse mich wenigstens so lange bei ihr, bis ich erfahren habe, was sie in diesen entsetzlichen Zustand gebracht hat, und weßhalb sie eigentlich hier ist."" — „„Was sie in diesem Zustande hiehergebracht, kann ich dir sagen. Ich erhielt vor einigen Tagen Briefe aus M., doch aus Schonung für dich wollte ich sie verschweigen. Der schlechte Buchhalter, welcher mit deiner Mutter unter einer Decke gesteckt und eben so scheinheilig ie sie war, und auf dessen Veranlassung sie ihr Vermögen, über welches

sie nach dem Testamente deines Großvaters selbstständig verfügen konnte, plötzlich aus dem Geschäfte gezogen und so den Bankerott deines Vaters herbeigeführt hat, ist nun mit diesem ihrem Vermögen nach Amerika verschwunden; nun sie nichts mehr hat, reist sie uns als fromme Mutter nach, um nach ihrem Kinde zu sehen. Warum hat sie dieß nicht gleich nach unserer Abreise gethan? Hat ihr nicht dein Vater, hast du Ihr nicht selbst geschrieben?"" — Es war mir, als habe ein Schlag alle meine Nerven gelähmt; ich wollte bei diesen schändlichen Lügen in die Höhe fahren, ich wollte schreien — alles umsonst; ich konnte mich nicht bewegen, ich lag regungslos, mit der Qual des Todes im Herzen, und mußte dulden, daß man mein Kind davon wegriß.

„„Aber was soll aus ihr werden?"" fragte Hanna mit dem Tone der tiefsten Bekümmerniß. — „„Hier ist die Hälfte der Habe, welche ich noch besitze,"" erwiderte die Dubois, „„schreibe rasch einige Worte dazu und sage ihr, daß sie zurückkehren solle in ihre Heimat, und daß wir von Zeit zu Zeit Unterstützungen schicken werden. Mehr kannst du, mehr können wir nicht thun."" — „„Doch wenn sie krank wird,"" wendete Hanna ängstlich ein. — „„Unser Dienstmädchen wird sie pflegen bis zu ihrer Rückreise; ich habe bereits für Alles gesorgt. Doch kannst du diese Besorgniß ganz schwinden lassen, denn der feste Schlaf, in welchem sie sich jetzt erholt, ist ein bestimmtes Zeugniß ihrer Gesundheit. Doch nun eile, sonst überlasse ich dich und sie euren traurigen Geschicken. In einer Stunde müssen wir fort sein."" — „„Und weßhalb jetzt so plötzlich abreisen?"" fragte Hanna. — „„Diese Reise war gestern schon beschlossen,"" erwiderte die Dubois; „„wir wollten dir nur die Freude des Abends nicht trüben; ich sollte dich morgen mit dieser Nachricht wecken; doch will dein Vater jetzt, diese Nacht noch fort — er will deine Mutter nicht wieder sehen. Zu was auch solche Aufregungen, die doch zu nichts führen?""

„Es wurde still. Welche fürchterliche Angst, welche namenlose Qual tobte in meiner Seele; doch der Körper gehorchte ihrem Willen nicht, er lag krampfhaft an eine Stelle gefesselt. Nach einer kleinen Weile wurde etwas in meine Hand gelegt, es war ein Papier und ein schwerer Gegenstand, wahrscheinlich ein Beutel mit Geld, unter dieselbe geschoben; dann fühlte ich einen leisen Kuß auf meiner Stirne und bald darauf hörte ich die Thüre zumachen. Der ungeheure Schmerz, mein Kind mir auf solche Weise entrissen zu sehen, brachte endlich — diese Stunden währten eine Ewigkeit — wieder Lebensthätigkeit in den vom Krampf gefesselten Körper. Ein Schrei entwand sich meiner Brust; mit der höchsten Anstrengung raffte ich mich auf und schleppte mich nach der Thüre — sie war verschlossen. Ich tastete den Wänden entlang, ich suchte ein Fenster, ich wollte dieß öffnen und um Erbarmen und Hilfe schreien; doch das Kabinet hatte kein Fenster. Ich war

rettungslos verloren, gefangen, von aller menschlichen Hilfe entfernt; es verwirrten sich meine Sinne, ich fühlte, wie Wahnsinn sich meines Geistes bemächtigen wollte — doch nur kurze Zeit, — meine Seele flüchtete zu Gott. Er schickte tröstend seine Engel zu mir hernieder, und mir war es, als entfliehe meine Seele ihrer irdischen Hülle und schwebe empor nach den lichten Räumen des Himmels. Wunderbare Träume umgaukelten mich. Es war mir, als kniete ich vor dem Throne Gottes, doch konnte ich mein Auge nicht erheben zu dem Strahlenglanze seiner Glorie; entzückende himmlische Lieder ertönten um mich her, leichtbeschwingte Engel umflatterten mich. Wonnetrunken versuchte ich mein Auge zu erheben — der blendende Glanz war verschwunden. In wunderbar mildem Lichte stand die Himmelskönigin, azurblaue und silberne Wölkchen, aus denen holde Engelsköpfchen schauten, schaukelten um sie her; das Jesuskind in unaussprechlich heiligem Scheine ruhte an ihrer Brust. — „„Tröste dich, gequälte Mutter, armes Weib,““ sprach sie — und ihre Worte tönten wie süße wonnevolle Harmonienklänge in mein Ohr; „„tröste dich, durch Leiden und Dulden wirst du reif zur ewigen Seligkeit, und siehe, dein Glaube wird dir auch schon hienieden süßen Lohn gewähren.““ Ein Schleier, wie aus silbernem Dufte gewebt, entzog sie meinen Blicken und entrückte sie immer weiter und weiter. Da, wo sie in unnennbarer Ferne, aber deutlich und klar verschwand, erhob sich das Gewölbe eines herrlichen Domes, und an den Stufen des Altares kniete Hanna. Ein blendend weißes Gewand und ein duftiger Schleier umhüllten ihre edle Gestalt; durch ihr dunkles Haar war ein Myrthenkranz geschlungen, und fromm die Hände über die Brust gekreuzt, erhob sie voll himmlischer Begeisterung ihr großes strahlendes Auge nach Oben. Segnend legte ein Priester seine Hände auf ihr jugendliches Haupt. Wonneschauer durchbebten mich — eine unnennbare Seligkeit erfüllte mein ganzes Sein; dann aber versank ich in Ermattung und völlige Bewußtlosigkeit.

„Wie lange ich in diesem Zustande lag, weiß ich nicht; als ich nach mehreren Wochen wieder zur völligen Besinnung erwachte, fand ich mich in einem großen freundlichen Saale des Hôtel-Dieu zu Paris. Man hatte mich Morgens in dem Kabinete meiner Tochter, welche noch in der Nacht mit ihrem Vater und der Dubois abgereist war, in völlig bewußtlosem Zustande gefunden und hieher gebracht. Erst nach langer Zeit konnte mein Gedächtniß jede einzelne Begebenheit sich zurückrufen und dann zu einem Ganzen ordnen. Nachdem ich endlich genesen und aus dem Hôtel-Dieu entlassen war, suchte ich die kleine Herberge wieder auf, in welcher ich meine noch übrige geringe Baarschaft und meine Effekten gelassen hatte. Die Wirthin, eine gutmüthige ehrliche Frau, hatte mir Alles treu bewahrt. Meine noch übrigen kleinen Mittel reichten zur Rückreise nach Deutschland bei weitem nicht hin, auch war es mir zu schmerzlich, in diesem Zustande des

Elends in die Heimat zurückzukehren. Meine gute Wirthin, durch die Geschichte meines trüben Geschickes gerührt, wurde meine freundliche Rathgeberin, besorgte mir eine sehr bescheidene Wohnung in ihrer Nähe und verschaffte mir Arbeit, wodurch ich längere Zeit meinen Lebensunterhalt gewann.

„So lebte ich in stiller Einsamkeit und hatte zur Gesellschaft neben meiner oft angestrengten Arbeit nur den Kummer, trotz allen Nachforschungen von meinem Kinde nichts erfahren zu können, und ich wäre diesem Mutterschmerze sicher erlegen, wenn ich nicht in den Tröstungen der Religion immer wieder frischen Muth und neue Hoffnung gefunden hätte. Hatte nicht die Himmelskönigin selbst mir schon hienieden Freude und Wiedersehen geweissagt? — Endlich kam mir durch des allgütigen Gottes heilige Fügung unerwartete Hilfe. Ihre Schwägerin, lieber Paul, welche sich damals mit ihrem Manne und ihren Kindern einige Zeit in Paris aufhielt, hatte durch den Tod ihre Begleiterin verloren. Sie wohnte nur wenige Häuser von uns entfernt, und meine Wirthin, eine rührige Französin, welche alle Neuigkeiten und Ereignisse in der ganzen Nachbarschaft wußte, hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu mir zu eilen und mir zu rathen, mich um diese vacante Stelle zu bewerben. Ich ließ mich bei Frau v. Wallner melden, theilte ihr oberflächlich meine traurigen Schicksale mit und bot ihr meine Dienste an. Ich hatte das Glück ihr nicht zu mißfallen und sie nahm mich zu sich. Wir blieben noch ein halbes Jahr in Paris, dann zogen wir nach ihrem Gute, wo ich mir im Laufe von zwei Jahren ihr volles Vertrauen, ja ihre Freundschaft zu erwerben so glücklich war."

„Ja, ihre Hochachtung, ihre Freundschaft, ihre Liebe," fügte Paul hinzu. „Als sie dieß Frühjahr mich besuchte, um mich zu überreden, dieses Thal und mit ihm, wie sie wähnte, auch meinen Schmerz zu verlassen, und sie sah, daß Alles vergeblich sei und ich mich hier mit meinen Leiden begraben wolle, da sagte sie mir: ich muß Ihnen Angelika senden, meine Freundin, meine Schwester; ihrer starken frommen Seele allein wird es möglich werden, Sie aufzurichten, Sie zu trösten, Sie dem Leben wieder zu gewinnen. — O, Angelika," fuhr Paul mit inniger Verehrung fort, „Ihnen ist noch mehr gelungen, Sie haben die bangen Zweifel meiner Seele erschüttert, Sie haben dem wankenden Glauben wieder eine Stütze gegeben, und jetzt sollen Sie mich auch lehren, handelnd wieder in das Leben einzutreten; Sie sollen mir zeigen, auf welche Weise ich der Menschheit nützlich werden könne. Zu lange schon habe ich in träger Erschlaffung und in müßiger Selbstvergessenheit gezaudert, wo es doch so Vieles zu wirken und zu schaffen gibt. — Arme Mutter, gemartertes Weib!" fuhr er begeistert fort, „es sei von nun an mein Beruf, deine Leiden zu mildern! In die Welt will ich wandern und dein verlorenes Kind will ich dir suchen. Segne mich, Angelika, segne mich zu diesem frommen Werke!"

Bei diesen Worten sank Paul zu Angelika's Füßen. Diese legte beide Hände auf sein Haupt und, ihr frommes Auge gegen Himmel erhebend, sprach sie mit feierlicher Rührung: „Jedes gute Werk trägt seinen Segen in sich selbst. Gott sei mit dir, mein Sohn! Er gebe dir Kraft und Stärke zur Erfüllung der Mission, welche dein edles Herz erwählt hat! Doch nicht mein armes Kind allein suche zu retten, sondern überall, wo das Laster dir auf deinen Wegen entgegentritt, suche es muthig zu bekämpfen, schütze die gefährdete Tugend, und vor allem sei ein Verfechter, ein Kämpfer, ein siegreicher Held für deinen Glauben, für dieses höchste Gut der Menschheit."

Die Sonne hatte die Wolken, mit denen sie gerungen, zerstreut und beleuchtete mit ihrem vollen strahlenden Glanze Angelika, die in ihrer hehren Begeisternng als ein Bild der reinsten, edelsten Weiblichkeit erschien. Paul, überwältigt von ihrem erhabenen Anblicke, überwältigt von seinen eigenen Gefühlen, rief im Tone schöner, frommer Begeisterung: „Mein Leben sei fortan meinem Glauben und der Tugend geweiht!"

Einige Wochen später hatte Paul von Strahlen sein stilles Thal verlassen, und als der rauhe Herbstwind die vergilbten Blätter von den Bäumen schüttelte, nahm Angelika die kleine Emmy und sagte dem nun einsam und melancholisch aussehenden Wohnorte Lebewohl, um im traulichen Kreise bei Frau von Wallner mit dem zarten Kinde den Winter zuzubringen.

Es war gegen Ende des Winters, doch mahnte kein vorwitziges Frühlingslüftchen an das baldige Verschwinden der Schneedecke, in welche die ganze Natur noch gehüllt war, noch ging Alles in dichte Mäntel und Pelze gehüllt durch die belebten Straßen des alterthümlichen Köln, in denen es trotz des hellen Sonnenscheins empfindlich kalt war. Die Sonne hatte viele Spaziergänger herausgelockt, doch ihr schneller Schritt, sowie das Krachen des Schnees unter ihren Füßen verriethen, daß ihr heller Schein getäuscht und ihre Strahlen noch nicht die erwartete Wärme gespendet hatten. In einer der Hauptstraßen wogten besonders viele Menschen hin und her; ein ältlicher Mann, mit einer jungen Dame am Arme, deren feueriges Auge wunderbar durch den dichten Schleier funkelte, schien Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit zu sein. Halb neidisch, halb neugierig waren die Blicke der Damen auf die prächtige und elegante Erscheinung gerichtet, welche stolz und ruhig durch ihre Reihen ging.

„Ist dieß die schöne Fremde, von der jetzt so viel gesprochen wird?" fragte ein junger Mann seine Begleiterin, ein niedliches Mädchen, das an seiner Seite ging. — „Ja, Louis," erwiderte sie munter, „nimm dich in Acht, daß sie nicht auch dir den Kopf verdreht. Hat doch neulich selbst dein ernster Freund Strahlen Herzklopfen bekommen, als sie sich mit ihrem Begleiter in der Harmonie an unsern Tisch setzte und ihn einige Minuten fixirte. In ihren Augen soll ein Zauber liegen, dem Niemand widerstehen könne.

Blicke sie ja nicht viel an, sonst könnte Louise Gefahr laufen, von dir vergessen zu werden."

„Was du nicht Alles faselst, du kleines Närrchen," scherzte in demselben Tone Louis weiter. „Ein ganzer Roman in einem Athem, ein verzauberter Freund — eine verlassene Braut — eine ganze Welt in Aufruhr. Wer ist denn eigentlich diese Zauberin, welche alle diese Geschichten in deinem Köpfchen entstehen läßt?" — „Wenn man dieß ergründen könnte," erwiderte Meta, Louis anmuthige Schwester, „so würde der Zauber bald gelöst sein; aber eben das Geheimnißvolle, was jene schöne Dame und ihren Begleiter umgibt, ist ein Hauptreiz, der so Viele fesselt, und das, einmal gelöst, alle sonderbaren über sie umlaufenden Gerüchte zerstreuen würde. Es ärgert mich oft, daß Jedes ein anderes Abenteuer von ihnen zu erzählen weiß, das eine unwahrscheinlicher als das andere. Die Einen wollen wissen, ihr Begleiter sei nicht ihr Vater, wie Andere behaupten, sondern ein reicher Lord und sie seine Geliebte; wieder Andere behaupten, er sei ein bezahlter Spion der russischen Regierung, und die Schönheit und Klugheit seiner Tochter helfe ihm vieles entdecken, ergründen. Wie dem aber auch sein mag — ich finde sie schön, unendlich schön — und glaube nimmermehr, daß eine so schöne Hülle irgend welche Laster verbergen könne."

Während dieses Gespräches waren Bruder und Schwester an ein großes schönes Haus gekommen, das am Ende der Straße stand. Es war das Haus des Banquiers Schmitt, des Vaters von Louis und Meta. Munter sprang das junge Mädchen die Treppen hinauf, um sich in den behaglich warmen Zimmern von der kalten Promenade zu erholen. Sie warf rasch im Vorzimmer Pelz und Hut ab, und ein munteres Liedchen trillernd, öffnete sie die Thüre; doch plötzlich verstummte der helle Ton ihrer Stimme und mit einiger Verlegenheit sich umsehend, sagte sie zu einem jungen, blassen Manne, welcher, in einen Sessel gelehnt, in Nachdenken versunken da saß: „Ah, Sie sind hier, Herr von Strahlen! und so ganz allein?" — „Vergebung, mein Fräulein," erwiderte aufstehend und sich verbeugend der junge Mann, „ich erwartete Louis, und wollte dann mit Ihnen, wenn Sie es gütigst erlauben, das Theater besuchen."

„Dieß wird uns ein ganz besonderes Vergnügen machen," rief Meta, wieder in ihren gewohnten heiteren Ton fallend, „es freut mich, freut mich ganz unendlich, daß Sie auch einmal Lust bekommen, unser Theater zu sehen. Sie sind nun schon mehrere Wochen hier, und bis jetzt konnten wir Sie noch nicht dazu bestimmen." — „Sie wissen," entgegnete Strahlen, „ich liebe solche Freuden nicht, sie zerstreuen zu sehr und ziehen so leicht die Gedanken von den Gegenständen ab, welche uns unablässig beschäftigen sollten."

„Ihre Bemerkung mag viel Wahrheit enthalten," erwiderte Meta etwas ernster; „doch," fügte sie schnell lachend hinzu, „ich mag nicht lange bei ein

und demselben Gedanken verweilen, ich würde fürchten melancholisch zu werden. Jede Stunde etwas Anderes, etwas Neues, scheint mir am interessantesten." — „Sie übersehen dabei die großen Gefahren einer solchen Weltanschauung," bemerkte Paul, „und bedenken nicht, mein liebes Fräulein, wie in diesen ewigen oberflächlichen Zerstreuungen die schöneren Lebensfreuden und das wahre Herzensglück untergehen müssen."

„Ueber das wahre Glück des Herzens," scherzte Meta, „habe ich eigentlich noch gar nicht nachgedacht — und ich denke, ich habe dazu noch in einigen Jahren Zeit, ehe ich eine alte Jungfer werde. Denken Sie nicht, daß ich dann noch Zeit dazu hätte?" — „Nein," sagte Strahlen sehr ernst, „wenn das Herz einmal verflacht ist, kehrt selten mehr wahres Glück in dasselbe ein."

„Mein Gott, wie pathetisch Sie werden!" rief Meta beinahe erschreckt. „Lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen, bis Mama oder Louis nach Hause kömmt, der mich an der Thüre vorhin verließ, um noch einige Geschäfte zu besorgen; Herr von Strahlen," fügte sie schelmisch hinzu, „ich habe auch die schöne Dame begegnet, welcher Sie neulich so tief in die gefährlichen Augen gesehen haben."

Paul erhob sich schnell und konnte eine gewisse Unruhe nicht verbergen. „Können Sie mir nichts Näheres von ihr mittheilen, haben Sie noch nichts über diese seltsame Erscheinung erfahren?" fragte er mit bewegtem Tone. Meta sah erstaunt nach dem Freunde ihres Bruders auf, dessen blasse Wangen sich plötzlich mit einem lebhaften Roth überzogen hatten, und antwortete kurz: „Nein, gar nichts," dann fügte sie gereizt nach einer kleinen Pause hinzu: „Wie doch diese Abenteuerin alle Welt interessirt!"

Doch Paul schien dieß überhört zu haben, indem er, „wie lange ist sie schon hier?" zu fragen fortfuhr. — „Seit vier Wochen etwa höre ich von ihr," erwiderte Meta, „doch wenn Sie so begierig sind, Näheres zu wissen, so dürfen Sie nur im Hôtel de Holland nachfragen, wo sie wohnt, dort werden Sie gewiß mehr hören als Sie von mir hören könnten."

Verstimmt setzte sich Meta an den runden Tisch, welcher in der Mitte des geräumigen Zimmers stand, und blätterte zerstreut in den Mappen und Büchern, welche denselben bedeckten. Eine ihr selbst unerklärliche Verstimmung hatte sich ihrer bemächtiget; eine Verstimmung, welche schon einige Male Pauls Nähe hervorgerufen. Sie, das muthwillige, verwöhnte Kind der Mode, wurde durch Pauls seltene, interessante Erscheinung gefesselt, und sein ernster Blick übte einen Zauber auf sie aus, der ihr oft lästig wurde, und den sie vergebens durch Scherze und Neckereien abzuschütteln versuchte. Die Lebhaftigkeit, mit welcher er sich für die Fremde zu interessiren schien, empörte sie; hatte er doch bis jetzt, ungeachtet daß er der Gast ihres Hauses war, nur dann Aufmerksamkeit gegen sie beobachtet, wenn er an ihr Etwas zu tadeln fand.

Paul war, seitdem er seinen stillen Aufenthaltsort verlassen, in Paris und London gewesen, um die Spur von Angelika's Gatten und Tochter aufzusuchen. In London hatte er endlich nach vielen vergeblichen Bemühungen erfahren, daß ein Fremder, Namens Dubois, nachdem er längere Zeit da gelebt, wieder verschwunden und wahrscheinlich nach dem Continent zurückgekehrt sei. Ein junges, schönes Mädchen, welches anfangs bei ihm gelebt, hatte sich mit einer älteren Dame kurze Zeit nachher von ihm entfernt, aus welchen Gründen, war nicht zu ermitteln, ob sie zu ihm zurückgekehrt, eben so wenig. Paul kam traurig nach Deutschland zurück. Wo sollte er den unglücklichen Vater, wo die noch unglücklichere Tochter suchen? Unter welchem Namen mochten sie die Welt durchstreifen, oder ihr Elend tragen? — Er hatte als Erkennungszeichen ein kleines Portrait Hanna's, was sie als zwölfjähriges Kind darstellte. Auf seiner Rückreise begegnete er seinem Jugendfreunde Schmitt, welcher, erschreckt über des Freundes ernstes, düsteres, bekümmertes Wesen so lange in ihn drang, bis er ihn dazu vermochte, einige Wochen bei ihm zu Köln in dem elterlichen Hause zu verweilen. Schmitt hoffte durch den geselligen Verkehr in seinem Hause und durch den Umgang mit seiner munteren, liebenswürdigen Schwester des Freundes Lebensanschauungsweise umzustimmen, ja er hoffte im Geheimen, daß die Reize Meta's Paul seine erste Liebe wieder vergessen machen möchten, und zwischen ihnen eine Verbindung zu Stande kommen würde, welche ihm in jeder Hinsicht wünschenswerth und angenehm erschien. Paul, welcher ohnehin seine Rückreise den Rhein herauf nach der Vaterstadt Hanna's machen wollte, um vielleicht dort etwas über ihr Schicksal zu erfahren, willigte dadurch leichter in die Erfüllung des Wunsches seines Freundes, als es sonst vielleicht geschehen wäre. Seit drei Wochen war er daher Gast in dem Hause des Banquiers Schmitt; und schon hatte er den Tag seiner Abreise bestimmt, als er sich aufs Neue durch die auffallende Erscheinung der Fremden mit einer ihm selbst unbegreiflichen Gewalt gefesselt fühlte. Dieses strahlende dunkle Auge hatte in seinen Träumen gelebt — doch wenn er im Geiste sich Hanna dachte, so war ihm ihr Bild als gebeugt, schmächtig, von Leiden gebrochen erschienen — und jetzt stand eine blendende, üppige, vom Luxus des Lebens umgebene Gestalt mit Hanna's Aehnlichkeit, mit Hanna's dunklem Auge vor ihm, und sah ihn, als er sie erstaunt, überrascht angeblickt, durchbohrend und mit triumphirendem Siegeslächeln an. Wie konnte diese prahlende Dame Angelika's Tochter sein? Und ihr Begleiter — war es ihr Vater? Sollte dieser elegant aufgeputzte alte Herr Angelika's Gatte sein? Woher der Luxus, die Pracht, der Reichthum, welche diese Fremden zu umgeben schien? Pauls Gedanken verwirrten sich — stundenlang betrachtete er Hanna's Bild, das er beständig bei sich trug, und konnte die Aehnlichkeit sich nicht ableugnen und ebensowenig sich vollkommen davon überzeugen. Er brannte vor Begierde, sie wieder und

öfter zu sehen, allein bis jetzt war ihm dieß nicht gelungen; endlich erfuhr er zufällig durch Meta, daß sie regelmäßig im Theater erscheine, und er beschloß, mit der Familie Schmitt dorthin zu gehen. Frau Schmitt, eine freundliche Matrone, kehrte bald von ihren Besuchen zurück, um mit Meta, welcher sie anempfahl, ja den neuen Hut nicht zu vergessen, und ihrem Sohne in's Theater zu fahren. Meta verließ verstimmt das Zimmer und kehrte erst zurück, als bereits der Wagen vorgefahren war. Louis war indessen auch zurückgekehrt, doch hinderten ihn Geschäfte, die Mutter und Schwester zu begleiten; er war eben so erstaunt als erfreut zu hören, daß Paul heute Abend dieß Amt übernommen. Er blickte lächelnd nach Meta, doch diese machte ein saures Gesichtchen, als Paul ihr den Arm bot, sie nach dem Wagen zu geleiten.

Der zweite Akt des Schauspiels hatte bereits begonnen, als eine flüsternde Bewegung durch die Reihen des ersten Ranges lief. Die Thüre einer Seitenloge hatte sich mit einigem Geräusch geöffnet, und hereintrat die schwarz gekleidete Gestalt der Fremden. In dem Augenblicke, als sie sich setzte, nahm sie die Kapuze, welche ihr Gesicht beinahe ganz verhüllt hatte, ab, und ein leises Gemurmel der Bewunderung wurde im Parterre hörbar. Ihre Schönheit war so blendend, so überraschend, daß selbst Meta ihren Vorsatz, Paul bei ihrem Erscheinen zu beobachten, vergessen hatte. Unverwandt blickte sie nach der anziehenden Erscheinung, welche durch den Glanz der Brillanten in ihrem dunkeln Haare und auf ihrem schwarzen Gewande nur noch mehr hervorgehoben wurde. Da zuckte plötzlich ein Schmerz durch Meta's ganzen Körper. Paul, welcher hinter ihr saß, hatte, nach der Loge starrend, in welcher die Fremde sich eben niedergelassen, sich vorgebeugt und, seinen Arm auf ihre Stuhllehne stützend, mit der Hand leicht ihre Schulter berührt. Sie fuhr zusammen und sah dann rasch um; doch sein Auge hatte keinen Blick für sie, es blieb unverwandt auf die Fremde geheftet. Der Vorhang fiel, — die Blicke des ganzen Hauses waren auf die schöne interessante Frau gerichtet, deren Augen triumphirend über die Menge schweiften; doch spielte ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen. Sie sprach hie und da einige Worte mit ihrem Begleiter, welcher, den goldenen Knopf eines eleganten Stockes an die Lippen drückend, lächelnd ihr zuhörte. Meta gewann nach und nach ihre Selbstbeherrschung wieder, und mit anscheinend munterer Laune sagte sie zu ihrem Nachbar: „Aber Herr von Strahlen, ich finde Sie etwas langweilig im Theater; Sie unterhalten uns ja gar nicht, sie kritisiren nicht, Sie loben und tadeln nicht; ich glaube, die schöne Dame da drüben hat Sie ganz versteinert."

„Mein Fräulein," antwortete Paul höchst erregt, „wenn Sie wüßten, welches Interesse mich an diese Erscheinung fesselt, Sie würden nachsichtig sein. Ich bitte, betrachten Sie dieses Portrait. Finden Sie nicht eine

Aehnlichkeit zwischen diesem Kindergesichte und jener Dame?" Meta griff erstaunt und begierig nach dem kleinen Bilde, welches Paul ihr reichte, betrachtete es mit großer Aufmerksamkeit, dann fiel ihr Blick prüfend auf die Fremde. „Wahrlich, Herr von Strahlen," flüsterte sie jetzt, „jene Dame trägt die ausgebildeten Züge dieses reizenden Kindergesichtes, doch die meiste Aehnlichkeit finde ich in den auffallend schönen großen Augen. O sprechen Sie," fuhr sie noch leiser fort, „welch' Geheimniß ist zwischen diesem Bilde und jener Dame?"

„Gebe Gott, daß ich es ergründe," entgegnete Paul geheimnißvoll; „morgen, Meta, morgen will ich Ihnen mittheilen, was mich so bewegt; doch schweigen Sie vorerst gegen Jedermann. Ich will Ihnen vertrauen, Sie werden mir helfen, dieß Dunkel zu lichten." — „Ich bin stolz, wenn Sie mir vertrauen," erwiderte Meta leise; „glauben Sie, ich bin nicht so leichtsinnig als ich scheinen mag."

„Ich weiß es," sagte Paul, „Ihr Herz ist groß, edel und gut — und dieß Herz wird Sie retten aus der Schalheit, die Sie umgibt." — „Wenn es einen sichern Führer findet," flüsterte Meta, „wenn Sie dieser Führer sein wollen," hauchte sie erröthend hinzu.

War es Zufall oder hatte die Fremde bemerkt, daß Paul und Meta sich eifrig mit ihr beschäftigten, sie ergriff ihr Glas und blickte lange nach ihnen herüber, sprach mit ihrem Begleiter mit wie zum Spotte aufgeworfenen Lippen, dann schien sie ihre Aufmerksamkeit der Vorstellung zuzuwenden; doch noch oft begegnete ihr strahlender Blick dem Auge Pauls, welches voll Bangigkeit wie festgezaubert auf ihr ruhte und sich nicht von ihr zu trennen vermochte.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, Paul konnte nach diesem Abend nicht Ruhe finden; sein Kopf brannte, fieberheiß glühte seine Wange — er sehnte sich hinaus in die kalte stille Nacht. Schnell warf er seinen Mantel um, leise schlich er die Treppe hinab und zum Hause hinaus. Aus dem dunkeln klaren Blau des Himmels glitzerten die Myriaden von Sternen so wunderbar schön hervor, wie man dieß nur in sehr kalten Winternächten findet; doch Paul hatte jetzt keinen Sinn für die Schönheiten der Natur. Nur mit dem einen Gedanken an Hanna und die Fremde beschäftiget, die er in seiner Phantasie nicht mehr zu trennen vermochte, war er eine Beute der quälenden Unruhe, die Gefundene wieder zu verlieren. So war er unwillkürlich an das Hotel gekommen, wo sie wohnte. Er blickte an dem Gebäude empor; Alles war dunkel; nur in einem Zimmer des ersten Stockes brannte noch Licht. Hinter den Vorhängen, welche dieß Fenster verhüllten, bemerkte man einen Schatten, welcher unruhig sich hin und her zu bewegen schien. Pauls Auge war wie durch einen Zauber an diesen Schatten gebannt, und der eine Gedanke, welcher seine ganze Seele erfüllte, schien ihm selbst

unbewußt sich verkörpern zu wollen, denn beinahe willenlos rief er die Worte: „Hanna, Hanna!" laut und klagend durch die stille Nacht. Die Gardine an dem beleuchteten Fenster hob sich rasch in die Höhe; eine Gestalt in weißem Nachtgewande mit aufgelöstem dunkeln Haare erschien daran, im Begriffe, es zu öffnen; doch schnell, wie sich besinnend, fuhr sie mit der Hand über die Stirne, trat zurück, die Gardine fiel herab und das Licht erlosch. — „Sie ist es," murmelte Paul dumpf vor sich hin, „sie, die Unglückliche, die Gefallene, sie ist Angelika's Tochter, und ich — ich soll sie retten! — Ha, Unglücklicher! rette dich vor dir selbst, vor dem Zauber ihres Auges, das deine Sinne empört, dein Herz in glühender Leidenschaft entzündet hat! — O, Fanny, holder Engel meines Lebens, umschwebe mich mit deiner reinen Liebe!" stöhnte sein angsterfülltes Herz. „O Geist Angelika's, umschwebe mich mit deiner erhabenen Tugend und schütze mich vor dem bösen Zauber deiner Tochter, daß ich Muth und Kraft finde, die Verlorne gerettet in deine Arme zu führen!"

Planlos irrte Paul durch die stillen Straßen, kämpfend mit sich selbst, mit einer Leidenschaft, die, je mehr er dagegen anzukämpfen strebte, ihn immer mehr und mehr umstricken wollte. Seine erste Liebe war Fanny, sie war rein und klar, mild erwärmend, wie die Frühlingssonne in sein junges Herz eingekehrt; kein Hinderniß hatte sie gesteigert. Fanny's milde, sanfte Seele liebte ihn mit gleicher Zärtlichkeit, und ihr Glück dauerte ruhig und ungestört drei beneidenswerthe Jahre, da versetzte der Tod die zarte Blüthe in's Himmelreich. Pauls Jammer, Pauls Sehnsucht nach ihr ging nach und nach in völlige Schwermuth über, welche seine Lebenskraft aufzuzehren drohte. Da kehrte Angelika bei ihm ein, und der überzeugenden, ernsten, ruhigen Würde ihres Trostes gelang es, seinen Schmerz zu mildern, ihn der Welt und dem Leben wieder zu gewinnen. Sein Herz war von Dankbarkeit und Bewunderung für seine mütterliche Freundin erfüllt, und es beschäftigte ihn nur der einzige Gedanke, die wunde Stelle ihres so schwer heimgesuchten Herzens zu heilen. Er setzte es sich zur Aufgabe, ihr die verlorne Tochter wieder zuzuführen. Es war daher kein Wunder, daß seine Phantasie diese Tochter mit dem verführerischen Reize des Unglücks umhüllte, daß er voll Angst und Mitleid für die Unglückliche war, und so gingen allmählig seine Empfindungen der Anhänglichkeit von der Mutter auf die unbekannte, in alle erdenkliche Leiden schuldlos versunkene Tochter über, von der er sich angezogen, gefesselt fühlte. Hätte er Hanna gefunden, wie seine Phantasie sich ihr Bild geschaffen hatte, gebeugt, geknickt, in Elend und Kummer versunken, so wäre das Gefühl liebender Anhänglichkeit vielleicht aufgegangen in dem des Mitleids; doch so fand er sie umgeben vom Luxus des Lebens, im Glanze üppiger, berauschender Schönheit, stolz, übermüthig, ihrer Siege und ihrer Ueberlegenheit sich bewußt. Ueberrascht, betäubt, unterlag er dem

Zauber, welchen diese Erscheinung auf seine Sinne übte, und die bis jetzt sich selbst unbewußte Liebe brach gleich einer verzehrenden Flamme aus seinem Innern und drohte ihn zu verderben.

Von dieser Leidenschaft aufgeregt und rastlos fortgetrieben, irrte er planlos mehrere Stunden in den Straßen herum, bis er endlich in der Morgendämmerung ermüdet in dem Schatten eines großen Gebäudes niedersank, seine heiße brennende Stirne wider die eisige Mauer drückend, um den Fieberbrand seines Gehirnes zu kühlen. Nicht lange ruhte er dort, da blendete ein heller Schein sein Auge, eine Glocke, mild und feierlich, tönte wie ein Himmelsruf in sein Ohr, heilige Töne der Orgel vermischten sich mit den andächtigen Stimmen einer frommen Gemeinde, und zitterten in wehmüthigen Klängen an ihm vorüber. Er raffte sich empor, scheu und doch mächtig angezogen betrat er das Gotteshaus; ein heiliger Schauer durchrieselte ihn — er sank auf die Kniee und stammelte Gebete mit der andächtigen Menge. Die Beklemmung seines Herzens löste sich nach und nach, und je tiefer und je mächtiger ihn die Nähe Gottes durchdrang, je ruhiger wurden seine Sinne; die Leidenschaft, welche sich seiner bemächtiget, mußte weichen an diesem heiligen Orte, das Böse und Unreine verschwinden im Tempel des Herrn. Die andächtige Menge hatte sich bereits verloren, Paul kniete noch an den Stufen des Altars, versunken in Gebet; gereiniget, beruhigt, richtete er sich empor, und ein Engel des Friedens geleitete ihn aus diesen heiligen Mauern.

Einige Tage später verließ Paul das Haus seines Freundes. Er hatte in diesen letzten Tagen gerade nur so viel mit der Familie verkehrt, als es die Höflichkeit gebot. Meta's Neugierde wegen der Fremden hatte er unbefriedigt gelassen, und sein ernstes Wesen schreckte sie zurück, ihn darum zu fragen. Nur als er sich bei ihr verabschiedete, sagte sie ihm mit Thränen in den Augen: „O ich weiß, warum Sie uns so schnell verlassen, auch sie ist vor einer Stunde abgereist. Sie reisen ihr nach, Sie werden bald gar nicht mehr an mich denken — aber ich werde Sie nicht vergessen. Sie haben mich auf die Nichtigkeit meines bisherigen Lebens aufmerksam gemacht, und wenn Sie einst wiederkehren sollten, werden Sie eine andere Meta finden.“ Gerührt ergriff Paul ihre Hand, indem er sagte: „Leben Sie wohl, Meta! Folgen Sie stets den Eingebungen Ihres edlen Herzens, es wird Sie sicher leiten. Habe ich meine Aufgabe erfüllt, so sehen wir uns wieder und dann soll Ihnen Alles klar werden.“ Paul ging. Meta verschloß sich mehrere Stunden in ihr Zimmer, und als sie endlich wieder im häuslichen Kreise erschien, war ihr Auge trübe und ihre Wangen erbleicht. Zwar kehrten nach einigen Tagen Glanz und Blüthe zurück, aber aus dem oberflächlichen neckischen Mädchen war eine sanfte liebenswürdige Jungfrau geworden, deren Nähe überall den holden Zauber echter Weiblichkeit verbreitete.

Hanna war abgereist, und Paul folgte ihrer Spur; er wollte, er mußte sie sprechen; doch gelang ihm dieß nicht auf der Reise, denn ihr Begleiter ließ sie nicht einen Augenblick unbeobachtet. Wenn es Paul möglich wurde, sie hie und da einmal zu sehen, so heftete sie fragend und forschend ihr dunkles Auge auf ihn. Der Weg, welchen sie verfolgte, führte nach ihrer Vaterstadt. „Was will sie dort, — wird sie da bleiben?" fragte er sich oft. Eine Stunde von M., ihrer Vaterstadt, hielt sie in einem kleinen Städtchen und schien hier einen längern Aufenthalt wählen zu wollen, denn ihr Begleiter miethete einen Garten mit großem Gartenhause außerhalb des Städtchens, welches sie bezogen. Paul stieg in einem Gasthofe ab. Ihr Begleiter war Lord B., wie Paul schon in Köln erfahren hatte; doch welchen Namen sie führte, war ihm unbekannt. Er war entschlossen, sie in den nächsten Tagen in ihrer Wohnung aufzusuchen; da brachte der Postbote einen Brief, welcher die wenigen Worte enthielt: „Sie und kein Anderer war es, der den Namen Hanna unter meinem Fenster in Köln rief. Ich will Sie sprechen, heute Nacht 11 Uhr im Garten an meiner Wohnung."

So sehr er sich auch nach einer Unterredung mit ihr gesehnt hatte, so erfüllte ihn doch eine höchst peinliche Unruhe, wenn er daran dachte, ihr jetzt so ganz nahe zu kommen. Obschon die wilde Leidenschaft, welche sich seiner eine kurze Zeit bemächtigt hatte, verschwunden war, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß eine Neigung zu ihr in ihm fortlebe; sie war jedoch gereiniget und er sich bewußt, was er wollte. Hanna retten aus der Schmach, welche sie umgab, — sie retten und an das Herz ihrer Mutter zurückführen. Alles dieses war er sich klar bewußt, und dennoch bebte er vor der Zauberkraft ihres Auges, ihrer unmittelbaren Nähe. Der Schönheit eines Weibes gegenüber fühlt sich der Mann immer schwach, und es gehört viel Muth und Kraft für ihn dazu, mit dem Gefühle der Liebe im Busen nicht der sinnlichen Gewalt verführerischer Reize zu unterliegen.

Noch ehe die Glocke elf schlug, hüllte sich Paul in seinen Mantel und eilte an den ihm bezeichneten Ort. Es war eine trübe unangenehme Nacht; ein lauer Wind hatte seit einigen Tagen den Frost des Winters verjagt und ein feiner durchdringender Regen löste die Schneedecke von dem erstarrten Boden; Alles hatte eine graue düstere Färbung angenommen; die Ahnung von dem nahen Frühling hatte in diesem Kampfe der Natur noch nicht die Oberhand gewonnen; — öde und schaurig war Alles rings umher. Paul hatte den Garten erreicht, die Thüre war nur angelehnt, er trat ein, — Alles war stille; das Haus, eine dunkle Masse, starrte ihn unheimlich an; er schlich auf dem schlüpfrigen Boden unsicher vorwärts, da huschte eine kleine behende Gestalt aus der Thüre, ergriff seine Hand, ihm zuflüsternd: „Schnell, schnell, Miß Rosa wartet." Sie leitete ihn vorsichtig eine mit weichen Teppichen belegte Treppe hinauf, öffnete eine Thüre, nahm schnell

Pauls Mantel und Hut und verschwand. Alles war dunkel; nur durch die Spalte eines schweren Sammtvorhanges, welcher den Eingang zu einem anstoßenden Zimmer verhüllte, schimmerte ein matter Lichtstrahl. Eine weiche Hand schlug nach einigem Zögern den Vorhang zurück und eine gedämpfte Stimme sprach: „Treten Sie ein, mein Herr!" — Paul gehorchte, und er stand Hanna oder Miß Rosa gegenüber. Eine drückende Schwüle senkte sich einen Augenblick auf Pauls Brust, es war ihm bange, beklommen in diesem engen, mit Teppichen, Vorhängen und kostbaren Möbeln überladenen Gemache. Hanna, im schwarzen Kleide, mit den funkelnden Brillanten im dunkeln Haare, schien ihm wie durch einen bösen Zauber hiehergebannt zu sein. Sie heftete fest und durchdringend ihr strahlendes Auge auf sein bleiches Antlitz, dann frug sie ihn mit scharfem Tone: „Weßhalb verfolgen Sie mich? Ich würde Sie für einen Thoren halten, wie es deren so viele gibt, und mich nichts weiter um Sie bekümmern, aber Sie haben einen Namen genannt, den ich nicht mehr hören möchte, weil er der Vergangenheit angehört. Wer gab Ihnen ein Recht, mich so zu rufen?"

„Ihre Mutter," sagte Paul ruhig. Hanna erbebte, dann sagte sie mit zitternder Stimme: „Ich habe keine Mutter mehr. Sie ist todt."

„Todt!" rief Paul. „Wer hat Ihnen dieß gesagt, Unglückliche? Sie lebt, und mich hat sie ausgesandt, ihr verlornes Kind zu suchen." Unbeschreiblich war der Ausdruck der Ueberraschung, welchen diese Worte auf Hanna's Gesicht hervorriefen. Bewegungslos starrte sie einige Augenblicke Paul an, dann trat das höchste Entzücken auf ihre Gesichtszüge. „Sie lebt," stammelte sie, und Thränen stürzten aus ihren Augen: „O, mein Herr, ist es wahr? sagen Sie es noch einmal, sie lebt? ich habe sie nicht getödtet? Sie lebt — ich werde sie wiedersehen — doch nein — nein — ich werde sie nicht wieder sehen, will sie niemals wieder sehen," und Hanna warf sich schluchzend in den Divan, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

„Und weßhalb wollen Sie Ihre Mutter nicht wieder sehen, die so sehr nach Ihnen verlangt?" Hanna wischte die Thränen aus ihren Augen, und ihr schönes Gesicht stolz nach Paul wendend, fragte sie ihn schnell und herrisch: „Wer gibt Ihnen das Recht, mich darnach zu fragen? Wo sind die Beweise, daß meine Mutter Sie sendet?"

Paul zog das kleine Portrait Hanna's hervor mit den Worten: „Dieses Bild, welches Ihre Mutter auf dem Herzen trug, bis sie es mir übergab, um an diesen Zügen die Verlorne wieder zu erkennen." Hanna griff hastig darnach. „Wer sind Sie, der Sie meiner Mutter so nahe stehen?"

„Ihr Freund," erwiderte Paul. — „O, so müssen Sie auch wissen, was in Paris aus ihr geworden ist, als ich — als ich sie verließ?"

„Ich kenne ihre ganze unglückliche Geschichte. Die Arme mußte, als sie hilflos und regungslos dalag, noch den Schmerz empfinden, durch Verläumdung ihr geliebtes Kind sich immer mehr und mehr entfremden zu hören.“

„Ha, es war also Alles schändliche Lüge, Alles, was diese Dubois mir sagte, und ich vertraute ihr so ganz; ich liebte sie mehr als die unglückliche Mutter. Sie hatte ja auch immer nur Schmeicheleien für mich, so wie die Mutter immer nur Tadel! Aber dennoch war mir das Andenken der Mutter heilig! Was ich jetzt bin — ich bin es erst, seit ich sie nicht mehr unter den Lebenden glaubte — dieß wußte die Schlange und darum hat sie mir ihren Tod vorgelogen. Der Vater vollends zu Grunde gerichtet — um mit der Schönheit der Tochter Handel treiben zu können! O entsetzlich!“ Hanna's Wangen hatten sich mit Purpur übergossen, ihre Augen sprühten Blitze, und ohne auf die Gegenwart Pauls zu achten, fuhr sie in leidenschaftlich aufgeregtem Tone, wie zu sich selbst sprechend, fort: „Ja, ja, verkauft hat sie mich — und er mich, er, mein Vater. Genießen soll man das Leben, so lange man es hat, dieß sagten sie mir immer — und mir gefiel die Pracht, der Glanz, das Gold — da folgte ich ihm in sein prächtiges Schloß — ich wollte leben, genießen — war sie doch todt, vor deren Blick ich allein zurückgebebt wäre, so zu leben — ha, und jetzt ist sie wieder erstanden!“ — Sie hielt inne, wie plötzlich an Pauls Gegenwart erinnert, dann machte sie eine schmerzliche Bewegung mit der Hand nach dem Herzen und nach einer kleinen Weile stieß sie krampfhaft und gewaltsam die Worte hervor: „Gehen Sie, sagen Sie ihr, Hanna sei todt. Miß Rosa kann und will nicht ihr Kind sein — nun sie lebt, muß Hanna todt sein! Schwören Sie, schwören Sie mir, mich nicht zu verrathen.“

Paul betrachtete tief ergriffen die schöne Unglückliche, dieses Opfer des Unglaubens und einer verderbten, modernen Erziehung. Er ergriff ihre Hand und sie mit sanfter Gewalt auf den Divan niederziehend, beschwor er sie, ruhiger zu werden, den Willen ihrer Mutter zu ehren, mit ihm zu gehen, das Laster zu fliehen und in Reue und Erkenntniß ihrer Sünden Vergebung zu suchen. Sie hörte ihn eine Weile an, dann schüttelte sie ihr Haupt und sagte fest und bestimmt: „Ich gehe nicht mit Ihnen — meine Mutter sehe ich nie wieder! Die Schaam würde mich tödten, wenn ihr reines Auge auf mich fiele; — auch wird sie glücklicher sein, wenn sie mich todt glaubt, als wenn sie mich so wiederfindet. Sie werden — Sie müssen ihr dieß sagen.“

„Nein, dieß werde ich nicht, Unglückliche!“ rief Paul, „denn es handelt sich hier nicht nur um Ihr zeitliches, sondern auch um Ihr ewiges Heil.“ Beinahe überrascht, sah Hanna in Pauls Auge. „Wie,“ rief sie spöttisch, „Sie wollen mich glauben machen, daß Sie wirklich an eine Fortdauer nach diesem Leben glauben? Sie mit ihrem geistreichen, interessanten Gesichte wollen den Gläubigen, vielleicht gar den gläubigen Christen spielen?“

„Den will ich nicht spielen, der bin ich in Wahrheit," sagte Paul mit Ernst und Würde. „An dem frommen Glauben, an der festen, starken Seele Ihrer Mutter habe ich mich emporgerichtet, bin ich zur Erkenntniß der ewigen Wahrheit gelangt. Sind Sie etwa glücklich bei Ihren Zweifeln? Kann Ihr Verstand ergründen, was Sie nicht glauben wollen? Kann Ihre klügelnde Vernunft Ihnen die Allgegenwart Gottes ersetzen? Doch wie kann Ihre Seele jetzt schnell erfassen, was nur durch eine Reihe von Jahren entarten konnte! Dieß ist nicht möglich — aber Ihr Gefühl sagt Ihnen bereits, auf welchem Wege der Schande und des Seelenelends Sie wandeln. Ihre Mutter ruft Sie, reicht Ihnen die rettende Hand — und Sie zaudern noch, sie zu ergreifen? Auf, Hanna, folgen Sie Ihrem Herzen, dem kindlichen Gefühle, werfen Sie sich zu den Füßen Ihrer Mutter, ihre schützenden Arme werden Sie umschlingen, ihre Hand Sie führen zu dem schönen Ziele der Versöhnung mit Ihrem Gotte und sich selbst!" Paul hatte mit Innigkeit und Wärme ihre Hand erfaßt und sah flehend zu ihr auf. „Lassen Sie mich — lassen Sie mich — was soll ich bei ihr, bei Ihnen? Ich weiß, ich fühle, daß ich eine Sünderin bin; — doch eure Gebete können mich nicht rein waschen, und darum will ich auch nicht mehr beten lernen. Nein," rief sie heftig, „ich will bleiben, was ich bin. Verhöhnt mich die Welt — so lache ich dazu — und wenn ich nicht mehr leben mag, dann weiß ich zu sterben, und dann ist Alles, Alles aus."

„Dann," sagte Paul sanft, „dann erst beginnt das Leben, das wahre Leben. Dieser kurze Erdentraum ist nur ein Vorspiel des Jenseits. Dieses Leben wäre ohne alle Bedeutung, ohne allen Zweck, wenn es hier enden könnte." — „Mein Leben aber soll hier enden!" rief Hanna heftig, „ich habe genug, mehr als genug mit diesem Leben."

„Weil Sie den wahren Werth des Lebens nicht kennen. O, eilen Sie an das Herz Ihrer Mutter! Dort werden Sie finden, was Ihnen Noth thut — Liebe und Glauben und Gottvertrauen." Hanna sprach nicht mehr, sie drückte ihr Gesicht in die weichen Polster des Divans, ihr Athem stürmte in raschen, unregelmäßigen Zügen. Paul näherte sich ihr, faßte ihre Hand und flehte mit ernstem, eindringlichem Tone: „Folgen Sie mir, dem Rufe Ihrer Mutter, dem Zuge Ihres Herzens, das von der Welt verdorben, aber nicht verloren ist. Fragen Sie sich aufrichtig, ob Sie noch glücklich, nur einen Augenblick noch ruhig sein können, wenn Sie an Ihre leidende, gequälte Mutter denken, welche so viel um Sie geduldet. Wie wird sich die Edle freuen, ihr gerettetes Kind wieder zu sehen! Wie wird dieß neue Leben sich heiter und zufrieden um Sie selbst gestalten! Muth, Hanna, Sie werden Sich selbst wieder finden! Sie werden die Fehler Ihrer Erziehung und Ihres Umgangs ablegen — Ihre Mutter wird Sie lieben und Gott wird Ihnen verzeihen!"

Hanna sah ihn plötzlich durchdringend an, „und Sie," fragte sie rasch, „was werden Sie thun? Sie, der Sie sich so unberufen in meinen Weg werfen?" — „Unberufen," antwortete Paul schmerzlich, „unberufen? Sagte ich Ihnen nicht, daß ich der Abgesandte Ihrer Mutter und deren Freund sei? — Und wenn ich auch beides nicht wäre — und ich hätte Sie gesehen und Ihr unglückliches Geschick erkannt, ich würde Ihnen diese Hand zur Rettung bieten; ich würde" — Paul hielt inne, er fühlte in der verführerischen Nähe Hanna's eine Leidenschaft wieder erwachen, die er ertödtet glaubte. Die menschliche Schwäche machte seinem besseren Selbst den Sieg streitig; er wollte klar und ruhig den besten Weg gehen, diese schöne, unglückliche Sünderin zu retten, da drohten seine Gedanken sich zu verwirren, und er fühlte, daß die Sinne seine besseren Gefühle zu überwältigen drohten. Eine lange Pause trat ein; Hanna sah ihn fest und erwartungsvoll an. „Nun," sagte sie endlich, „nun, was würden Sie thun?"

„Ich — ich," rief Paul, „ich würde Ihnen folgen, bis Sie meine rettende Hand ergriffen, bis Sie mir gefolgt, fort von dem Schauplatze Ihrer Schande, bis Sie heiß bereut die unglückselige Verblendung Ihres Lebens, bis in Ihrem Herzen Glaube und Liebe und mit ihnen Glück und Friede erwacht wären." Hanna fuhr gedankenvoll über ihre weiße Stirne. „Glaube, Liebe, Glück und Friede," sprach sie langsam und kaum hörbar vor sich hin und eine Thräne rollte über ihre jugendliche Wange. Sie schien mit einem Entschlusse zu kämpfen, und wie wenn neue und seltsame Gefühle sie bewegten, faltete sie krampfhaft beide Hände auf ihrer hochwogenden Brust. Da tönte hell und heftig angezogen eine Glocke durch das stille Haus. Erschrocken fuhr Hanna zusammen; — das junge Mädchen, welches Paul hereingeführt, stürzte herein mit den Worten: „Schnell, mein Herr, folgen Sie mir! der Lord ist erwacht, John ist bereits bei ihm, ihn anzukleiden; vielleicht kömmt er herüber zu Miß Rosa. Schnell, schnell, mein Herr!"

Eine tiefe Röthe der Schaam und Entrüstung hatte Hanna's ganzes Gesicht übergossen. Paul blieb regungslos stehen, ein furchtbarer Schmerz kämpfte in ihm. Hier Angelika's Tochter, dieß unglückliche Opfer der Sünde und des Wahns, durfte, konnte er sie verlassen? O, nein, nein, rief es laut in ihm, wenn du von ihr gehest, ist sie verloren. Er ergriff ihre Hand, „folge mir," sagte er in feierlichem, befehlendem Tone und zog sie nach dem Ausgange. Hanna ließ sich von ihm fortziehen; „Schnell, schnell, rette mich," flüsterte sie ihm zu, „ich will dir glauben, fort, fort!" Sie eilten lautlos und hastig die Treppen hinab und hatten noch nicht den Ausgang des Gartens erreicht, da hörten sie schnelle Schritte und Stimmen hinter sich. Hanna zitterte und konnte kaum gehen, Paul legte seinen Arm um sie, nach dem Ausgange hindrängend, da ergriffen ihn starke Arme, welchen er sich vergebens zu entwinden bemühte. Hanna wurde von seiner Seite gerissen, er

hörte einen Schrei, und eine übermenschliche Anstrengung befreite ihn auf einige Augenblicke von seinen Banden, da erhielt er einen heftigen Schlag auf den Kopf, der ihn betäubend zu Boden warf. Als er wieder zur Besinnung kam, fing bereits der Tag zu grauen an. Er fühlte eine Erstarrung in allen Gliedern, und nur mit Mühe gelang es ihm, sich emporzurichten. Er suchte sich zu orientiren und fand, daß er einige hundert Schritte von dem Städtchen entfernt in einem Chausseegraben gelegen. Mühsam schleppte er sich fort, von dem Wehe des Körpers sowohl, als auch von dem Seelenschmerze tief gebeugt, welcher sich seiner in der Erinnerung an die verflossene Nacht bemächtiget hatte. Da schreckten ihn die Töne eines Posthornes auf, und mit ungeheurer Schnelligkeit rasselte ein ihm wohlbekannter Reisewagen mit vier Pferden bespannt, vorüber. Es war der Wagen des Lords, und er durfte nicht zweifeln — dieser entführte Hanna aus der Gegend.

Der Herbst hatte in den grünen Schmuck der Bäume bereits gelbe und röthliche Blätter gestreut und sie dadurch mit einem neuen, doch gefährlichen Reize geschmückt; jeder rauhe Luftzug nahm diese Herbstblüthen mit sich fort und zerstreute sie, und dieß Spiel erneute sich so fort, bis endlich der noch kurz vorher dicht belaubte Baum seine kahlen Aeste dem Winter entgegenstreckte. Mehr als ein halbes Jahr war verflossen seit der Nacht, in welcher Paul Hanna gefunden und wieder verloren hatte. Vergebens waren alle seine Nachforschungen. Der Lord war spurlos mit ihr verschwunden. Paul war abermals nach England gereist, mancher unsicheren trügerischen Spur gefolgt, und kehrte endlich, an Körper und Geist ermattet, nach Deutschland zurück, trostlos, Angelika keine Nachricht, keinen Trost von der verlornen Tochter bringen zu können. Er sehnte sich nach der stillen Waldeinsamkeit, nach seinem Kinde, nach Angelika, welche mit dem Frühjahre in das stille Thal zurückgekehrt waren. Sein Weg führte ihn abermals den Rhein herauf, und er beschloß, einige Tage in Köln bei seinem Freunde zu bleiben und zu sehen, was aus Meta geworden. Hatte er doch sein Versprechen noch nicht gelöst, ihr noch keine Aufklärung über sein Interesse an der schönen Fremden gegeben. Es zog ihn zu dem heitern Mädchen, welches trotz den Fehlern, die ihr anerzogen waren, so oft ein gutes Herz verrieth, so oft von besseren Gefühlen durchdrungen schien. War sie ihrem Hange zur Weltlust, zur Eitelkeit gefolgt, oder hatte der bessere Funke in ihr die Oberhand gewonnen? Dieß waren die Fragen, welche in ihm aufstiegen, als das Dampfboot ihn schnell der alten reichen Handelsstadt zuführte.

Es dunkelte bereits, als er sich dem Hause des Banquiers Schmitt näherte. Unbemerkt stieg er die Treppen hinauf; er befand sich in dem Vorgemache, welches in das Familienzimmer führte; leise pochte er an die bekannte Thüre des Wohnzimmers, kein freundliches „Herein!" wurde ihm zur Antwort. Leise öffnete er die Thüre, Niemand befand sich in dem bei-

nahe dunkeln Zimmer, doch fiel ein Lichtstrahl durch die angelehnte Thüre eines Kabinetes, welches Meta gewöhnlich zum Arbeiten benützte; er öffnete sie. Meta saß, den Rücken der Thüre zugekehrt, vor einem Schreibpulte und schien, das Köpfchen in beide Hände gedrückt, in tiefes Nachdenken versunken. Sie hatte sein Eintreten nicht bemerkt, und erst als er ihren Namen nannte, fuhr sie empor, blickte um, und mit einem leisen Schrei der Freude und des Schmerzes tönte es: „Paul!" von ihren Lippen; dann fing sie an zu zittern und, mühsam nach Fassung ringend, stammelte sie einige Worte der Höflichkeit hervor. Paul schritt auf sie zu, ergriff ihre Hand: „O Meta," sagte er sanft, „lassen Sie dieß; ich bin ja Ihr Freund, und auch Ihr Herz ist mir geneigt, — warum es uns verbergen, daß wir ergriffen sind uns wieder zu sehen?" Sie schlug die Augen zu ihm auf und sah ihn durchdringend an. Es war nicht mehr die neckische, ausgelassene Meta, die vor ihm stand — sie erschien ihm größer, ihre ganze Erscheinung durchgeistigt, die blühende runde Wange war schmal und bleich geworden, das muthwillige Auge blickte ihn groß und fragend an, es schien als wollte es sagen, was willst du bei mir, du, der du mich verlassen hast und dem schönen Trugbild nachgezogen bist?

„Ich habe Ihnen viel zu erzählen, viel zu vertrauen, meine Freundin," sagte Paul nach einer langen Pause zu Meta; „ich bin Ihnen noch Aufklärung über mein Betragen schuldig, das Sie befremden mußte; ich konnte Sie Ihnen damals nicht geben, ich mußte fort, — und Sie, damals noch ein Kind voller Launen, hätten mich auch nicht verstanden." — „Und glauben Sie, daß ich Sie jetzt verstehen würde?" fragte Meta gedehnt und mit schmerzlichem Ausdrucke, indem sie ihm ihre Hand entzog und fest auf ihr Herz preßte.

Paul sah sie überrascht und forschend an; es wurde ihm klar, daß sie ihn liebe. Ein banges Gefühl überkam ihn; er hatte nur Freundschaft, nur warme Theilnahme für sie, er hoffte dasselbe bei ihr zu finden, und fand — o Himmel! fand ein Gefühl, das ihn selbst für Hanna entflammte und das er vergebens aus seinem Herzen zu bannen versuchte. Die schöne unglückliche Sünderin war nicht aus seiner Seele zu verdrängen, sein ganzes Leben an ihre Rettung zu setzen, sein fester Entschluß. Meta, dieß heitere Kind, hatte ihn interessirt, weil ihre gute Natur in dem schalen Treiben um sie her unterzugehen, in Tändeleien und Eitelkeiten zu ersticken drohte; er hatte mit Wonne bemerkt, wie empfänglich sie für das Bessere war, wie jede nur flüchtig angeregte edlere Idee Wurzel bei ihr faßte. Hätte der Gedanke, Hanna zu suchen, und die verführerische Erscheinung der Fremden nicht so mächtig auf ihn eingewirkt, aus seinem Streben, Meta auf den richtigen Weg zu leiten, wäre vielleicht Liebe zu dem folgsamen, edeln Mädchen entstanden, und er wäre glücklich im ruhigen Besitze eines so lieb-

lichen Wesens geworden. Die Leidenschaft, welche Hanna's zaubervolle Schönheit in ihm angefacht, hatte sich mit der Idee, sie für den Himmel und ihre Mutter zu retten, so innig verwoben, daß er sie nicht mehr zu trennen vermochte. Er wollte sich Meta anvertrauen; sein Herz, von tausend widerstreitenden Gefühlen erschüttert, bedurfte eines theilnehmenden, mitfühlenden Herzens. Er war auf dem Wege zu Angelika, er sehnte sich nach ihr; doch je näher er dem Orte kam, wo sie mit seinem Kinde weilte, wo der dahingeschiedenen Gattin Grab sich erhob, je mehr überkam ihn eine unnennbare Scheu, dort eine Leidenschaft zu gestehen, die, wie er sich selbst sagte, ihn nicht beherrschen sollte, und welche, wie sein innerstes Gefühl ihm leise zuflüsterte, seiner unwürdig war. Meta's freundliches, theilnehmendes Bild schwebte vor seiner Seele, ihr erster Anblick sagte ihm, daß sie geworden, wie er gehofft, und nun wollte er ihr die Aufgabe, welche er sich gestellt, vertrauen und auch den Kampf seines Herzens; — da sah er sich geliebt von ihr — er schwankte, er zögerte, eine trübe Wolke zog über sein blasses Gesicht, eine Thräne hing in seinen Wimpern, dann faßte er sie sanft an der Hand, zog sie zu sich nieder auf den weichen Divan, und mit leiser Stimme sprach er bewegt zu ihr: „Liebe Meta, ich bin zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie innig verehre, denn ich habe nie einen Augenblick an Ihrem schönen, edlen Herzen gezweifelt; ich schied von Ihnen, um der zauberhaften Erscheinung nachzueilen, welche ich längst suchte. Sie ist die Tochter einer Frau, welche ich hochhalte, verehre, liebe wie eine Mutter; ihr gelobte ich, das verlorne Kind wieder zu bringen. Eine Kette höchst unglücklicher Schicksale hat dieß bedauernswerthe Wesen zu dem gemacht, was es jetzt ist; ich sah, ich sprach die Verlorne, sie wollte mir folgen, da wurde sie mir wieder entrissen und seitdem suche ich vergebens ihre Spur. Sie ist verloren für mich, für ihre Mutter."

Paul schwieg. Meta, die ihr Ohr zu ihm hingeneigt, sah auf; die Erregtheit seiner Züge erschreckte, schmerzte sie. „Paul, ich danke für Ihr Vertrauen," sagte sie ruhig, vergebens ihrer Stimme Festigkeit zu geben bemüht; „doch Eins haben Sie vergessen auszusprechen, aber ich weiß es dennoch: Sie lieben die schöne Verlorne, Sie suchen sie, um in ihrem Herzen den Dank für die Rettung zu finden. Dieß ist schön von Ihnen, es ist edel, ja es muß edel sein, da Sie es thun — auch eine Gefallene kann an Ihrer Seite wieder rein und glücklich werden." — „Glauben Sie, daß die Liebe die Sünde sühnen könne?" rief Paul, indem er einen beinahe bittenden Blick auf Meta richtete.

„Ich weiß es nicht," entgegnete sie zögernd und nach einigem Nachsinnen; „es war mir, als müsse in Ihrer Nähe alles Unreine rein, alles Häßliche schön werden — und dennoch möchte ich, daß Sie nichts Unreines liebten. Ob die Liebe, welche nach Genuß strebt, entsündigen könne — ach,

ich fürchte nein — eine Versöhnung mit Gott bringt sie sicher nicht.“ — „Ja, Sie haben Recht,“ sagte Paul; „ich fühle dieß, seit ich Hanna fand und ihre Abwege erkannte, und dennoch vermochte ich nicht, Herr meiner Leidenschaft für sie zu werden. Angelika hat an eine solche Leidenschaft nicht denken können; in ihrer erhabenen Ruhe kennt sie die Leidenschaft nicht, in ihrer reinen Frauenseele nicht die Untiefen eines Männerherzens. Ich wollte noch einige Tage bei Ihnen weilen, doch es zieht mich fort zu der Mutter der Unglücklichen; mein gequältes Herz hat schon einmal Ruhe in ihrem erhabenen Troste gefunden; bei ihr und am Grabe Fanny's will ich sie auch jetzt wieder finden, oder sterben.“ Er war aufgestanden. „Leben Sie wohl, Meta, beten Sie für mich! Ich wollte Verlornes retten und nun bin ich selbst verloren.“ Er drückte einen Kuß auf Meta's Stirne, und war verschwunden, rasch, lautlos, wie er gekommen. „Lebe wohl, armes Herz!“ hauchte Meta ihm nach und blickte hinauf zu dem umwölkten Himmel. „Lebe wohl!“ sprach sie noch einmal, und ihre Thränen strömten unaufhaltsam über die blassen Wangen.

Einige Tage später lag Paul zu den Füßen Angelika's, der er auch die leiseste Regung seiner Seele enthüllte. Der Gedanke, daß Hanna verloren sei, erfüllte sein ganzes Wesen mit unendlichem Schmerze. Angelika bekämpfte mit der frommen Gottergebenheit ihrer Seele den eigenen Schmerz um das geliebte Kind, und war unablässig bemüht, Paul auf den rechten Weg zurückzuführen, indem sie ihm immer das Tadelnswerthe, das Unwürdige seiner Leidenschaft vorführte. Ihren milden Worten gelang es endlich, den Sturm seines Innern zu beschwören. Im Umgange mit seinem holden Kinde, das sich des Vaterherzens bemächtigte, und unter den unwiderstehlichen Tröstungen eines festen Glaubens wurde endlich seine Seele ruhiger.

Der Winter war früh und kalt über das stille Thal gekommen, die weiße Schneedecke breitete eine todtenähnliche Ruhe und Gleichförmigkeit darüber aus; der klare Himmel mit seinen funkelnden Sternen zog den Blick mächtig nach Oben und ließ ihn fest daran haften. Angelika dachte oft in solchen Augenblicken des schönen Traumes in jener gräßlichen Nacht, in welcher Hanna sie in Paris verließ, und der ihr einziger Trost in dem unsäglichen Jammer ihres spätern Lebens blieb. Ihr Vertrauen auf Gott stand unerschütterlich fest, und die heißen Gebete, welche sie für die Rettung ihres Kindes zum Himmel sandte, sollten erhört werden.

Angelika war eben beschäftiget, eine schöne grüne Tanne zum heiligen Abend für Emmy zu schmücken, welche bereits schlief; Paul sah ihr zu oder reichte ihr die kleinen bunten Sachen, um sie an dem Weihnachtsbaum zu befestigen. „Wie wird Emmy sich freuen morgen Abend,“ sagte Angelika, „und Sie mit ihr,“ fuhr sie fort, als Paul schwieg; „wie herrlich ist doch dieß heilige Fest für uns Alle, an dem unser Herr und Heiland geboren

wurde. Durch diese Menschwerdung Christi, wie glücklich ist die Menschheit geworden, wie glücklich durch seine erhabene Lehre, durch seine göttliche Liebe, durch seinen Opfertod! Lassen Sie uns froh sein, Paul, — was sind alle Leiden dieser Erde gegen die Seligkeit, zu der wir durch Ihn berufen sind!"

„Ja, Angelika, ich will streben nach dieser Seligkeit des Jenseits. Meine schwankende Seele wird aus diesen Wirren des Lebens gereinigt hervorgehen, die irdischen Leidenschaften werden schweigen, und mein Blick sei von nun an nach Oben gerichtet."

Die Klingel des Hauses wurde angezogen, schwach, leise, kaum daß ihr Ton Angelika's Ohr erreichte. Es war dieß so ganz außergewöhnlich an diesem einsamen Orte, daß sie die Zimmerthüre öffnete, um zu hören, was dieß bedeute; da hörte sie die Dienerin einen Schrei ausstoßen. Paul fuhr empor und eilte rasch mit ihr die Treppe hinunter. „Was gibt es, Anna?" rief Angelika im Hinuntersteigen. „O kommen Sie schnell!" rief die Dienerin, „eine Sterbende liegt auf der Schwelle."

Paul und Angelika waren nach dem Eingange geeilt, wo Anna mit dem Lichte stand. Ein schwaches Stöhnen war hörbar und kam von einer in einen zerrissenen Mantel gehüllten weiblichen Gestalt, welche zusammengekauert auf der Thürschwelle lag. Paul und die beiden Frauen erhoben sie und trugen sie in Angelika's Gemach, welches zunächst im Erdgeschosse lag. „Schnell," rief Angelika, „ein warmes Getränk; die Arme ist von Kälte und Hunger ganz erschöpft." Sie schlug nun die Kapuze zurück, welche über das Gesicht der Erstarrten herabgefallen war. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihren Lippen. Paul sah in das Gesicht der Sterbenden und erkannte Hanna's furchtbar entstellte und ihm doch so wohlbekannte Züge. Angelika faßte sich schnell und bat ihn mit flehendem Blicke, sich zu entfernen, entkleidete mit Hilfe der Dienerin die Arme, erwärmte den erstarrten Körper, flößte ihr einige Löffel warmer Suppe ein und hatte nach kurzer Mühe die Freude, wieder Leben und Wärme zurückkehren zu sehen.

Paul, nachdem er vernommen, daß die Unglückliche in tiefen Schlaf versunken sei, zog sich in sein Zimmer zurück. Die Mutter wachte am Bette der wiedergefundenen Tochter, durch heiße Gebete die Angst und Sorgen verscheuchend, welche dieß unerwartete Ereigniß in ihr hervorgerufen. Erst als es anfing Tag zu werden, zog sie sich zurück, um einige Augenblicke zu ruhen und Kraft und Stärke für das zu sammeln, was ihrer harrte. Hanna schlief noch, als sie an ihr Lager zurückkehrte; die Helle des Tages drang in das Gemach und beleuchtete das blasse, hagere und entstellte Gesicht Hanna's. Endlich schlug sie die glanzlosen Augen auf; ihr erster Blick fiel auf die bekümmerte Mutter. „Habe ich dich endlich gefunden," stammelte sie; „vergib mir und dann lasse mich sterben." Angelika drückte einen heißen Kuß auf ihres Kindes lebenskalte Lippen.

„Sei ruhig, Hanna," sprach sie sanft; „du bist nun endlich bei mir, und jetzt lasse ich dich nicht mehr." — „O du weißt nicht, wer ich bin," flüsterte die Unglückliche; „oder hat er es dir erzählt? Ach, ich wollte ja zurückkehren mit ihm; da riß mich der häßliche Mann wieder fort, dem ich mich verkauft hatte, führte mich weg auf sein Schloß in Schottland und sperrte mich ein. Doch entfloh ich endlich mit List, und erst nach zwei Monaten und nach unzähligen Mühen und Gefahren kam ich nach Köln, wo ich deinen und seinen Aufenthalt erfuhr. Von da schleppte ich mich als Bettlerin und krank bis hieher zu der Schwelle deines Hauses, welche ich, von Kälte und Müdigkeit erstarrt, kaum noch erreichte. Du nahmst mich auf, mich, dein gefallenes, entwürdigtes Kind, das dich verlassen hatte. O vergib — und lasse mich sterben!"

Hanna hatte mit äußerster Erschöpfung ihrer Kräfte gesprochen; eine Ohnmacht war die Folge, welche in eine heftige Krankheit überging. Erst nach einigen Wochen war ihr Leben außer Gefahr; sie erholte sich nur langsam, denn das Leben schien ihr nicht erwünscht. Nur sehr selten verließ die besorgte Mutter das Krankenbett der Tochter; ihren sanften, milden Worten, ihrer hingebenden Liebe gelang es endlich, Hanna's Seele milden Empfindungen zugänglich zu machen, ihre Leidenschaftlichkeit zu mäßigen, den Trübsinn ihrer Seele zu lichten.

Es vergingen beinahe zwei Monate, ehe Hanna das Zimmer verlassen konnte. Paul hatte sie während ihrer Krankheit nicht wieder gesehen; so wollte es die Mutter, und sein besseres Gefühl konnte sie darum nicht tadeln. Er bekämpfte mit Muth und Standhaftigkeit den noch einmal auflodernden Sturm seines Herzens. Er machte Ausflüge in die Gegend, suchte die Armen und Leidenden auf, schaffte Hilfe, wo er es vermochte, und wo dieß unmöglich war, da hatte er wenigstens Trost für das Unglück. Er wurde der Schutzgeist, der Retter der Armen in der ganzen Gegend genannt. — Hanna's Herz fühlte sich seit ihrer ersten Unterredung mit Paul mächtig zu diesem hingezogen. Er war der erste Mann, welcher in einer schönen männlichen Reinheit vor sie hingetreten war, die Würde der Menschheit vertheidigt, die Ahnung derselben in ihr geweckt hatte; kein Wunder, daß dieser schöne Held triumphirend in ihr Herz eingezogen war. Hanna liebte seitdem Paul mit der ganzen Gluth ihrer feurigen Seele; doch je gereinigter sie selbst in dem Umgange mit ihrer frommen Mutter wurde, desto tiefer empfand sie jetzt die Kluft, welche ihn und sie für dieses Leben trennen mußte, desto klarer wurde es ihr, daß sie der Welt entsagen müsse, um die Schuld ihrer Jugend zu sühnen. Der Zufluchtsort für Unglückliche, für reuige Sünderinnen, für gequälte Herzen, die hehre Stille eines Klosters war für sie noch der einzige passende Ort. Nachdem sie an dem weichen Herzen der Mutter den Irrthümern ihrer Jugend unter heißen Thränen und

Gebeten entsagt hatte, sprach sie mit Freudigkeit ihren Entschluß aus, sich ausschließend dem Dienste Gottes zu weihen.

Ruhig und gefaßt empfing sie Paul, um ihm für dieses Leben Lebewohl zu sagen. Sie wollte in einem entfernten Kloster den Schleier nehmen; ihre Mutter sollte sie dahin begleiten. Da kam ein Brief aus M. mit der erschütternden Nachricht, daß der unglückliche, schuldbeladene Gatte Angelika's krank und elend dorthin war gebracht und in das städtische Hospital aufgenommen worden. Der frühere treue Buchhalter, jetzt ein angesehener Kaufmann in M., hatte Angelika diese schmerzliche Nachricht mitgetheilt. Sie reiste so schnell als möglich mit der Tochter ab und kam noch einige Tage vor seinem Ende dort an. Erschütternd war die Scene, als Mutter und Tochter an das Sterbelager des Gatten und Vaters traten, welcher durch Leichtsinn und Unglauben Beider Leben vergiftet hatte. Mit christlicher Milde vergaben sie ihm. Ihr Anblick erweckte die tiefste Reue in ihm. Schon längst hatte seine Mitschuldige ihn verlassen, und ohne alle Mittel schleppte er unter den fürchterlichen Qualen der Selbstanklage ein sieches, jammervolles Leben dahin, bis er endlich seine Vaterstadt M. erreichte, um dort elend und verachtet zu sterben. Angelika und Hanna beteten an seinem Lager um Vergebung für ihn, doch die Schrecken seiner Todesstunde konnten sie nicht verscheuchen, in der alle Laster seines ganzen Lebens in einer langen Reihe an ihm vorüberzogen und ihm den Himmel zu versperren drohten. — — „Gott wird ihn gnädig richten!“ sprach Angelika unter Thränen, als sie ihm die Augen zugedrückt; „wir werden den Reuigen dort wieder finden!“ Sie nahm die tief erschütterte Hanna in ihre Arme und führte sie weg von der Leiche des Vaters, — führte das geliebte Kind in die stillen, heiligen Mauern, sie der Fürsorge der frommen Aebtissin empfehlend. Als die gebeugte Mutter zu Paul zurückkehrte, fand sie einen Brief von Meta. Sie hatte derselben auf Hanna's Wunsch vor ihrer Abreise geschrieben und ihr deren Entschluß mitgetheilt. Meta's Brief war voll Unruhe um Paul, und aus jeder Zeile leuchtete ein Herz voll Liebe für ihn.

Der Frühling kam mit seinen Blüthen, und Paul verließ auf dringendes Bitten seiner Schwägerin, Frau von Wallner, auf einige Zeit sein stilles Thal. Angelika und Meta hatten sich öfter geschrieben und liebgewonnen. Letztere hatte so oft schon den Wunsch geäußert, die liebe Freundin persönlich kennen zu lernen, daß diese sie nun dringend bat, während Pauls Abwesenheit sie zu besuchen. Meta erfüllte diesen Wunsch um so lieber, als er mit dem des eignen Herzens so sehr übereinstimmte, und nach kurzer Zeit lag sie in den Armen ihrer mütterlichen Freundin. Welch' wehmüthig süßes Glück war es für Meta, hier zu weilen, wo Alles sie an Paul erinnerte; mit welch' zarter Liebe schloß sie sein anmuthiges Kind an's

Herz, und die kleine holde Emmy kannte außer Angelika bald keine größere Freude als Meta. Sie versprach, so lange zu bleiben, bis Paul seine Rückreise anzeigen würde, dann wollte sie heimkehren. Konnte sie doch den Ort sich jetzt vergegenwärtigen, wo er weilte, sich ein Bild von Angelika und seinem guten Kinde machen und mit dem Bewußtsein scheiden, daß er im Umgange dieser vortrefflichen Frau und seines lieben Kindes endlich die Schmerzen seines kranken Herzens vergessen werde.

Es war ein schöner, herrlicher Sommerabend, jenem gleich, an welchem wir diese trauliche Einsamkeit zum ersten Male erblickten, nur war die Sonne noch nicht hinter die Berge gesunken und beleuchtete noch mit vollem Glanze Haus und Garten. Meta und Angelika saßen unter den Eichen, Emmy pflückte auf der angrenzenden Wiese bunte Blumen; sie hatte ihr ganzes Körbchen voll und brachte es jubelnd Meta. „Schnell," rief die Kleine, „einen Kranz, liebe Meta! Hier sind viele, viele Vergißmeinnicht und rothe und gelbe und weiße Blumen; darf ich auch noch Rosen und Jasmin pflücken, liebe Angla?" wendete sie sich zu dieser, „daß der Kranz recht schön wird?"

„Ja, einige, doch nicht viele. Du weißt, der Vater sieht die Blumen so gerne im Garten und will nicht, daß man sie pflücke." — „Dann will ich lieber keine haben; wenn er gleich nicht hier ist und es nicht sieht, so will ich es doch nicht thun."

Angelika küßte das liebe, folgsame Kind, nahm es an der Hand, zeigte ihr einige versteckte Rosen und half sie ihr pflücken. Meta ordnete die Blumen und band einen schönen Kranz, nahm dann das liebe Kind auf den Schooß und setzte den Kranz auf seinen schönen Lockenkopf; doch diese nahm ihn wieder weg und drückte ihn auf Meta's blonde Flechten. „Für dich habe ich die Blumen geholt, für dich ist der Kranz. Bitte, lasse ihn sitzen, du bist so schön darin!" Meta lächelte und drückte das holde Kind liebkosend an sich; es schmiegte sein Köpfchen an ihre Brust und sah an ihr hinauf, doch müde von der Hitze des Tages und dem vielen Herumlaufen fielen die schönen dunkeln Augensterne zu, und in wenigen Minuten schlief es fest in Meta's Armen. „Du holder Engel," flüsterte sie bewegt, „wie werde ich es tragen, dich nicht mehr zu sehen!" Sie beugte sich über das Kind, seine blühende Wange küssend; da kamen rasche, leichte Schritte durch den Garten — und Paul stand vor ihr. Meta blickte überrascht und verlegen empor. Paul wußte nichts von ihrem Aufenthalte hier. „Sie hier!" rief er erstaunt, doch mit freudig bebender Stimme. — „O stille," bat sie, „sonst wecken Sie Ihr liebes Kind." Behutsam stand sie auf. Die Sorge um Emmy gab ihr einige Fassung; sie reichte es ihm zum Kusse hin, dann entfernte sie sich rasch mit der süßen Last.

Angelika reichte Paul die Hand. Auch sie war durch seine Ankunft überrascht; sie hatte Meta versprochen, ihr dieselbe mitzutheilen, denn das

zartfühlende Mädchen wollte hier nicht mit ihm zusammentreffen. „Meine Sehnsucht hieher," entschuldigte er sich gegen seine mütterliche Freundin, „ließ mich nicht länger fort. Zürnen Sie mir nicht, daß ich Sie nicht von meiner Ankunft in Kenntniß setzte; ich hatte keine Ahnung davon, Meta hier zu finden."

„Es ist vielleicht eine Fügung von Oben, daß Sie dieß edle Wesen noch hier finden," entgegnete Angelika ernst; „sie ist Ihnen mit ungetheilter, grenzenloser Liebe zugethan, und ihr schönes Herz verdient, daß es auch von Ihnen geliebt werde." Paul blieb lange in ernstes Nachdenken versunken. Angelika hatte sich entfernt, um dieß nicht zu stören.

Der Mond warf bereits mehrere Stunden seinen milden Glanz auf das stille Thal, als Paul sich erhob, um in das Haus zu gehen. Er sah Meta an diesem Abende nicht mehr, doch in seinen wachen Träumen sah er sie mit seinem Kinde an der Brust und den Kranz in dem schönen blonden Haare, und er glaubte ein lieblicheres Bild nie gesehen zu haben.

Meta war, nachdem sie Emmy in ihr Bettchen gelegt, heftig bewegt nach ihrem Zimmer geeilt; sie fühlte, daß sie nicht in der Nähe Pauls bleiben könne, ohne ihm mit jedem Worte, mit jedem Blicke zu verrathen, daß ihr ganzes Herz ihm gehöre, und da sie an seine Liebe nicht glauben, nicht denken konnte, war ihr Entschluß schnell gefaßt, ihm die Pein ihrer Gegenwart zu ersparen. Sie packte daher schnell ihre Sachen zusammen, um morgen frühe abreisen zu können, und war eben damit zu Ende, als Angelika bei ihr eintrat. „Sie wollen abreisen?" fragte sie ernst. — „Muß ich nicht?" stammelte Meta, und ihrer Gefühle nicht mehr mächtig, warf sie sich weinend in Angelika's Arme. „Sie wissen, daß ich ihn liebe, grenzenlos liebe, doch Sie wissen auch, daß er nur Freundschaft für mich empfindet. Es müssen erst noch Jahre vergehen, ehe ich ihn ruhig sehen kann; darum will ich fort, schnell fort. Ich will ihn nicht mehr sehen — ich fühle mich nicht stark genug dazu. Morgen, wenn noch Alles schläft, lassen Sie mich zur nächsten Station bringen. Sie sagen ihm mein Lebewohl — ich vermöchte es nicht."

„Ruhig, mein liebes Kind," beschwichtigte Angelika, „Sie sollen reisen, doch nicht so, nicht in diesem aufgeregten Zustande. Sie werden heute Nacht Fassung gewinnen, und morgen finden wir uns wie jeden Tag zum Frühstücke unter den Eichen, dann wollen wir von Ihrer Abreise reden. So schnell, so plötzlich, können, dürfen Sie nicht fort." Sie küßte Meta, sprach noch viele beruhigende Worte zu ihr und verließ sie erst spät, als sie sich wieder einigermaßen gesammelt hatte.

Millionen funkelnde Thautropfen hingen an den Blättern und Blüthen; die Morgensonne spiegelte sich tändelnd in ihnen, bis ihr brennender Strahl sie einsog; — der Kranz, den Emmy auf Meta's Haupt gedrückt, und der bei dem raschen Wegtragen des Kindes herabgefallen war, lag noch auf

derselben Stelle, frisch und grün, wie eben erst gewunden; Paul kam langsamen Schrittes in den Garten, er sah den Kranz, hob ihn auf, und ein heiteres, glückliches Lächeln zog über seine Züge, als er denselben betrachtete und an seine Lippen drückte. Angelika ließ das Frühstück auftragen. Meta fehlte noch — endlich kam sie zögernden Schrittes durch den Garten, doch war sie scheinbar ruhig. Mit Anmuth und weiblicher Würde ging sie auf Paul zu und ihre Stimme zitterte kaum merklich, als sie sagte: „Sie sind wohl erstaunt gewesen, mich hier zu finden, doch Angelika wird Ihnen das Räthsel meines Hierseins gelöst haben. Ich wollte diesen lieben Aufenthalt vor Ihrer Rückkehr verlassen, Ihre schnelle Ankunft hat dieß vereitelt; doch jetzt — Sie werden dieß begreiflich finden — will ich fort und komme, Ihnen Lebewohl zu sagen.“ Sie konnte eine Thräne nicht verbergen, welche über ihre leicht geröthete Wange glitt.

Paul ergriff ihre Hand und zog sie sanft auf eine Bank neben sich nieder. „Meta,“ sprach er mit ernster Rührung, „bleiben Sie hier, für immer hier. Genügt Ihnen ein Herz, das Schmerz und Leidenschaft lange gemartert haben und das an Ihrer Seite für das Leben zu genesen hofft, so nehmen Sie mit diesem Herzen auch diese Hand.“

Sprachlos starrte Meta ihn an. „Aber Sie lieben mich nicht,“ sagte sie schmerzlich, „ich würde Sie nie beglücken können.“

„Doch Meta, ich würde glücklich, unendlich glücklich werden durch Ihren Besitz. Das krankhafte Schwanken meines Herzens hat aufgehört; ich fühle, daß ich dem Leben wieder gehöre, und daß meine Liebe Ihnen gehören wird bis an's Grab. Lassen Sie uns gemeinschaftlich leben und wirken — glauben, hoffen und lieben!“

„Amen!“ sagte Angelika und drückte Emmy's Kranz als Brautkranz auf Meta's Haupt. Still, selig neigte sie dasselbe an Pauls Brust, und ein inniger Kuß der Liebe vereinigte ihre Herzen.

Angelika stand zur Seite und blickte auf das glückliche Paar. Ihre reine starke Seele konnte in diesem Augenblicke einer menschlichen Schwäche, einer irdischen Regung nicht widerstehen. „Hanna,“ bebte es in ihrem Mutterherzen und ihr Auge senkte sich zur Erde. Doch schnell es wieder erhebend, die Hände gefaltet, richtete sie den frommen Blick mit dem stummen Gebete nach Oben: „Dein ist sie, o Herr, blicke gnädig auf sie nieder! Lasse sie als würdige Braut des Himmels sterben!“

Sonnenstrahlen.

Von Isabella Braun.

I.

Im reichen Grafenschlosse
Gefeiert wird ein Fest;
Zu Wagen und zu Rosse
Hinströmen viele Gäst'.

Am steinernen Portale
Viel bunte Fahnen weh'n,
Und im geschmückten Saale
Die Edelfräulein steh'n.

Von Sammet und von Seide
Erstrotzet ihr Gewand,
Viel köstliches Geschmeide
Durchzieht des Haares Band.

Da schweifen in der Runde
Die Blicke her und hin:
„Wer ist in dieser Stunde
Der Schönheit Königin?“

Doch Eine aus dem Kranze
Steht unbeachtet fern,
Wie auch in leisem Glanze
Am Himmel mancher Stern.

Nicht schmücken Edelsteine
Das blüthenweiße Kleid,
Ein Röslein nur alleine,
Das ist ihr ganz Geschmeid.

„Wer wird des Veilchens achten
In tropischer Natur?
Verblühen und verschmachten
Mag's still und einsam nur.“

Hegt solchen Leidgedanken
Vielleicht die Kleine gar?
Zwei Thräulein seh ich schwanken
An ihrem Augenpaar.

Sie tritt zur Fensternische
Und schauet himmelwärts,
In reine Aetherfrische
Zu tauchen ihren Schmerz.

Und ob im ganzen Kreise
Auch Keines ihrer denkt:
Die Sonne hat ihr leise
Gleich einen Blick geschenkt.

Und wie die Zähren beide
Im Auge sie gewahrt,
Ist ihr vom kleinen Leide
Die Quelle offenbart.

Da reißt mit einem Male
Die Wolke sie entzwei
Und eilt mit ihrem Strahle
Zum Troste nun herbei.

Sie taucht die bleichen Wangen
In's gold'ne Sonnenlicht,
Daß sie geröthet prangen
Wie sonst kein Angesicht.

Dann streift die Augenlider
Sie ab in holder Lust,
Die Thränen fallen nieder
Zum Röslein auf die Brust.

Wie Perlen schönster Weiße,
Erglänzen sie nun hier;
Wer hat im ganzen Kreise
So wunderbare Zier?

Und in des Kleides Falten
Sie goldne Streifen webt,
Und goldne Spangen halten
Den Busen, der sich hebt.

Und alle Edelfrauen,
Die Ritter stolz und fein,
Beneiden und beschauen
Das Sonnen-Mägdelein.

Dieß Liedchen aber singe
Ich jeder armen Maid,
Ohn' Perlen, ohne Ringe
Und ohne jed' Geschmeid.

Mit wahrem Hochentzücken
Es flüstert leise nur:
Am besten weiß zu schmücken
Die gütige Natur.

II.

Durch des Waldes dicht Gezweige, wo das grüne, weiche Moos
Nie den Fuß des Menschen fühlet, wo es ruhet fessellos,
Windet heut' mit finstrer Miene sich ein trotziger Gesell,
Lauert, ob kein menschlich Wesen außer seinem sei zur Stell'.

In den beiden rauhen Fäusten hält er spähend sein Gewehr,
Und der Ranzen auf der Schulter ist von frischer Beute schwer;
Aber nicht des Jägers Freude lustig aus dem Auge bricht, —
Nein, darinnen brennt und leuchtet gar ein unheilvolles Licht.

Räuber ist des Mannes Name; sein Gewerb die böse That;
Seine Wohnung — eine Höhle, wie der dunkle Forst sie hat.
Seine Freunde — Spießgesellen, durch die Schuld verbunden nur
Und durch einen sündenvollen, einen blut'gen Racheschwur.

Hat der Mann auch ein Gewissen? — Nun, so ruht's im tiefen Schlaf,
Den kein Gnadenschein vom Himmel wohl seit langen Zeiten traf.
Oede ist's im Herzen drinnen, einer großen Wüste gleich,
Ohne Brunnen, ohne Blumen, ohne Stätte warm und weich.

— Also geht er seinem Treiben, seinem bösen Raube nach.
Müde ist er nun geworden, und er sucht ein schirmend Dach
In des Dickichts sichrer Zelle, um zu halten seine Rast,
Um allhier sein Mahl zu kosten, abzulegen seine Last.

Seine Schritte hält er inne; — eben dort gefällt's ihm wohl,
Eine schattig stolze Eiche, für die Beute weit und hohl;
Und ein Rasen weich wie Polster, unberührt von einem Tritt,
Eng umschlossen vom Gestrüppe, wohl zu tiefst in Waldesmitt'. —

Nieder wirft er sich zur Erde, schaut gedankenlos umher.
Plötzlich wird's ihm bang zu Muthe und sein Athem tief und schwer.
Wie im Traum steigt diese Stelle vor dem innern Aug empor;
War er hier in diesem Walde, diesem Orte je zuvor?

Immer heißer in den Adern wallt sein aufgeregtes Blut.
Brennet unter diesem Rasen tief verborgne Höllenglut?
Nimmer kann er rastend liegen, langet nach dem Flintenlauf,
Springt von seinem weichen Sitze voll der innern Qualen auf.

Von geheimer Macht getrieben, will er fliehen aus dem Tann;
Doch sein Fuß ist fest gebunden, wie von einem Zauberbann;
Und sein Aug' ist fest gerichtet auf die dunkle Stelle dort;
Ist's ihm doch, als hör' er schreien: „Frevler! nimmer gehst du fort!"

Alle Kraft nimmt er zusammen, reißet mit gewalt'ger Hand
Von Verzweiflungsmuth getrieben, das Gestrüppe auseinand';
Eine Säule sieht er stehen, dran ein Bild geheftet ist,
Und mit Grausen und mit Beben er der Tafel Worte liest.

Zu der Erde sinkt er nieder; — Alles ist ihm sonnenklar,
Ob es auch vor langen Zeiten, ja, vor zwanzig Jahren war.
Hier zur Stell' hat seine Kugel durch die Zweige einst gesaust,
In des eignen Bruders Herzen voll der Rache Durst gehaust.

Lange liegt er auf dem Boden, wie ein Todter hingestreckt;
Doch es ward in seinem Busen das Gewissen aufgeschreckt,
Und in furchtbar grellem Lichte sieht er seine blut'ge That,
Die er niemals noch bereuet, lange schon vergessen hat.

Weinend, wie am Mutterbusen liegt ein reuevolles Kind,
Drückt er seine rothen Augen an den Rasen weich und lind.
Hilflos in der Nacht des Glaubens liegt der Brudermörder da,
Weiß es nicht, wie ihm sein Heiland ist mit seiner Hilfe nah.

Endlich richtet er die Glieder mühsam bis zum Kniee auf,
Stützet sich mit beiden Händen an der Flinte blankem Lauf,
Starrt mit unverwandtem Auge auf die finstre Stelle hin,
Meint er doch, er sehe liegen noch den todten Mann darin!

Plötzlich fließt vom Himmel nieder, leuchtend wie ein helles Licht,
Nun ein Strahl der gold'nen Sonne, der sich an der Säule bricht;
Und es funkelt an dem Kreuze, welches mahnend dorten steht,
Um bei seinem Gang den Jäger einzuladen zum Gebet.

Als ein Strahl der Gnadensonne fließt er in des Sünders Brust,
Betend faltet er die Hände, der vom Beten nichts gewußt;
Hin zum Kreuze kriecht er reuig in der Buße lautem Drang,
Und umschließet es im Beten, viele, viele Stunden lang.

Und die Sonne, wohl ein Bote aus des Himmels Gnadenlicht,
Trocknet seine heißen Thränen, kläret ihm das Angesicht,
Waschet seine Büßerseele rein von seiner blut'gen Schuld,
Denn wo groß die Reu' und Buße, — ist noch größer Gottes Huld.

III.

Bei frühem Tageslichte
Schon sitzet mit der Spul
Der Weber mit bleichem Gesichte
Vor seinem Webestuhl.

Er richtet Kett' und Laden,
Tritt mit dem Fuße dann,
Und schleudert des Schiffleins Faden
Hinunter und hinan.

Ei, wie in schnellem Schusse
Es lustig fliegt dahin!
Als wie ein Schifflein im Flusse,
Ein Denken durch den Sinn.

Dem Weber aber klinget
So lustig nicht die Sach';
Aus seinem Innersten ringet
Sich oft ein banges Ach!

Er lässet seine Hände
Entsinken auf das Knie;
Und wie er schaut auf die Wände
Wird bang ihm, wie noch nie.

Er ruft: „Ihr kalten Tropfen,
Ich kenn' euch nur zu gut!
Ihr habt als sorgendes Klopfen
Im Herzen mir geruht.

„Da sitz' ich wie begraben
In dieser feuchten Gruft,
Dieweil sich Andere laben
An freier Himmelsluft.

„Man preist das schöne Leben;
Das ist ein falscher Spruch!
O, könnt' ich heute noch weben
Doch selbst mein Leichentuch!"

So seufzt und spricht der Arme,
Und seine Arbeit ruht;
In quälend drückendem Harme
Ersterben will der Muth.

Urplötzlich dringt ein Schimmer
Durch's Keller-Fensterlein,
Und hält in farbigem Flimmer
Nun an der Wand den Reih'n.

Und alle Tropfen glänzen
Und leuchten wunderbar;
Wie von demantenen Kränzen
Der Raum geschmücket war.

Da wird's dem armen Manne,
Als ob ein schöner Traum
In lustigem Zauberbanne
Ihn trüg' zum Wiesensaum.

Ihm ist's, als ob die Sonne
Zum Herzen dringe mild,
Und dort in seliger Wonne
Sich schaffe ein Gefild.

Ihm ist, als hör' er sprechen
Den lieben, gold'nen Strahl:
„Es soll mein Schimmer brechen
In deiner Thränen Qual.

„Und kannst du nicht ergehen
Dich in des Frühlings Zier,
Will selber ich nach dir sehen
Im dumpfen Keller hier.

„Und wie ich diese Mauern
Verklär' mit meinem Schein:
So wird dein Sorgen und Trauern
Verklärt im Himmel sein."

Der Weber hat verstanden
Dieß lichte Sternenwort;
Frei von des Kummers Banden
Schiebt er das Schifflein fort.

Die Sonne hilft ihm leise
Noch manche Stund' dabei,
Und folgt des Schiffleins Geleise
In holder Spielerei.

IV.

Auf ihrem weichen Lager ruht eine holde Maid,
Die langen Wimpern schließen ein Aug voll herbem Leid,
Und eine Thränenperle steht noch auf ihrer Bahn,
Wer sieht dem klaren Tropfen den bangen Zweifel an?

Ob weich und voll die Kissen und aufgeschüttelt sind,
Sie dünken hart wie Felsen dem schönen, armen Kind;
Denn in des Herzens Mitte da liegt ein schwerer Stein
Von Eifersucht gebettet; — den fühlt sie nur allein.

Da lag sie ohne Ruhe; die geistervolle Nacht
Hat nur die Schmerzensflamme auf's Neue angefacht.
In riesenhafter Größe der Kummer sie umschlingt,
Daß müde sich die Seele im Leidenskampfe ringt.

Jetzt aber trat der Schlummer mitleidig zu ihr hin,
Strich mit der Hand gelinde um ihren bangen Sinn,
So wie die Mutter zärtlich des Kindes Wange streicht,
Bis unter ihrer Liebe das Denken all entweicht.

Da lag die Maid im Schlafe; doch zuckt es um den Mund,
Der Traum hat mit dem Schmerze geschlossen einen Bund,
Und seine Truggestalten, die tanzen um den Geist,
Wie wenn des Irrlichts Schimmer im öden Moore kreist.

Schon steiget aus dem Osten der neue Tag hervor;
Die Sonne ziehet prächtig durch's aufgeschloss'ne Thor,
Sie weckt die Schläfer alle mit ihrem hellsten Licht,
Dieß Lächeln weiß zu klären jedwedes Angesicht.

Nun langt sie an dem Fenster des holden Kindes an,
Sie klopft mit gold'nem Finger erst leise nur daran;
Doch schieben die Gehänge sich heute nicht zurück,
Und nicht begegnet freundlich sich Aug- und Sonnenblick.

Da schaut sie jene Thräne, die an der Wimper bebt,
Und sieht, wie sich der Busen in bangem Schmerze hebt,
Und sieht des Mundes Zucken, und Alles ist ihr klar,
Denn eine stille Zeugin sie ihres Kummers war.

Nun hüllt in eine Wolke sie traurig sich hinein
Und denkt: „O Herz, wie magst du dein eigner Quäler sein!
Ich kenne ja die Beiden, so treu und lieb und gut,
Und Jegliches im Zweifel sich selber wehe thut."

Doch reißet ihren Schleier sie plötzlich nun entzwei,
Daß strahlenvoll ihr Auge wie Gold und Feuer sei,
Und senkt sich auf die Wimper und küßt die Thräne weg
Und bahnet sich zum Auge so einen gold'nen Steg.

Da öffnen sich die Lider; ein Lächeln wonnevoll
Durch ihre Rosenlippen gleich einem Düften quoll.
„Mein Liebster!" flüstert leise sie noch im Traumgebild,
„Wie ist dein Kuß so glühend, wie ist dein Blick so mild!" —

Da schleicht die Sonn' von hinnen; sie hat ihr Werk gethan;
Gelöset ist des Traumes und auch des Zweifels Bann;
Zu freudigem Vertrauen wacht auf die junge Maid,
Im neuen Wiedersehen vergessen ist das Leid.

V.

Vor des Kindes Lagerstätte
Eine Mutter wacht
Ohne Thränen und Gebete
Schon die ganze Nacht;

Starret voller Angst und Bangen
In sein Angesicht;
Streichelt seine kalten Wangen,
Doch erwärmt sie nicht;

Und sie küßt die Lippe nimmer
Lebensfrisch und roth,
Es erstirbt des Auges Schimmer
Und das Kind ist todt! —

Auf die Leiche stürzt sie nieder,
Legt sie in den Schooß,
Deckt und wärmt die kalten Glieder,
Läßt sie nimmer los.

Also kniet sie manche Stunde
Da in ihrem Wahn,
Bis auf seiner Morgenrunde
Schleicht der Tag heran.

Wie ein Freund bei tiefem Leide
Leise tritt herein,
Nahet auch im fahlen Kleide
Sich der Dämmerschein.

Aber wie er in die Kammer
Schleicht zur Leiche vor,
Fährt die Mutter voller Jammer
Aechzend nun empor.

Denn in seinem bleichen Lichte
Wird ihr Alles klar;
Auf des Kindes Angesichte
Es geschrieben war.

Plötzlich, wie ein Gnadenbote
Aus der andern Welt,
Nun ein Sonnenstrahl auf's todte,
Bleiche Kindlein fällt.

Seine Gieder sind getauchet
In den goldnen Schein,
Seine Wangen angehauchet
Gleich dem Engelein.

Und es theilen sich die Strahlen
Nun zu jeder Seit',
Und sie weben und sie malen
Ihm ein Flügelkleid. —

Wie aus einem wirren Traume
Wacht die Mutter auf,
Schaut umher im lichten Raume,
Folgt dem Strahl hinauf.

Und ihr ist, als ob erschlossen
Dort der Himmel wär',
Wo von hehrem Glanz umflossen
Schwebt der Engel Heer.

Auf die Kniee sinkt sie nieder,
Ruft im Glaubenssinn:
„Nimm mein Kindlein, nimm es wieder,
Lieber Vater, hin!"

VI.

Hinter rost'gem Eisengitter
Ein Gefangner wacht,
Schauet in das Ungewitter,
Das am Himmel kracht;

Sieht der Blitze helles Leuchten,
Hört den wilden Sturm
Und die Dohlen, die verscheuchten,
Krächzen um den Thurm.

Sausend peitscht der Wind den Regen,
Der durch's Gitter bricht,
Und der Mann hält ihm entgegen
Wild sein Angesicht.

Wie aus seinem Haar die Traufe
Plätschert auf den Stein,
Höhnt er: „Soll das meine Taufe
Zum Gefangnen sein?

„Wohl, so taufet mich, ihr Tropfen,
Tauft mir um das Herz!
Denn sein Leiden und sein Klopfen
Schreien himmelwärts!

„Fest geglaubt im Kindessinne
Hab' ich alle Zeit,
Daß die Tugend uns gewinne
Auch Gerechtigkeit.

„Aber nein! die Eisenstangen
Klagen wider Gott!
All mein Beten und mein Bangen
Wecken seinen Spott.

„Alter Zeus! in dieser Stunde
Bin ich ewig dein!
Laß den Blitz zu unserm Bunde
Nun ein Bote sein!

„Nimm den Leib, die schlechte Habe,
Schmettre ihn entzwei;
Mach aus diesem dumpfen Grabe
Mich auf ewig frei!"

Also ruft er. Schreckensbilder
Rasen durch den Geist,
Und Verzweiflung immer wilder
Seinen Sinn zerreißt.

Sieh! da ward die Kraft gebrochen
In des Grams Gewicht.
Lange Tage, lange Wochen
Hört und fühlt er nicht.

Endlich kehrt zurück das Leben
Mit dem frommen Sinn,
Und das kindliche Ergeben
Wachet auf darin.

Gottes Gnade und Erbarmen
Fleht er wieder an,
Wieget sich in Gottes Armen
Wie er sonst gethan.

Plötzlich dringt ein Strahl der Sonne
Durch den Gitterraum,
Schleichet voller Glanz und Wonne
An des Lagers Saum;

Steiget dann zu seinen Augen
Leise, sacht hinauf,
Küßt mit einem warmen Saugen
Alle Thränen auf.

Und der Strahl ist zweien Schwingen
Eines Engels gleich.
Hört er nicht die Harfen klingen —
In dem Himmelreich?

Seine Augen sich verklären
In der Strahlen Glanz,
Und sie weben voller Ehren
Um sein Haupt den Kranz.

Lange segnen sie die Stätte,
Scheiden endlich dann;
Doch sie lassen auf dem Bette
Einen todten Mann.

Aber seine Seele tragen
Sie zu Gott hinauf,
Wo des Zweifels bange Fragen
All sich lösen auf.

Und der Engel Chöre singen:
„Sei willkommen hier!
All dein Leiden und dein Ringen
Zahlt der Himmel dir!"

VII.

Der Frühling ist vom Schlaf erwacht
Nach langer, kalter Winternacht.
Sein milder Odem, sein Zephyrhauch
Küßt liebend die Erde, den Baum und Strauch.
Bei solchem Kuß da reget sich
Das ganze Leben tief innerlich;
Es strömet hersür in Gras und Blatt,
Ein jegliches seine Perle hat;
Die Blumen prangen in neuem Kleid
Viel holder als die schönste Maid.
Im grünen Mose funkelt's rein,
Die Käfer sind Smaragdgestein,
Rubinen sind's lebendiger Art,
Der liebe Gott hat nichts gespart.

Doch in des Waldes tiefer Mitt',
Ein Plätzchen voller Kummer litt.
Vergessen ward's vom Frühling gar
Und auch von seiner Boten Schaar.
Denn enggereihet an einand
Hier Baum an Baum gelehnet stand.
Da hat es der Frühling nicht beachtet,
Und trauervoll das Plätzchen schmachtet.

Ein Veilchen nur in stillem Drang
Hervor sich aus der Erde rang,
Und eine kleine Gräserschaar
Ihm leise nachgefolget war.
Doch all ihr reger, guter Trieb
In Dunkelheit verkümmert blieb:
Wie manches Kind vor Pein und Noth
Kann nimmer werden jugendroth.
Und ob das inn're Herzensblatt
Auch Sehnen nach dem Frühling hat,
Es ist zu schwach in eigner Kraft,
Und es versiegt der Lebenssaft.

Da zog einmal aus gold'nem Thor
Frau Königin Sonne nun hervor;
Im höchsten Staate wie noch nie
Macht' ihre weite Runde sie.
Ihr Auge glänzte in Huld und Gnad'
Hernieder auf den Erdenpfad;
Und wo sie zog, auf allen Wegen
Da ward verspürt ihr reicher Segen.

Urplötzlich auf ihrer Morgenfahrt
Die öde Stelle sie gewahrt.
Da hält sie inne; — erbarmungsvoll
Ihr Herz in lauter Liebe schwoll.
Mit einem Blicke so glühend heiß
Beschauet sie den engen Kreis,
Beschaut das Gräslein so dünn und schwank,
Die Veilchenknospe bleich und krank.
Ist auch der Weg gar schmal und eng,
Sie macht sich Bahn durch's Laubgedräng,
Und küßt das Veilchen in's Herz hinein
Mit ihrem glühendsten Sonnenschein.
Das war ein Kuß, der wohl gethan,
So nur die Liebe beleben kann! —
Gleich springen die Herzensblättlein auf,
Die Gräser steigen hervor in Hauf;
Das kranke Veilchen ist gesund
Und öffnet den kleinen Blüthenmund,
Und jauchzt mit seinem süßen Duft
Rings durch die frische Waldesluft;
Und alle Blätter im Verein,
Sie stimmen in das Düften ein,
Und wo ein Trieb noch ruht versteckt,
Gleich hat ihn der Sonnenstrahl geweckt,
Und wo ein Blatt verkümmert war —
Geholfen ist ihm wunderbar! —

Das ist mein Lied vom Sonnenschein.
Doch gilt's der Sonne nicht allein;
Den Herzen allen sing ich's auch,
Die thun nach edlem Sonnenbrauch;
Die mit des Auges hellem Strahl
Verscheuchen herbe Leidensqual,
Zu Oede und Verlassenheit
Sich neigen in Barmherzigkeit;
Die mit der Nächstenliebe Glut
Erwecken fast erstorbnen Muth;
Die einem kummervollen Leben
Den neuen Herzens-Frühling geben.

Degen und Feder.

Novelle von Hermann Breusing.

I.

Der General und sein Jäger suchten ein Dickicht von Buchenschlagholz ab. „Schaller," sagte der General. — „Befehlen Excellenz," sagte der Jäger. „Was ist das, was sich da oben, dahinten zwischen den Zweigen verbirgt?"

Schaller sah hin, scharf, genau, sah wieder hin. „Das ist eine Katze, Excellenz." — „Hm, eine Katze, — ja, das seh' ich jetzt auch; aber das ist keine gewöhnliche Katze."

„Ah, eine Katze sieht auch nicht wie die andere aus." — „Das ist eine wilde Katze."

„Ja, alle Katzen sind wild, wenn es junge Hasen und Rebhühner zu rauben gibt. Sie sind ein Verderben für die Jagd." — „Nichts da; dieß ist eine eigentliche wilde Katze; ich sehe es an der Größe und am Pelze."

„Eben so gut, wie ich des Küsters Frau bin, wenn ich ihre Nachtmütze auf dem Kopfe habe." — „Halt's Maul, Kerl!" Der General legte an und schoß. Die Katze schrie auf, wankte, suchte sich an den Zweigen zu halten, stürzte zur Erde, warf sich wirbelnd hin und her, streckte sich, war todt. Der General und der Jäger gingen hinzu. „Ob ich Recht hatte," brüstete sich der Erstere, „es gibt keine zahmen Katzen von solcher Größe und Farbe. Die hat sich irgend woher aus großen Waldungen hierher verirrt. Steck' sie bei."

„Ein Hinze ist es, aber von einem der nächsten Höfe. Der Bursche hat schon manches Mal die Milchkammer bestohlen und auf dem Dache gesungen." — „Kerl, kann ich dir das viehische Widersprechen nicht abgewöhnen?"

„Aber, mich soll der Teufel holen, . . .“ — „Der holt dich auch noch in meiner Gestalt,“ schrie der General. „Achtung! Richt euch! Präsentirt's Gewehr! Schultert's Gewehr! Rechts um kehrt! Marsch, nach Hause.“

Der Jäger ging ab. Der General aber hob die Katze beim Schwanze auf, betrachtete sie von allen Seiten, prüfte selbstzufrieden ihr Gewicht, dann, seiner Ueberzeugung nochmals recht gewiß geworden, weidete er das Thier aus und steckte es in seine Jagdtasche, trug aber Sorge, daß der ungewöhnlich dicke Kopf recht prahlend zur Schau hervorhing. Endlich lud er seine Flinte auf's Neue und setzte seine Jagd fort.

Der General war das Haupt einer alten westfälischen Familie von dem echten und rechten Adel, der seinen Ursprung im Bauernstande hat, wie die westfälischen Patrizierfamilien sammt und sonders dem Bürgerstande entsprossen sind; das ist eben Volk zum Volke gesellt. Bei Waterloo hatte er als Oberst junge Truppen geführt, meist immer vor den Reihen gehalten und sich vielfach in Reden ergangen. Als dann aber ein Angriff französischer Kürassiere bevorstand, hatte man mitten aus dem Viereck heraus die ruhige Löwenstimme gehört: „Jetzt pocht euch wohl das Herz und ihr denkt an eurer Mütter Töpfe; feuert nur ruhig, auf Befehl, und gleich sollt ihr hören, wie die Erbsensäcke euch vor die Füße fallen.“ Und als die Donnerwolke heranbrach, und als der Hagel in sie hinein fegte und die Gepanzerten auf den blutigen Grund herniederrasselten, da hatte es wirklich so geschallt, als ob Erbsensäcke von einer Höhe herabfielen. Und als es zum Handgemenge mit feindlichem Fußvolke ging, hatte er gerufen: „Schlagt sie mit dem Kolben hinter die Ohren; gegen einen tollen Hund hilft ein Stück Holz besser als ein Bratspieß!“ Und die Bursche schlugen auch wirklich auf die französischen Garden hinein, daß denselben das Feld zu enge wurde und die grauen, blutigen Haufen sich in wilde Flucht auflöseten vor der unerfahrenen jugendlichen Schaar. Und wenn der General fernerweit von seinen Truppen verlangt hätte, daß sie ihm folgen sollten, wenn er hinginge, den Teufel an der Spitze der ganzen Hölle beim Barte zu fassen, sie würden keinen Augenblick sich bedacht, keinen Augenblick gezögert haben. Es war eine kurze, gedrungene Gestalt; die Augen glänzten mattblau, hell und scharf; aus den Zügen sprach entschiedene Gutmüthigkeit, aber um den Mund zog sich der Ausdruck zäher, trotziger Entschlossenheit; das einst dunkelblonde Haar hatte weniger durch die Mühen als von der Zeit eine graue Färbung erhalten. Nach den Feldzügen hatte er noch einige Jahre weiter gedient, dann seinen Abschied gefordert und bewirthschaftete gegenwärtig die uralte Besitzung seiner Väter. Aus einer spät geschlossenen sehr glücklichen, jedoch bald durch den Tod der Dame wieder getrennten Ehe blühete ihm ein einziges Kind. Clara war des Vaters Augapfel, sein eigenstes Herz; aber sie war auch ein verkörperter Lichtstrahl, eines jener sonnenhellen opferseligen weiblichen Gebilde, wie sie

nur in der Einsamkeit des Landlebens, nicht in dem eitlen, selbstsüchtigen, ränkevollen Gesellschaftsleben der Städte erwachsen. Die Glut der ersten Liebe goß gerade jetzt ihren Sehnsuchtsglanz über das süße, holdselige Geschöpf aus. Seit einigen Monaten war sie mit einem jungen Manne verlobt, der bei dem Amte in dem nahe belegenen Marktflecken als Assessor arbeitete.

Der General hatte das Buchendickicht verlassen und trieb sich in den anliegenden Kämpen — von Wallhecken eingeschlossene Ackerstücke — umher. Aber es wollte mit der ferneren Jagd nicht gehen. Sie war unternommen, um ein paar junge Hunde zu versuchen. Die Probe war nicht nach Wunsch ausgefallen. Man hatte die Thiere, deren nicht hinlänglich geschulter Eifer hinderlich war, unterwegs in einem Hause eingesperrt zurücklassen müssen. Gerade deßhalb jedoch hatten Eigensinn und üble Laune dem alten Herrn am wenigsten Ruhe gegönnt. Endlich übte die Wärme des Tages ihren Einfluß, die Ermüdung machte ihr Recht geltend. Ein frischer Trunk wurde als willkommenes Labsal ersehnt. Mit dem Jäger war auch die Feldflasche fortgeschickt. Der General kannte indeß die Gegend wie seinen Hausgarten. Er bog auf einen Fußweg ein, der sich die Wälle entlang und mehrfach über dieselben hinzog. Nach kurzer Frist lag eins jener prächtigen Gehöfte vor ihm, wie sie über das mittlere Westfalen zerstreut sind. Eine lebendige Hecke umschloß den Garten, eine Mauer aus Bruchsteinen den weiten Hof. Inmitten einer Fülle von Eichen mit gewaltigen Stämmen und riesigen Kronen ragten die Gebäude, vor Allen das Haupthaus hervor, weithin bemerklich durch seine hohen Giebel, seine breiten Dachflächen.

Es war Mittag. In der Küche, um den mit einem blauen Leintuche bedeckten Tisch gereiht, saßen die Dienstboten beim Essen; am Heerde die Hausfrau, neben sich den großen Topf, um fortwährend vorzulegen, wie die kleine Magd ihr die geleerten Schüsseln zutrug. Da öffnete sich die Seitenthüre; der General trat ein, ging geradeswegs auf das Feuer zu, zeigte auf den leeren Platz an der Wand, wo gewöhnlich der Herr vom Hause sitzt, und sagte: „Visbeck ist nicht zu Hause?"

„Nein, Slenz; guten Tag, Slenz; seid willkommen." Die Frau stand auf und rückte dem Gaste den großen eichengeschnitzten Lehnsessel hin.

„Guten Tag," erwiderte der General und setzte sich. — „Visbeck ist mit einer Zucht Schweine nach dem Leher Markte gefahren," fuhr die Frau fort.

„Ah so. Hört, Frau Visbeck, Ihr müßt mir einen Trunk Buttermilch geben, mir klebt die Zunge am Gaumen." — „Mit Freuden, Slenz. Wir haben vor einer Stunde gebuttert. Aber will Slenz nicht lieber ein Glas Branntwein und einen Trunk Bier nehmen? Unser Märzenbier ist dieß Jahr besonders gerathen."

„Ein anderes Mal, Frau Visbeck; heute will ich Buttermilch.“ Die rüstige Frau, ein wahres Bild kerniger Gesundheit, eilte in die Milchkammer, kam bald mit einem schäumend gefüllten großen Kelchglase zurück und wendete sich nach dem Glasschranke, der glänzend hell polirt dem Heerdfeuer gegenüber an der Wand stand. „Nun, was wollt Ihr?“

„Einen Teller holen, Slenz.“ — „Ach was; gebt her; Eure Hand ist der beste Teller, den Ihr habt.“ Er nahm das Glas und trank in langen Zügen. Die Frau hatte sich wieder an ihren Platz begeben und theilte ihre Aufmerksamkeit zwischen ihrem Gaste und ihren Hausgenossen. „Es ist warmes Wetter heute, Slenz. — Was ist das, Herm Dirk? Willst du nicht mehr? das wußte ich wohl. Du hältst dich gut an die Arbeit und gut an die Kost, und das lobt Gott und der Bauer. Rasch, Geske Marie, Herm Dirks Schüssel her. Bring' die von Gerd Anton gleich mit, der ißt am liebsten das Dicke. — Es ist eine Lust, Slenz, wenn die Leute in ihr Mittagsbrod beißen, wie eine Säge in Tannenholz. — Ah, Miektrine will auch noch einen Löffel voll.“

Der General schaute der berufsfrohen Frau wohlgefällig aber schweigend zu. Solches Schweigen fällt in Westfalen eben nicht auf. Jetzt klopfte der „Schulte“ — der Oberknecht — mit dem Messerstiele auf den Tisch. All' die Männer entblößten ihre Häupter, alle falteten die Hände; die junge Magd sprach das Dankgebet. Dann wurde geräuschvoll aufgestanden. Die Knechte begaben sich auf die Diele, die große Magd gab dem Hunde zu fressen, die jüngere Genossin räumte Schalen und Schüsseln vom Tische. Der General erhob sich. „Wollt Ihr nicht noch verweilen, Slenz?“

„Nein, ich will gehen; macht nur, daß Ihr auch zu essen bekommt.“— „Ja, bei uns kommt die Frau zuletzt an die Reihe. Darum entzieht sie sich aber nichts.“

„Das sehe ich,“ sagte der General und bot ihr die Hand. — „Ich will Euch noch ein Glas Milch holen,“ erwiderte die Wirthin, ihre Hand gebend.

„Ich habe genug; es gehe Euch gut!“ — „Auch so, Slenz.“

Kaum hatte der Scheidende die Thüre hinter sich geschlossen, so wandte sich die junge Magd an ihre Herrin. „Was hatte er in der Jagdtasche?“

„Ich habe nicht darauf geachtet. Daß es ein Thier war, sah ich wohl; aber was für ein Thier, weiß ich nicht.“ — „Ich glaube, es war eine Katze.“

„Ja, und ich will wohl ein Teufel sein, wenn es keine Katze war,“ mischte sich die in diesem Augenblicke mit ihren Milcheimern aus der Waschkammer tretende große Magd in das Gespräch. „Eine Katze?“ fragte die verwunderte Frau. „Gewiß und wahrhaftig eine Katze. Noch mehr: es war unser grauer Kater. Ich habe ihn ganz gut erkannt. Als Slenz von Euch Abschied nahm, drehete er sich so, daß mir der Kopf deutlich in die

Augen fiel.“ — „Ja, es war unser Kater,“ fiel die kleine Magd plötzlich überzeugt ein. „Der Kopf von dem Thiere kam mir gleich so bekannt vor; jetzt ist es mir klar, es war wahrhaftig unser grauer Kater.“

„Unser Kater?“ zweifelte die Frau noch immer. — „Ja, ja, ja!“ riefen beide Mägde zu gleicher Zeit. „Er hat ihn todtgeschossen, um ihm das schöne Fell abziehen zu lassen.“

„Das muß ich doch heute Abend sogleich meinem Manne erzählen,“ rief die Frau jetzt aus, verletzt und gestachelt durch den Gedanken, daß der General sich nicht blos an ihrem Eigenthum vergriffen, sondern ihr auch noch den Gegenstand seines Frevels so recht übermüthig vor Augen gebracht habe.

II.

Der General hatte unterdeß den Weg nach Hause eingeschlagen. Eine von breitem Wassergraben, über den eine Zugbrücke zu einem niedrig gewölbtem Einfahrtsthore führte — umschlossene, um einen Hofraum gereihte unregelmäßige Zusammenfügung verschiedener ungleichartiger Giebelgebäude bildete seinen Wohnsitz. An der einen Seite lag der Garten, theilweise im altfranzösischen Geschmacke angelegt. Ueberall sonst ringsumher dehnte sich eine weite Wiesenfläche, von gekrümmten, kiesüberfahrenen Wegen durchschnitten, mit ausländischen Bäumen und Gesträuchen gruppenweise oder einzeln in der Art bepflanzt, daß der Nutzbarkeit wenig Eintrag geschah und der Schönheit ihr Recht zu Theil wurde. Den Abhang des Berges im Hintergrunde bedeckte schattige Buchenwaldung; auf der kahlen Gipfelfläche, inmitten einer Anlage für blühende Gebirgspflanzen, war ein kleines achteckiges Gebäude, fast nur aus Fenstern errichtet, „der Glaskasten,“ wie der General es nannte, und seinem Töchterchen bestimmt, damit dasselbe, vor Wind und Zugluft geschützt, meilenweit die schöne Heimath überschauen könne.

Das Töchterchen aber befand sich in seinem Zimmer und bei ihr der Verlobte. Sie war Blüthenduft und Blüthenschnee, eine Marmorpsyche im Scheine des Morgenroths, eine selige Verklärung von Reinheit, Güte und Liebe. Eduard dagegen stand in dem Frühsommer seiner Mannheit, und kühne, ausdauernde Mannhaftigkeit sprach aus seinem ganzen Wesen, leuchtete von der breiten gewölbten Stirne, zuckte um die festgefügten bartlosen Lippen, machte sich in der Rundung des bartlosen Kinnes geltend.

Er hatte ihren Platz am Fenster eingenommen. Sie hatte ein Rückenkissen vom Sopha geholt, neben ihm auf die Erde gelegt und kniete ihm zur Seite, indem sie sich mit den Armen auf seinen Schooß stützte. Er hatte eben etwas gesagt und nickte zur Bekräftigung mit dem Kopfe, während ein schelmischer Zug um seinen Mund spielte. Sie entgegnete lächelnd, rasch aufblickend, mit einem halb trotzigen, halb schmeichelnden, unbeschreiblich süßen Ausdrucke der feingeschnittenen Lippen, und kaum hatte sie gesprochen, so

schlug sie blitzesschnell die Augen nieder und barg das Gesichtchen in beide Hände, obschon diese viel zu klein waren, um die plötzlich aufgestiegene Purpurglut zu bedecken. Der Verlobte aber sah wie ein Verzückter auf das Mädchen hernieder. Sie mußten etwas sehr Zartes, nur überaus leise Antastbares berührt haben, denn sie wechselten sofort den Gegenstand ihres Geplauders.

Gleich darauf zog er ein Papier aus der Brusttasche, entfaltete es ganz gemüthlich und nahm aus dem, was für den Augenblick seine Dose vorstellte, eine Prise. Ihr fiel etwas von dem Tabak auf Schultern und Busen. „Ach, nun hält er mich für eine Melone und macht es mit mir wie der alte Oberst Breddenberg,“ scherzte sie mit klagender Stimme. „Der ißt keine Melonenschnitte, ohne sie vorher mit Spaniol bestreut zu haben.“ Er suchte sie mit dem Taschentuche zu säubern. Darüber standen Beide auf. „Das erste, was ich dir jetzt schenken will, soll eine Dose sein,“ sagte sie. „Ich habe nichts dagegen, daß du schnupfest. Wenn man Jemanden so, so, so lieb hat, nimmt man auch seine häßlichen Eigenschaften mit in den Kauf. Aber deine Papierwirthschaft ist mir widerwärtig.“

„Hm, ich halte nun einmal viel vom Papier, es ist der Stoff, aus dem sich mein Ruhm und meine Größe baut. Auf Aktenstößen steige ich gen Wallhall empor. — Uebrigens habe ich mehrere Dosen und darunter eine von der prachtvollsten ciselirten Arbeit.“

„Ja, schöne Leute haben schöne Sachen.“ — Und sie flog ihm um den Hals und küßte ihn, und dann von ihm umfangen, ihn noch mit den Armen umschlingend, den Kopf zurückgebogen, sah sie ihn mit der vollen jauchzenden Lust ihrer Seele an und sagte tief aufathmend: „Du, Liebling du!“

In diesem Augenblicke trat der General in das Zimmer. Er hatte Jagdtasche und Gewehr auf der Hausflur einem Bedienten gegeben und war sogleich zu seiner Tochter geeilt. Das Brautpaar flog auseinander. Ueber die wettergebräunten Züge des alten Mannes aber zog eine milde, innige Verklärung herauf, und er sagte lächelnd mit dem weichsten Tone seiner Stimme: „Oh, Kinderchen, laßt Euch nicht stören. Hätte ich das gewußt, würde ich Euch nicht überfallen haben.“

„Aber, Väterchen,“ schmollte das Mädchen, um seine Verlegenheit zu verbergen, „wer bricht auch so in das Zimmer einer Dame herein?“ — „Einer Dame, die einen Herrn unter vier Augen bei sich sieht, und nicht blos in gehöriger Entfernung von sich hält, sondern —“ der Alte brach lächelnd ab.

„Ja, aber ich bin Braut. Und Väterchen, du bist recht unartig. Hast du nicht so oft über den Anstandskäfig gespottet, in den man anderswo die Verlobten stecke?“ — „Allerdings. Als ob es nicht Gelegenheiten und Verstecke genug gebe, um zwei Menschen sich finden zu lassen, die sich nun

einmal durchaus finden wollen." Das Mädchen wendete rasch das Gespräch. „Väterchen, Väterchen, jetzt bin ich deinetwegen in großer Noth. Ich habe gar nicht so früh auf dich gerechnet, habe nichts für dich bereit. Bei meinem eigenen Mittagessen hat mich Eduard überrascht und seiner Liebe den Ausdruck des gewaltigsten Hungers gegeben. Ich habe mich selbst nicht sättigen können um den Bösen."

„Hat er dir die Bissen vom Teller oder wohl gar vom Munde weggenommen?" — „Väterchen!" Sie wurde blutroth.

„Nun, mache dir keine Sorge meinethalben. Gib mir Kaffee, etwas kaltes Fleisch, Butter und Brod." — „Es soll augenblicklich in Ordnung sein." Das Mädchen ergriff begierig die Gelegenheit, sich der süßen Verwirrung zu entziehen, in der sie sich ihrem Vater gegenüber befand, und schlüpfte mit jugendlich behender Anmuth aus der Thüre.

Der alte Herr ließ sich ganz gemächlich auf den Sopha nieder. Sein zukünftiger Schwiegersohn betrachtete schon seit längerer Zeit mit ungemeiner Aufmerksamkeit eine Stickerei seiner Braut, die auf deren Arbeitstischchen lag. „Nun, Eduard, zählen Sie nicht vergeblich die Stiche, weil ihrer zu viel sind, und denken dabei: so viel Stiche, als da stehen, so viel Lämmlein, als da gehen — und so weiter. Hierher. Angetreten. Kopf hoch, Brust heraus. Wie ist es? Ich muß Ihnen den Brautstand wohl um einige Monate abkürzen?"

Der General war offenbar in der allerrosigsten Laune. „Lieber Vater —" stammelte Eduard.

„Wie Sie befehlen," ergänzte der alte Herr mit herzlichem Lachen. „Ich soll noch wohl befehlen? Als ob ich euch nach dem Pfarrer zu schicken brauchte! Als ob ihr nicht ganz freiwillig und ungebeten hinliefet, sobald ich euch nur den Weg frei mache. Und das soll geschehen. Ihr Beiden seid Kinder. Aber ich will Kinder um mich haben, die ich auf den Schooß nehmen kann. Euern ältesten Jungen will ich selbst das Reiten lehren. So lange hält das alte Gebäude ja wohl noch Stand. Aber sagen Sie mir zuerst einmal, Eduard, haben Sie denn nun endlich einen Entschluß hinsichtlich des Aufgebens Ihres Dienstverhältnisses gefaßt?" — „Lieber Vater, mein Vermögen ist nicht bedeutend, dagegen sind meine Aussichten im Dienste ganz vorzüglich."

„Immer noch das alte Lied. Ich liebe den Stolz. Er gehört zum Manne. Aber ich hasse den gottvergessenden Hochmuth, namentlich des Geldsackes, der sich jetzt in der Welt so breit macht. Auch der ärgste Lump kann das große Loos gewinnen. Hören Sie. Als Sie zu mir kamen und sagten: Herr, geben Sie mir Ihr Mädchen; habe ich da erwidert: Herr, haben Sie Geld? und wieviel? und zeigen Sie auf? Ich habe ein paar Schritte hin und her gemacht, und dann habe ich gefragt: mögt ihr euch leiden? Und als

Sie bejaheten, habe ich Sie in den Garten geschickt bis auf weitere Nachricht. Und dann habe ich Sie rufen lassen und habe mein Mädchen bei der Hand genommen, mein einziges, mein unschätzbares Kleinod, und habe sie Ihnen zugeführt und gesagt: da habt ihr euch und Gott segne euch. Und dann bin ich hinausgegangen und habe geweint und gebetet. Still da, junger Mann, unterbrechen Sie mich nicht; lassen Sie mich aussprechen. Ihren Dank müssen Sie mir durch die That beweisen. Als ich Ihnen mein einziges blühendes, leuchtendes Kind, als meine Tochter Ihnen ein Herz voll des unsäglichsten Reichthums an Liebe und Treue in den Arm legte, war das eine Gabe, die nach Geld zu schätzen war, bei der an Geld gedacht werden darf? Geld ist viel werth; die Nothdurft des Lebens hat das erste Recht und bedingt alles höhere Dasein. Aber meine Tochter hat genug für euch Beide. Und meiner Ansicht nach kann ein tüchtiger Mann, wenn seine Verhältnisse es ihm irgend gestatten, in gegenwärtiger Zeit nur Bauer sein, oder Soldat oder Schulmeister. Ja, Schulmeister; das heißt kein solcher, der sich mit Redensarten einen warmen Rock zeugt, auf dem Boden kriecht oder Gift speit, wie eine Schlange, und in jedem Falle seinen Herrgott zum dummen Jungen machen will. Ich weiß mich nicht recht auszudrücken. Ich habe aber solche Schulmeister gekannt, den Arndt zum Beispiel, und habe die gewaltigste Ehrfurcht vor ihnen. Die verstehen es, einem Manne das Herz heiß zu machen, und was sie sagen, fährt wie ein Donnersturm in die Leute hinein, und treibt zur Ausdauer und zur That, ganz anders wie ein Befehl oder ein Gesetz. Ich hege eben keine übergroße Vorliebe für euch Herren vom grünen Tische. Ihr haltet nur nothdürftig zusammen, was einmal zusammengefügt ist, und was ihr eure Schöpfungen nennt, dazu entnehmt ihr Andern den Plan und verpfuscht rücksichtsselig den ursprünglichen Gedanken, oder ihr baut eitel Kartenhäuser, deren Werth in dem großen Namen besteht, den ihr ihnen verleiht. Im Uebrigen verderbt ihr viel, legt den Leuten viel Schlingen in den Weg und leitet die Bedeutung eures Daseins von der Menge der Strauchelnden ab. Drängt sich der Adel da unter euch, meint auf diese Weise heutiges Tags etwas vorstellen zu können. Sehen Sie um sich hier in Westfalen; beachten Sie den blühenden Wohlstand fast aller unserer alten Geschlechter auf dem Lande und in den Städten. Ich spreche jetzt nur vom Edelmann. Der schlüpft nicht hier oder da in einen bunten Rock mit stählernem Flederwisch und Schnallenschuhen und Besoldung, bettelt sich nicht bei Vettern und Basen in Gehalt und Ansehen hinein. Mäßig und stolz sitzt er auf seinem Eigenthume, baut seinen Acker, hält sich vorzugsweise nur deßhalb für edel, weil sein Haus seit Jahrhunderten den schöffenbar freien Männern, die unter ihm im Heerschilde stehen, in Zucht und Sitte, in Ehrfurcht vor Gott und dem Recht, im unausgesetzten Streben nach dem Bessern voranging. Solch' ein thatsächliches Beamtenthum

des Beispiels, das greift durch. Der alte Marschall hatte Recht, wenn er über die Federn jammerte und Alles was daran hing. Gott segne Seine Majestät! Wenn Sie meine Dienste bedarf, so soll Sie ihrer nicht entrathen, so alt ich bin. Aber in Betreff der Mannheit stehe ich dem Könige gleich. Zum scherwenzelnden Schreiber oder zum Kammerjunker gebe ich mich nicht her. Eduard, werfen Sie den bunten Rock ab, in den jedes alte Weib paßt, machen Sie sich frei und leben Sie hier bei mir, der stolzeste und mannhafteste Bauer unter Bauermännern. — Sie wollen wohl verlangen," fügte er weich und wieder lächelnd hinzu, „daß der alte Mann sein kostbarstes Kleinod, sein eigenstes Herz weit hinwegführen lassen soll, damit er tagelang reiten und reisen muß, um das herzige Gesicht zu sehen, um sein süßes Kind, seine Enkel zu küssen?"

„Hier, Wort und Handschlag, lieber Vater!" rief Eduard tief bewegt, seine Hand hinhaltend, die der General aufspringend sofort ergriff, „zu meinem Hochzeitstage nehme ich meine Entlassung." — Nach kurzer Zwischenfrist, während er neben dem vor Freude strahlenden alten Herrn auf und niederging, fuhr er fort: „Es ist so. Schon der Zwang des Gesellschaftslebens, wie er täglich vom Morgen bis zum Abend andauert, bedingt eine wahrhaft unmännliche Abhängigkeit. — Nein, ich bleibe bei Ihnen. Hier will ich mit meinem lichten Engel in einander verwachsen zu einem einzigen Baume des Lebens für viele Geschlechter!"

„Bin ich der lichte Engel?" sprach Clara's fröhliche Stimme zur geöffneten Thüre herein. „Herr Assessor, dero Fräulein Braut stellt das Gesuch an dieselben, über den eben vorgekommenen Thatbestand und namentlich über das zu ihren Gunsten abgelegte Zeugniß, zur mehreren Gewährleistung der Wahrheit und zum demnächstigen Gebrauche gegenüber einem grämlichen unzufriedenen Ehemanne eine wohlformulirte rechtsbeständige Urkunde aufzunehmen."

„Süßer Bösewicht, ich will dich zur Untersuchung ziehen, weil du dem Könige einen Diener entfremdest." Seine Augen funkelten. — „Ja, dein kleiner Bösewicht, aber deiner," erwiderte sie halb laut, halb flüsternd, eben so innig als schelmisch; dann zu dem General gewendet: „Nun komm, armes Väterchen: im Eßzimmer ist für dich gedeckt und für ihn auch; Eduard wird gleich noch einmal den Beweis liefern, daß selbst ein königlicher Beamter nicht von der Liebe allein lebt."

„Mich mußt du entschuldigen, Liebling, und auch Sie, lieber Vater. Dringende Geschäfte rufen mich nach Hause. Ich kam nur eine Stunde in aller Eile herübergeritten." Das Mädchen sah unmuthig drein. „Gib dich zufrieden," sagte der General. „Ich liefere ihn dir bald für immer gebunden in dein Zimmer, und er soll seine Fesseln stolzer tragen, als die stolzeste Ordenskette, und gar nicht gelöset sein wollen, wenn du ihn auch lösen

möchtest. — Nehmt nun Abschied von einander. Ich gehe, um mit meinem Kaffee zu kosen. Noch eins, Eduard; Sie und Ihre beiden Kollegen werden auf übermorgen zum Mittagessen hier erwartet, und dann laden Sie mir auch den schnurrigen Apotheker ein. Er hat es gar zu gern, wenn man ihn ein wenig anerkennt, und ich mag den Leuten wohl einen Gefallen thun."

„Der Apotheker hat Besuch, schon seit einigen Tagen, von einem Universitätsbekannten." — „Was ist das für ein Mensch?"

„Ich weiß nicht. Er sieht aus wie eine Telegraphenstange und soll sich für einen Telegraphen aller Weisheit halten." — „Einerlei; wenn wir den Apotheker einladen, können wir seinen Gast nicht zu Hause lassen. Bitten Sie beide."

Der General hatte gegessen. Clara war bald zu ihm gekommen und hatte ihm die Butterbrode geschnitten. Jetzt goß sie ihm wieder eine Tasse ein und ging dann zu einem Pfeilertischchen, auf dem sämmtliche Erfordernisse zum Rauchen ihren Platz hatten. Die Reinigung der Pfeifen wurde allerdings von dem Bedienten besorgt. Im Uebrigen aber hatte der alte Herr es gar zu gern, daß die Hände seiner Tochter sie ihm vor den Augen füllten. Er ließ sich von dem Mädchen bedienen wie ein Kind, ließ sich die Spitze in den Mund geben, die Flamme auf den Tabak halten. Dann lehnte er sich behaglich in den um und um gepolsterten Sessel, ein Geschenk seiner Tochter zur letzten Weihnacht, und blickte das neunzehnjährige Frauenbild, welches sich, den Arm auf die Lehne des Sessels gestützt, schalkhaft lächelnd ihm zur Seite gesetzt hatte, mit dem ganzen Entzücken eines Vaters an. „Nun, des Herrn Generals Excellenz, gestrenger Herr und Gebieter von, auf und zu, aber mein liebes, liebes Väterchen, ich muß dir einen Vortrag halten."

„Womit kann ich dir eine Freude machen, mein Kind?" — „Du gutes Väterchen. Nein, es handelt sich um Haushaltssachen. Marie will heirathen."

„Das ist eine gute Magd, die sich die Herrin zum Vorbilde nimmt." — „Wie du weißt, brauchen wir sie erst drei Monate nach der Anzeige gehen zu lassen. Die Verhältnisse stellen sich aber so, daß es den jungen Leuten und ihren beiderseitigen Familien wünschenswerth ist, schon in vier Wochen zu trauen, und Marie will deßhalb gerne bereits in vierzehn Tagen den Dienst verlassen und sich zu ihren Eltern begeben. Bist du damit einverstanden?"

„Mein Mädchen, das geht dich allein an. In deinen Haushalt mische ich mich nie. Mache mit den Dienstboten, was dir gut dünkt. Dinge die Mägde, jage sie fort, nimm sie wieder zu Gnaden an, wie das letztere deine Leidenschaft ist: ich habe nichts dabei zu erinnern." — „Gut. Ich muß dann nur noch für ein passendes Hochzeitsgeschenk sorgen."

„Aber, sag' mir einmal, Blankauge, wann willst du heirathen?" — „Oh! — fünfzig Jahre alt möchte ich über dem Warten nicht werden."

„Das ist ehrlich, weil es so viel heißt, als: je eher, je lieber.“ — „Du hast unsern Brautstand auf ein Jahr bestimmt, und davon sind schon reichlich fünf Monate verflossen.“

„Du wirst es wohl viel genauer wissen; ich glaube überhaupt, keine Rechnung wird sorgsamer in diesem Köpfchen geführt.“ — „Du bist ein böses Väterchen. Es soll mich wohl freuen, wenn Eduard uns nach kurzem Verweilen wieder verläßt! Ich soll wohl nicht die Zeit herbeisehnen, wo er ununterbrochen bei mir ist, jeden Herzschlag, jeden Gedanken sofort mit mir theilt!“

„Nun, mein verständiges Kind, mache einen Strich durch deine Rechnung; sie ist falsch. In vier Wochen sollt ihr Mann und Frau sein.“ — „Väterchen — — oh, wie wird Eduard jubeln — liebes, liebes Väterchen!“ Und sie warf sich dem alten Manne um den Hals und küßte ihn und streichelte ihm die grauen Haare, und versicherte ihm, dann werde er doppelte Liebe und Sorge erfahren von seinen beiden Kindern, und doppelte Aufmerksamkeit werde ihm an den Augen absehen, was ihm lieb sei. Und dann weinte sie, aber keine Thränen des Schmerzes, und der alte Mann weinte mit. „Und Eduard verläßt den Dienst und bleibt hier,“ sagte der General; „er hat es mir heute versprochen.“

„Oh, das habe ich längst erwartet. Ich hätte ihm auch keine Ruhe gelassen; und er gibt mir auch immer nach, wenn ich durchaus will und recht süß bitte.“ — „Eigentlich soll die Frau dem Manne folgen. So hat es deine selige Mutter auch gemacht, mein liebes Kind.“

„Es ist aber doch ein Unterschied, ob man in die weite kalte fremde Welt hinausziehen soll, oder in der süßen, trauten Heimat bleibt, und wäre sie noch so dürftig. Eduard hat keine Heimat; wie reich bin ich aber. Und muß er nicht Alles mit mir theilen? Und darf er wohl seine kleine Frau hinausschleppen in die öde Ferne, so weit, mein Väterchen, von dir? — Aber laß mich; ich will Marie erst glücklich machen.“ — „Und an Eduard schreiben.“ Sie legte den Finger auf den Mund, verneigte sich scherzhaft und war verschwunden.

Als sie wieder hereintrat, war ihre erste Frage: „Aber Väterchen, was hast du geschossen? Eine Katze und eine ganz abscheuliche.“

„Das ist eine wilde Katze.“ — „Eine wilde Katze?“

„Ja, Cläre,“ — Clara wurde von ihren nächsten Angehörigen meist Cläre angeredet — „eine Seltenheit. Die Art ist hier nicht einheimisch, verirrt sich aber aus waldreicheren Gegenden wohl hierher. Eben so der Wolf. Es ist arges Raubzeug, eine Pest für Hasen und Hühner. Doch soll, wie ich mich erinnere gelesen zu haben, das Fleisch nicht blos eßbar sein, sondern einen eigenthümlich duftigen Wohlgeschmack besitzen.“ — „Pfui, Katzenfleisch!“

„Was willst du? Es gibt viele Vorurtheile, an die sich ein vernünftiger Mann nicht kehrt. Auch der Bär ist ein reißendes Thier und doch

gilt sein Fleisch in den Ländern, wo er lebt, für einen Leckerbissen. Ich will wenigstens einmal versuchen —"

„Du, du willst die Katze essen?" — „Ich will sie jedenfalls zubereitet haben, und dann findet sich das Weitere."

„Die Köchin wird sich nicht bestimmen lassen, dabei Hand anzulegen." — „Liebes Kind, ich bin nicht gewohnt, mich den Launen meiner Dienstboten zu fügen." — „Nun gut, Väterchen; du sollst, am wenigsten heute, nie Widerstand gegen irgend einen deiner Wünsche von mir erfahren. Ich will das Thier selbst herrichten. Wie soll ich es dir vorsetzen?"

„Ah, da fällt mir ein, daß ich auf übermorgen die Beamten und den Apotheker und noch sonst Jemanden zu Tisch erwarte. Eine Pastete wäre mir am liebsten." — „Aber Eduard soll nicht davon essen, und ich thue es auch nicht."

„Nach deinem Belieben, Cläre. Doch halt. Du könntest mir meinen ganzen Plan verderben. Du magst Eduard hindern, von dem Inhalte der Pastete zu kosten. Indeß dein Ehrenwort, daß du ihn in keiner Weise, auch durch die leiseste Andeutung nicht, von dem Sachverhalte in Kenntniß setzen willst." — „Meine Hand darauf. Er soll nicht davon essen, aber er soll auch nicht wissen, was die Andern essen."

„Zu rechter Zeit will ich die Herren schon selbst aufklären. — Ich möchte wohl wissen," fuhr der Herr in eigenthümlicher Weise lächelnd fort, „was der Feinzüngler, der Amtmann, zu der Schüssel sagen wird; und der Apotheker soll seine Prahlerei wahr machen, daß er sich nie über das Wesen eines Stoffes täusche, den er sehe, rieche und schmecke." Es war wohl nicht bloß Wißbegierde, welche den General veranlaßte, die Eßbarkeit und den Wohlgeschmack von wildem Katzenfleische zu versuchen, sondern auch ein wenig gutmüthige Bosheit.

III.

Das Amt, in dessen Bezirke die Besitzungen des Generals lagen, war mit drei Beamten besetzt. Der Amtmann war das treue Bild des rücksichtslosen Selbstgefühls nach oben und nach unten, der peinlich strengen Rechtlichkeit, welche, verbunden mit ein bischen Langeweile, die hervorstechenden Eigenschaften seines Standes in einem norddeutschen Staate bildeten. Ein bedeutendes Vermögen neben einer reichlichen Diensteinnahme gestatteten ihm, allen seinen Liebhabereien Genüge zu leisten und seine Neigung für ein stattlich gediegenes Hauswesen vollauf zu befriedigen. Denn während er seine Geschäfte mit einer langsamen und peinlichen Regelmäßigkeit betrieb, welche in Treue und Pflichtgefühl wurzelte und der Würde seiner äußern Erscheinung einen nur um so größeren Glanz verlieh, wurde sein Verhalten im Uebrigen vorzugsweise von dem Verlangen nach dem ungestörten Genusse

seiner Behaglichkeit und eines wohlbesetzten Tisches geleitet. Von seinem Mittagsschlafe auf dem Sopha pflegte er in einem wohlgepolsterten Lehnsessel „auszuruhen.“ Er liebte ein weites Kelchglas, nicht wegen der Menge des hineinzufüllenden Getränkes, sondern weil seine Räumlichkeit der Nase gestatte, sich während des Trinkens an dem lieblichen Dufte des Weines zu erfreuen. Außer dem Hause trug er regelmäßig einen Uniform-Ueberrock, hatte die dazu gehörige Dienstkappe jedoch durch eine gelbe Pudelmütze ersetzt. „Wer den größten Theil der Vorschrift erfülle,“ war seine juristische Ansicht, „gelte dafür, als habe er sie ganz erfüllt.“ Außerdem meinte er, „die leichte Dienstkappe sei zweckmäßig genug, um Auditoren und Supernumerarien den Kopf abzukühlen nach der Erhitzung des Studentenlebens, eigne sich aber nicht für Männer, die im Dienste ergraut, die Folgen ihrer vielfachen Erfahrungen bereits zu spüren anfangen.“

Von ihm verschieden war der zweite Beamte. Kräftig und durchgreifend, hatte er es für unbedingt nothwendig gehalten, sich neben seinem juristischen Wissen die genaueste thatsächliche Kenntniß der Amtseingesessenen, ihrer Verhältnisse und Zustände zu verschaffen. Er wußte, was er wollte, sowohl in Beziehung auf den scharf begrenzten Zweck, als auf die genau erwogenen Mittel. Er verstand es, den Bauern zu leiten, in dessen Anschauungsweise einzugehen, sie zu schonen, sie lächerlich zu machen, ihr geradezu in's Gesicht zu schlagen durch kurzen, kernigen Hohn. Er führte nöthigenfalls etwas mit Gewalt durch, um durch die That die Möglichkeit oder Zweckmäßigkeit einer aus diesen Gesichtspunkten angefochtenen Maßregel oder Einrichtung zu beweisen. Vorzugsweise gern hielt er sich draußen auf den Gehöften auf und konnte Stunden, ja halbe Tage einem scheinbar unbedeutenden, nach der Meinung mancher Leute unwürdigen Verkehre mit den Landbewohnern widmen. Jedesmal aber wußte er Andere anzuregen oder sich seinerseits zu belehren. Er baute Straßen und reihte sie mit Obstbäumen ein; er ließ Flächen herrichten, Flüsse begradigen, Brunnen bohren und schuf Sandfelder in üppige Wiesen um. Jedes, auch das geringste der Regelung bedürftige Verhältniß in seinem Bereiche hielt er seiner Sorge werth, veranlaßte oder zwang die Betheiligten zur wiederholten Prüfung ihres Verfahrens, ihrer Absichten, leitete sie zu besserer Einsicht oder drängte ihnen seine Ueberzeugung von Recht und Billigkeit auf. Aller Rechtsstreitigkeiten entschiedenster Feind, verhinderte er viele derselben von vorn herein, dämpfte bei andern die bereits lodernde Glut, indem er mit der Keule seiner Worte und Gründe rücksichtslos auf die Streitenden einfuhr, den Widerspenstigen die volle Bedeutung seiner Persönlichkeit fühlbar machte, neben der juristischen ganz besonders der sittlichen Seite der Sache Geltung verschaffte. Er wurde gefürchtet, aber den Vorwand entnahm man nur seinem schroffen Gebahren; weit mehr wurde er eifrig geliebt, geachtet, und selbst die ihn scheuten, vertrauten ihm unbedingt.

Und es gab manches ehrenhafte geringe Haus, wo man seiner ganz in der Stille mit Thränen des Dankes gedachte. In der Stille; denn als der Vater gekommen war, um vorgeschossenes Geld zurückzubringen, da war er hart angefahren: „Was? du mir Geld schuldig? Ich dir Geld geliehen?" Und immer drohender war die Stimme geworden, und ein seltsames einschüchterndes Zucken war über die schroffen Züge gefahren: „Willst du mich zum Narren haben? hinaus aus der Thüre mit sammt deinem Gelde! hast es nöthig genug; und wenn du noch einmal irgendwo den Mund davon aufthust, lasse ich dich beistecken."

Ihm hatte sich Eduard, der nur erst als Hilfsarbeiter, wenn gleich mit dem Range und den Befugnissen eines wirklichen Beamten angestellt war, vorzugsweise angeschlossen, suchte sich nach ihm zu bilden. Die Ansichten der beiden Männer stimmten ziemlich mit einander überein, weniger der Ausdruck, die äußere Bethätigung, welche Jeder von ihnen seinen Meinungen gab. Vor Allem jedoch verband sie das Thatbedürfniß.

Die Beamten an der Spitze, bildeten die vornehmeren Einwohner des Marktfleckens einen geselligen Verein, den der General als Ehrenmitglied nicht selten zu besuchen pflegte. Durch Ergebenheit und Dienstfertigkeit hatte sich ihm hier der Apotheker werth gemacht und war zum genaueren Verkehr herangezogen. Der kleine wohlgenährte drollige Mann war seiner festen Ueberzeugung nach, durch die Verhältnisse zwischen Arzneibüchsen und Salbentöpfe gestellt, herabgewürdigt, während ihn die Natur zum Dichter geschaffen, zum Fluge nach der Sonne empor beschwingt habe. Freilich hatte ihm bisher nur seine eigene Hand den Lorbeer auf das wohlgeölte Haar gedrückt. Allein das störte ihn wenig, denn er wußte, daß das Verdienst erst nach dem Tode anerkannt wird. Seine Vorliebe für die Kunst hatte einige Irrungen und Abenteuer veranlaßt, von denen er nicht gern sprechen hörte. Er hatte Priesterinnen und Gegenstände der Kunst miteinander verwechselt, in eigenthümlicher, indeß sehr verzeihlicher Weise, da Schauspielerinnen auf der Bühne und im gewöhnlichen Leben sich häufig nur fast unmerkbar unterscheiden. Seitdem hatte er sich dem Drama gewidmet, ob aus Rache, ob in seliger Erinnerung an entschwundenes theures Glück, wußte Niemand zu sagen. Untadelhaft und vorschriftsmäßig verabreichte er seinen Mitbürgern auf deren eigenes Verlangen oder ihrer Aerzte Geheiß, was zur Gesundheit oder Krankheit dienlich sein mochte, und dachte bei den verschiedenen dazu erforderlichen Verrichtungen sehnsüchtig an die Herstellung und Mischung der Bestandtheile eines Lustspiels. Demnächst dann widmete er sich ganz und uneingeschränkt seinem geistigen Streben, wandelte niedlich gekleidet und sauber behandschuht als hoffnungsgrüner Mann auf den Gassen, schielte den Frauen unter die Hüte, nach Stoff und Anregung zu zarten Verwicklungen uchend, belauschte die Wirklichkeit des Lebens an geschlossenen Fensterläden,

um Veranlassung zur verklärten Darstellung zu finden. Endlich Abends spät auf seinem Zimmer erschien er sich im Schlafrocktalare wie ein Priester der erlöseten Menschheit, und heilig war der Teppich, den er mit entstiefelten Füßen betrat. Ehrfurchtsvoll betrachtete er den Wiederhersteller des deutschen Drama im Spiegel, blickte schwärmerisch träumend zur Decke empor, deren Verzierungen sich für ihn zu leuchtenden, aus ferner Höhe herabwinkenden Ruhmeskronen gestalteten, freilich für jeden Andern aber wie geringelte Affenschwänze aussahen.

Gegenwärtig war ein Universitätsbekannter bei ihm zu Gaste, der sich zum schriftstellerischen Herold und Gassenkehrer angeboten hatte. Seitdem der Doktortitel weniger durch Geist und Kenntnisse, als größtentheils fast nur durch die Verwendung einer gewissen Geldsumme erworben wird, fängt man vielfach bereits an, sich desselben zu schämen. Vor Allem nichtssagend und werthlos ist aber der Doktortitel der Philosophie, und ziemlich genügend nach der in neuerer Zeit wirklich vorgekommenen Thatsache zu beurtheilen, daß ein einfacher, indeß wohlhabender Landwirth, um dem Verlangen seiner albernen Braut zu genügen, eine Abhandlung über den Dünger schreibt, unter Beifügung von fünfzig Thaler Gold an eine kleine deutsche Hochschule sendet und dafür den Dr. phil. in bester Form ausgefertigt erhält, zur großen Befriedigung seiner Dame Gänseblume, welche nun erst ihre Jungfräulichkeit preiswürdig an den Mann gebracht zu haben glaubte, und nur der Mißgunst die Schuld beimaß, daß man sie hinter ihrem Rücken Frau Mistdoktorin nenne. Des Apothekers Gast hatte sich indeß diesen Dr. phil. nicht ersparen mögen, einmal um seiner Person für Schrift und Rede einen bessern Handgriff als seinen übeldeutsamen Namen Gifthorn anzufügen, dann weil er das Bedürfniß eines Aushängeschildes für den Hacken- und Kramwaarenhandel in seinem Kopfe empfand, endlich weil er eine Stempelung seines Wesens erforderlich hielt, um der böswilligen Verkennung, besonders von Seite der lieben Jugend, von vorn herein unzweideutig vorzubeugen. Er hatte sich nämlich dem Schulfache gewidmet und war als Lehrer der Mathematik und Geschichte an einer Erziehungsanstalt beschäftigt. Und zwischem dem Kaiserreiche Geschichte und der Republik Mathematik bewegte sich des Mannes Dasein in allen seinen Regungen und Offenbarungen. Er stand auf der Warte der Zeit, zugleich vorwärts und rückwärts hauend, wie eines jener holzgeschnitzten, in jeder Hand einen Säbel haltenden Soldatenbilder, die man hier und da als Windfahne auf dem First der Häuser aufzustellen pflegt. Eben deßhalb aber hielt er sich für ein auserwähltes Geschöpf und widmete seine Mußestunden den tiefsinnigsten Fragen, wie zum Beispiele der Geschichte vom Bel zu Babel, hinter welcher er das bedeutsamste naturwissenschaftliche Geheimniß, eine noch unbekannte Triebkraft, verborgen wußte. Ob er seine Frau aus Liebe zu ihr selbst oder zu den

Gegensätzen, aus Wißbegierde in Betreff der Ergebnisse einer solchen Verbindung, geheirathet habe, ist in Folge seiner eigenen Aeußerungen unbestimmt geblieben; gewiß war nur, daß ihre äußere Erscheinung von oben bis unten die Lehre von der Kugel und dem Kegel zur körperlichen Anschauung brachte, während seine Figur lediglich von geraden Linien begrenzt wurde, sich in spitzen Winkeln bewegte. Doch lebten beide ziemlich glücklich mit einander, ein rührendes Bild von langer Pfeife und Schlackwurst im traulichen Vereine, trotzdem daß die rundungsselige Schönheit an der fortwährenden Ausbildung ihrer bedeutenden rednerischen Fähigkeiten arbeitete und ihrem Gatten häufige Ansprachen über den Satz hielt: „David, David, du bist ein Esel." Er war viel zu tief von der Achtung für seine Pythia durchdrungen, um ihr zu widersprechen, und hätte sich nöthigenfalls eher, wozu er alle Anlage besaß, wie ein Rasirmesser zusammengelegt und in einen Kohlensack stecken lassen, als an ihrer Wahrhaftigkeit und Unfehlbarkeit gezweifelt.

Der Tag, an welchem der General seine Gäste erwartete, war da. Einer der Beamten, dießmal der zweite, durfte den Ort nicht verlassen, um für eilige, unvorhergesehene Fälle bei der Hand zu sein. Der Amtmann war gut gelaunt und bot dem Apotheker und dessen Besuch den Mitgebrauch seines Wagens an. Eduard ritt, wie immer.

Der General empfing den Amtmann und Eduard kurz und herzlich. Es erfolgte dann die Vorstellung des Dr. Gifthorn durch den Apotheker Flohtrog, wobei der letztere sich sehr zierlich und angemessen ausdrückte, der erstere mit dem Oberkörper einige Male nach vorn überschnappte, wie der Hahn am Flintenschlosse. Der General mochte nun eigentlich solche hagere, gelblederne, ausgetrocknete Gestalten „unter den Ständen, welche sich satt essen können und nicht zu zehrenden körperlichen Anstrengungen gezwungen sind," wenig leiden, „denn," sagt er, „entweder hungern sie aus Geiz und dann sind sie mir verächtlich, oder sie sind so mit Gift und Galle getränkt, daß keine Nahrung bei ihnen anschlagen und gedeihen will, und dann sind sie mir widerwärtig wie eine Schlange oder ähnliches Ungeziefer;" aber er war sich der Pflichten des Hausherrn eben so sehr wie der Rechte desselben bewußt. So empfing er die „lebendige Hornlaterne" wohlwollend und mit dargebotener Hand. Indeß der General und Gifthorn paßten in keiner Weise zu einander, oder der letztere war nicht an den Umgang mit Männern gewöhnt, hatte vielleicht seit Jahren nur mehr den Griff seines herzallerliebsten Centnergewichtes empfunden. Er beklagte sich demnächst gegen den Apotheker, daß ihn der General wie mit eisernen Klammern gefaßt und Thränen in die Augen gepreßt habe. Worauf der Apotheker mit tröstlicher Miene: dem General gehe allerdings die feinere Bildung gänzlich ab, besonders jene Glättung, welche den Duft und die Blüthe des Lebens, zumal unter holden Frauen bilde.

Clara befand sich nicht im Zimmer und Eduard hatte sich bereits auf seine eigene Hand hinaus verloren, um nach ihr umzusehen, der General aber unterdeß den zurückbleibenden Herren mitgetheilt, daß seine Tochter sich in der Küche verspätet habe und jetzt erst mit ihrem Anzuge beschäftigt sei. Der Amtmann nahm diese Nachricht als Beweis der dem Mittagessen gewidmeten Fürsorge offenbar mit großer Zufriedenheit auf. Endlich brachte Eduard die wundersüße Maid, welche er durch höchst unanständiges, drängendes und schandbar frevelhafter Weise Einlaß begehrendes Gebahren vor ihrer Thüre zur Eile der Verzweiflung gezwungen hatte. Und anstatt ihm zu zürnen, war sie ihm um den Hals gefallen und hatte ihn geküßt. Wahrlich, die beiden Menschen mußten eigentlich ausgestrichen werden aus dem Gedächtnisse aller ehrbaren Leute. In Gesellschaft verhielten sie sich ruhig gegen einander, aber man durfte nur ihre Augen beobachten, dann entdeckte man Blicke, — mein Gott, was mochten sie wohl im Geheimen treiben, und der thörichte alte Vater gestattete den ungehindertsten Verkehr und meinte in seiner Einfalt, ihnen dadurch eine goldene Brücke in den Ehestand zu bauen. Clara entschuldigte die durch sie verursachte Zögerung mit dem Haushalte, ließ sich darauf den Dr. Gifthorn vorstellen und setzte ohne ihr Wissen das Bund Reibzündhölzer, welches sein Herz vorstellte und von seiner Frau wohlweislich immer feucht erhalten wurde, sofort und vollständig in Flammen. Seine Untreue fing bei der Hand an, die sie ihm zur Begrüßung entgegenhielt. Was konnte der Unselige dafür, daß sich ihm sofort eine Vergleichung aufdrängte zwischen diesem kleinen feinen Kinderhändchen und dem viermal eingeschnittenen Fleisch- und Knochenstücke, das bei seiner Gattin das Ende einer von der Schulter ausgehenden beweglichen Walze bildete? Und er hätte sich schon jetzt entschließen können, seine Untreue bei des Mädchens Hand enden zu lassen. Dann mußte ihn aber der General gegen das Weib zu Hause schützen, das ihm plötzlich wie ein einen Schatz hütender Drache vorkam, welcher durch seine Krallen einzig und allein die ungeheure Entwicklung gehindert hatte, deren er seine Natur nach Maßgabe und in Anbetracht der Eigenschaften aller sonstigen Gummifabrikate ohne Ausnahme für fähig hielt.

Ein Bedienter hatte gemeldet, daß angerichtet sei. — Die Gesellschaft saß um den runden Tisch im Eßzimmer vereinigt, dem General zur Linken der Amtmann, dann Gifthorn, Flohtrog, Eduard und Clara wieder zur rechten Seite des Vaters. Die Suppe war verzehrt, von dem Amtmann mit all' dem Ernste und der Bedächtigkeit, welche er nicht minder dem Dienste seiner Person wie des Staates widmete. Der Madeira, aus dunkeln staubigen Flaschen in den leuchtenden Krystall ambrafarbig, ambraduftig perlend, hatte seine Runde gemacht. Der Amtmann war mit dem Weine zufrieden. Der Fisch war herumgereicht. Auch er hatte sein Recht erfahren. Er sollte schwimmen. Die feurigen, lange eingekerkerten, in Finsterniß

begrabenen Geister des Rheines hatten ihre Fluthen ergossen im hellen Tageslichte, hatten sehnsüchtig geglitzert und gefunkelt, mit so klaren Liebesaugen aus den Römern aufgeschaut, daß sich die Lippen ihrer küssend erbarmten und von den Wonnen des Kusses durchglüht, immer wieder küßten und immer auf's neue. Die Gesellschaft wurde lebendiger. Nur der Amtmann hielt auch mitten im Genusse die würdevolle Besonnenheit fest, welche den Genuß vervielfältigt, indem sie ihn zergliedert, nahm meistens die Aufmerksamkeit blos des Generals durch ruhige sachgemäße Erörterungen in Anspruch, betheiligte sich aber wenig an der allgemeinen Unterhaltung, außer daß er ein Geschichtchen, eine Erinnerung hineinwarf, wenn er sich für Augenblicke irgendwie besonders angeregt fühlte. Flohtrog fing allmälig an, seine schöngeistige Bildung hervorzukehren. Gifthorn suchte das Gespräch auf die Kleidertrachten der Römerinnen zu lenken, für welchen Stoff er nicht nur einer Dame vorzugsweise Empfänglichkeit zutraute, sondern über den er auch kürzlich eine mit Zeichnungen ausgestattete Abhandlung gelesen hatte. Eduard belebte und begünstigte ihre beiderseitigen Ergießungen wechselsweise und hielt in dieser Art den Einen durch den Andern im Schach. Clara sorgte zunächst für die leibliche Befriedigung Aller und war im Uebrigen eine geduldige Zuhörerin, weckte und förderte durch lächelnden Liebreiz, durch einzelne, immer kluge, anmuthige, süße, milde Worte und Gedanken. Und der General achtete auf Jeden seiner Gäste, bekümmerte sich um Jeden seiner Tischgenossen und man sah ihm an, daß er am zufriedensten war, wenn alles um ihn her von Zufriedenheit strahlte.

Andere Speisen waren aufgesetzt und mit ihnen rückte die südfranzösische Ritterschaft von der Rebe heran, schwergerüstet, heißblütig, den Ernst des Willens in der dunkleren Farbe zur Schau tragend. Nach dem anmuthigen Lanzenbrechen mit dem Krieger von der flammendurchglühten Insel des Meeres, nach dem süßen Gekose mit der Heimath und ihren Kindern, begann jetzt erst die eigentliche Feldschlacht, wo sich Jeder seinen Gegner im tiefpurpurfarbenen oder hochgoldenen Waffenrocke als Tischwein erkor. Und der General war ein Führer, der frischweg draufging, und nicht den Seinigen, nicht dem Feinde eine schlaffe Ruhe gewährte, und der Amtmann neben ihm hatte viele solcher Schlachten geschlagen. Mehr und mehr fühlte Gifthorn sich angetastet. Er kam sich selbst wie ein von innen heraus brennender Wiesbaum vor. Bisher hatte er sich nicht geltend machen können nach Gebühr und Würde. Aber wie er das Wehen des Geistes im Stuhlkissen spürte, kam die Entschlossenheit über ihn und setzte das Getriebe seiner Seele in Bewegung wie eine Wäscherin ihre Kaffeemühle. Und sofort bot sich ihm auch ein Redestoff dar, von dem er bestimmt erwarten durfte, daß er die Beamten ansprechen werde, der außerdem die Wirklichkeit zur Dichtung erhob, beide zu einem schauerlichen Bilde einte. An die Erwähnung

einer vielfach in den Zeitungen besprochenen Criminalgeschichte anknüpfend, trug er eine ähnliche Begebenheit vor, wie ein Mann in furchterregender Nähe von des Erzählers Wohnorte seinen Vater und seinen Bruder ermordet habe oder von ihnen ermordet sei. Flohtrog verstummte vor dem Dämon, der aus dem Gefährten sprach. Die Uebrigen hörten zu, wie die Sitte es fordert. Aber der Amtmann saß lauernd da. Ihm erschien eine solche Unterhaltung beeinträchtigend und störend, und der runde Tisch bedinge gleiches Recht und vor Allem seinen Zweck. Lange vorher, ehe Gifthorn den Richtplatz erreichte, war seine Geschichte dem hochnothpeinlichen Halsgerichte verfallen und starb den Tod der Lebendigbegrabenen. Nur einen Augenblick stockte er athemholend —

„Kurzes Verfahren mit den Uebelthätern, wie es in meiner Jugend Sitte war," fiel der Amtmann ein, und der Schlüssel stack im Schlosse und wurde rasch umgedreht, und Gifthorn stand maulend vor der Thüre wie ein Bube vor der Aepfelkammer. „Das hatte seinen Nutzen. Es war da Markt im Orte, wo ich als Auditor stand. Brachte der Bettelvogt einen Taschendieb auf's Amt, — war aus dem Holländischen — betheuerte hoch und heilig seine Unschuld und Ehrlichkeit. Die Schuld stand moralisch fest; jede Geschwornenbank hätte den Burschen verurtheilt. Es fehlte aber am juristischen Beweise. Hatten eine Zeitlang mit ihm gehandelt, der Amtmann und ich als Protokollführer. Half nichts. Sagt endlich der Amtmann: Ja, Mann, du hast Unglück; ich glaube schon an deine Rechtlichkeit und daß du dem Bauer die Uhr nicht aus der Tasche gezogen; aber das muß seinen gesetzlichen Gang gehen; thut mir leid; du hast einmal Unglück; es ist gerade sehr viel zu thun, und Alles nach der Reihe; Gerichtsfrohn, bringe er den Mann zum Gefangenhause; daß er gut untergebracht und heute über vier Wochen wieder vorgeführt wird. — Fing der Mensch einen schrecklichen Lärm an, daß er so lange auf Verdacht sitzen solle. Der Amtmann blätterte aber ruhig in Akten, die neben ihm lagen, rief weiter: Halt, das geht nicht; da liegen noch andere Sachen vor; erst heute über sechs Wochen kann die Geschichte wieder vorkommen. — Darauf — na, das war ein Geheul und ein Geschrei. Der Amtmann jedoch, immer ruhig: Es ist nicht anders möglich; ich habe mehr zu besorgen; ja, wenn du geständest, dann ließe sich die Dummheit schnell abmachen; liefest heute noch wieder auf freien Füßen umher. — Besinnt sich Inculpat, sagt: wolle eingestehen, habe es gethan. Gibt Art und Weise des Diebstahls ausführlich an, ganz übereinstimmend mit den Zeugenaussagen. Bescheid: fünfundzwanzig Peitschenhiebe und nach beschworener Urfehde Landesverweisung. Sagt der Kerl jetzt: könne nicht gut Schläge vertragen, wolle sie aber lieber aushalten, als sechs Wochen sitzen. Rümpft der Amtmann die Nase. Empfängt also der Kerl die ersten aufgemessen, erhebt aber sofort ein wahrhaft

gräuliches, unstatthaftes Gezeter. Halt! schreitet der Amtmann plötzlich ein; ich habe mich über dem Lärm verzählt; Gerichtsfrohn, fange er noch einmal von vorne an. — Alles Widersprechen des Kerls half nicht; nahm aber die neuen fünfundzwanzig hin ohne Laut. Mußte endlich Urfehde schwören, und wurde mit der Verwarnung entlassen: im Wiederbetretungsfalle fünfzig, Rechnungsfehler nicht mit eingeschlossen, und auf seine Gefahr, außerdem Zuchthaus. Hat sich aber nie wieder sehen lassen."

Unterdeß war der Tisch abgeräumt und neuerdings mit zwei Pasteten besetzt. Während man noch über die Erzählung des Amtmannes sprach, und selbst der letztere das Factum nur in der Vergangenheit rechtfertigte, bei den heutigen Zuständen und Begriffen, und für die Gegenwart dagegen rücksichtslos verdammte, wendete sich Clara flüsternd an Eduard. „Weißt du noch, Liebling, als du zum ersten Male hier zu Tische warest, daß dir eine Rebhuhnpastete so besonders gefiel, die ich selbst gemacht hatte? du ließest alle andern Schüsseln dafür stehen."

„Ob ich es weiß!" erwiderte er gleichfalls flüsternd. — „Nun sieh', da ist heute auch eben wieder eine solche, bei der ich abermals ganz allein Hand angelegt habe; wirst du ihr die gleiche Ehre erweisen, wie der früheren?"

„Kannst du noch fragen?" Clara zog die eine Pastete, welche in ihre Nähe gestellt und zum Unterschiede von der andern Petersilie verzierten mit Citronenscheiben umlegt war, mehr zu sich heran.

„Champagner non mousseux!" befahl der General. — „Trüffel!" schmunzelte der Amtmann, halb fragend, halb bekräftigend.

„Versteht sich, antwortete der General und bemächtigte sich der Pastete, die seine Tochter nicht an sich genommen hatte, wartete, bis Jeder mit der neuen Weinsorte versehen war, und legte dann vor. Clara versah ihrerseits den Verlobten. „Ist das der Anfang eurer eigenen Haushaltung?" scherzte der Vater leise.

„Väterchen!" bat Clara, sichtlich verlegen. Und mit dieser Verlegenheit schien sie auch die bisherige Aufmerksamkeit für die übrigen Tischgenossen verloren zu haben. Es wurden Allen, mit Ausnahme von Clara und Eduard, Teller vorgesetzt, welche der General gefüllt hatte. „Oh," säuselte der Amtmann, einen riesigen Trüffel betrachtend, den er auf der Gabel gespießt hatte. Dann ließ er ihn zwischen den Lippen verschwinden, biß aber sichtlich nicht hinein, sondern hielt ihn auf der Zunge schwebend.

„Trinken Sie dazu," erinnerte der General. „Köstlich, köstlich," sagte der Amtmann mit verzückten Augen und setzte das Glas nieder. „Köstlich, köstlich," echoeten Flohtrog und Gifthorn, die andächtig mit ihren Tellern beschäftigt gewesen waren und nun auch getrunken hatten.

Der Amtmann nahm wieder einen Bissen auf die Gabel und führte ihn zum Munde. Jetzt bewegte er aber die Kinnbacken, strengte sie sofort

einigermaßen an und ein Schatten flog über seine bisher sonnigen Gesichtszüge. „Der Hase scheint nicht jung gewesen zu sein," bemerkte er gedehnt.

„Unmöglich," behauptete der General und fiel ohne Zögern mit einem Heißhunger über seinen Teller her, als ob er eine vierundzwanzigstündige Enthaltsamkeit von aller Nahrung wieder einzubringen habe. „Ich wollte, ich hätte ein Glas Wasser," sagte Clara zu Eduard gewendet. Sie war offenbar erhitzt; eine tiefe Röthe lag ihr über Stirn und Wangen ausgegossen. „Ein Glas Wasser!" wiederholte sie lauter gegen die Bedienten am Schenktische.

Aber die Bedienten und der Jäger am Schenktische sahen nicht und hörten nicht. Sie hatten unter einander zu wispern und zu lachen, und stießen sich an und blickten und nickten verstohlen nach der Gesellschaft hin. „Scheller, Scheller!" rief Eduard auffahrend dem Jäger.

„Schaller, lieber Eduard," begütigte und verbesserte die Braut. „Einerlei, Schaller oder Scheller," zürnte der Verlobte, und den Herbeieilenden anfahrend: „Wenn Sie nicht besser dem Fräulein gewärtig sind und Ihre Pflicht erfüllen, so werde ich Ihnen eine Schelle anhängen, die Ihnen Ihr ganzes Leben lang vor den Ohren läuten soll; rasch ein Glas Wasser."

Der General hatte längst seinen Teller geleert. Der Amtmann speisete mit noch merklicherer Bedächtigkeit als vorher und trank fast nach jedem Bissen. Er dachte bei sich: ich bin ein Opfer des Anstandes; schicklicher Weise kann ich das Fleisch nicht liegen lassen, wenn ich die Trüffeln verzehre; ich begreife nicht, wie man in der Küche des Generals einen solchen alten nichtsnutzigen Hasen nur einmal der Mühe des Abziehens werth gehalten hat. — Das Fleisch ist allerdings hart und grobfaserig, dachte Flohtrog, und wird allein durch die Zuthaten genießbar; aber gerade insoferne ist es ein Bild der Wirklichkeit, wie sie verschönert und erträglich gemacht wird durch Kunst und Dichtung. Und schweigend verzehrte er das Dasein und dessen Verklärung, und fügte noch eine weitere Würze hinzu, durch einen kühlen Trunk. — Das Fleisch ist freilich zähe, dachte Gifthorn, aber in solcher Weise zubereitet, mag mir meine Frau Sohlleder oder ihre eigene Zunge vorsetzen; ich werde ihrer mächtig. So räumte er tapfer und unverdrossen auf, was vor ihm stand, und stärkte und erweiterte Magen und Seele durch kampfdurstige siegesfrohe Züge aus dem blinkenden Glase.

„Noch ein Glas Wein, meine Herren!" sagte der General, als die Arbeit allseitig gethan war; „ich bringe es Ihnen Allen!" Sie tranken sämmtlich aus bis zur Nagelprobe. Der General sah mit sichtlichem Wohlgefallen um sich; Clara fand sich erleichtert und griff mit Hast nach der vor ihr stehenden silbernen Schelle, um der Dienerschaft das Zeichen zum Abnehmen zu geben. Dann wendete sie sich lächelnd an Gifthorn. „Wir wollen gleich auf das Wohlsein unserer Liebsten anstoßen."

O Gifthorn, Gifthorn! dem Keller, der Küche und der Tochter des Generals gegenüber war er bereits, so weit man das überhaupt durch Wunsch und Gedanken werden kann, ein vollendeter Hochverräther geworden an der Ehrfurcht, welche er seiner Gattin nach seinem eigenen, zu ihren Füßen oft wiederholten Geständnisse schuldete, an aller ehelichen Liebe und Treue. In diesem Augenblicke galt ihm das Weib, einst seines Herzens, jetzt nur mehr seine angetraute Hausgenossin, lange nicht so viel als ihr gebratenes Ebenbild, welches in Gestalt eines gewaltigen Rinderlendenstücks gerade vor dem Generale hingesetzt wurde. Der Anrede der Dame vom Hause legte er übrigens, fein und listig, wie er sich selber stets vorkam, erleuchtet, wie er gegenwärtig wirklich war, einen weiteren Sinn unter. Kaum hatte der General die Vorlegegabel in den Braten gesteckt, so bat Gifthorn, sich erhebend, die Gläser zu füllen, und als dieß geschehen war, hub er an. „Ja, bis zum Rande, denn mein Herz ist bis zum Rande voll von dem Trinkspruche, für den ich mir die Aufmerksamkeit erbitte. Der General que nous aimons! nicht, wie es verderbter Weise ausgesprochen wird, Knusemong, sondern rein, wirklich und wahrhaftig, que nous aimons. Es besteht dieser Trinkspruch aber aus zwei Theilen, und wende ich ihn erstlich, indeß in umgekehrter Folge, auf das gnädige Fräulein an, welches eben so sehr das ganze schöne Geschlecht hier bei uns vertritt, als es dessen gesammte Tugend und Vortrefflichkeit in sich vereinigt und deßhalb füglich mit genügsamer Begründung eine mater beatitudinis, venustatis, omnium deliciarum genannt werden dürfte, wie ich dasselbe denn hiemit als regina coenae et coeli terrestris anerkannt und ihm als solcher gehuldigt haben will. Der zweite Theil aber begreift des Herrn Generals Excellenz, unsern hochverehrten Festgeber, te validissime, strenuissime, fortissime hujus domus magister, dessen vielfältige und außerordentliche Verdienste den Zeitgenossen nicht kundbar gemacht zu werden brauchen, da sie kundbar genug sind —"

„Amen," schallte es salbungsvoll und bedächtig aus des Amtmanns Munde, der sich langweilte, den Inhalt und Vortrag von Gifthorns Herzergießungen zur unwillkürlichen Verwechselung derselben mit einer Predigt veranlaßten. Zugleich stieß der alte Herr ganz gemüthlich mit dem General an und gab damit das Zeichen zur allgemeinen klingenden Bewegung. Einen wüthenden Blick warf Gifthorn dem Störer zu. Er hatte fernerweit in bescheidener Weise seiner Fähigkeiten erwähnen und andeuten wollen, daß er sich gemüßigt finden könne, die Thaten des Generals, in das ihnen gebührende hellglänzende Licht gesetzt, der Nachwelt treu zu überliefern. Aber noch war er seines Gottes und seiner Weihe voll, seligstolz in dem Bewußtsein seiner selbst, und konnte sich nur einen Pulsschlag lang ärgern. Da — „Auf das Wohl Ihrer Frau Gemahlin, Herr Doktor," nickte ihm Clara,

lächelnd, mit dem Glase winkend, entgegen. — Und wie ein faustdicker Ball aus Schnee und Eis sank es ihm durch die Kehle, durch die Speiseröhre in den Magen hernieder, dehnte sich dort schauerlich erkältend aus, wie ein Abendnebel in einer Bergschlucht nach dem sonnigsten Tage. Er fühlte eine Anwandlung von Schlagfluß. Wie zu zwei Nothhelfern griff er mit der einen Hand nach der Stuhllehne, mit der andern nach dem gefüllten Becher. Allein er war ein Mann. Er hatte seine Mannheit oft genug der böswilligen aufrühreriſchen Jugend bewiesen. So zerrte er ein Lächeln auf sein Angesicht, verbeugte sich und trank.

Der Braten tröstete ihn wieder. Das Fleisch war unvergleichlich saftig, zart, milde, von einem echten Osnabrücker Ochsen, wie man im mittlern Westfalen alles besonders schwere auf der Weide gemästete Rindvieh nennt, weil es vorzugsweise auf dem im Herbste vor den Thoren von Osnabrück abgehaltenen, drei Wochen lang dauernden Markte in den Handel gebracht wird. Und dazu ein Bourgogne Beaune, der wie Oel über die Zunge glitt und weiter hinab heiß brannte, wie heimliche Liebe. Flohtrog und Gifthorn fanden sich durch desselben wunderbare Kraft seltsam angeregt. Der erstere blühte wie eine Paetonie, der letztere sah aus wie eine Vitsbohnenranke im Mondschein. Und wie es denn zu geschehen pflegt, wenn die Seligkeit des Menschenherzens wächst wie die Fluth, Beide vermochten die Fülle ihrer Gedanken nicht mehr auszusprechen, nicht mehr selber zu fassen, sondern fühlten sich regellos fortgerissen von dem, was die übrigen Tischgenossen äußerten und meinten, und hackten sich mit den Zacken ihres Geistes bald an diesem, bald an jenem Worte zu Bemerkungen fest, die nach ihrer Ansicht überaus launig und geistreich waren. Doch inmitten all' des Blüthenreichthums, den ihre schwellende Lust aus dem Nichts erschuf, schwebte bei jedem von ihnen ein wonniges Bild fest und unerschütterlich, nur freilich in weiter Ferne, auf dem abwechselnd nebelgrauen und leuchtenden Hintergrunde ihrer Seelen. Flohtrog sah seine Apotheke in eine Bühne, und alle Flaschen und Büchsen und Krüge in reizende Schauspielerinnen verwandelt, deren Jede die Glanzrolle eines seiner noch zu schreibenden Lustspiele vorstellte, und sie Alle harrten demüthig-sehnsüchtig mit ausgebreiteten Armen, welche von ihnen der große Meister durch seine Liebe beseligen werde; und er war entschlossen, ein Türke zu werden, um nicht so viele süße Frauen unglücklich zu machen auf Kosten von einer. Gifthorn dagegen erblickte sich auf einem, aus einem Ballen seiner eigenen Schriften errichteten Fußgestelle als sein eigenes Standbild und zugleich als gemeiner Stadt Röhrbrunnen aufgestellt und schwelgte in dem Bewußtsein, wie volksthümlich groß und klar sein ganzes Dasein gewesen, daß man es so vollständig begriffen und ihn der Nachwelt nicht als träge Puppe, sondern als segenspendenden Zierrath zur öffentlichen Verehrung überliefert habe.

Der Nachtisch war aufgetragen. Und zu den süßen Tändeleien, zu den duftigen Früchten gesellte sich ein gaukelnd sinnverwirrender Reigen. Da sprengte ein Ungar auf feurigem Rosse daher, da lachte ein Greis von Chios wie der Dichter, der am Lachen gestorben, da sprühete der Champagner empor, gestaltete sich wechselsweise zu Blumenthau und blüthenfrischem Gischt. Und in den Kreis der üppig lockenden Fremde hinein trat ruhig-ernst der Heimat urkräftiger Zauber. Von der Liebfrauenkirche zu Worms kam der Sänger daher, goldigprangend, sonnenhell, eine Sprache redend aus Flammen und Veilchen und Rosen. Und sein züchtig-erglühendes Lied nahm die Zecher gefangen, badete ihre Seelen in Morgenroth, beflügelte ihre Geister mit Schwanenschwingen, bettete sie wieder am perlenden Lebensquell unter den Wölbungen epheuumrangter heimischer Eichen, und der Heimat, der starken frommen Heimat galt ihr jubelnder Ruf, galt das Glockengeläute der Römer.

Clara erhob sich und überließ mit freundlichem Grüßen die Herren sich selbst, wie die Sitte das heischte. Und Gifthorn, der in seiner Unschuld des kühnsten Gedankens fähig war, dachte nicht daran, sie zu halten. Er war ein Geisterbanner geworden von schrankenloser Macht, und die Welt war sein, mit allen ihren Geheimnissen, und alle Zahlen und Gleichungen hatten sich in Eulen und Raben gewandelt und raunten ihm die Lösung aller denkbaren und undenkbaren Fragen in's Ohr, und eine neuentdeckte Rechnung des Unendlichen tauchte vor ihm auf im funkelnden Glase, und er griff darnach mit den Lippen, und im seligen Entzücken des Besitzes griff er immer und immer wiederholt.

Lange schon hatte sich Clara entfernt, da wurde auf einen Wink des Hausherrn der Tisch völlig abgeräumt, das Tischtuch selbst weggenommen. Gifthorn sah aufgeschreckt wehmüthig drein wie ein vom Hunde vertriebener Kater in den geleerten Milchtopf. Flohtrog lächelte; er kannte die Bedeutung dieses Nichts in diesem Hause, wußte, daß es nur der Schöpfung eines Paradieses ohne Weib vorhergehe. Ein Augenblick, und auch Gifthorns Gesicht klärte sich auf wie ein Schuh unter der Bürste. Denn schon wurde auf die glänzende Tischplatte ein mächtiges Porzellangefäß gesetzt, daneben eine Silberschale mit gestoßenem Zucker und ein Körbchen von Filigranarbeit mit frischen Orangen. Schon wurde eine Platte mit Bechern vom reinsten Krystall hinzugefügt, und dem General zur Seite auf den Fußboden stellte ein anderer Bedienter einen wohlgefüllten Flaschenkorb, sich selber, den Korkzieher in der Hand, dahinter.

Die Weihe des Augenblicks erforderte Schweigen bei dem jüngeren Geschlechte. Der Ernst des Geschäftes thronte sichtlich auf den Stirnen der beiden alten Herren. Sie prüften jede einzelne Frucht und entschieden sich mit Sorgfalt über den Vorzug der Verwendung; sie bemaßen den Zucker

und tauschten flüsternd Erwägungen aus; sie mischten verschiedenen Wein und wechselten geheimnißvoll bedeutsame Blicke; sie kosteten schlürfend mit emporgehobenen Augen, wiegten unschlüssig, unbefriedigt den Kopf, suchten hierher und dorther ihren Ausstellungen vorsichtige Abhilfe, kosteten wieder; endlich der Amtmann: „Das will es thun," und der General: „So ist er recht."

Das Werk war gelungen. Aus der Schale glänzte es hervor wie der Mond in klarer Sommernacht, duftete süß wie Geisblatt und Jasmin zur heimlichen Laube gewölbt, wo Liebe und Wonne sich findet. Flohtrog bestrebte sich recht unschuldig zu lächeln, und Gifthorn sah aus, als ob er fest entschlossen sei, den Himmel durch dick und dünne zu suchen und sich nöthigenfalls selbst als Springstock zu gebrauchen, wenn ihn sein Pfad an einen Graben führe. Ein Kistchen Cigarren noch auf den Tisch, und die Dienerschaft verließ das Zimmer. Die Schöpfkelle klang und andächtig erschlossene Herzen empfanden im süßbebenden Schauer Gegenwart und Kraft der Gnadenquelle aus Duft und Geist, die man in Westfalen eine Ente nennt, während man sie als würziges Feuerbad des Phönix bezeichnen sollte. Blaue Wölkchen wirbelten die Cigarren empor, und fessellos freier noch wie vorher strömten die Worte, wallten die Seelen.

Eduard begnügte sich mit einem einzigen Becher; dann ging er hinaus und kehrte nicht wieder. Ihn zog es zu der Theuern in das Wohnzimmer, wo zwei kleine Hände ihn hielten, zwei rosige Lippen sich ihm boten. Die Andern bekümmerten sich um seine Abwesenheit nicht; nur Gifthorn unterstand sich endlich, sie zu rügen, verlangte die Rückkehr des Fahnenflüchtigen, wie er ihn nannte, erfuhr aber von dem General, daß dieser glaube, Niemanden in seinem Hause mehr ehren zu können, als indem er ihm seinen freien Willen lasse.

Auch Gifthorn und Flohtrog hatten demnach ihren völlig freien Willen. Und sie schwangen sich an ihm auf zu dem Entschlusse gewaltigster That. Sie wollten die beiden alten geprüften Zechgenossen unter den Tisch trinken. So Becher auf Becher den Beiden gebracht und Becher auf Becher von jenen erwidert und wieder gefüllt und wieder geleert, und so weiter, fortan ein stürmisches Drängen. Und Gifthorn und Flohtrog erreichten sichtlich ihren Zweck. Sie stießen sich an und nickten sich zu, wie die beiden alten Herren mit den Köpfen wackelten und in ihren Sesseln schwankten, ja, wie ihre Unruhe so groß wurde, daß das ganze Zimmer davon in Bewegung gerieth, und der Tisch tanzte und die schweren Armleuchter darauf auch, und die Wände sich neigten und das Feuer im Kamine sich geberdete, als wolle es der Herren Gifthorn und Flohtrog nähere Bekanntschaft machen und sich nur auf das Getränk zu Gaste bitten, was leider verschüttet war, weil der General mit der Schöpfkelle ihre dargebotenen Becher auch gar nicht mehr

zu treffen wußte. Und dann sahen sie nichts mehr und dachten auch nichts mehr, wußten aber doch so unendlich viele witzige Sachen und saßen in Betrachtung derselben versenkt und lachten so herzinnig in ihr Inneres hinein. Und da war es Flohtrog, als flögen lauter Gänseriche um ihn herum und strichen ihm immer mit den Schwanzfedern über die Augen. Gifthorn jedoch hörte seine Gattin ein bekanntes Wiegenlied singen, und es klang ihm unausgesetzt in die Ohren: „Söhnchen, dein Vater ist lederbedeckt.“ Da sank er zurück in den Sessel und Flohtrog neben ihm zu gleicher Zeit und Beide schliefen den Schlaf der Gerächten.

Denn es dauerte nicht lange, und der Amtmann neigte das Haupt, ermannte sich jedoch noch einmal und murmelte: „Anspannen, anspannen; nach Hause.“ Und der General schellte und gab die nöthigen Befehle. Die Dienerschaft wunderte sich eben nicht über das, was sie sah, was im Hause des Generals keine Seltenheit war. Sobald der Wagen vorfuhr, wurden Gifthorn und Flohtrog rücksichtsvoll hineingetragen, der Amtmann vom Hausherrn selbst hingeleitet. Ein Bedienter des letztern wurde dem Kutscher beigegeben zur Aushilfe bei möglichen Unfällen. Und fort rollte die Fracht.

Nach einiger Zeit ward es wieder lebendig im Wagen. Luft und Bewegung hatten den Amtmann etwas aufgefrischt. Mit großer Selbstzufriedenheit stimmte er ein Studentenlied an. „Als Noah aus dem Kasten war, da trat zu ihm der Herre dar,“ übertönte es das Rasseln des Gefährtes. Dann trat eine augenblickliche Stille ein. Wieder, mit Ueberspringung einiger Verse, schallte es: „Drum möcht' ich armer alter Mann, ein anderweit Getränke han.“ Von Neuem brach der Sänger ab. Doch noch einmal flammte sein Behagen auf: „Und item, daß ein guter Christ, in Wein niemalen Wasser gießt, dieweil darin ersäufet sind, all' sündhaft Vieh und Menschenkind.“ Die letzten Worte wurden jedoch nur mehr gemurmelt hervorgebracht. Dann war es still im Wagen, wie es die höchste Seligkeit ist und der Tod.

Sie hatten den Amtssitz erreicht. Die zeitweilig Entseelten wurden ihren weiblichen Behörden abgeliefert und in häuslichen Gewahrsam gebracht.

Sofort nach beendigtem Kampfe hatte der General, ein müder Feldherr, sich auf seine Zimmer zurückgezogen, ohne seiner Tochter gute Nacht zu sagen. — Eduard ritt allein nach Hause.

IV.

Am andern Morgen war Sprechtag auf dem Amte. Die Beamten gaben Jedermann ohne Unterschied Gehör, der ihren Rath einzuholen, besondere und öffentliche Angelegenheiten mit ihnen zu verhandeln, Verträge vor ihnen abzuschließen, von ihnen verbrieft zu sehen wünschte. Im Wartezimmer hatten sich bereits verschiedene Personen eingefunden, hielten sich

still auf den Bänken an der Wand, schritten ungeduldig auf und ab, machten sich zuthulich an den Amtsdiener, um durch dessen Vermittlung bevorzugten Zutritt oder sonst eine Gunst zu erlangen.

Die Streiter von gestern waren von ihrem Tode nicht in Wallhall erwacht. Flohtrog lag noch im Bette, stellte sich auch nach seinem Erwachen längere Zeit schlafend, um sich selbst über sein grenzenloses Elend, die Auflösung seines ganzen Wesens zu täuschen, ließ sich dann durch die Thränen seiner hübschen Haushälterin, in der er das Weib zu ehren behauptete, wenn man ihm seine Nachgiebigkeit gegen dieselbe vorwarf, eine Tasse schwarzen Kaffee aufdrängen, gleich hinterher aber von seinem Gehilfen eine halbe Unze Chinatinktur fordern und verschluckte sie auf einmal, aller Homöopathie zum Trotze. Giftborn war bereits beim Grauen des Tages, jedes Frühstück verabscheuend, ungekämmt und ungewaschen, aus den Kissen und dem Hause in die frische Luft geflüchtet, trug seinen entsetzlichen Jammer durch Feld und Wald, und brach fast in alle Gehöfte ein, die ihm entgegenliefen oder denen er entgegenlief, er wußte es selbst nicht, um mit gepreßter Stimme und stieren Blicken einen Trunk Wasser zu fordern, und nach seiner Entfernung mehrfach von den Leuten als Geisteskranker bemitleidet zu werden.

Der Amtmann dagegen war an seinem zähen Pflichtgefühle wieder zur Höhe seines Selbstbewußtseins hinaufgeklommen. Doch befand er sich recht herzlich schlecht, in höherem Grade als sonst wohl nach ähnlichen Anstrengungen. So machte es ihm doppelte Mühe, sich seiner Frau zu erwehren, die, für gewöhnlich höchst nachsichtig, heute in einem Anfalle übler Laune ihm unausgesetzt durch Wort und Verhalten den verwahrloseten Zustand vorwarf, in welchem er gestern Abend ihrer Sorge anheimgefallen war. Er konnte sich müde predigen: „Mein liebes Kind, nicht eine allzugroße Menge geistigen Getränkes hat die von dir getadelte Wirkung auf mich ausgeübt; es hat mich vielmehr ein Schwindel oder ein anderweiter krankhafter Zustand angewandelt, wie ich mich denn auch noch in diesem Augenblicke höchst unwohl fühle, aber nicht an den mir wohlbekannten Nachwehen übermäßigen Weingenusses, sondern in Folge der, durch Druck und Krampf ganz entschieden angedeuteten verzweifelten Anstrengung meines Magens zur Bewältigung eines zähen, widerspenstigen Stoffes; und vermuthe ich, nicht ohne hinreichenden Grund, daß ein zu einer allerdings köstlichen Pastete hergerichteter, an sich aber durchaus nichtsnutziger, alter, schlechter Hase die eigentliche Ursache meines gestrigen schließlichen Mangels an Besinnung ist, sowie derselbe noch heute durch hartnäckige Unauflösbarkeit ein andauerndes Uebelbefinden veranlaßt; ich werde mich deßhalb vorläufig aller schwereren Speisen enthalten." Die Antwort seines ehelichen Gemahls bestand nur in neuen Veränderungen, Erläuterungen und

Verzierungen des ursprünglich von ihr aufgestellten Satzes: „Pfui, sich so zu betrinken!“ Endlich wurde er es überdrüssig, sich zu vertheidigen und zu entschuldigen, schellte dem Bedienten, ließ sich ankleiden, trank noch einige Gläser Selterser Wasser und ging auf die Amtsstube.

Hier befand sich der zweite Beamte bereits in voller Thätigkeit. Eben jetzt wurden ihm ein Grundbesitzer und dessen neu antretender Pächter vorgeführt, welche um die gerichtliche Aufnahme ihres Vertrages baten. Der Beamte erkundigte sich lediglich nach der Belegenheit des Hauses, der Ländereien, sowie nach der Größe des Pachtschillings, denn die sonstigen Bedingungen pflegte er sich nicht von den Leuten sagen zu lassen, sondern sie ihnen vorzuschreiben, und machte sich dann rasch an die Arbeit. Plötzlich sah er auf und fragte den vermiethenden Eigenthümer: „Wie viel Streu soll er haben?“

„Gar keine.“ — „Und was soll er denn in seinen Stall bringen?“

„Da laß ihn zusehen. Ich gebe ihm nichts.“ — „Und womit soll er seinen Acker düngen? Das Land, was Ihr ihm gebt, ist zur Hälfte wilder Boden. Das auf den bereits urbaren Feldern gezogene Stroh muß wieder eben dahin kommen, wenn sie Saft und Kraft behalten sollen.“

„Das geht mich nicht an; das ist seine Sache.“ — „Und was sagst du dazu?“ hieß es gegen den noch ziemlich jugendlichen Pächter.

„Es ist sehr schlimm, daß ich keine Streu bekomme; aber was soll ich machen? ich muß heirathen, und heutiges Tages ist ein Unterkommen so leicht nicht zu finden. Da muß man nur zugreifen.“ — „Und wer soll ihn denn ernähren mit Frau und Kind,“ wurde der Vermiether wieder gefragt, „wenn er nothgedrungen verarmt und Ihr ihn aus dem Hause setzt, nachdem Ihr zur Deckung seiner Rückstände Vieh und Hausrath ihm habt verkaufen lassen?“— „Das weiß ich nicht; dafür muß er selbst sorgen oder andere Leute.“

Auf vom Stuhle flog der Beamte mit rasch erglühendem Angesichte, mit funkelnden Augen; seine Stimme klang schmetternd hell. „Du liederlicher Kerl, und du denkst, daß ich die Hand dazu hergeben soll, deinen Mitmenschen zu betrügen, zu mißbrauchen, an den Trunk, in's Elend zu bringen mit Frau und Kind? Halt her deinen Hut!“ Unwillkürlich, unter dem Einflusse des Schreckens, streckte der Bestürzte die Hand mit der Kopfbedeckung hin.

Und schon mit zwei heftigen Griffen hatte der Beamte den Bogen, den er theilweise beschrieben, in mehrere Stücke gerissen, warf diese mit der Eile der Erregung in den Hut hinein und rief: „Da, da, das ist dein Vertrag werth, und was mich angerührt zu haben ekelt, das magst du behalten, und nun hinaus mit dir, und komm mir nicht wieder vor die Augen, und fort du auch, du dummer, leichtsinniger Schlingel, der du mit offenen Augen in dein Verderben rennst!“ Mit dem unbehilflichen Gebahren der äußersten

Betroffenheit, der Ehrfurcht vor dem Manne und Orte zugleich, aber eilig genug, zogen sich die Verwiesenen in das Wartezimmer zurück, von da auf den Amtshof, fühlten sich auch hier noch beengt und unbehaglich, und verfügten sich deßhalb auf die Straße, um die erfahrene Begegnung und deren Veranlassung zu erörtern.

Dem Amtmanne wurde unterdeß der Colonus Visbeck gemeldet. Das Wort Colonus, aus der Sprache westfälischer Urkunden vollständig in Mund und Schrift des Volkes übergegangen, bezeichnete ursprünglich den unfreien Bebauer eines gleichfalls im Obereigenthume eines Andern befindlichen Grundstücks, gegenwärtig jedoch, mit veränderter Bedeutung, den Besitzer eines alther markenberechtigten geschlossenen Hofes, wird als Ehrenbenennung angesehen, in dieser Eigenschaft dem Namen vorgesetzt, häufig jedoch von den Bauern selbst mit der einfachen Endung mißachtet, und deßhalb durch ein eingeschobenes i, Colonius, verziert. Der Colonus Visbeck war seiner äußern Erscheinung und seinem Auftreten nach ein einfaches Kind der rothen Erde, aber aus dieser Einfachheit sprach ganz entschieden der Grundzug alles westfälischen Lebens und Wesens, die tiefe unerschütterliche Ehrfurcht vor dem Rechte, dem eigenen wie dem fremden, die zäheste, ausdauerndste, thatkräftige Widerstandslust, Haß, Zorn gegen die Willkür, mag sie nun in der Form des Gesetzes oder unter dem Mantel der Phrase sich Geltung erstreben. — „Nun, Visbeck, was habt Ihr?"

„Wenn es Euch genehm ist, Herr Amtmann ..." — „Ich bin eben deßhalb hier, um Euch und Jeden anzuhören, der meines amtlichen Rathes oder meiner amtlichen Thätigkeit bedarf."

Der Amtmann unterdrückte einen Seufzer; seine Anwesenheit machte ihm ganz und gar keine Freude; der Kopf schmerzte zu sehr. „Ich will mich über Slenz beklagen."

„Was hat der General Euch gethan?" — „Seht einmal, Herr Amtmann, ich halte große Stücke auf Slenz. Das ist ein Herr, vor dem man Achtung haben muß. Ich will ihn auch nicht eigentlich verklagen, so daß es ihn Geld kostet, oder daß er sonst Aerger davon hat. Ich will nur, daß er mir mein Eigenthum, mein Vieh in Ruhe läßt."

„Was hat er denn mit Eurem Vieh angefangen?" — „Was er damit angefangen hat? Es ist schon hart genug, daß man auf seinen eigenen Gründen nicht einmal Schlingen legen darf, und daß man ansehen muß, wie sich Andere mit der Flinte dort umhertreiben, um die Hasen und Hühner wegzuholen, welche man selbst groß gefüttert hat. Aber das ist einmal so von Alters hergebracht, und ich sage davon nichts. Und wenn es einmal sein muß, will ich Slenz noch am liebsten auf meinen Feldern laufen haben. Aber meine Katzen braucht Slenz mir nicht todt zu schießen. Die gehen ihn nichts an."

„Eine Katze ist allerdings kein jagdbares Wild oder Thier. Hat der General Eure Katze todtgeschossen?" — „Gewiß hat er das gethan. Meine Frau und meine Mägde haben es gesehen."

„Und Ihr wollt nun Schadenersatz, und ein Verbot ähnlicher Uebergriffe in Euer Eigenthumsrecht für die Zukunft?" — „Nein, Herr Amtmann; ich habe es erst schon gesagt. Slenz braucht mir die Katze nicht zu bezahlen. Es war ein schöner graugewolkter Kater, aber todt ist todt, und ich will ihm auch keinen Verdruß machen. Nur soll er das Recht nicht haben und nicht behaupten, meine Katzen auf meinen eigenen Gründen zu schießen, wenn sie ihm gerade in den Weg kommen und er dazu aufgelegt ist. Deßhalb möchte ich ihn verwarnt haben."

„Ich will Euern Vortrag zu Protokoll nehmen." — „Ich dächte, das wäre nicht nöthig. Sie könnten es ihm vorläufig einmal mündlich beibringen."

„Lieber Mann, das geht nicht. Was Ihr mir hier mittheilt, erfahre ich in meiner amtlichen Eigenschaft und muß demzufolge auf amtlichem Wege vorgehen." — „Ich will aber keinen Streit mit Slenz haben."

„Das ist auch nicht nöthig, wie es denn überhaupt noch gar nicht feststeht, in welcher Weise die Sache behandelt werden soll. Das hängt zunächst von dem Bescheide auf Euern Vortrag ab, und dieser Bescheid ist noch nicht erlassen. Ein Protokoll muß ich aufnehmen. Ich kann Euch aber gleich schon im Voraus versprechen, daß dasselbe dem General ohne fernere Auflage blos zur Nachricht mitgetheilt werden soll." — „Das ist gerade mein Wunsch. Der General soll wissen, daß ich keine Lust habe, mir meine Katzen todtschießen zu lassen. Und thut er es denn doch wieder, so findet sich das Weitere."

„Ihr bezweckt eigentlich nur eine Rechtsverwahrung, und die wird Euch zugestanden. Nun seid still; ich will schreiben. Setzt Euch dort auf den Stuhl." Während der Amtmann schrieb, entließ der zweite Beamte einen Vormund, der über eine Angelegenheit seiner Verwaltung Rücksprache mit ihm genommen hatte. Kaum hatte sich die Thüre des Wartezimmers hinter demselben geschlossen, so öffnete sie sich wieder und die vorher hinausgewiesenen Grundbesitzer und Pächter traten abermals ihrem strengen Richter entgegen. Ein finsterer Blick maß sie, als sie scheu sich ihm näherten. „Was wollt Ihr?"

„Er soll die Streu haben," brachte der Verpächter eilfertig heraus. — „Wie viel?"

„Zwanzig Fuder; — er muß sie aber selbst schaufeln und holen." — „Und dafür zahlt er?"

„Nichts mehr." — „So; jetzt will ich euch die Beschreibung aufsetzen." Fast zu gleicher Zeit lasen sowohl der Amtmann als der zweite Beamte jeder

seinem Theile das aufgenommene Protokoll vor. Die Leute entfernten sich. Der Amtmann schellte und schickte den Amtsdiener auf die Schreibstube, um sofort eine Abschrift zur Nachricht von dem Aktenstücke anfertigen zu lassen. Dann kamen andere Anträge und Geschäfte zur Verhandlung. Endlich meldete aber der Amtsdiener, daß Niemand mehr da sei, der den Herrn Amtmann zu sprechen wünsche. Dem Amtmann wurde es leichter um das Herz. Er stand auf, um sein Zimmer und seinen Lehnsessel aufzusuchen.

Im Amtshofe traf er Eduard an, der gerade von der Verhörstube und von der Untersuchung wider zwei Cigarrenmacher kam, die in Veranlassung einiger kürzlich von ihnen gelesener Ritterromane und einiges reichlich genossenen Branntweins sich auf einen zum Wegbau bestimmten Steinhaufen an der Heerstraße gelagert, und von dieser ihrer Burg aus die vorübergehenden Männer unter dem Rufe: „Kämpfet, tapfere Ritter!“ mit Schlägen und Stößen, die Frauen dagegen mit nur allzuhandgreiflichen Huldigungen bedacht hatten, durch eine herbeigeholte zahlreiche Menge nach dem heldenmüthigsten Widerstande endlich überwältigt und in ein Verließ gebracht waren, wo sie sich noch befanden, um wegen schlechter Witze, die das Gesetz Landfriedensbruch nennt, Rechenschaft zu geben. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen, Erkundigungen und einem flüchtigen Rückblicke auf den gestrigen Tag, sagte Eduard: „Mein Bedienter geht gleich nach Tische zu meinem Schwiegervater; soll ich auch einen Gruß von Ihnen bestellen, College?“

„Versteht sich, ganz bestimmt; und halt, ich habe auch etwas für den General, was Ihr Bedienter gleichfalls besorgen kann. Schicken Sie den Menschen gefälligst bei mir vor.“ — „Rechnen Sie darauf; in zwei Stunden etwa.“ Die Herren gingen Jeder seinen Weg.

Mit dem Befinden des Amtmanns wollte es sich indeß nicht bessern. Seine Frau setzte ihm zu Mittag eigentliche und sorgsam zubereitete Krankenspeisen vor, allein sie mundeten ihm nicht. Es stellte sich wirklich heraus, daß der alte Herr an Unverdaulichkeit leide, und je mehr er sein Leid empfand und darüber grübelte, desto trübseliger aber auch gereizter wurde seine Stimmung. Den Visbeck'schen Antrag händigte er Eduards Bedienten wohlverschlossen zur Uebergabe an den General ein. Dann suchte er vergeblich den Schlaf auf dem Divan, die Ruhe im Sessel. Und zudem war die einzige Fliege, welche sich seit langer Zeit wieder einmal in sein Zimmer eingeschlichen hatte, von der hartnäckigsten Neigung für seine Nasenspitze besessen, und bethätigte trotz alles Scheuchens ihre Leidenschaft immer auf's Neue. In voller Wuth wurde Jagd auf sie gemacht, aber durchaus umsonst; und die fruchtlose Anstrengung hatte nur eine Erschöpfung veranlaßt, welche nun auch zum Verzicht auf den gewohnten, bereits in Erwägung gezogenen Spaziergang in der frischen Luft nöthigte. Gerade bei geringeren

körperlichen Beschwerden geberden sich die Männer im Gegensatze zu den Frauen vorzugsweise kindisch und albern. Der Amtmann stöhnte und seufzte ganz erbärmlich, und als gegen Abend die jeden Augenblick ersehnte und gehoffte Besserung nicht eintreten wollte, verzagte er in wehmüthigster Form, sah sich schon auf dem Sterbebette und im Begriff, die letzten Worte den Seinigen zuzuhauchen. Der herbeigerufene Arzt wußte, daß er der Ansicht des alten Herrn in Beziehung auf die vorhandene Gefahr nicht widersprechen dürfe, wenn er eine sorgfältige Beobachtung seiner Vorschriften erwirken und eine weitere Aufregung der krankhaft gesteigerten Einbildungskraft verhindern wolle, sprach daher zu gleicher Zeit Sorge und Vertrauen aus, bezeichnete die Verdauungswerkzeuge als den zeitweiligen Sitz des Uebels, warnte vor einer Uebertragung desselben auf edlere Theile, verbürgte sich bei zweckmäßigem Verhalten für die Genesung, schrieb Arznei und Lebensordnung vor. So saß denn der Amtmann da, wie ein Todtkranker angethan, mit Nachtmütze und Flanellbinden, und todtkrank seiner Ueberzeugung nach, wehklagend und zürnend, vom tiefsten Mitleiden mit seinem Zustande erfüllt und auf die ganze Welt ergrimmt, besonders auf den General und sich selbst, weil er diesen beiden würdigen Männern Schuld gab, daß ein Gestern die Veranlassung des Heute gewesen.

Unterdeß war Eduards Bedienter zurückgekehrt, und dem Amtmann wurde ein von dem Burschen für ihn mitgebrachter Brief überreicht. Anfangs warf er denselben gleichgiltig von sich. Als ihn seine Frau dann aber bis morgen zur Seite legen wollte, bestand der unwirsche, ungefüge Herr darauf, ihn sofort zu lesen. Er überflog das Schreiben. — Seine Augen, seine Züge wurden starr, wie vom Krampf gefaßt; seine Arme, seine Hände erzitterten. Schreckhaft aufschreiend, einen Schlagfluß befürchtend, sprang seine Frau hinzu. Er schob sie ungestüm, ohne einen Laut von sich zu geben, zurück. Abermals richteten sich seine Blicke auf die Zeilen. Der gläserne Ausdruck eines Augenblickes wich der Empörung unbändiger Wuth. Kerzengerade erhob er sich, straff wie ein Baum, drehte seinen Kopf im Halbkreise, stumm, mit bebenden Lippen. Dann brach es mit Donnergewalt aus seiner tiefsten Brust hervor: „Der verruchte Kriegsknecht! der schandbare Mörder!“

„Mein Gott, mein Gott!“ jammerte händeringend die Frau. — „Der niederträchtige Bube!“ brüllte der Amtmann wieder. Dann stampfte er mit dem Fuße auf den Boden und schüttelte die geballt erhobene Faust. Die Adern seiner Stirn und seiner Schläfen spannten sich an; sein ganzes Gesicht war plötzlich dunkelroth gefärbt. Im äußersten Schrecken riß die Frau den Schellenzug fast ab und schrie dem hereinstürzenden Bedienten entgegen: „Nach dem Arzte, nach dem Arzte!“ — „Der verruchte Kriegsknecht!“ rief der Amtmann wieder und wiederholte den Ausruf weiter mit dem innerlichsten,

verbissensten, boshaftesten Wohlgefallen wohl zehn bis zwanzig Male. Seine dunkle Gesichtsfarbe hatte sich plötzlich in aschgrau gewandelt. Dann fiel er in seinen Sessel zurück. Das zerknitterte Blatt entsank seiner Hand auf den Boden. „Um Gotteswillen, sage mir, was dir ist!“ flehte die Frau.

„Katzenfleisch,“ stöhnte er. Und nach einer Pause: „Katzenfleisch hat er uns zu essen gegeben.“ — „Katzenfleisch?“

„Einen liederlichen, alten, ausgemergelten Kater!“ Die Frau blickte ihn mit der Sprachlosigkeit der Verwirrung, des mangelnden Verständnisses an. „Da, da, lies!“ Er winkte nach dem Briefe. Sie hob den Brief auf, stierte hinein, suchte in eiligster Hast ihre Brille, las, die Anrede überspringend: „Der Visbeck'schen Rechtsverwahrung fehlt der Thatbestand, da die von mir allerdings geschossene Katze nicht zu der zahmen, sondern zu der wilden Gattung gehörte, wie Sie selbst mir bezeugen müssen, nachdem Sie von der gestrigen Trüffelpastete gegessen. Ich habe nun freilich von der Genießbarkeit einer solchen wilden Katze, die sich wohl zuweilen in unsere Gegend verirrt, einige übertriebene Vorstellungen gehegt; allein der Wildgeschmack des Fleisches, wie Sie dasselbe denn auch für Hasenfleisch hielten, sprach sich zu entschieden aus, als daß eine Verwechslung mit der Hauskatze möglich wäre, die ich zudem vom bloßen Ansehen überflüssig gut kenne. Diesem nach bitte ich den Visbeck zu bescheiden. Der von demselben vermißte Kater wird sich wohl in Herzensangelegenheiten auf Reisen befinden und seiner Zeit ausgehungert und dürre heimkehren. Mit dem Wunsche, daß Ihnen der gestrige Tag gut bekommen sein möge, verbinde ich die Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen — —“

„Mein Gott, mein Gott!“ klagte die geängstigte Frau, und führte in der Verwirrung anstatt des Taschentuches den Brief nach dem Gesichte, um ihre Thränen zu trocknen. Sie verstand das Schreiben nur theilweise. Den Amtmann verletzte die Klage. Ihn verlangte nach Scheltworten, nach leidenschaftlichen Ausdrücken, nach Schmähungen. Er sprang auf und lief ungestüm auf und ab. Sie dachte ihn zu beruhigen und näherte sich ihm. Er wollte nicht dulden, daß sie dicht an ihn herantrat, wehrte sie schon aus der Entfernung mit vorgestreckten, hastig bewegten Händen von sich ab. Der loderndste Zorn hatte ihn in einen fieberähnlichen Zustand versetzt, hatte jede Besinnung erstickt, preßte alles Empfinden in eine einzige Glut des Ingrimms zusammen, die sich nur einzeln in abgerissenen Worten kund gab, trieb ihm das Blut in so krampfhaft geschwellten Wogen durch den Körper, daß man wohl einen Schlaganfall fürchten durfte. Gerade die ruhigen, gleichmäßigen Gemüther bäumen sich in der allergewaltsamsten Weise auf, wenn sie einmal von der Leidenschaft ergriffen werden. Die Frau stand händeringend am Fenster und wußte mehr und mehr weder zu rathen noch zu helfen. Das Gebahren ihres Mannes, vorzugsweise aber ihre Unbekanntschaft mit

dem zu Grunde liegenden Sachverhältnisse, verstörte sie bis zur Gedankenlosigkeit, wirbelte die Begriffe: Katzenfleisch, Pastete, Mörder, in ihrem Geiste zu einer einzigen, auf ihren Mann bezüglichen, verworrenen Vorstellung voll der quälendsten Angst in einander. Und Niemand von Beiden war im Stande, Erläuterungen zu geben oder zu fordern.

Da kam der Arzt. Erst nach geraumer Zeit gelang es ihm durch rücksichtsvolle Geduld und unermüdliches Forschen sich und der Frau vollständige Aufklärung zu verschaffen. Er beruhigte zunächst. Schon der Widerwille, den Katzenfleisch errege, sei ein Beweis, daß es sich nicht zum Nahrungsmittel eigne. Der Genuß desselben, besonders wenn es von einem alten zähen Thiere herrühre, könne sehr nachtheilige Wirkungen üben und werde in Verbindung mit anderen Ursachen allerdings das gegenwärtige Befinden des Amtmanns veranlaßt haben. Allein dieser möge nur unbedingt seiner starken Natur vertrauen, welche mit Hilfe der Wissenschaft die Folgen von dem etwas starken Scherze des Generals wohl zu überwinden vermöge. Ueber das Benehmen des letztern Herrn brauche er, der Arzt, sich nicht auszusprechen, da der Amtmann zu einer Beurtheilung desselben mehr wie genügend befähigt sei. Von einer Erwägung des deßhalb einzuschlagenden Verfahrens, von einer Beschlußfassung müsse er indeß für den Augenblick dringend abrathen. Nach des Amtmanns eigener, häufig mitgetheilter und entwickelter Ansicht seien Abend und Nacht der Ruhe bestimmt, und dieser richtige Grundsatz müsse auch auf Privatangelegenheiten seine Anwendung finden.

Nachdem sie endlich Einsicht in die Begebenheiten und deren Zusammenhang gewonnen, hatte sich die Frau rasch genug gefaßt und war im Stillen sogar nicht übel geneigt, die ihrem Gatten widerfahrene Täuschung zu belächeln, zumal sich ihre hausmütterliche Eigenliebe schon mehrfach durch seine der Küche des Generals gespendeten Lobeserhebungen verletzt gefühlt hatte. Zunächst aber suchte sie im Verein mit dem Arzte den noch immer nach allen Seiten hin widerspenstigen alten Herrn dahin zu stimmen, daß er die Ruhe im Bette für heilsam erachtete und aufsuchte. Es gelang ihr, weniger dagegen die eigentliche Beschwichtigung des Sturmes. Die ersten gewaltsamsten Zuckungen hatten ein Ende genommen; eine schwüle Erbitterung blieb auf der Seele des Amtmanns lasten. Lange Zeit fand er keine Rast, wechselte häufig seine Lage, setzte sich wiederholt aufrecht, murmelte vor sich hin: „Der verfluchte Kerl; jetzt weiß ich, weßhalb ich so elend bin.“ Endlich indeß wich die Aufregung der Erschöpfung. Nach kurzem unruhigen Schlummer fiel er in einen tiefen, festen Schlaf.

Er war nicht mehr elend am andern Morgen. Natur und Arznei hatten sich gleich wirksam erwiesen; nicht minder aber stachelten die erlittene Kränkung, die Scheu vor jedem Beweise von Schwäche, das stolze Gefühl

seiner Würde, das Verlangen nach ruhig entschiedener Wahrung derselben zur Genesung an. In gewohnter Weise erschien er zum Frühstück bei seiner Frau, begab sich ganz zu derselben Zeit wie sonst in sein eigenes Zimmer, rauchte zunächst, auf- und abgehend wie immer, seine regelmäßige Morgenpfeife, die ihm indeß heute doch nicht besonders schmeckte, und setzte sich dann gemächlich an seinen Arbeitstisch zum Schreiben nieder.

Was ihn zuerst beschäftigte, hatte er fertig gebracht, überlas es noch einmal und sprach schließlich vor sich hin: „Ja, so bin ich mit mir selbst einverstanden; nicht zu viel und nicht zu wenig;" als der Bediente herein trat und die Herren Flohtrog und Gifthorn meldete. „Es ist allerdings noch reichlich früh," meinte der Amtmann; „laß sie jedoch eintreten; es wird sich nicht um einen Anstandsbesuch handeln, sonst müßten die Herren in das blaue Zimmer geführt werden; es soll mir sehr angenehm sein."

Der Bediente ging. Gleich nachher wurde etwas ungehörig angeklopft, die Thüre sofort geräuschvoll geöffnet und herein drangen Flohtrog voran, Gifthorn hinterher. Der Amtmann erhob sich verwundert. „Guten Morgen, Herr Amtmann. Ach, entschuldigen Sie die unschickliche Hast. Aber das ist abscheulich!" rief Flohtrog, kirschroth im Gesichte, und schwenkte seinen Hut, daß die darin befindlichen Handschuhe, der eine an den Ofen, der andere unter den Sopha flog. „Unter aller Würde!" stöhnte Gifthorn mit grau in gelb schillerndem Antlitze, den Hut unter dem Arme, die eine Hand in der Tasche seines Beinkleides, mit der andern an der Schleife seiner Halsbinde zupfend.

„Was, meine Herren, wenn ich bitten darf?" fragte der Amtmann ziemlich schneidend. „Ein gemeiner Kater!" rang es sich von Flohtrogs bebenden Lippen. „Das übelberüchtigte männliche Thier der Hauskatze," spulte Gifthorn hervor. „Ah so!" sagte der Amtmann; die Spannung seiner Züge machte einem ruhig gemessenen Ausdrucke Platz; „setzen Sie sich, meine Herren."

„Fast wäre das Dasein aus meinem innern Menschen hervorgebrochen," eiferte Flohtrog, ohne der Einladung zu folgen. „Mir wurde unbeschreiblich weh, wie Göthe's Ratte," zürnte Gifthorn und sah sich nach einem Stuhle um. „Was habe ich gestern ausgestanden!" stieß Flohtrog heraus. „Mein Leid machte mir die Welt zu enge, den Tag zu einer Walpurgisnacht; oh, ich ahnte, daß ein widerwärtiges, zähes, brünstiges Vieh im Spiele war, ein Teufel vom Hausboden durch den Zauber der Küche in einen Engel auf der Schüssel gelogen," predigte Gifthorn.

„Wer hat Ihnen den Thatbestand mitgetheilt?" erkundigte sich der Amtmann.

„Heute Morgen, der Arzt, als er zur Apotheke kam; ich war Ihres Befindens halber in Unruhe; das Ihnen gestern verordnete Mittel machte

mich bedenklich, deßhalb fragte ich; und da erfuhr ich denn — oh, es ist empörend, es ist grauenhaft!" ergoß sich Flohtrog im Fluge, athmete tief auf, holte sein Taschentuch hervor, rieb damit seine glühende Stirn, vergaß nebenbei auch nicht, sein Haar zu glätten. Gifthorn schwieg; er hatte vorgebracht, was ihm unterwegs eingefallen war, und mehr wußte er nicht; aber er verdrehte voll Bosheit die Augen, als habe er sie an zwei Pfropfenzieher gespießt. „Sie finden also auch, daß wir einigermaßen schnöde behandelt sind," bemerkte der Amtmann. „Schändlich, roh, verächtlich!" schnaubte Flohtrog. „Wie dumme Jungen, wie Nebulones!" schnarrte Gifthorn.

„Ich meine aber," fügte der Amtmann fest und stolz hinzu, „daß ich ein solches Verhalten gegen mich nicht dulden will; daß ich dazu thun werde; daß ich nicht der Gegenstand sein mag, an dem irgend Jemand seinen Witz erprobt." — „Eben deßhalb kommen wir zu Ihnen, Ihnen unser Beileid zu bezeugen, mit Ihnen zu überlegen, uns Ihren Rath, Ihre Hilfe zu erbitten," beeilte sich Flohtrog zu sagen.

„Mein Verfahren ist einfach aber genügend; ich kann Sie mit dem Schreiben bekannt machen, was dem General noch heute zugehen wird; hören Sie," entgegnete der Amtmann, ergriff zugleich das betreffende Blatt und las: „Ew. Excellenz haben vorgestern durch einen unwürdigen Betrug alle Rücksichten mit Füßen getreten, die Sie sich selbst und Ihren Gästen schuldeten, und können nach Maßgabe Ihres eigenen Ehrgefühls nur eine Genugthuung darin finden, wenn sich Jemand einer Wiederholung derartiger Begegnisse entzieht und deßhalb, wie hiemit geschieht, jeden Verkehr mit Ihnen und den Ihrigen abbricht."

„Gut, vortrefflich! das unterzeichnen wir auch," stimmte Flohtrog sehr lebhaft zu. „Das geht nicht," lautete die kühle Erklärung des Amtmanns; „ich muß für mich allein handeln; überhaupt fechte ich immer selbstständig aus, was mich angeht; ich will nicht gebunden sein."

„Und ich würde auch nicht unterzeichnen," äußerte Gifthorn ziemlich verdrossen. „Warum nicht?" warf der Amtmann leicht hin. „Ich bin Familienvater," wurde ihm erwidert; „der General könnte mich fordern und mich mit der Reitpeitsche angreifen, weil ich mich pflichtgemäß weigern müßte."

Der Amtmann schwieg. Um seinen Mund spielte ein eigenthümliches Zucken. Flohtrog stand still und nachdenklich da. Plötzlich wurde er regsam, richtete sich auf, platzte heraus. „Ich bezahle ihn mit gleicher Münze; anstatt der nächsten Arznei, die ihm verordnet wird, gebe ich ihm Asa foetida, zu deutsch Teufelsdreck; das mag er schlucken und verwinden, wie ich seinen Kater; puh!"

„Thun Sie das nicht," meinte der Amtmann, fügte mit Betonung hinzu: „den königlichen Aemtern liegen Disciplinar- und Criminal-Unter-

suchungen aller Art ob.“ — „Ich weiß es besser,“ grollte Gifthorn; „ich verleumde ihn, ich mache ihn schlecht; ich verstehe das.“

„So?“ fragte der Amtmann gedehnt. „Wahrhaftig,“ prahlte Jener; „ich habe noch erst kürzlich ein Brautpaar aus einander hetzen geholfen, mir war die Verbindung nicht recht; den Mann stachelte ich zu Dummheiten, das Mädchen tränkte ich mit Argwohn, beide zusammen überschüttete ich mit Mißtrauen; alles durch die dritte Hand.“

„Das sieht Ihnen ähnlich,“ fiel der Amtmann mit grenzenlos wegwerfendem Ausdrucke ein. „Ja,“ fuhr der Andere unbehindert fort, „und mir konnte Niemand etwas anhaben, und das Mädchen wurde demnächst meine vertraute Freundin.“ Das Gesicht des Sprechenden verzog sich zu einem übermüthigen Grinsen.

Flohtrog fühlte sich unbehaglich. Hoch und kalt trat der Amtmann einen Schritt zurück; seine Stimme klang tief und scharf. „Ich will die Herren nicht länger aufhalten. In der vorliegenden Sache mögen Sie thun, was Sie verantworten zu können glauben. Meine Zeit ist bemessen. Guten Morgen.“

Gifthorn sah so eben noch ganz befriedigt aus, aber jetzt erstarrte er vor dem Blicke voll Zorn und Verachtung, der aus den Augen des Beamten funkelte. Der Letztere winkte unwiderstehlich mit der Hand. Flohtrog stotterte einige verworrene Worte, verbeugte sich ungelenk und schritt der Thüre zu. Hinter ihm verließ sein Gefährte stumm und steif das ihm plötzlich furchtbar unheimlich gewordene Zimmer.

Einige Zeit später schickte der Amtmann den Absagebrief für den General auf die Schreibstube mit dem Befehle, sofort eine Ausfertigung davon zu machen und ihm zur Unterzeichnung vorzulegen. Bei der Reinschrift wurde natürlich die dem Entwurfe eigene Form eines amtlichen Erlasses auch äußerlich beobachtet, und in solcher Gestalt überbrachte der Amtsdiener, zugleich mit den übrigen eingegangenen Sachen, das Schriftstück dem Amtmann zur weiteren Verfügung. Der alte Herr, in der verbissenen Verfolgung des Hauptzweckes wenig um Nebendinge bekümmert, schrieb seinen Namen darunter und gab dem Amtsdiener die Absendung durch einen besondern Boten auf. Der Amtsdiener legte dasselbe vorläufig in den Schriftenkasten zu seinen übrigen Papieren und setzte zunächst seinen gewöhnlichen Rundgang fort. So kam das Schreiben dem zweiten Beamten um so eher zu Gesichte, als der Amtsdiener ihn von der Kenntnißnahme nicht ausgeschlossen halten durfte oder konnte; wurde durchgesehen, nach längerem Bedenken, ohne eine Bemerkung gegenüber der untergeordneten Persönlichkeit, den sonstigen Eingaben, Gesuchen und Bescheiden wieder beigefügt, und wanderte mit ihnen fernerweit auf die Verhörstube, wo Eduard bereits in Thätigkeit war. Dieser aber war mit der Untugend so vieler Beamten behaftet. Was nicht in seinen

besondern Geschäftskreis gehörte, ihm mithin nicht zur allerersten Unterzeichnung vorgelegt wurde, unterschrieb er meistens, ohne sich um den Inhalt zu bekümmern, im vollen Vertrauen auf denjenigen seiner Amtsgenossen, dem die Bearbeitung der Angelegenheit oblag und der in dieser Eigenschaft alle dieselbe betreffenden Ausfertigungen zuerst vorgelegt erhielt und durch seinen Namen beglaubigte. Heute, zudem gerade in einer wichtigen Verhandlung durch das Erscheinen des Amtsdieners gestört, war er mit seiner Unterschrift noch rascher bei der Hand als sonst wohl, und so eignete er sich denn ohne Weiteres die kostbare Mittheilung des Amtmanns an seinen zukünftigen Schwiegervater an. Schließlich trug denn der Amtsdiener seinen Schriftenkasten auf die Schreibstube, ließ die Botschaft an den General siegeln und, seinem Auftrage gemäß, durch einen gerade anwesenden Untervogt sofort befördern.

Zu Flohtrog und Gifthorn aber kam, gleichfalls noch vor Mittag, der Bediente des Amtmanns mit den von ersterem aus dem Hute geschleuderten und am Boden vergessenen Handschuhen und der mündlichen Bestellung: „Der Herr Amtmann sehe dem Besuche der Herren nicht wieder entgegen, und schicke deßhalb die bei ihm zurückgebliebenen Gegenstände.“ Die beiden Leute sahen sich groß an. Dann entbrannte der Zank, welcher sich bereits seit ihrer Heimkehr zwischen ihnen angesponnen hatte, auf's Neue, artete so sehr aus, daß die Hausbewohner, durch das Geräusch und die Geberden herbeigerufen, zur ernstlichsten Besorgniß veranlaßt wurden, bis endlich Gifthorn die Grenzen des Anstandes so weit überschritt, daß er sich gezwungen sah, augenblicklich in einen Gasthof überzusiedeln und am folgenden Tage in die Arme seiner Gattin zu enteilen.

V.

Clara saß in ihrem Zimmer und schrieb an den Verlobten: „Vor Allem mit viel tausend Grüßen sollst du erfahren, daß unser lieber, lieber Vater mich eben wiederholt auffordert, dich zur schleunigsten Bewerkstelligung deines Austrittes aus dem Dienste zu bewegen und mich bereit zu halten, denn binnen vier Wochen wolle er uns verheirathet sehen. Und ich sage dir ganz offen, daß ich den Tag herbeisehne, an dem ich ganz die Deinige werde, daß ich die Nachricht mit Jubel begrüßt habe, daß ich —“

In diesem Augenblicke ließen sich hastige Schritte hören; die Thüre flog auf und, ein Papier in der Hand, trat der General herein, sichtlich tief bewegt, auf jeder seiner Wangen ein scharf begrenzter dunkelrother Fleck, in seinen Augen eine stetige Glut. Er schritt geradeswegs zu seiner Tochter heran, schloß sie in die Arme, wie sie verwundert, erschreckt aufstand, küßte sie auf die Stirn und grollte aus tiefster Brust hervor: „Du armes, armes Kind!“ —

„Vater, was hast du? Du ängstigst mich.“ — „Ha, dieß Federvieh! und vor Allem der Bube!“

„Welcher Bube? Vater! Vater!“ — „Er, der nicht werth ist, den Staub zu küssen, den dein Fuß betreten hat, und der es doch hat wagen dürfen, mein süßes Kind zu umarmen.“

„Barmherziger Gott!“ — „Sag', gelobt sei Gott, mein Mädchen.“

„Eduard? Eduard?“ — „Mit diesen meinen Händen könnte ich ihn erwürgen.“

Clara sank vernichtet in den Sessel zurück. „Sag', gelobt sei Gott, mein Mädchen, denn noch bist du nicht unauflöslich an ihn gebunden.“

Sie konnte kein Wort über die Lippen bringen, richtete aber einen Blick auf ihren Vater, in dem sich die furchtbarste Qual und die flehendste Bitte mit einander verschmolzen. Er achtete nicht darauf und fuhr nach kurzem Schweigen fort. „Ich will mich nicht lächerlich machen, indem ich die Rechenschaft von ihnen fordere, die der Mann dem Manne schuldet. Die Männer würden tausend Entschuldigungen wissen für eine. Es ist des Gesindels Art. Sie stechen mit der Feder und mit der Zunge, und dann stürzen sie den Kochtopf ihrer geläuterten Begriffe als Tarnkappe über die Schurken!“

Das Mädchen raffte sich auf. „Vater, sprichst du von meinem Verlobten?“

„Der dein Verlobter war, ja.“ — „Ich bin deine Tochter, ich fordere Gründe.“

„Es macht dir wohl Freude, zu erfahren, daß man mich einen unwürdigen Betrüger nennt; es wird dich erquicken, wenn du siehst, daß man dich zur Seite wirft, wie eine abgerauchte Cigarre. Da, mein Kind, da, lies dein und deines Vaters Urtheil.“ Clara überflog das Schreiben des Amtmanns. Der Kopf sank ihr auf die Brust, aber nur für einen Augenblick. Sofort richtete sie sich empor, faltete das Papier zusammen, sah dem General fest und flammend in's Auge. „Eduards Name steht hier; wie er dahin gekommen ist, weiß ich nicht; wohl aber weiß ich, daß diese Zeilen keinen Gedanken von Eduard enthalten.“

„Was den Burschen bewogen hat, seinen Namen dahin zu setzen, ist mir gleichgiltig; die Thatsache ist unzweifelhaft, und die Thatsache soll behandelt werden, wie es ihr gebührt.“ Er nahm das Papier aus der Hand seiner Tochter, ballte es mit einem heftigen Griffe zusammen, warf es auf den Boden, trat es unter den Absatz seines Stiefels, schleuderte es mit der Fußspitze in einen Winkel des Zimmers. „Das für die Botschaft! Demnächst zu den Sendern!“

„Was willst du mit Eduard?“ — „Du und ich und der Mensch haben nichts mehr mit einander gemein.“

„Halt, Vater! du weißt, ich bin dein treues Kind. Aber ehe ich nicht klar sehe in dieser unseligen Geschichte, unterwerfe ich mich deinem Willen

nicht, biete ich die Hand nicht, das Band zu lösen, das du selber gesegnet.“ — „Ihm zu Füßen willst du um seine Huld betteln?“

„Für ein Dasein habe ich ein Dasein gegeben. Ich bin Theil von ihm; ich muß ihn hören. Und bis ich ihn verdammen kann auf sein eigenes Wort, will ich ihm zur Seite stehen als seine treue Maid. Wer soll ihn noch vertheidigen, wenn ich ihn aufgebe? wer ihm Freund bleiben, wenn ich ihn verlasse?“ — „Wo ist dein Stolz geblieben, Mädchen?“

„Schmach dem Weibe, das ihre Liebe an ihren Stolz, an eine eingebildete Kraft verhandelt. Eine Buhlerin, lügt sie die Selbstsucht zur Liebe. Vater, in allen Dingen gehorche ich dir. Aber Eduard schleudere ich nicht ungehört von mir, und dann vielleicht erst gar nicht, und wäre seine Schuld auch noch so groß.“ — „Cläre, Cläre!“

„Nein, Vater. In meiner demüthigen Liebe liegt meine Macht, denn durch sie bin ich eine fürstliche Gebieterin vom Herzen zum Herzen. Ich möchte keinen Mann zwingen, um ihn nicht zu verachten. Nur die rücksichtsloseste Theilnahme an seinem ganzen Schicksale macht das Weib zur Genossin des Mannes, zur Seele seines Hauses. Liebe ist Himmelsglut, aber sie wallt auf und ab, wie Luft und Flut. Nicht der gebrechlich dehnbaren Ankerkette vertrauen ein rechtes Weib, ein rechter Mann all' ihr Wollen und Vollbringen an. Die Treue ist der Liebe Schutzengel, stützt die schwankende, heilt die krankende, weckt die gestorbene zum Leben wieder auf. Vater, fordere nicht von deinem reinen Kinde, daß es sich dem Arme des einen Mannes entzieht, mit der tröstlichen Aussicht, in den eines andern überzugehen.“ — „Nicht du gibst ihn auf; er hat dich schmählich verstoßen.“

„So sagst du. Mich geht der Schein nichts an. Dafür bin ich sein eigen.“ — „Gut das. So wahre ich allein unsere Ehre.“

„Thu', was du willst. Ich halte zu Eduard bis er mir Auge in Auge sagt — doch, was soll das hier? Es ist nicht möglich. Bis dahin aber mag alle Schmach und alles Unheil auf der Welt sich über seinem Haupte zu einer einzigen Gewitterwolke ballen, ich will mich an seine Brust lehnen, ihn küssen, stärken und trösten. Ich habe seinem Herzschlage gelauscht, aus seinem Geiste getrunken; uns trifft der Blitz zusammen, beide zugleich, oder Keinen von beiden.“ — „Mädchen, Mädchen!“ —

„Hältst du deine Tochter für eine Memme, Vater? Glaubst du, ich würde meiner Schwäche, meiner Furcht, meiner Eitelkeit meine Liebe preis geben? Drohe mir nicht, Vater. Die Liebe ist die Ehre des Weibes. Ich werde meine Ehre schützen. Selbst deine Gewalt kann keine Unsittlichkeit von mir begehren. Und thut sie es, so widerstehe ich.“

Der General stürzte von ihr fort nach seinem eigenen Zimmer. Einen Augenblick besann er sich; dann setzte er sich und schrieb: „Nach der Mittheilung, die mir das königliche Amt heute hat zukommen lassen, kann mir der Entschluß

desselben nur willkommen sein, und bis zur völligen Erneuerung der gegenwärtigen nichtsnutzigen Behörde werde ich dafür sorgen, daß ihre Mitglieder schon durch meine Dienstboten von meinem Hause fern gehalten werden." In bebender Eile, wie das Schreiben auf das Papier geworfen war, wurde es gefaltet, gesiegelt, an das königliche Amt adressirt, einem herbeigerufenen Reitknecht zur eiligen Besorgung übergeben. Fünf Minuten später sprengte der Bote aus dem Thore. Noch war der Hufschlag nicht verklungen, da trat Clara zu dem Vater herein. „Wirst du meinen Verkehr mit Eduard zu hindern suchen?" fragte sie ruhig und sanft. „Nein; ich lege die Wahrung deiner Ehre in deine eigene Hand." — „Ich danke dir, lieber Vater."

„Aber merke dir, mein Haus darf er nicht betreten. Und es versteht sich von selbst, daß ich meine Einwilligung in eure Verbindung zurücknehme."

„Du hast so eben Franz fortgeschickt, willst du Heinrich für mich satteln lassen?" Statt aller Antwort ging der General zum Schellenzuge und befahl dem alsbald eintretenden Bedienten, daß der zweite Reitknecht sich zur Vollziehung eines ihm von dem Fräulein zu ertheilenden Auftrags sofort fertig machen solle. Dann wandte er sich an Clara. „Mädchen, Mädchen, meine Wonne und mein Stolz! bring' nicht meine grauen Haare mit Schande und Jammer zur Grube."

„Verlaß dich auf mich, mein lieber, lieber Vater; ich bin seine Braut, aber auch deine Tochter." Und zu gleicher Zeit fiel sie dem alten Manne um den Hals, küßte ihn unter einem Strome von Thränen und eilte rasch hinaus. Die Hände auf dem Rücken gekreuzt, schritt der General einige Male hin und wieder. Plötzlich stampfte er mit dem Fuße auf den Boden und rief: „die verfluchte Katze!"

Dem Amtmann wurde das Schreiben des Generals überreicht, als er von seinem Mittagsschlafe ausgeruht hatte. Er las dasselbe, ohne eine Miene zu verziehen, legte es bei Seite, nahm es wieder an sich, prüfte nochmals die Adresse, und dort stand: „An das königliche Amt," prüfte nochmals den Inhalt, und hier war von dem „königlichen Amte," von der „Behörde" die Rede. Er neigte eine Zeitlang bedeutsam den Kopf, stand endlich vom Sessel auf, zündete eine Pfeife an, trank eine Tasse Kaffee mit mehr wie gewohnter Bedächtigkeit, schritt langsam in den Garten hinaus, in den sich eine Glasflügelthüre aus seinem Zimmer öffnete, kehrte zurück, ging zum Schellenzuge, blieb sinnend stehen, wendete sich ab und murmelte: „Nein, bis morgen; Amtsehrenbeleidigung; thut mir weh, sehr weh um den alten braven Mann; ich kann ihm nicht helfen; warum hält er sich nicht in den gehörigen Schranken? es ist peinlich, höchst peinlich; die Herren auf morgen früh zur Sitzung einladen lassen."

Nicht weit vom Gute des Generals lag ein Gehöft, stattlich und behäbig vor andern, in jeder Einrichtung, in seiner ganzen Erscheinung auf

das Vorhandensein bedeutender Mittel und deren zweckmäßig gediegene Verwendung deutend. Mit dem Geschlechte seiner Besitzer hatte es sonst einer Hausgenossenschaft angehört, einem der Vereine uralt schöffenbar freier Grundbesitzer, wie sie vielfach zu Schutz und Trutz und gemeinsamer Beerbung in Westfalen bestanden, deren Mitglieder mit eigenthümlichem Rechte und unter eigenen erblichen Vorstehern, davon der Eine meist ein mächtiger Herr von fürstlicher Geltung, nicht wie der Knecht, zu Fuße, sondern selbstbewußt, als reisige Männer, zu Roß mit Helm und Schwert gegenseitig für einander einstanden und die Fehden des Einzelnen als Angelegenheiten der Gesammtheit ausfochten. Mit den veränderten staatlichen Verhältnissen hatten sich auch die besonderen kriegerischen und rechtlichen Einrichtungen bis zur gänzlichen Auflösung gewandelt, aber der Geist, der sie geschaffen, den sie ihrerseits wiederum gehegt und gepflegt, hatte sich mit dem altsächsischen Blute fortgepflanzt bis auf den heutigen Tag, und offenbart sich in der Selbstständigkeit des Gedankens und der That, in der Anerkennung von Menschenwürde und Menschenpflicht, in der Achtung vor der Wirklichkeit und dem Wesen, in der Verachtung des Scheins.

Clara war mit der Familie bekannt, hielt sie werth, wurde werth gehalten. In das Haus derselben hatte sie Eduard durch eine Mittheilung eingeladen, welche nur in wenigen Zeilen das Allernothwendigste enthielt. Mit Freuden hatte man ihr den besten Raum des Hauses zur Verfügung gestellt, ein saalartiges, an der einen Giebelseite belegenes, hellerleuchtetes Gemach, durch eine Treppe und über einen kleinen Vorplatz von der Küche aus zugänglich, seiner Bestimmung für häusliche Feierlichkeiten und zahlreicheren gastlichen Zuspruch gemäß einfach aber sorgfältig ausgestattet. Das Mädchen wartete bereits in Gesellschaft eines sehr bedeutenden Vorrathes von Kaffee und Eßwaaren, mit denen die eine Tochter des Hauses den Tisch vor dem Sopha belastet hatte. Gegen eine solche Bezeigung freundlicher Gesinnung hilft kein Widerspruch, wird nur als eine Kundgebung der Bescheidenheit aufgefaßt. Der westfälische Landbewohner kann sich einen Besuch, zumal einen lieben, durchaus nicht anders als in Verbindung mit Keller und Speisekammer denken.

Im wildesten Rosseslaufe stürmte ein Reiter den Fahrweg entlang; eine Bewegung der Hand, ein Anlegen der Schenkel, ein Klatschen der Zunge: das Thier im Bogen über den Schlagbaum des Hofes hinweg, zwei Sprünge weiter, vor der Thüre sich selbst parirend. Mit gleichen Füßen der Reiter aus dem Sattel, Zügel weg in die erste beste Hand, in zwei Sätzen die Treppe hinauf, athemlos, glühend, funkelnden Auges zu den Knieen der unsäglich Geliebten. Eine eilige Frage, kurze Entgegnungen, rasche Erörterung, und das ganze Sachverhältniß, des Verlobten Unterschrift, war aufgeklärt. Clara's Brust hob sich leichter. Eduard klagte, brach in Worte und Geberden

leidenschaftlicher Selbstbeschuldigung aus. Des Mädchens Sorge richtete sich zunächst auf die Beruhigung des Verstörten. „Wohl gebe ich die Hoffnung nicht auf," eiferte er, „aber ich wollte dich auf Blüthen betten, und habe den Schmerz und den Zwang um dich gehäuft. Wir kennen des Vaters starre Gemüthsart. Gerade aus meiner Vertheidigung wächst ein neuer Vorwurf empor. Leichtsinn, Unzuverlässigkeit, Versäumniß im Dienste wird es jetzt weiter heißen, und das sind Frevel in seinen Augen, und gegen den so Bezichtigten ist er unerbittlich, ist er ohne alle Nachsicht."

„Eben weil du so unzuverlässig bist in Allem, was sich nicht auf mich bezieht, sollst du meiner Leitung übergeben werden," lächelte sie; „ich bekümmere mich noch um Vieles außer dir; du um nichts; deßhalb mußt du sofort den Dienst verlassen, dem du nicht mehr gewachsen bist." — „Ach, mein Austritt aus dem Dienste genügt jetzt lange nicht mehr."

„Immerhin. Aber der Vater hat mich lieb, und seine Liebe zu dir erlischt auch nicht von heute bis morgen. Er ist gut. Und wenn er nebenbei seinen Starrsinn nicht allzugeschwinde bezwingen kann, so bin ich seine Tochter und habe ein wenig Ausdauer von ihm geerbt. Ich werde mich ihm nicht trotzig und hart gegenüberstellen. Auf diesem Felde seid ihr Männer unbesiegbar; es ist euer eigener kostbarer Boden. Aber wir wollen sehen, was meine Geduld und Zärtlichkeit wirkt."

„Engel du! Sieh, es ist noch nichts verloren, wenn nur wir uns nicht verlieren." — „Wir uns verlieren? Wir wollen uns gehören und trotz dem Teufel, wer er sei."

Auf die Kniee sank der stolze Mann vor dem zarten Geschöpfe, das in der Fülle seiner Holdseligkeit, leuchtend wie ein Stern, glühend wie ein Strahl der Sonne, unantastbar wie die Jungfrau, die sie war, eine Fürstin der Klarheit und Liebe, vor ihm stand. Und er ergriff die wunderkleine Hand, welche ihn emporheben wollte, und hauchte die Glut seiner Küsse darauf hin, und war nie mehr ihr eigen mit allem seinem Denken und Wollen, seinem Sinnen, Trachten und Vollbringen, als in diesem Augenblicke. Es ist so. Die Kraft der Milde wirkt einen Zauber, der das Wesen schaffend beseligt, der das Dasein selbst und nicht blos seine äußeren Erscheinungen gestaltet. Clara fuhr fort. „Sei ruhig, mein Liebling; ich bin dein. Der Zwiespalt wird geheilt werden. Geschähe das aber nicht, kettete sich eine Verwirrung an die andere, zum immer mehr unlösbaren Knäuel: — meine Liebe kann ich nicht opfern; nur mit ihr gehöre ich dem Vater, dem Leben, der Welt an. Eduard, wenn es sein muß, ich folge dir, dir, wohin du willst. Ich bin dein durch jeden Schmerz bis zur Schmach!" Er war sprachlos. Sie küßte ihn auf die Stirn und flüsterte: „Eduard, die Ehe ist eine Wesen und nur nebenbei eine Form." Da flog er auf, da brach es aus ihm hervor, wie wenn plötzlich eine Eiche in voller Kraft sich dem Boden

entringt, allfertig dasteht eine gewaltige Wucht, weit hinaus über den Rasen, gen Himmel empor, die mächtigen Aeste breitet. „Zum Schmerze? zur Schmach, durch die Wonne zum Heil! — Schmerz über uns; es ist der Menschheit Angebinde von der Wiege bis zum Grabe. Schmach grinse uns an mit dem schmutzigen verzerrten Angesichte; die Geister der Finsterniß thun, was sie wissen und verstehen. Aber durch den Nebel zum Lichte, durch die Brandung an's Ufer! Mag kommen, was will: ich wanke nicht, ich weiche nicht. Leg' das Haupt in meine Arme; du hast den Mann dir erwählt. Ich trage dich und halte dich, und so drauf und dran, durch jeglichen Sumpf des Lebens!"

Von der Braut eilte Eduard sofort zum Amtmann. Schon nach den ersten Worten sagte dieser: „Die Sache steht anders, wie sie gestanden hat." Zugleich reichte er das letzte Schreiben des Generals zur Einsicht. Eduard erschrack auf das Aeußerste. Nach einigen Gängen durch das Zimmer fuhr er auf. „Sie wollen doch wohl den alten Soldaten nicht für einen Irrthum in der Form verantwortlich machen?"

„Dieser Irrthum bedingt eine Amtsehrenbeleidigung." — „Eine Amtsehrenbeleidigung hat doch wohl unbedingt nicht in der Absicht des Generals gelegen. Er hat Sie und mich treffen wollen, aber nicht das Amt."

„Ich halte mich vorläufig einzig an den Thatbestand, wie er vorliegt." — „Aber, College, begreifen Sie doch —"

„Hören Sie, College, ich thue meine Pflicht von Amtsdirektoriumswegen. Ueber die weiteren Schritte ist zu entscheiden. In einer Privatangelegenheit würde ich unaufgefordert und von vorn herein auf Ihre Stellung zu dem General jede mögliche Rücksicht nehmen. Ihre Betheiligung an dem ursprünglichen Zwiste ist nicht durch mich veranlaßt. Wie aber jetzt die Sache liegt, bezweifle ich sogar, ob ich Ihnen, eben wegen Ihrer Beziehungen, auch nur irgendwelchen Einfluß auf dieselbe gestatten darf. Gern werde ich die Mittheilung Ihrer Auffassung entgegennehmen und im Protokolle niederlegen, aber Ihrer Stimme gestehe ich für diesen Fall kein Gewicht zu."

„Das heißt so viel als: ich will meinen Willen haben. Mich merzen Sie aus. Des andern Collegen Stimme gilt nicht, weil sie eins gegen eins steht und das Amtsdirektorium in's Spiel kommt. So geht der Unfug los. Glauben Sie, daß ich unter solchen Umständen hier beim Amte noch irgendwie arbeiten werde?"

„Ich verzeihe Ihnen Ihre Ausdrücke, College. Ihre Lage entschuldigt viel. Indeß bitte ich Sie recht dringend Ihrer selbst halber um Mäßigung. Ich wiederhole nochmals, daß ich Ihr Urtheil über die Sache morgen zu Protokoll nehmen werde. Die Oberbehörde wird endgiltig beschließen. Im Uebrigen gehen Sie Ihren Weg als Mann, erlauben mir aber nach meiner Ueberzeugung dasselbe zu thun."

Eduard stürmte fort. Kaum eine halbe Stunde hatte er unruhig, beweglich, in seiner Wohnung verweilt, so empfing er den Besuch des zweiten Beamten. „Ich habe Sie schon heute Mittag, gleich nach Beendigung meiner Geschäfte, aufgesucht,“ sagte Jener.

„Ach, ich war zu ihr hinübergeritten.“ — „Ich wünschte Sie vorher zu sprechen, und wußte nicht, daß Sie sich früher wie sonst auf den Weg machen würden.“

Eduard schwieg; der Freund fuhr fort. „Es ist etwas in der Luft, was Sie nahe angeht, und was nicht taugt.“

„Oh, ich habe längst meine ganze Wirthschaft in Brand gesteckt; was kümmert mich das Uebrige.“ — „Was hat der Amtmann mit dem General?“

„Fragen Sie lieber, was ich mit ihm habe.“ — „Kennen Sie die Zuschrift des Amtmanns an Ihren Schwiegervater?“

„Ich habe sie selbst unterzeichnet.“ — „Sind Sie toll?“

„Sagen Sie blödsinnig.“ Der Andere starrte den Sprecher an. In Eduards Gesichte wechselte der Ausdruck von Schmerz, Hohn, Bitterkeit in rascher Folge. Er sprach weiter: „Sie scheinen wenig von der saubern Geschichte zu kennen.“

„Bis jetzt nur zwei Ergebnisse derselben, des Amtmanns Schreibübung und Ihren Zustand.“ — „Pah! der General schießt eine angeblich wilde Katze und steift sich darauf, sie zu essen. Der Amtmann hilft den Leckerbissen verspeisen und sagt dafür dem General allen ferneren Verkehr auf. Der letztere erklärt nun wiederum das ganze Amt in die Acht und verweiset behufs Ausführung dieses Beschlusses auf seine Dienstboten. Den Erguß des Amtmanns, er sah einer gewöhnlichen Verfügung so ähnlich wie ein Ei dem andern, habe ich ungelesen in der Eile mitunterzeichnet und bin deßhalb von meinem Schwiegervater vorläufig aus allem Recht und Pflicht gesetzt. Aber der Amtmann will nun in Beziehung auf den Erlaß des Generals ein Verfahren wegen Amtsehrenbeleidigung einleiten. Und das ist das Schlimmste. Und ich kann nichts thun. Der Eine will nichts von mir wissen, der Andere will nicht auf mich hören.“

„Das ist ein verdammt nichtsnutziges Stück Arbeit.“ — „Meinen Sie?“

„Wäre ich doch nur heute Morgen gleich zu Ihnen gegangen.“

„Hätte ich heute Morgen nur geruht, die Kenntnisse anzuwenden, die ich dem Schulmeister verdanke, der mich das Lesen lehrte.“

„Die Sache muß kurzweg abgeschnitten werden. Je weiter sie gedeiht, desto mehr Unheil wächst mit ihr groß, desto mehr Verwirrung streut sie rings um sich aus. Daß Sie den alten Soldaten in's Gesicht geschlagen haben, ist das wenigste; er wird sich besänftigen lassen —“ — „Ich trete aus dem Dienste.“

„Der Schritt hilft mit. Aber der Amtmann — der stiftet erst jetzt den rechten Spuck, mit seiner Reihe von Aufregungen, Kränkungen, Verletzungen

und dem eingefleischten Hasse als giftiger Frucht. Was sagt Ihre Braut?" — „Sie hält zu mir."

„Gut, so lange es dauert. Aber wenn das Unwetter gar kein Ende nimmt, wenn es immerfort schneit und hagelt, und schlackert und stürmt und blitzt — ah, Frauen sind zarte Blumen und verlangen mit Recht nach ruhigem Sonnenschein, um ihr Herz und ihre Gesichtsfarbe zu schonen." — „Herr!" Eduard richtete sich hoch auf.

„Ach, lassen wir das; wir haben Dringenderes zu thun, als zu streiten. Uebrigens will ich auch wohl eingestehen, daß mein Urtheil, soweit ich die Dame kenne, auf Ihre Braut nicht paßt. Sonst jedoch — es ist einmal so, College. Das Herz eines wahren Mannes ist eine Burg mit einem einzigen Thore. Das Herz einer Frau ist ein Theater, auf dem Liebe und Entsagung, Krieg und Sieg gespielt wird, zu dessen Vorderthüre stets neue Handelnde hereinwandern, während hinten ein abgedankter Schauspieler nach dem andern hinausgeworfen wird oder sich leise fortmacht." — „Sie mögen in vielfacher Hinsicht Recht haben, nur nicht in Beziehung auf Cläre."

„Wohl, sie ist standhaft, unverbrüchlich treu. Aber steht sie allein in der Welt? Ist der General nur allein ihr zugänglich, überall gar keinem sonstigen Einflusse unterworfen? Ist nicht die Familie seiner Frau, sind nicht andere Menschen da? Und wissen Sie gar nicht, mit welchem Schmutz und Aussatz das schamlos eitle Thier, der Mensch, sofort alle kranken Verhältnisse seines Nebenmenschen anhaucht? Ein Sprüchwort sagt: soll man dich loben, so stirb; willst du geschmäht sein, heirathe. Kennen Sie die zungentrommelnden Fahnenträger der Verleumdung? Ich kenne sie. Und seien Sie rein wie frischgefallener Schnee, von der einen Seite wird man Sie mit Geifer bespritzen, von der andern Ihnen die Flecken als Schuld anrechnen; seien Sie starr und stolz wie ein Fels, man wird Sie gemeinsam unterwühlen und untergraben und Ihren Sturz verhöhnen. Zum Engel gesellt sich der Teufel im Weibe. Es ist ein entsetzliches grauenhaftes Geschlecht, jene liebesheißen und liebeleeren, in Zucht und Glut vertrocknenden Frauen mit ihrer Knappschaft in Bart und Watte und Beinkleid; nicht zu beschreiben wie Gespenster überhaupt, in der äußern Erscheinung verschieden, dem Wesen nach Schmeißfliegen, die die Fäulniß beleben; Fistelgeschwüre, die alle gährenden Stoffe der Gesellschaft sammeln und in Eiter verwandeln."

„Aber dafür muß doch Rath zu schaffen sein." — „Wohl, indem wir die ätzende Lauge nicht weiter fließen lassen, damit an ihr nicht gewaschen werden kann."

„Auf Sie habe ich meine ganze Hoffnung für die Umstimmung des Amtmanns gesetzt." — „Ich werde das Meinige thun, nun ich weiß, was ich zu thun habe." Es entstand eine Pause. Eduard nahm das Gespräch wieder auf.

„Ich begreife übrigens, daß Sie nicht heirathen." — „Es gab eine Zeit," warf der Andere nachlässig hin, „wo das Weib die Genossin des Mannes war, ihm Ergänzung und eigenstes Selbst und die Mutter seiner Söhne. Heutzutage hat es sich zur blanken anspruchsvollen Puppe entwickelt, die ihren Beruf in den Eigenschaften einer Bühnenprinzessin findet. Ich eigne mich nicht dazu, der Welt ein Affenweibchen zu zeigen." Eduard antwortete nicht. Die beiden Herren gingen bald von einander.

VI.

In der Amtssitzung am folgenden Tage brach der Sturm bald genug aus. Durch eine schlaflose Nacht mit ihren Betrachtungen völlig überreizt, duldete sich Eduard nur mit Mühe und Noth während des von dem Amtmann über die betreffende Zuschrift des Generals gehaltenen Vortrags. Kaum aber hatte der Berichterstatter sein Gutachten abgegeben, so flammte er auf: „Und das soll wirklich Ihr Ernst sein?"

„Im Dienste scherze ich nie," bemerkte der Amtmann bestimmt. — „Ihre Zwistigkeiten mit meinem Schwiegervater gehören nicht zum Dienste."

„Eine allerdings zunächst persönliche Angelegenheit ist von dem General auf das dienstliche Gebiet verpflanzt." — „Das ist ein eben so absichtsloser Mißgriff wie die ganze Katzengeschichte von vorn herein."

„Die Katze kommt nicht mehr in Frage," entgegnete der Amtmann scharf betont; „und ich muß überhaupt daran erinnern, daß wir uns in Geschäften auf dem Amte befinden." — „Nun denn," und Eduard stand auf, „dem Amte zur Nachricht, daß ich mich mit ihm nicht mehr befassen will. Das werde ich noch heute der Oberbehörde anzeigen. Die in meinen Händen befindlichen dienstlichen Papiere stehen zur Verfügung." Ehe noch eine Erwiderung fallen konnte, hatte er das Zimmer verlassen.

„Da geht er hin," sagte der zweite Beamte spöttisch-trocken und lehnte sich bequem in den Sessel zurück. Er hatte sich bis jetzt ganz still gehalten. „Ah," äußerte der Amtmann mit einiger Verlegenheit, „man muß seiner peinlichen Lage Manches zu Gute halten, kann ihr aber doch nicht jede Rücksicht opfern."

„Für's Erste hat er schießlich Lesen und Schreiben gelernt, und der Unterricht ist schon einige Pein werth." — „Dem General ist auch eine Lehre zu gönnen," meinte der Amtmann. „Diese alten Soldaten überheben sich nur zu gerne. Und die Mißachtung, welche ein solcher Mann gegen Gesetz und Behörden an den Tag legt, wirkt höchst nachtheilig auf die übrige Bevölkerung ein und veranlaßt nicht zum geringsten Theile den Mangel an Gehorsam und Bescheidenheit, über den man gegenwärtig mit Recht zu klagen hat."

„Das ist wahr und nicht wahr, wie man es nimmt. Ich bin nicht in Sorge, mir die nöthige Ehrfurcht zu verschaffen."

„Lasse ich mir etwa meine Stellung verkümmern?“ — „Wer sagt das? Darum glaube ich aber noch nicht an Beleidigungen aus Fahrlässigkeit.“ — „Wie so?“

„Aus Fahrlässigkeit kann Jemand die einem Andern schuldige Achtung außer Augen setzen. Zur Beleidigung gehört aber die entschiedene deßfallsige Absicht.“ — „Liegt die hier etwa nicht vor?“

„Ich zweifle.“ — „Was? klaren Ausdrücken gegenüber? Unter Umständen wird der böse Wille sogar vorausgesetzt.“

„Ja, die Umstände bestehen hier nur darin, daß der Kundige den Unkundigen auf den Weg geleitet hat. Wer vom Lehrstuhle hinabspricht, muß sich die Antwort auf den Lehrstuhl hinauf gefallen lassen.“ — „Der General nennt mit dürren Worten das Amt.“

„Und Ihr anfängliches Schreiben an den General war durchaus wie ein amtlicher Erlaß gehalten.“ Der Amtmann stutzte, sah vor sich hin, fuhr nach einigem Bedenken fort: „Ich erinnere mich, freilich; aber wenn auch die äußere Form etwas fehlerhaft sein mochte, so sprach sich doch die Beziehung nur allein auf mich verständlich genug aus.“

„Wenn nur die zweite Unterschrift nicht wäre.“ — „Auch dann bleibt sich der Fall gleich, denn als Behörde konnten wir den Verkehr gar nicht aufsagen; wir wären selbst strafbar geworden.“

„Was weiß der General von dem, was wir können und dürfen, und vor Allem, was wir wirklich thun. Von einer Persönlichkeit wie die seinige sind, namentlich im Zustande der Erregung, juristische Unterscheidungen weder zu erwarten noch zu verlangen.“ — „Die Erregung habe ich nicht zu verantworten.“

„Sie kommt auf Rechnung Ihres verletzten Privatgefühls. Indem dieses sich überhaupt Luft machte, führte es die Erregung herbei, und weil seine Aeußerungen sich mit einem amtlichen Scheine umgaben, lenkte es die Entgegnung wider diesen Schein. Der General schlug und traf Kleid und Mann.“ Der Amtmann saß ganz still. Der Andere begann von Neuem:

„Juristisch betrachtet, liegt die Sache mindestens zweifelhaft; daß sie aber zur Lächerlichkeit führen wird, ist gewiß.“

Der Amtmann fuhr auf. „Wo in aller Welt soll die Lächerlichkeit für uns herkommen?“

„Bitte um Entschuldigung, College; damit haben Sie allein zu thun. Ich befasse mich mit der ganzen Geschichte nicht.“ — „Was? Und eben sprachen Sie in der Mehrzahl?“ — „Ich habe mich im Ausdrucke geirrt,“ wurde kühl erwidert. „Nein, dieß Feld haben Sie selbst geackert und bestellt; die Früchte gehen Sie allein an.“

Sichtlich befremdet blätterte der Amtmann in den vor ihm liegenden Akten. Etwas gedehnt fügte der zweite Beamte bei: „Und doch würden

mich alle die schlechten Witze weder treffen noch rühren, die auf das verschlungene Buch in der Offenbarung Johannis Bezug nehmen und Ihr Verfahren aus dem Gesichtspunkte eines Verdauungsmittels betrachten werden." Der Amtmann sah ganz verstört drein. Endlich sagte er kleinlaut: „Es muß aber doch etwas geschehen."

„Darüber bin ich vollkommen mit Ihnen einverstanden," hieß es lebhafter auf der andern Seite; „oder glauben Sie, daß ich mich bedanke, wenn wir Alle sammt und sonders kurzweg aus dem Hause geworfen werden sollen? Nun hören Sie aber auf mich. Ich meine es genügt, in Anbetracht der Veranlassung und der betheiligten Personen, wenn der General dieserhalb und zugleich wegen des Katzenspuckes sein Bedauern ausdrückt."

„Ach, schweigen Sie von der Katze. Ja, wenn der alte Eichenstumpf sein Unrecht eingestehen wollte; — das thut er aber nicht." — „Und wenn ich ihn dazu bewege?"

„Er müßte sich aber persönlich und mündlich entschuldigen," verwahrte sich der Amtmann, wieder ermuthigt. — „Auch gut; ist die Sache unter dieser Bedingung abgemacht?"

Der Amtmann zögerte einige Augenblicke nachdenklich, indem er den Zeigefinger der rechten Hand an die Wange legte; dann rasch herausgestoßen: „Ja, laß es drum sein. Es ist im Grunde doch ein alter braver Kerl, dem man wohl einmal eine Uebereilung zu Gute halten kann. Eine Aeußerung des Bedauerns steht, was ihn angeht, einer Abbitte und Ehrenerklärung fast gleich. Und mehr bezweckte auch mein beabsichtigtes Verfahren nicht."

„So soll denn sofort ein Ende sein. Ich gehe noch heute hinaus, um einige Widerspenstigkeit zu betrachten und in guten Willen zu verwandeln." — „Zugestimmt!" sagte der Amtmann gutgelaunt. Die Angelegenheit war erledigt.

Der zweite Beamte begab sich dann zu Eduard. „Sind Sie damit fertig, den Sprühteufel zu spielen?"

Ein stolzer, indeß zugleich fragender Blick war die einzige Antwort. „Ich denke, Sie könnten wenigstens damit fertig sein."

„Was ist beschlossen?"

„Sie sind eben nicht in die Demuth verliebt und müssen gleichwohl dieser etwas zweideutigen Dame Ihren Herzensschrein öffnen." — „Bitte, quälen Sie mich nicht."

„Das Amt wird sich mit einer Entschuldigung des Generals begnügen; ich werde den Letzteren deßhalb diesen Nachmittag bearbeiten. In Beziehung auf Sie werde ich aber Reu' und Leid vortragen müssen. Es ist Ihr Schwiegervater. — „Für Cläre thue ich Alles!"

„Spaziere durch Wasser oder Feuer nach beliebigem Verlangen mit meinem ganzen theuren wohlgepflegten Selbst von oben bis unten, das

heißt vor der Hochzeit. Nachher mag man nicht einmal eine Fingerspitze eintauchen. Ja, die Frauen werden schnell fadenscheinig, aber die Männer nutzen sie so ab." — „Höhnen Sie, so viel Sie wollen; nur helfen Sie, führen Sie glücklich hinaus."

„Eben darum lassen Sie heute noch Ihr Entlassungsgesuch abgehen, damit ich den General von der vollendeten Thatsache in Kenntniß setzen kann." — „Ich will mich sogleich daran machen."

„Aber vernünftige Ausdrücke." — „Wenn es mir möglich wäre, sollte ich mit Ihnen über diesen Zweifel zanken."

„Wirklich? Als wenn es mir an der überflüssigsten Begründung fehlte. Doch nichts mehr davon. Erzeigen Sie mir einen Gefallen." — „Sprechen Sie."

„Erinnern Sie sich zuweilen an das, was ich Ihnen jetzt sage. Ihre Cläre ist ein Weib, so glorreich wie nur irgend eins geboren, aber immer nur ein Weib, eine blüthenprangende Erbin der Schwachheit. Stehen Sie ihr zur Seite als ein echter Mann, der kein Wanken kennt und keinen Wandel, an dem die Zeit wirkungslos vorbeiwallt, den der Besitz, der Genuß von innen heraus wachsen läßt in zäher Geduld, in starker Liebe, in unantastbarer Treue." Er hielt die Hand hin. Eduard sah ihm fest in das Auge und sagte langsam, zugleich einschlagend: „Ich will verantwortlich sein für sie immerdar!"

Unterdeß hatte Clara peinliche Stunden verlebt. Seit der General seinen Zorn in sein letztes Schreiben ausgeschüttet, war er ruhiger geworden und hatte bald von selbst eingesehen, daß Eduard sich der Braut und des Schwiegervaters unmöglich in der Weise entledigen werde, die durch das fragliche Schriftstück bedingt war; daß seiner Theilnahme an den darin enthaltenen Aeußerungen vielmehr eine andere Veranlassung zu Grunde liege. Clara's Rückkehr von ihrer Zusammenkunft mit dem Verlobten hatte nun freilich das Sachverhältniß aufgeklärt. Damit war aber noch nicht viel gewonnen. Der General erging sich in bittern Bemerkungen über Beleidigungen aus Leichtsinn und liederliche Vernachlässigung der Dienstpflicht und verfügte ohne Weiteres eine Züchtigung, die in einer längern Verbannung aus seinem Hause und folgerichtig auch in einem Aufschub der Heirath bestehen sollte. Die Tochter suchte zu begütigen, aber sie hatte durch ihr anfängliches Auflehnen und ihre fortgesetzten Einwendungen den Widerspruchsgeist des alten Herrn auch gegen sich gereizt und war ferner viel zu sehr bei der Angelegenheit betheiligt, von viel zu selbstständig stolzer Gemüthsart, als daß sie über die dem Vater schuldigen Rücksichten hinaus sich in dem Grade schmiegsam hätte benehmen können, wie ihn auch nur die Möglichkeit des Erfolgs gegenüber dem einmal aufgeregten Starrsinn voraussetzte. Um Mittag hatte Eduard in Beziehung auf die Absichten des Amt-

manns geschrieben, seinen sofortigen Austritt aus dem Dienste angezeigt. Die Nachricht war dem Vater mitgetheilt. Der alte Herr hatte seinen Aerger und seinen Hohn über das ihm zugedachte Verfahren zu allernächst wieder gegen Eduard gekehrt, und als ihm bemerkt war, daß dieser nicht ohne schwere Verantwortung sogar die geschäftliche Verbindung mit dem Angreifer seines Schwiegervaters rücksichtslos abgebrochen habe, hatte ihn diese angeblich bodenlose Unbesonnenheit nur noch weiter gestachelt, und zu dem Ingrimm hatte sich die Sorge eines Vaters um die Zukunft einer Tochter gesellt, die er eben in ihrem jetzigen prächtigen Eifer nun erst recht anbetete. Dann abwechselnd ergoß sich sein Groll gegen den Amtmann, gegen Beamte überhaupt, steigerte sich endlich zu solcher Aufwallung, daß er wirklich ausführte, womit er bisher nur gedroht hatte, seine sämmtlichen Bedienten vor sich forderte und ihnen aufgab, den Mitgliedern des benachbarten Amtes den Eintritt in sein Haus zu verweigern.

Nach Tische hatte sich diese Stimmung etwas geändert. Die beiden Familienglieder befanden sich in der Wohnstube; Clara saß am Fenster, der Vater im Lehnstuhle am Kamin. Von Zeit zu Zeit verlieh der alte Herr seiner Erbitterung noch immer einen neuen Ausdruck. „Er ist im Stande, dich an einen Andern abzutreten, ohne daß er selbst nur einmal davon weiß," murrte er.

„Darauf kann ich gar nicht antworten, lieber Vater," sagte das Mädchen. Zugleich warf sie zufällig einen Blick auf den Hof und sah den zweiten Beamten gerade ganz gemüthlich durch den Thorweg schreiten, in demselben Augenblicke aber auch den Kutscher, der eben mit dem Spülen eines Wagens beschäftigt war, in großer Hast, als habe er etwas sehr Wichtiges vergessen, dem Stalle zueilen, hörte außerdem, wie der Bediente im Vorzimmer sich mit rascheren als leisen Schritten entfernte. Zu ihrer nicht geringen Zufriedenheit und Belustigung war ihr der Zusammenhang sofort klar. Eduard würde natürlich jede Rücksicht erfahren haben, die gegen den Verlobten der von den Dienstboten vergötterten Dame vom Hause nur beobachtet werden konnte. Wie man sich hinsichtlich des Amtmanns verhalten hätte, blieb ungewiß. Aber der zweite Beamte hatte sich bei der gesammten Amtsbevölkerung so gründlich in Ehrfurcht gesetzt, daß Niemand wagen mochte, ihm in einer irgendwie kränkenden Weise in den Weg zu treten, und daß auch die Dienerschaft des Generals es unter allen Umständen ihm und ihrem Herrn überließ, ihre Geschichten nur gefälligst allein mit einander auszumachen.

„Der Fehler besteht nur darin," bemerkte der General wieder, „daß ich mich überhaupt mit solchen Geschöpfen in Bart und Beinkleid abgegeben habe, die zu nichts gut sind, als Bauern bange zu machen und einen alten Soldaten zu ärgern."

Es wurde geklopft. „Was ist?" rief der General, in der Meinung, daß der Bediente etwas mitzutheilen habe. Die Thür öffnete sich, und der zweite Beamte trat herein. Ueberrascht, leichthin verwirrt, stand der General unwillkürlich auf und sagte ärgerlich: „Ist denn Niemand da, Sie anzumelden?"

„Ich fand das Vorzimmer leer, Excellenz, und so habe ich mich unerwartet einzudrängen gewagt," lautete die ehrerbietige aber feste Erwiderung. Der General vermochte es nicht über sich, den geehrten Mann zu beleidigen. Doch hatte er sich bereits gefaßt und sagte störrig-kalt: „Bitte, setzen Sie sich."

Der Beamte begrüßte sich mit dem Fräulein. Dann begann er von Neuem. „Der Zweck möge meinen Besuch entschuldigen."

„Welcher Zweck?" fuhr der General auf, sogleich aber wegwerfend: „Ah, die Herren von der Feder lassen immer viel Rauch vor sich herwehen. Sie wollen mir anzeigen, daß der Amtmann das Geschrei über Amtsehre gegen mich loslassen will. Und das nennen die Herren ehrenhaft. Als wenn sie darum weniger hinterrücks und schleichend verführen!"

„Lieber Vater!" fiel Clara bittend ein, indem sie zugleich aufstand. „Geneigen Ew. Excellenz —" leitete der Beamte ein.

„Pah!" unterbrach der General ihn sofort; „wenn ich die Ehre des Amtes antasten will, muß ich den Herren doch wohl auf dem Amte oder im Amte entgegentreten." Von einem ruhig sicheren Blicke seines Gastes getroffen, hielt der Sprecher inne. Der Erstere nahm wieder das Wort: „Ich trage nicht die silberne Ehrenkrone Ew. Excellenz auf dem Haupte, meiner Jahre sind verhältnißmäßig nur wenig, und wohl mag es mir nie gelingen, meines Lebens Raum mit solcher Thätigkeit für des Landes und meiner Mitmenschen Heil zu füllen, wie Excellenz gethan haben. Aber doch habe ich ein Recht darauf, gehört zu werden."

Der General senkte den Kopf; Clara sah ganz glücklich vor sich hin. Der Andere sprach weiter. „Ich weiß ganz gut, daß eine Amtsehrenbeleidigung nur während der Ausübung des Amtes oder in Beziehung auf dasselbe vorkommen kann; ich weiß indeß gleichfalls, daß keiner dieser beiden Fälle gegenwärtig vorliegt."

„Nicht im Traume habe ich daran gedacht, mich um die Amtsführung der Herren zu bekümmern," murmelte der General. Die gehaltene Weise des als so schroff und rücksichtslos bekannten Mannes übte einen mächtigen Einfluß auf ihn. „Diese Ueberzeugung hat jetzt auch der Amtmann gewonnen."

„Er hätte sie von Anfang herein haben sollen." — „Insofern hätte ich Excellenz also nur von der Uebereinstimmung der Ansichten in Kenntniß zu setzen gehabt. Aber nicht deßhalb kam ich. Ich bitte vielmehr um Genugthuung für eine von mir nicht veranlaßte Beleidigung."

„Beleidigt? ich Sie?" — „Womit habe ich verdient, daß Excellenz mich durch Ihre Bedienten aus dem Hause werfen lassen wollen? Ja, das ist der Kern der Sache und ihr wahrer Name. Excellenz haben nach Ihrer eigenen Erklärung unter dem Ausdrucke Amt die Beamten in ihren Privatverhältnissen verstanden, mich also mit einbegriffen."

Einen jähen Blick warf der General auf den Sprecher; zugleich überflog ein eigenthümliches Zucken seine Züge; er wendete sich ab, warf die Hände auf den Rücken, schritt einige Male rasch hin und her. Plötzlich blieb er stehen. Clara kehrte ihr süßes Gesichtchen dem Fenster zu. „Ich habe Unrecht!" rief er eifrig aus; „welche Genugthuung verlangen Sie? Scheuen Sie sich nicht vor dem Mädchen da zu sprechen. Die ist kühn genug, und wird wenigstens diese Verpflichtung ihres Vaters zu ehren wissen." Die letzten Worte wurden in etwas herbem Tone hervorgebracht.

Das Mädchen trommelte mit den feinen Fingerchen gar zierlich auf einer Scheibe. „Ihre Hand, Excellenz," sagte der Beamte mit dem Ausdrucke der mannhaftesten Offenheit und hielt die seinige hin. Dem alten Herrn ging das Herz auf. „Wahrhaftig, da ist sie, und nehmen Sie meine Bitte um Entschuldigung hinzu," entgegnete er einschlagend; „es thut mir leid, sehr leid. Aber es ist nicht vorsätzlich, wenigstens ohne Ueberlegung geschehen. Der Amtmann hatte mich arg gereizt, und dann der Bursche, den mein Mädchen unverdienterweise lieb hat und außerdem verzieht."

Das Mädchen hielt sich ganz still. „Ich danke, Excellenz; ich bin zufrieden. Was übrigens den Amtmann angeht, so sind Excellenz selbst der beste Richter, ob seine Aufwallung verzeihlich war oder nicht."

„Ja, das weiß ich nicht recht," warf der General hin. Er war versöhnlichen Betrachtungen zugänglich geworden. — „Sollten Excellenz keinen Anstoß genommen haben, wenn man Ihnen eine der allgemeinen Ansicht nach widerliche Speise unter Umständen vorgesetzt hätte, die Ihnen kein Urtheil und keine Wahl gestatteten?"

Clara wendete sich den Sprechenden wieder zu; ihre Blicke leuchteten die lebendigste Spannung. „Ehrlich gesagt," meinte der General, „die Sache ist mir später unangenehm gewesen. Ich habe mich selbst in einer Hinsicht getäuscht. Einen schlechten Scherz habe ich durchaus nicht beabsichtigt; nur eine Probe wollte ich anstellen. Diese hätte freilich offen behandelt werden müssen. Das ist wahr. Doch wollte ich mich gleich hinterher erklären. Auch das ist unterblieben. Der Amtmann ist indeß viel zu weit gegangen. Die Katze war immerhin wild."

„Es würde den Amtmann sehr glücklich machen, wenn er von Excellenz hörte, was ich so eben erfahre." — „Glauben Sie, daß ich mich scheue, eine Uebereilung einzugestehen? Aber der Herr hat mir den Stuhl vor die Thür gesetzt, hat mir den Verkehr aufgesagt. Nie betrete ich sein Haus wieder."

„Ich glaube, daß Excellenz sich durch die Aufregung des Amtmanns gar nicht so weit hätten hinreißen lassen, wenn der Name Ihres Schwiegersohns dem betreffenden Schreiben nicht ein so eigenthümliches Gewicht verliehen hätte.“

„Das ist leicht möglich. Ich verschließe mich nicht gegen vernünftige Anschauungen, und fühlte, daß ich in Beziehung auf den Amtmann etwas versehen hatte.“ — „Excellenz setzen keinen Zweifel in mein Zeugniß?“

„Im Gegentheile; alles was ich von Ihnen weiß, wie ich Sie jetzt von Neuem kenne, berechtigt mich zu dem unbedingtesten Glauben.“ — „So nehmen Sie von mir die allerentschiedenste Versicherung, daß Ihr Schwiegersohn an dienstlicher Tüchtigkeit Niemandem nachsteht, daß ein Mißgriff, wie der seinige, im Drange der Geschäfte leicht vorkommen kann und hauptsächlich eine Folge des Vertrauens ist, das man sich gegenseitig schenkt, und das namentlich der Amtmann in so reichem Maße verdient. Ihr Schwiegersohn war mit der ganzen Angelegenheit völlig unbekannt, und ist nun tief bekümmert über einen raschen Federzug, durch den Sie verletzt sind. Er hat mich beauftragt, Ihnen nicht blos sein inniges Bedauern auszudrücken, sondern Sie auch um Verzeihung zu bitten.“

Funkelnden Auges, die Arme fest auf die Brust pressend, trat Clara einen Schritt vor. „Es freut mich, das eben von Ihnen zu hören,“ erwiderte der General, bereits gut gelaunt. „Ihm soll auch verziehen sein, später heißt das; erst muß er gebußfertigt werden. Sagen Sie ihm das nur. Sagen Sie auch dem Amtmann, was ich Ihnen mitgetheilt habe.“

„Er würde es lieber von Excellenz selbst hören.“ — „Was? Ich soll mich schmiegen wie ein Knabe, dem die Ruthe gezeigt wird? Nie betrete ich sein Haus wieder. Und mir wird er auch nicht kommen; so ist er nicht. Und mit dem Schreiben bin ich vollständig fertig.“

„Excellenz haben den letzten, den allerschärfsten Schlag geführt; Sie sprechen auch mit dem meisten Anstande das erste Wort. Der Amtmann ist es wohl werth, daß Sie ein Wort an ihn wenden.“

„Es geht nicht, es geht nicht.“ — „Geneigen Sie einen Vorschlag zur Ausgleichung von mir in Erwägung zu ziehen. Verbannen Sie Ihren Schwiegersohn noch drei Wochen aus Ihrer Nähe, dann aber übergeben Sie ihn Ihrer Tochter zu Hand und Haft, in Gewahrsam und Leitung. Heute über drei Wochen, es ist gerade ein Donnerstag, treffen wir sämmtlich vor der Kirche zusammen. Excellenz werden dem Amtmann einige wohlthuende Worte nicht entziehen, die Sie ihm bereits zugedacht haben. Und dann haben wir Trauung und Hochzeit.“

Zu dem Vater hin flog das wunderholde Frauenbild, schlang ihre Arme um seinen Nacken, küßte ihn auf Stirne und Mund, flüsterte, schmeichelte, leise, innig: „Liebes, liebes Väterchen, bitte, bitte.“ Und dann

quollen ihr die hellen Thränen aus den klaren Augen, und wieder hauchte sie unter Liebkosungen: „Liebes, liebes Väterchen, bitte, bitte."

Eine kurze Zeit wehrte der alte Herr sie ab, schwach, sanft. Dann flog ein Lächeln über sein Gesicht, und gleich hinterher lachte er hell und herzlich auf und sagte: „Du böses, ungehorsames, ungestümes Kind; ich muß dich nur zum Gehorsam und zur Schicklichkeit und zur Ordnung zurückführen, indem ich dir den Willen thue."

* * *

Drei Wochen später fuhr bei der Kirche des Amtsortes der Staatswagen des Amtmanns vor. Aus ihm stiegen festlich gekleidet die Beamten und der Apotheker, den der Amtmann auf deßfallsiges ehrerbietiges Begehren nach gehöriger Verwarnung wieder in Gnaden angenommen hatte. Gleich hinterher rollte der Staatswagen des Generals und einige andere Wagen heran, denen der General in großer Uniform, Clara im Festgewande der Braut, nebst mehreren Freunden und Verwandten entstiegen.

Unter der Thüre der Kirche trat der General den Amtmann an, bot ihm die Hand und sagte: „Ich bedauere die Mißverständnisse, zu denen —"

„Wir dürfen die Damen wohl nicht dem Luftzuge aussetzen, unterbrach ihn hier schon sein ehrenwerther Gegner; „zudem wartet der Herr Pastor schon vor dem Altare." Mit jugendlich rascher Verbeugung bot er Clara die Hand und führte sie die Kirche hinauf, dem Geistlichen zu. Eduard folgte am Arme des Generals.

Und sie waren Mann und Frau. In kurzem Galopp rollten sämmtliche Wagen nach dem Gute des Generals hinaus. Der Letztere hatte sich zu dem Amtmann gesetzt und sprach sich sehr lobend über dessen Pferde aus.

Bei dem Hochzeitsmahle gab es kein Katzenfleisch. Den Trinkspruch beim Braten brachte der Amtmann aus. Gifthorn war in Sein und Gedanken weggeworfen, wie eine Vogelscheuche vom vorigen Jahre. Und als die Porzellanschale aufgesetzt wurde, ließen Eduard und Clara wieder die übrige Gesellschaft allein.

Tod und Leben.

Von P. Zingerle.

Was diesen Morgen ich geschaut, da ich gesessen
An eines Kranken Bett, nicht leicht werd' ich's vergessen.
So nahe hab' ich nie beim bleichen Tod geseh'n
Des Lebens schönstes Bild in vollem Glanze steh'n:
Ein Mädchenantlitz hell von Rosenschein umflossen,
Des Sterbenden Gesicht von Bläße übergossen;

Des Einen Augen schon erstarrt in düst'rer Nacht,
Und ihre Augen klar in milder Sternenpracht.
Ihm streckten furchtbar sich im Tod die kalten Glieder,
Frischblühend bog sie sich wehmüthig auf ihn nieder.
Ihm stockte mehr und mehr der schwache Athemzug,
Indeß er voll und laut ihr bang im Busen schlug.
Ich mußte bald auf ihn mit wehmuthsvollem Grau'n
Und wieder dann auf sie mit stillem Mitleid schau'n.
O, dacht' ich, glühst du gleich, von Rosen jetzt umflossen,
Einst wird auch dein Gesicht mit Bläße übergossen.
Strahlt gleich dein Auge jetzt so feurig noch und hell,
Einst trübt auch dir der Tod des Lichtes heitern Quell,
Und auch auf deinen Reiz, auf deine blüh'nden Glieder
Senkt lähmend sich die Last des letzten Schlummers nieder.
Darum, du schönes Kind, o trau' leichtsinnig nicht
Der süßen Jugendlust, dem rosigen Gesicht!
Von dieser Stunde trag' in dir ein Angedenken,
Darin du in Gefahr dich sinnend magst versenken.
Lockt dann das Leben dich, der Sünde Pfad zu geh'n,
So laß das Angesicht, das bleiche, vor dir steh'n!
Du sollst in reiner Freud' in deiner Seele Garten
Der Himmelsblume, die wir Unschuld nennen, warten.
Mag deine Schönheit dann, die äußere, vergeh'n,
In ew'ger Jugend wird die innere besteh'n.

Der Student.

Aus dem münsterländischen Volksleben von H. Overhage.

1. Aus der frühesten Jugendzeit.

Der Herr Baron, der zehn Minuten vom Dorf, im sogenannten Schlosse wohnt, gäbe sicher tausend Thaler darum, wenn sein Barönchen nur halb so feine Züge und Manieren hätte, als Jännschen Stelling, das Bauernkind, und er legte wohl noch zweitausend Thaler hinzu, wenn der kleine Junker Max von So und So eben so viele Conduiten im Kopfe beherbergte. Mit dem Gesichte des kleinen Johannes könnte es wohl ein Grafenkind thun: die Stirne hoch, Nase und Lippen fein, die Farbe des Gesichts weiß, mit sanfter Röthe wechselnd, weiße und rothe Rosen in Einem Kranze; die Mienen so fromm, wie bei Sanct Aloys, nur sind seine Augen blau und sanft wie der Sommerhimmel, und seine Haare hellblond wie der feinste Flachs; er ist ein deutscher Aloysius. Seit seinem sechsten Jahre grüßte er schon alle Leute, die ihm begegneten, und nahm noch dazu sein

Käppchen ab, und etwas später verstand er's schon leidlich, sich zu bücken, wenn ihm Honoratioren des Kirchspiels oder des Dorfes begegneten, wie zum Beispiel der Herr Baron und die gnädige Frau, oder der Herr Pastor, der außer dem Bückling noch ein sorgfältig gewaschenes Händchen bekam, so weiß und rein als ein Sträußlein Schneeglöckchen, oder wenn der Herr Magister und Küster nahten, oder der Schulze Eichhorst, der Gemeindevorsteher; selbst der Polizeidiener wurde von ihm ausgezeichnet, wohl wegen des rothen Bandes, das dieser um die Kappe trug, oder von wegen des ansehnlichen Schnurrbarts, oder aus wahrem Respekt, denn dem Stoffer, der nicht immer so guten Willens war wie Jännschen, hatte der Vater oft mit dem Polizeidiener gedroht, daß derselbe ihn in's Pumpenhaus bringen und auf Wasser und Brod setzen lassen werde; daher war das Kind etwas bange geworden vor dem Oberbuddemann des Dorfes und suchte ihn durch Artigkeit zu entwaffnen. Es folgte den Worten seines klugen Vaters: Bücke dich eher dreimal zu viel als einmal zu wenig, — und „warum sollt' ich nicht artig sein? es kostet nichts und bringt viel ein." Es hatte sich auch den Spruch der Frau Mutter gemerkt: „Mit einem Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen, als mit einem ganzen Fasse Essig."

Schon früh zeigte der Knabe einen überaus frommen Sinn und viele Gelehrigkeit. Mit dem vierten Jahre konnte er das Gebet des Herrn, den Glauben, die zehn Gebote und die sechs Stücke ohne Stocken hersagen, um von dem hl. Kreuzzeichen nicht einmal zu sprechen, das er mit zwei Jahren schon andächtig und ganz richtig zu machen verstand. Diese Gebete hatte das Kind von seiner Mutter gelernt während der Unterstunde oder während der Eulenflucht, das ist die Zeit, wo es allmälig dunkel wird und man noch kein Licht anzünden mag.

Mit dem fünften Jahre nahm die Mutter den Knaben zum ersten Male mit sich zum Dorfe, daß er gegen Weihnachten das Krippchen sähe. Wie der kleine Johannes die Augen unverwandt auf das Christkind lenkte, und dann zu den Schaflämmchen und Täubchen, welche von feinen Hirtenkindern getragen wurden, und zu der Mutter Gottes, die am reichsten gekleidet war, in einem rothseidenen Gewande mit blauem Mantel, und zum hl. Joseph mit dem Bart, und zu den Hirten mit den Schäferschippen! Dann hatte das Kind die Mutter allerlei zu fragen, die es mit Thränen in den Augen beantwortete; noch weiß der Sohn genau die herzlichen und angemessenen Worte herzusagen; es würde gar nicht schaden, wenn alle Lehrer es auch so machten, als Mutter Stelling. — Nachher besah Johannes die ganze Kirche, die Altäre, glänzend wie Gold und Silber; er konnte sich nicht satt sehen und war kaum aus der Kirche wegzubringen. Diese mit Krippe und Altären, mit Bildern und Weihrauchduft, und den vielen Lichtern und Schellen, machte einen überaus wohlthuenden Eindruck auf den

Kleinen, so daß er immer wieder mitgenommen werden wollte. Besonders kam das Jesuskind gar nicht aus seinem Sinn. Es war ihm, wie es in dem alten Hirtenliede heißt:

„Als ich hinging, o welches Glück!
Das Kindlein wollt mit mir zurück.
Es legt' sich selbst an meine Brust,
Und macht mir da all' Herzenslust;
Den Schatz muß ich verwahren wohl,
So bleibt mein Herz der Freuden voll."

Als der kleine Johannes nun wieder zu Hause ankam, da war des Erzählens kein Ende, als wäre er aus einem fremden paradiesischen Lande heimgekehrt, wo die Uebrigen noch nie gewesen.

Schwester Stinchen lehrte das Kind nun folgende alten Reime, die sie selbst vom Großvater erlernt hatte:

„Gegrüßt seist Du, o Jesulein,
Mein allerliebstes Brüderlein!
Ich fall' zu Deinen Füßelein,
Und küsse sie von Herzen mein.
Ich bitt' zu tausendmal zugleich,
Laß Dein' Geburt mich machen reich;
Ein reines Herz auf dieser Erd',
Gib, daß in mir geboren werd'.
Gegrüßt seist Du, o Jesulein,
Du bist der Allerliebste mein!
Gib, daß ich mit Gewissen rein
Dich lieb' mit allen Engelein;
Dann bin ich Dein und Du bist mein,
Dein Herz — mein Herz — Ein Herz soll sein!
O allerliebstes Brüderlein,
Laß mich in Dir verschmolzen sein!"

Aus seiner frühesten Jugend tönen dem Johannes noch immer diese frommen, einfachen, kindlichen Worte wie Zuruf aus dem Paradiese oder aus dem Himmel entgegen, und wenn er jetzt auf Mittewinter dieses alte Kirchenlied wieder hört — man singt es zum Glücke noch in jenem Dorfe — so wird's ihm gar eigen zu Muthe, sein Herz wird ihm so voll, und er kann's nicht hindern, daß ihm die hellen Zähren in die Augen treten.

Lisbeth, die älteste Magd, die seit unvordenklichen Zeiten bei Stellings wohnte und Freud' und Leid redlich mittrug, daher auch ein Wort mitsprechen darf und mitunter sogar schmält, selbst mit der Herrschaft, wenn etwas dem Erbe zum Schaden sein könnte, hat den Benjamin bei Stellings ein Kinder-Abendgebet gelehrt, welches dieser mit großer Andacht stets nachsagte:

„Abends, wenn ich in's Bettchen tret',
Tret' ich in Mariä Stätt';
Maria ist meine Mutter,
Sanct Jannes ist mein Bruder,

Der liebe Herr ist mein Geleitesmann,
Der mir den Weg wohl weisen kann,
Und mein liebes Schutzengelein
Will auch immer bei mir sein.
Im Namen Jesu schlaf' ich ein."

Von der Mutter aber hatte Jännschen das Abendgebet gelernt, welches beginnt:

„Herr Jesus, ich will schlafen geh'n,
Laß vierzehn Engel bei mir steh'n" u. s. w.

Als die Stillwoche kam, und sich hie und da an den Wallhecken ein Veilchen und Blättchen vom wilden Erdbeerenstrauch sehen ließ, als am Morgen schon ein einzelner Levering (Lerche) singend zum Himmel stieg, und am Abend der Geitling (Schwarzamsel) sich hören ließ, als wollte er freudig aller Welt es verkünden, daß er den kalten Winter glücklich überlebt, und daß der liebe Gott ihn trotz des Leichen- und Hungertuchs von Schnee doch erhalten habe; da strömten die Leute aus dem Kirchspiel alle zum Dorfe nach der Kirche, besonders am grünen Donnerstage, am stillen Freitage und am Paschabend, denn der Pastor hatte an den Sonntagen in den Fasten den Klingelbeutel umhalten lassen für ein neues Grab. Das war glücklich zu Stande gekommen: oben schimmerten und flimmerten die gläsernen Kugeln in allen Farben, es war eine rechte Pracht, besonders zur Abendzeit, wenn die schönen Andachten gehalten wurden vom bittern Leiden und Sterben des Herrn. Unten lag der liebe Heiland, wie zum Schlafe ausgestreckt, sein Gesicht so blaß und fromm, und die hl. fünf Wunden strahlten; oben am Grabe glänzten zahllose Kerzen, vor demselben saßen immer viele stille Beter, und zuweilen hörte man zwischen dem Knistern der Kerzen ihre Seufzer. Sie kamen aus dem Herzen frommer Menschen, die an des lieben Heilandes Passion mit Andacht dachten. Als nun von diesem neuen Grabe im Hause so viel Rede war, wollte Jännschen absolut wieder nach dem Dorfe zur Kirche mitgenommen werden. Da hat es gefleht und gedrungen und geschmeichelt, und sein Bestes versprochen, bis man ihm nachgab. Dort hat denn die Mutter ihm wiederum Alles gezeigt, und der Knabe hat dann zu Hause gleich wieder Alles erzählt; nichts war vergessen und ihm entgangen. Darüber waren Vater und Mutter über die Maßen froh und dachten, daß Jännschen gewiß ein braver Mensch werden würde, weil er so gern in der Kirche sei. Der Schluß ist eben so unrecht nicht; es gehen zwar auch viele Menschen zur Kirche, die nicht fromm sind, aber es bleiben auch viele von diesen daraus, und die andern gehen nicht gerne hin; die Frommen fehlen aber nie darin, und nur sie gehen gerne hin.

Stinchen lehrte das Brüderchen wiederum fromme Sprüche aus der alten Zeit, die sie vom Großvater gehört und von denen Johannes noch folgende Verse behalten hat:

Christus, der Herr, im Garten ging,
Sein bitt'res Leiden bald anfing,
Da trauerte Laub und grünes Gras,
Weil Judas seiner bald vergaß u. s. w.

Dann wird das bittere Leiden weiter erzählt; gegen die Mitte heißt es:

An's Kreuz sie hingen Jesum bald,
Maria ward das Herze kalt:
„O weh, o weh, mein liebstes Herz!
Ich sterb' zugleich von gleichem Schmerz."

„Johannes, liebster Jünger mein,
Laß dir meine Mutter befohlen sein,
Nimm sie zur Hand, führ' sie von dann',
Daß sie nicht schau' mein' Marter an!"

Maria unter'm Kreuze stund,
Sie war betrübt von Herzensgrund,
Von Herzen war sie sehr betrübt
Um Jesum, den sie herzlich liebt.

Ja, Herr, das will ich gerne thun,
Ich will sie führen allzuschön,
Ich will sie trösten wohl und gut,
Wie ein Kind seiner Mutter thut!

Ich weiß nicht, daß grade viel Dichtkunst in diesen Versen ist, aber desto mehr Gefühl und Andacht. Sie machten indeß immerdar einen so tiefen Eindruck auf das Gemüth des frommen anspruchlosen Kindes, daß es kaum zu sagen. Nie kommt im Jahreslauf die stille Woche, daß Johannes nicht noch immer mit tiefer Wehmuth an jene frommen einfachen Worte zurückdenket. Blühet dann wieder das Veilchen an der Wallhecke, singen Lerche und Drossel wieder die alten Weisen — die Natur wird ja jedes Jahr jung und schön — wir Menschen ändern uns und altern, — dann tritt die Charwoche seiner Jugendzeit immer lebhaft vor des Johannes Auge und Herz, und stimmt ihn so wehmüthig und freudig.

2. Der Knabe.

Mit sechs Jahren wurde Jännschen zur Schule gebracht. Er trug sein A-B-C-Buch mit buntem Umschlag unter dem Arm; sie hatten ihm ein neues Jäckchen extra angeschafft, und die blonden Haare waren von der Mutter sorgfältig gekämmt und glänzten recht von Brunnenwasser. Sein feines zartes Gesicht war spiegelblank. Stinchen aber hat das Brüderchen hingeführt. Der Knabe hat sich wahrhaftig freiwillig gestellt, ja schon seit Wochen darauf gefreuet, obschon die Knechte und Mägde ihm den Lehrer als zweiten Buddemann der Gemeinde geschildert, der seinen Stock nicht aus der Hand lege. Sein drittes Wort sei: die Ruthe, die Ruthe macht aus bösen Kindern gute, und je schärfer die Ruthe, desto besser das Kind, und die beste Zucht sind gute Worte und harte Strafe.

Die Eltern bemerkten, daran habe der Lehrer auch ganz recht. Jännschen sollte nur gehören zu den guten, dann habe er nicht zu fürchten die Ruthen, und würde er hören auf die guten Worte, dann sei er auch frei von der harten Strafe. Voll der besten Hoffnungen trat das Kind seine Studien an. Schon um 5 Uhr Morgens war Johannes ungeweckt aufgestanden, und wollte sich kaum Zeit zum Kaffeetrinken nehmen. Die Mutter

meinte, über Jahresfrist würde er wohl solche Eile nicht mehr haben, und Stoffer meinte, es sei auch noch gar zu früh. An der Hand führte Stinchen ihr Brüderchen dem Lehrer zu. Der Knabe gab diesem von selbst sein Händchen und machte seine Verbeugung. Der Lehrer sah gar freundlich aus, sprach seine besten Worte und gab dem Kinde ein Bild, St. Johannes, seinen Namenspatron vorstellend, mit dem frommen jugendlichen Gesichte, den Adler an seiner Seite. Darüber war das Kind höchlich erfreut. Ein Knabe flüsterte dem andern zu: „Das wird noch anders kommen!"

Darauf wurde Johannes examinirt; er verstand sämmtliche Gebete, die ein Christenmensch später wissen muß, die man aber noch nicht alle von einem so zarten Kinde erwarten darf. Als Jännschen auf der ersten Seite i e u o a anfangen sollte, da mußte es doch lächeln, als wollte es sagen: da bist du gar sehr im Irrthum, und unterschätzest mein Wissen doch über die Maßen, das sollst du anders gewahr werden; er zeigte hinten im Buche, las schon flott vom Blatt, und sah dabei den Lehrer an, was er nun wohl sagte. Wie der Lehrer staunte! Das hatte ihm Stinchen beigebracht. Zur Belohnung erhielt der junge Student nun noch ein Bild, den andern Johannes, den Täufer, darstellend: der Knabe Jesus und der Knabe Johannes, der eine noch schöner und frommer als der andere, gehen Arm in Arm als die besten Freunde einher. Da wurden die Züge des Kleinen doch so heiter, wie sie wohl noch nie gewesen, und ich glaube, gäbe man einem Großen einen Kassenschein von 100 Thalern, er könnte nicht froher darüber sein.

Da zischte wieder der eine Knabe dem andern zu: „Ich glaube, es kommt nicht allein davon, daß der Magister mit beiden Händen gibt, weil Jännschen so fromm und gelehrt ist, sondern auch von dem großen Korbe, den die Stellings diesen Morgen mitgebracht haben." — „Ruhe!" rief der Lehrer mit Donnerstimme. Da erschrack Jännschen, wie wenn bei der Prozession aus den Katzenköpfen urplötzlich geschossen wird, und man nichts davon wußte, so daß es unwillkürlich von der Bank aufsprang und schon weinen wollte, und es dachte an die Ruthe und an den Stock und an sonstige Folter-Instrumente der Jugend. Der Lehrer aber legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach freundlich: „Frommen Kindern, wie du bist, thu' ich nichts zu Leide. Ich sehe da zwei Buben, die den ganzen Morgen schwätzten." Hierbei verfinsterte sich wieder sein Gesicht und er rief: „Crescendo!" — sie mögen sich in Acht nehmen. — Diese fanden es aber nicht für gut, sich in Acht zu nehmen, sondern stellten allerlei Betrachtungen über die ausnehmende Vorliebe gegen die Stellings an, darum hielt der Lehrer sein Wort und zwar von Rechtswegen. Da erscholl auch wirklich aus des Magisters Munde das Donnerwort: „Die Ruthe — die Ruthe, macht aus bösen Kindern gute!" Jännschen aber erschrack darüber wieder sehr, und wunderte sich über das Aprilwetter auf dem Gesichte des Lehrers: nun ein freundlicher

Sonnenstrahl, dann wieder eine schwarze Wolke, nun sanftes Säuseln, dann wieder Sturm.

Sonst fiel an diesem Morgen nichts von Bedeutung vor. Das Knäbchen lernte fleißig seine Lection, blickte nicht auf und sprach kein Wörtchen. Das war der erste Morgen. Nachher holte die Schwester das Brüderchen wieder ab, und es war eine Freude in Stellings Hause, besonders bei dem Vater und bei der Mutter, über Jännschens beide Prämien und Ehrenzeichen. Auch der Knecht Joseph war über die Bilder hoch entzückt.

Der Knabe hat nur ein einziges A-B-C-Buch verschlissen, und dieses ist ihm sofort zu Kopfe gestiegen, ein Ereigniß, das in den Jahrbüchern der Schule zu Ostkirchen wohl aufgeschrieben zu werden verdiente. Der kleine Katechismus und das Sittenbüchlein folgten schnell auf einander, und in zwei Jahren — um sie in unserer Geschichte etwas vorzugreifen — war er schon im großen Overberg, so daß er mit Recht für einen Ueberflieger gelten konnte; aber sein Fleiß hat auch viel dazu gethan. Wenn Keiner die Antwort wußte, dann streckte Jännschen sein Fingerchen aus, und er fehlte selten, so daß er als rechter Nothhelfer in der Schule galt. Anfangs neckten den frommen Janns einige muthwillige Dorfbuben, malten ihm mit Kreide eine Figur auf den Rücken und schrieben darunter: „Sanct Johannes,“ oder „das Herrchen,“ oder practizirten einen langen Papierschnitzel unter den Kragen seines Kamisols; es währte aber nicht lange. Das Kind war so sanftmüthig, so bescheiden, sah so traurig aus, wenn man ihm ein Leid anthat, daß man bald davon abließ; und im schlimmsten Falle fehlte es ihm an Verbündeteu nicht. Mit ihm hielten alle Knaben, die auf Recht sahen, denn unter dem kleinen Völkchen gibt es wirklich stets Viele mit Rechtlichkeitsgefühl — ich glaube mehr, als unter den Großen, — dann die armen Kinder, die bei Stellings aßen, und endlich im schlimmsten Falle war ja auch der Herr Lehrer noch da, und Birkenbäume und Haselnußhecken fehlten noch nicht im Kirchspiele Ostkirchen. So hat das Kind im Ganzen in der Schule viele frohe Tage verlebt. Von Spielen war Johannes kein sonderlicher Freund, aber auch kein Spaßverderber; er machte oft mit, daß man nicht sagen sollte, er hielte sich zu gut dazu.

3. Was Joseph, der Knecht, und Lisbeth, die Magd, dem Knaben versprechen.

Joseph, der Knecht, hielt viel auf seine Herrschaft, noch mehr auf die Kinder, und am allermeisten auf das fromme Jännschen, und wo er diesem eine Freude machen konnte, da unterließ er's nicht. Sobald im Frühjahre die Weiden sapp (saftig) wurden, machte er ihm Flöten, worauf das Kind seine besten Melodieen erschallen ließ draußen im Garten, wo der Buchfink im Pflaumenbaume mit ihm in die Wette sang, oder auf der Diele, wo die Schwalbe ihn zu überbieten suchte. Gern hätte Joseph ihm auch Flitzenbogen, Säbel, Flinten und andere Kriegswaffen gefertigt, das war

aber nichts für unsern friedfertigen Knaben. Die Kinder haben's bald weg und irren selten darin, wer sie wahrhaft lieb hat; daran schließen sie sich gerne an, und so war Johannes immer hinter dem Joseph, und dieser mußte ihm allerlei erzählen und vorsingen. Auf das Singen verstand sich der Joseph überaus wohl; besonders standen ihm eine Masse Volkslieder zu Gebote, die der Knabe für sein Leben gern hörte. Da sang z. B. der Joseph:

Maria, wo bist du zur Stube gewesen?
Maria, mein einziges Kind!
Ich bin bei meiner Großmutter gewesen,
Ach weh, Frau Mutter, wie weh!

Was hat sie dir denn zu Essen gegeben?
Maria, mein einziges Kind!
Sie hat mir gebackne Fischlein gegeben,
Ach weh, Frau Mutter, wie weh!

Wo hat sie dir denn das Fischlein gefangen?
Maria, mein einziges Kind!
Sie hat es in ihrem Krautgärtlein gefangen,
Ach weh, Frau Mutter, wie weh!

Womit hat sie denn das Fischlein gefangen?
Maria, mein einziges Kind!
Sie hat es mit Stecken und Ruthen gefangen,
Ach weh, Frau Mutter, wie weh!

Wo ist denn das Uebrige vom Fischlein hinkommen?
Maria, mein einziges Kind!
Sie hat's ihrem schwarzbraunen Hündlein gegeben,
Ach weh, Frau Mutter, wie weh!

Wo ist denn das schwarzbraune Hündlein hinkommen?
Maria, mein einziges Kind!
Es ist in tausend Stücke gesprungen,
Ach weh, Frau Mutter, wie weh!

Maria, wo soll ich dein Bettlein hinmachen?
Maria, mein einziges Kind!
Du sollst mir's auf den Kirchhof machen,
Ach weh, Frau Mutter, wie weh!

Der Knabe horchte mit der größten Aufmerksamkeit und eine Thräne stand in seinem Auge; er sprach: „Ein recht trauriger Sang, Joseph! das Fischlein ist wohl eine giftige Schlange gewesen, und darum hat die Mutter der armen Maria, dem einzigen Kind, ein Bettlein auf dem Kirchhof machen müssen?"

„Recht verstanden, mein Kind!" entgegnete Joseph.

„Kann es wohl solche böse Menschen geben, wie die Großmutter?"

„Es gibt wohl solche, aber gottlob nicht viele. Deine Großmutter und dein Großvater waren ganz das Gegentheil. Der Letzte hatte dich fast zu lieb.

Das Kind erinnerte sich desselben noch eben und sprach: „Ich wollte, er lebte noch! Ich würde ihm so viele Freude machen, als ich könnte. Noch einen Sang, Joseph, noch einen, der muß aber nicht so traurig sein!“

Der gutmüthige Joseph sang also seinen zweiten Sang, und zwar viel feierlicher und ernster als den ersten.

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenschall
Auf's lieblichste erklingen.
Komm, komm und lob' den Schöpfer dein,
Weil andre Vögel schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen.
Laß dein — Stimmlein
Laut erschallen,
Denn vor Allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Da wollte Joseph einhalten, das Kind aber bemerkte, der Sang könne noch nicht aus sein, es müsse ihn bis zu Ende hören, die Worte lauteten so hübsch und die Weise darauf gehe so schön. Da setzte Joseph fort:

Obschon ist hin der Sonnenschein
Und wir im Finstern müssen sein,
So können wir doch singen
Von Gottes Güt' und seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht
Sein Leben zu vollbringen.
Drum dein — Stimmlein
Laß erschallen,
Denn vor Allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Inzwischen hatte sich auch Stinchen eingestellt, die gleichfalls eine große Freundin von solchen Sängen war. Das Brüderchen hob den Finger, daß die Schwester kein Wörtchen sagen und den Joseph im Sange nicht stören sollte. Das hatte ja keine Noth, sie stimmte vielmehr sofort mit ein:

Echo, der wilde Wiederhall,
Will sein bei diesem Freudenschall,
Und lässet sich auch hören,
Verweis't uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben alle Zeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören.
Drum dein — Stimmlein
Laß erschallen,
Denn vor Allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.



Der Knabe lallte die Worte: „Drum dein — Stimmlein“ — schon leise mit, und er hatte bald die Weise weg. Die beiden sangen weiter, Stinchen hatte die hohe Stimme und Joseph secundirte nun, es klang vortrefflich:

Die Sterne so am Himmel steh'n,
Sich lassen Gott zum Lobe seh'n,
Und Ehre ihm beweisen;
Die Eul' auch, die nicht singen kann,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß sie auch Gott thu' preisen.
Drum dein — Stimmlein
Laß erschallen,
Denn vor Allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben!

Nur hör', mein liebstes Vögelein,
Wir wollen nicht die Trägsten sein
Und schlafen liegen bleiben:
Vielmehr bis daß die Morgenröth'
Erfreuet diese Wälderöd'
In Gottes Lob vertreiben!
Laß dein — Stimmlein
Laut erschallen,
Denn vor Allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben!

Als Joseph diesen schönen Sang beendigt hatte, da klatschte Johannes vor Freuden ihm Beifall. Sie saßen eben unter der Eiche des Hofes auf der hölzernen Bank. Es war gerade ein Frühlingsabend, wovon auch im Liede die Rede ist. Die Nachtigall hatte sich nicht umsonst rufen lassen; dort in der Weide am Wiesenbache sang sie Gottes Lob nach Kräften, und der Wiederhall des Sanges ließ sich aus dem dichten Busche vernehmen, als hätten die frommen Menschen die schlummernde Natur zum Preisgesange des Herrn aufgeweckt. Der Mond schien nicht, aber desto freundlicher und heller funkelten die Sterne; diese Begleiter und Diener des Mondes thaten ihr Bestes, um des Herrn Abwesenheit zu ersetzen.

Es kam der Winter; da saßen die Mägde im Stübchen, welches so klein war, daß einige Mädchen mit ihren Spinnrädern es ganz ausfüllten, und so niedrig, daß der große Christopher nicht darin stehen konnte, ohne sich zu bücken; er hatte wohl oft den Kopf an der Thüre gestoßen. Uebrigens war es jetzt sehr behaglich drinnen; die Winterblumen an den kleinen Scheiben waren längst zerronnen, denn in den Plattenofen — Judith mit dem Kopfe des Holofernes davor — hatte man fleißig Holz gesteckt, woran es bei Stellings nie mangelte. Darin saßen nun die Mägde, während die Knechte Abends am Herde weilten, wo sie außer der warmen Luft auch zugleich frische und reine hatten. Die Mädchen spannen, erzählten, kicherten und sangen. Dahin ging der Knabe oft, um ein Märlein zu hören von dem Haidenmann, — etwas wie Erlkönig — von dem wilden Jäger, der auf Ostern unter der Hochmesse gejagt, und nun zur Strafe immer durch die Luft jagen muß, wie man oft die Rüden laut bellen, die Hörner schallen höre, es sei ein Sausen und Brausen in der Luft, daß Einem recht unheimlich werde. Eine andere Magd erzählte von dem Manne im Monde, der auf Vierhochzeiten Holz gestohlen habe; man seh' ihn noch immer gebückt mit der Busche im Monde stehen, der Knabe solle nur hinblicken, er könne ihn selbst dort schauen.

Wieder eine andere wußte von dem Manne zu erzählen, der dort am Scheidewege um Mitternacht umhergehe und — wie grausig — seinen Kopf unter dem Arm trage, und von der Frau, die ungerecht gehaspelt, und dafür nun im Lindenbaume sitzen und haspeln müsse bis zum jüngsten Tage. Dann erzählte man von den Geistern, welche die Observanten-Mönche in die Davert gebannt; jene hätten zuvor rumort auf den Schlössern und Plätzen, da wären zur Nachtzeit die Thüren los- und zugeschlagen, man hörte seufzen, wimmern, schreien, Kettenklirren, daß kein Mensch die Augen hätte schließen und auf dem Gute hätte wohnen können, bis sich die Paters erbarmt und den Geist in einem Wagen in die weite öde Davert gebracht. Dort angekommen, seien der Pater und Kutscher rasch aus dem Wagen gesprungen, hätten schnell, damit die Pferde nicht mit durchgingen, die Wagenstricke durchschnitten, der Wagen selbst aber sei nun mit dem Unhold in die Luft gefahren unter Heulen und Sturmwindbrausen.

Darauf kam die Rede auf den Knüppelhund, der von 9—12 Uhr allabendlich macht die Rund,

Von seinen Augen, tellergroß und breit,
Von seinem Rachen, wie ein Ofenloch so weit,
Der seinen mächtigen Knüppel schleppet nach,
Wie ihn oft genug geseh'n die nächtliche Wach'.

Nun wurde wieder erzählt von verwünschten und verwandelten Prinzessinnen, und wer sie erlöset, und wie schwer es ihm geworden, und wer ihm dabei geholfen. Dann führte das Gespräch auf Vorgeschichten, woran doch, wie die meisten meinten, mehr sei, als an den genannten Märchen. Hiervon wußte die Eine noch mehr zu erzählen, als die Andere. Der habe ein Haus brennen sehen, und richtig über ein Jahr sei es abgebrannt; da habe ein Lämpchen bei einem Sarge auf der Kammer gebrannt, es sei auch wirklich über drei Monate Einer dort gestorben, man habe den Sarg nun gar nicht auf diese Kammer stellen wollen, aber es sei durch Zufall doch geschehen, und die Vorgeschichte ausgethan. Dort habe man einen Wagen zur nächtlichen Zeit durch das Thor fahren hören, es sei aber zum Glück nicht ein Todtenwagen, sondern ein Brautwagen gewesen. Der Schäfer Herm gehe Nachts oft zwischen Kanonen und Pulverwagen, zwischen Fußvolk und Pferdevolk, es würde gewiß einen schweren Krieg geben.

Wie horchte der Knabe solchen Erzählungen, die ganz seine Einbildungskraft erfüllten! Daß aber diese Erzählungen dem Kinde nicht schädlich wurden, dafür sorgten die vernünftigen Eltern, und der Herr Lehrer setzte ihm später auseinander, was davon zu halten. Nur ungern ließ Jännschen sich ausreden, daß an allen diesen Dingen nichts sei. Zum Schlusse sangen zwei Mädchen auf des Knaben Ansinnen ein Volkslied; die Eine vertrat die Mutter, die Andere das Kind, die Uebrigen sangen das Erzählte:

Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brod, sonst sterbe ich.
Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir säen geschwind.
Und als das Korn gesäet war,
Rief das Kind noch immerdar:
Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brod, sonst sterbe ich.
Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir ernten geschwind.
Und als das Korn geerntet war,
Rief das Kind noch immerdar:
Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brod, sonst sterbe ich.
Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir dreschen geschwind.
Und als das Korn gedroschen war,
Rief das Kind noch immerdar:
Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brod, sonst sterbe ich.
Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir mahlen geschwind.
Und als das Korn gemahlen war,
Rief das Kind noch immerdar:
Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brod, sonst sterbe ich.
Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir backen geschwind.
Und als das Brod gebacken war,
Da lag das Kind schon auf der Bahr.

Der Inhalt des Liedes war so traurig, die Weise ging so wehmüthig und die drei Mägde sangen so schön, daß Jännschen sich die Augen reiben mußte, als wäre er schläfrig; das hatte aber keine Noth, solche Lieder hätte er hören mögen bis morgen früh.

„Sollt' das Liedchen wohl wahr sein, Lisbeth, oder ist's wie mit den Hexen und Gespenstern?" so fragte der Knabe.

„Das Lied will wohl lehren, wenn ich's recht verstehe, wie unrecht und lieblos Eltern handeln, die für ihre Kinder nicht sorgen. Es gibt nicht viele solche Eltern, am wenigsten solche Mütter; aber Kinder gibt's genug, daß Gott erbarm, die schlecht für ihre Eltern sorgen und sie verhungern ließen, wenn fremde Leute nicht ein besser Herz dagegen hätten, als ihr eigenes Fleisch und Blut. Danke du dem Herrn, daß du so gute Eltern hast, und besonders eine so herzliebe Mutter; du weißt nicht, was Hunger und Sorge ist; das Tischchen ist gedeckt, du setzest deine Füßchen darunter und legst deine Händchen darauf, und langst fleißig zu den Schüsseln; dein Bettchen ist gemacht, du legst deine Glieder zwischen den schneeweißen Laken im Flaumteich und schläfst wie ein Prinz. Du sprichst nur: Tischchen, decke dich! Bettchen, öffne dich! und läßt deine Eltern sorgen. Nun werde aber hübsch brav und vergelt' es den Guten mit Dank."

„Das will ich gerne thun," sprach der Knabe.

Nun kam die Mutter, um Jännschen daran zu erinnern, daß es Bettgehens Zeit sei. Dieser erzählte alsbald der Mutter, was er Schönes gehört von der Spinnerin im Lindenbaum, von den verwunschenen Prinzessinnen, von dem Hund mit den tellergroßen Augen, und von den grauseligen Vorgeschichten. Die Mutter bemerkte: „Wichter, nehmt euch nur in Acht vor dem Lindenbaum! — Aber macht mir mein Kind nicht zu ängstlich und setzt ihm nicht Flausen in den Kopf! Sonst ging es Abends allein über die

große Diele, nun muß es Begleitung haben; es fürchtet wohl vor einen Sarg zu stoßen, oder ein Todtenlämpchen zu sehen."

„Hat keine Noth, ich glaube nicht die Hälfte davon, Mütterchen!"

„Glaubst du wenig oder nichts davon, es wär' vielleicht noch besser. Daß du mir aber das Abendgebet nicht vergissest vor lauter Prinzen und Prinzessinnen, und Geistern und Vorgeschichten."

„Das hab' ich noch nie vergessen, Mütterchen."

Darauf segnete sie den Knaben, der ihr die Hand gab und artig „Gute Nacht!" wünschte. — Sein Abendgebet hat er nicht vergessen, aber auch die Erzählungen nicht. Er konnte lange kein Auge schließen, glaubte hier ein Todtenlämpchen zu sehen, meinte dort einen Wagen zu hören, und zog endlich die Bettlaken über sein Gesicht, als die Todtenuhr in der Wand pickte, wahrlich, wie eine Uhr! Wenn's nur nicht die Mutter oder den Vater, oder Stinchen, oder irgend einen im Hause bedeutet! Er wandte sich an seinen hl. Schutzengel und dachte, daß, wie die Mutter oft gesagt, der liebe Gott sowohl bei Nacht als bei Tage regiere, und daß des Herrn Auge nie schlafe, sondern stets auf seine Kinder blicke; da ist denn das Kind endlich eingeschlafen, aber es hat viel und schwer geträumt und im Schlafe gerufen; Johannes war selbst ein verwünschter Prinz in einem verwünschten Schlosse, seine vielliebe Mutter war gestorben, dabei hatte er hellauf gerufen. Wie froh war er, als am Morgen die freundliche Stimme der Mutter ihn weckte, und er ihr in die sanften Augen und in's gütige rothe Gesicht blickte!

4. Was der Knabe treibt.

Von dem Kinde so frommer Eltern brauchen wir nicht zu erzählen, daß sein erster Blick am Morgen zu Gott gelenkt wurde, welcher auch am Abend sein letzter Gedanke war. Nicht umsonst sprachen ihm die Eltern stets zu: Fromm sein, ist zu allen Dingen gut; bete und arbeite. Daß der Knabe nach Art der Christenmenschen aß, nämlich mit dankbarem Hinblick zum Himmel, woher jede gute Gabe kommt, und nicht dem schmutzigen Thiere gleich, welches nicht aufschaut zum Baume, von dem es sich nährt, brauche ich nicht zu bemerken. Trink und iß, Gott's nicht vergiß; so hatte er's von den Eltern gelernt. Nur das will ich noch bemerken, daß er Abends lange vor seinem Altärchen betete, welches er sich mit Hilfe des treuen Joseph gefertigt hatte. Daran waren alle Bilder angebracht, die er sich selbst in der Schule verdient, und Stinchen langte auch aus ihrem reichen Vorrath her; der Stoffer hatte einmal sogar in rosiger Laune, als er das Korn in Münster recht theuer verkauft, große, recht bunte Heiligenbilder mit schier fühlbaren Farben mitgebracht, welche die bedeutendsten Altargemälde ausmachten. Der Joseph hatte ihm zwei hölzerne Leuchter geschnitzelt, und ein kleines Cruzifix war von der Mutter hinzugefügt. Vor

diesem Altare betete der Knabe jeden Abend vor dem Bettgehen längere Zeit, weil sonst wohl nicht viel daraus geworden wäre, denn der eine Fuß, den er im Bette hatte, schlief schon, während der andere noch vor dem Bette stand.

Der Johannes gehörte zu den wenigen jungen Studenten, die vom Lehrer nicht mal eine Rüge, geschweige denn eindringlichere Gründe bekommen hatten. Die Wissenschaft brauchte in ihn nicht hineingeschlagen zu werden, wie Nägel, und nicht heraus, wie Feuer aus dem Kieselstein. Was konnte man mehr verlangen? Er las, wie man spricht, lisperte, stotterte, leierte nicht, gab die letzten Sylben rein, setzt' den Ton, wo er muß sein. Keine Frage, die sich eben nicht zu hoch verstieg, ließ er unbeantwortet. Er that, was der Lehrer forderte, und noch viel mehr, und liebte und achtete denselben hoch. Er wollte auch immer etwas für den lieben gelehrten Mann mitnehmen. Da wurde nicht gebacken, nicht geschlachtet, dem Lehrer mußte der Zehnte entrichtet werden, und das war dem armen Dorfprofessor auch wohl zu gönnen, denn sonst erhielt er zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel; gewiß eine unangenehme Art des Daseins! — Jännschen war immer am Lernen, in der Schule, selbst auf der Straße sprach er in sich, zu Hause, auf den Kämpen, besonders auch in den Büschen, wo er von Niemanden glaubte gehört zu werden; selbst im Traume hörte ihn einmal die Mutter sprechen: Wer ist es und wie ist er beschaffen u. s. w. Von allen Spielen war ihm Schulhalten am liebsten. Er sammelte eine Schaar um sich, die Kleinen mußten aufsagen, er fragte, tadelte sanft, berichtigte, lobte, spornte an, und die kleinen Trabanten ließen sich gut von ihm sagen und regieren. Des Nachbars Kaspar hatte das Schulhalten von einer ganz andern Seite aufgegriffen. Er brauchte stets die beliebtesten Kraft- und Kerndrohworte des Herrn Lehrers und handhabte fortwährend die großmächtige Ruthe, daß der Spaß bald Ernst wurde, ein großes Wehgeschrei unter dem kleinen Völkchen entstand und dasselbe sich gegen den kleinen Despoten endlich förmlich empörte. Merkwürdig, daß man dieselbe Sache so verschieden aufgreifen, nachahmen und treiben kann! Der Gute merkt auf die Lichtseite, der Böse auf die Schattenseite; die Biene sucht Honig in den Blumen, worin andere Thiere vielleicht Gift finden. Zu den sonstigen Lieblingsspielen des Jännschen gehörte auch das Prozessionhalten; dazu wurden viele Nachbarskinder eingeladen, an den Stäben trugen sie einen Bogen Flittergold, das waren die Fahnen, an Schellen und Gesang fehlte es nicht. Solches Alles aber geschah in den ersten Schuljahren und noch früher; später wurde der Knabe zu verständig dazu. Aber das ist nachher auch wohl noch vorgekommen, daß der Janns auf einen Baum kletterte, welcher die Kanzel vorstellte, und seine Predigt an die umherstehenden Bäumchen — sein Publikum — mit sehr ernster und lauter Stimme hielt, gewiß ein Zeichen und eine Vorgeschichte, daß der Knabe dereinst in den Dienst der Kirche treten werde.

Der Johannes hatte auch viele Eigenheiten, die man an Kindern selten findet; er liebte sehr die Einsamkeit, während seine Altersgenossen den Lärm des Spielplatzes auf dem Rasen vor der Schule vorzogen, und er war ein überaus großer Freund der Natur, deren Schönheiten bei den gedankenlosen Kindern meist spurlos vorübergehen. Er folgte dem Sprüchlein: „Halt dich rein, acht' dich klein, sei gern allein, mit Gott gemein."

Wenn die Sonne am Morgen hinter dem Gebüsche hervorkam, oder am Abend sich im Westen senkte hinter dem Hügel, und wenn die Lerchen auf dem Felde, die Schwarz- und Graudrosseln im Busche, die Nachtigall im Garten das Kommen und Scheiden der Königin des Tages mit ihren besten Liedern feierten, dann blieb der Knabe nicht unempfindlich, denn er wußte recht gut, wer der Sonne ihren Glanz verlieh, wer die Vögel singen lehrte, und wofür jene leuchtet und wärmt und diese so schön singen. Die Vögelein sind ihm überhaupt immer recht liebe Freunde und Gesellschafter gewesen, drum wußte er gern ihre Nester, nahm sie aber nicht aus. Er liebte den Distelfink wegen seines schönen Gefieders, und besonders die Nachtigall und das Schwarzplättchen wegen ihres schönen Gesanges. Wenn im Winter die weite weiße Decke über Wälder und Felder, über Bäume und Sträuche ausgebreitet war, und die Vögelein so ängstlich piepten und so zahm wurden, wenn die Lerche trauernd mit herabhängenden Flügeln auf den Hof flog und, das Häubchen niedergeschlagen, vor der Thüre hin- und hertrippelte, wie ein halberfrornes hungriges Bettelkind, unermüdet im Kehricht suchte und kaum darauf achtete, mochte auch die Thüre geöffnet werden oder der Hund aus dem Hause laufen, oder wenn selbst die sonst so scheue Schwarzdrossel auf die Diele flog, dann hatte der Knabe mit ihnen herzliches Erbarmen, und er streute den Hungernden Körnchen hin, welches die Mutter ihm erlaubt hatte, obschon der Vater es übertrieben und Stoffer gar völlig närrisch fand. Hörte der Johannes aber im Frühling diese Vögel wieder, so war er überaus froh, daß sie den harten Winter glücklich überlebt hatten. Im Frühjahr und Sommer gingen Stinchen und er nicht selten heraus, um im Busche Blumen zu suchen. Sie wußten, wo die ersten Veilchen zu finden waren, nämlich an der Wallhecke, die gegen Norden geschützt ist und wogegen die Sonnenstrahlen prallen. Die Wiesen boten schon früh Ketten-, Ringel- und Butterblumen dar; aus den Kettenblumen machten sie einen Halsschmuck für Stinchen oder meistens doch für kleinere Kinder. An der Wallhecke wuchs die blaue Vinka, später zeigte sich in den Weiden die rothe Pfingstblume; der Busch brachte schon jetzt die weiße Waldblume mit den schönen grünen Blättern und mit dem frischen und gewürzigen Dufte hervor. Daraus flochten sie Kränze; die Kinder theilten sich dieselben redlich, die Hälfte setzte Stinchen unter ihr Muttergottesbild, die andere Hälfte prangte auf Jännschens Altar. Bisweilen steckte Stinchen

einen hübschen Strauß vor Jännschens Kappe, und aus den himmelblauen Roggenblumen machte das Brüderchen wohl einen Kranz für Stinchens blondes Haar als Gegenschmuck. Zuweilen fertigte der Knabe aus Binsen auch hohe Hüte für die kleinen Nachbarskinder, die stolz genug waren über diese hohe Zierde. Machen sich ja die kleinen wie die großen Kinder gerne größer als der Schöpfer sie hat wachsen lassen.

Der Stoffer war zur Erntezeit immer hinter den Pferden, griff auch schon tüchtig an, das Brüderchen hatte aber weniger Freude daran; doch ging es zuweilen mit zum Einfahren, und wenn dann der Wagen so schnell und rasselnd zum Felde fuhr, weil man Regen befürchtete, und wenn der Knabe nachher oben auf dem Korn sitzen durfte oder auch auf dem Pferde, so hat es ihm doch viele Freude gemacht. Im Spätsommer gab die Wallhecke eine reiche Ausbeute von Himbeeren und der Busch von Waldbeeren. Im Herbste aber hatte der Johannes recht seine Lust im Obstgarten, wie alle Kinder; war eben ein Gewitterschauer gewesen, und hatte der Wind die Bäume tüchtig gerüttelt und Obst abgeschüttelt, dann lief er, was gibst du, was hast du, unter die Bäume, mochten auch die Regentropfen vom Wehen des Windes noch so dicht herabfallen, er sammelte fleißig und brachte den Ertrag mit Ausnahme einiger, die sofort verspeiset wurden, redlich der Mutter, die dann eine Vertheilung zwischen die Kinder vornahm, und war Stinchen nicht dabei, so bewahrte das Brüderchen ihren Theil jedesmal gewissenhaft. Selbst der Spätherbst war ihm nicht gleichgiltig: wenn der Sturm in den Bäumen des Obstgartens und in den Büschen wüthete, wenn die Blätter hin- und herflogen gleich Schneeflocken, wenn der Wind sauste und brauste, daß die Sparren des Hauses knappten, die Fenster des Balkons zugeschlagen wurden und es ganz geisterhaft im Schornstein gohrte, dann überfiel den Knaben ein eigenthümliches Gefühl, worüber er sich selbst keine Rechenschaft ablegen konnte, das ihn aber nicht auf eine unangenehme Weise beschäftigte. Er schlich dann wohl aus dem Hause, um dem Treiben des Sturmes näher zuzusehen und seine laute Sprache ganz zu vernehmen. Auch der Winter brachte ihm Freude; dann trat recht das Glück des Hauses und der Häuslichkeit hervor: der trauliche Herd, um den sich Abends die ganze Familie schaarte, wo Neues und Altes erzählt wurde, wo der Abend sammelte, was der Tag getrennt hatte, wo der Winter im Hause zusammenführte, was der Sommer mit seiner lieblichen Luft von einander geschieden. Das Brüderchen und die Schwester haben sich im Winter auch wohl mit Schneeballen geworfen, aber nicht, wenn Thauwetter eintrat und der Schnee so fest klebte, daß die Ballen steinhart wurden; auch setzte der Knabe wohl mit Hilfe der Nachbarskinder einen tüchtig großen Schneemann an den Eichbaum des Hofes, der zur Nachtzeit recht grauselig aussah, und nur langsam hinsiechte, wenn Thauwetter eintrat.

5. Eine Lection der Mutter.

Jännschen war einmal zur Zeit der Unterstunde allein bei seiner Mutter, die sich eben hingesetzt hatte, um einige Augenblicke auszuruhen; da sprach die Gute unter Anderem, das Kind solle des Tages recht oft an den lieben Gott denken. Da sprach das Kind: „Wie kann ich das, und wie muß ich's machen, daß ich ihn nicht vergesse?“ Darauf die Mutter: „Stehst du Morgens auf, so denke: In der vorigen Nacht sind sehr, sehr viele Menschen gestorben, und einige davon ganz gewiß auch verdorben; sehr Viele, Viele haben das Auge nicht schließen können, die Krankheit, Schmerz, Sorgen oder das böse Gewissen haben's nicht zugelassen; du aber hast ruhig geschlafen und nichts hat dich gestört. Dann frage dich, wer hat dich so ruhig schlafen lassen?“

„Ich muß sagen, der liebe Gott, und muß ihm dafür Dank wissen.“ Also das Kind. „Gut; du ziehst deine Kleider an, sie sind fest und dicht, du fühlst wenig von der Kälte des Winters und von der Rauhheit des Wetters; du kennst andere Kinder, deren Kleider so dünn sind, daß Wind und Wetter ungestört eindringen; wem hast du's zu verdanken, daß du besser gekleidet bist?“

„Euch, liebe Eltern!“

„Aber wer gab es uns in den Sinn, daß wir so gut gegen dich sind und für dich sorgen vom Morgen bis in die Nacht?“

„Das hat euch gewiß der liebe Gott eingegeben oder mein Schutzengelchen.“

„Aber andere Eltern haben doch auch ein Herz für ihre Kinder, warum sind diese denn nicht so gut gekleidet und so genährt, als du, mein Kind?“

„Ihre Eltern können es nicht so gut.“

„Also hast du wieder Ursache genug, an den lieben Gott zu denken und ihm zu danken, daß er dich besser bedacht hat.“

„Aber — entgegnete der Knabe — warum gibt denn der liebe Gott nicht dem Einen so viel als dem Andern?“

„So mußt du nicht leicht fragen, Kind! Was Gott thut, ist immer gut; nur daß wir es nicht immer einsehen. Ich kann's dir doch für dießmal beantworten. Viele wollen selbst nicht voran, wollen keine Hand und keinen Fuß regen um das tägliche Brod, wie es im Sprüchwort heißt: „Trägheit geht immer langsam voran, so daß die Armuth sie bald einholen kann;“ und „wer will haben, der muß graben.“ Andere bewahren nicht, was sie verdienen, werfen es weg für Unnöthiges: „Wer aber nicht spart zur rechten Zeit, darbt zur Unzeit;“ „Sparschaft gibt Baarschaft;“ und „Nahrhand und Sparhand kaufen anderer Leute Land.“ Nun gibt's aber auch fromme Arme, die nicht Schuld haben an ihrem Elend. Der liebe Gott will, daß die Reichen ihnen mitgeben und so den Himmel verdienen; die Armen sollen denselben durch geduldiges Leiden und dankbares Annehmen gewinnen,

und so will der liebe Herr Arme und Reiche selig machen; ich denke, das ist doch Grund genug."

Der Knabe horchte aufmerksam und nickte mit dem Köpfchen. Die Mutter fuhr fort: „Du gehst zur Schule, durch den Obstgarten, durch die Wiese, durch den Busch, durch die Felder; nun denke, wer hat die Wiese wie ein langes weites Tuch von der feinsten grünen Seide mit gelben eingestickten Blumen ausgebreitet? Wer nähret darin unser Vieh, welches uns so vielen Nutzen bringt? Wer läßt die Eiche, wie ein Kirchthurm hoch, und die Buche schlank und glatt, wie eine Kerze, wachsen? Wer streuet die weißen und rothen Röschen im Frühling über unsere Birn- und Apfelbäume, wer füllet zur Herbstzeit ihre Zweige mit Frucht, daß sie sich zur Erde senken von der Schwere, als wollten sie uns zurufen: Nun streckt nur die Hand aus, hier ist schöne Kost für euren Tisch!"

„Der gute liebe Gott," antwortete das Kind mit gefalteten Händen.

„Wer hat aus dem vermoderten Körnchen und aus dem spitzigen Pflänzchen den schlanken Halm mit der vollen Aehre hervorkommen lassen? Sie stehen gerade wie die Bäumchen im Busche, und bewegen sich, wie die Wellen des Flusses! Wer hat das Korn wachsen lassen, wer hat die rechte Witterung gegeben, wofür ist's geschehen?" So sprach die Mutter mit Wärme und Andacht.

„Alles hat der liebe Gott gethan für seine Menschen; er muß sie wohl recht lieb haben und wir müssen ihm dafür dankbar sein und ihn wieder lieben, so hab' ich's in der Schule gelernt, und das kann ich recht gut einsehen," versetzte das verständige Kind.

„Recht! — Du kommst dem Kreuze vorüber unter dem großen Lindenbaume; du weißt wohl, wen das Bild daran vorstellt und an wen du also denken mußt."

„An den lieben Heiland, der am Kreuze sein kostbares Blut vergossen hat blos aus Liebe, um die Menschen zu erlösen und selig zu machen, und dem wir dafür unser Lebenlang nicht genug danken können. Darum geht auch kein Christenmensch vorüber, der sich nicht segnet oder den Hut nicht abnimmt." Also das Kind.

„Es steht auch eine Bank davor; wozu soll denn diese dienen? Um sich dahin zu setzen und auszuruhen?"

„Nein, dazu ist die Bank zu niedrig, sondern um dort hinzuknieen, wenn man eben Zeit hat, und einige Vaterunser zu beten, dazu ist sie da."

„Getroffen! — Du gehst am Morgen erst zur Kirche, darin erinnert dich Alles an Gott, und ich brauche dir das nicht lange zu sagen. Der liebe Gott ist wohl überall, aber zwei rechte Prachtwohnungen und Lieblingsorte hat er, auf der Erde die Kirche und dort oben den Himmel. Was du im Gotteshause denken und nicht denken, thun und nicht thun sollst, weißt du gewiß schon?"

„Es kommt ja Alles im kleinen Katechismus beim zweiten Gebote vor, und wir sind schon einige Blätter weiter.“

„In der Schule sprechen der Herr Lehrer und der Herr Pastor und die Bücher oft genug vom lieben Gott; wenn ihr nur das eine Ohr hübsch öffnet, daß der schöne Unterricht hineinkommt, und das andere schließet, daß er nicht wieder herauskommt.“

Bei diesen Worten mußte Jännschen etwas lächeln, und gab die Versicherung, daß er den Unterricht ziemlich gut verstehen und auch behalten könne; umsonst säße er nicht oben an, und die Guten und die Bilder bekäme er auch nicht um Gotteswillen.

Nun bemerkte die Mutter, hierauf solle er sich ja nichts einbilden, denn der liebe Gott habe ihm den Verstand und das Gedächtniß gegeben; worauf Jännschen roth wurde und erwiederte, so habe er's auch nicht gemeint.

„Wenn du von der Schule zurückkommst, — fuhr die Mutter fort — kannst du auf ähnliche Weise an den lieben Gott erinnert werden. Gehst du nun Abends zu Bette und legst zuvor deine Kleider ab, so magst du denken: es kommt eine Stunde, wo fremde Menschen dir die Kleider ausziehen müssen, wie man einem kleinen Kinde thut, und dich in eine enge, enge Bettlade und in ein hartes, hartes Bettlein legen, dann denke an den lieben Herrn und bete schon frühzeitig, daß dieses Stündlein möge glücklich für dich sein, und daß du mögest ruhig schlafen können in dem dumpfen Kämmerlein, in der engen Bettstelle und in dem harten Bettlein.“

Darüber wurde das Kind überaus traurig, daß ihm das Weinen nahe saß; darauf schlang die Mutter ihre Arme um den frommen Sohn und sprach sanft: „Diese Stunde, mein liebes Kind, kommt für uns Alle, aber wir wollen uns darum nicht gar zu sehr betrüben, wollen oft an Gott denken, glauben und handeln nach seinem hl. Willen, dann macht uns der liebe Herr diese Stunde kurz und leicht und führt uns in seinen schönen Himmel, und wo sollte es wohl besser sein? — Nun — schloß sie — müssen wir an's Werk, die Knechte sind schon aufgestanden. Gott sieht auch gern, wenn wir arbeiten, in der rechten Meinung, ihm zu Ehre und zu Liebe. Du holst mir erst Holz vom Hofe, dann darfst du eine Stunde mit des Nachbars Kindern spielen.“

Also unterrichtete die Mutter ihr Kind; der Pastor und der Lehrer haben's wohl nicht besser gemacht, wenigstens können sie es nicht mit mehr Ueberzeugung, mit mehr Liebe, noch mit sanfterer Stimme und mit frömmerem Gesichte und mit freundlichern Augen vorbringen. Das Kind wird diese Lection gewiß auch nie vergessen; ob es mit allen Lectionen des Pastors und des Lehrers eben so gehen wird, dafür kann ich wenigstens nicht gutsagen. Möchten es die Mütter doch alle recht erkennen, gleich Frau Stelling, wie wichtig, verantwortlich und segensreich ihr Beruf ist, auch als erste Lehrerin und Erzieherin der Kinder!

6. Sanct Nikolaus.

Einige Tage treten noch jetzt dem Johannes Stelling als Sonnenblicke durch eine Wolke aus seinem Knabenalter entgegen; unter diese gehört vor vielen der Sanct Nikolaustag. Die ganze Gegend war durch eine Schneedecke verhüllt, die auch im Winter grünen Kämpe mit dem Winterkorn, diese einzigen Gegenstände der Freude und Hoffnung selbst in der traurigsten Jahreszeit, waren jetzt ganz zugedeckt, und es schaute kein Kornspitzchen hervor; die Bäume im Busche glichen den Fahnen, worüber man einen weißen Ueberzug macht, um sie zu schützen vor Staub, Schmutz und dem Einflusse des Wetters. Die majestätische Eiche auf dem Hofe stand da wie ein unbeweglicher Riese, wie eine Schildwache auf dem Posten vor dem Hause, recht eigenthümlich und geisterhaft in seinem weiten, weiten weißen Mantel. Der Silberstreif des Wiesenbaches war nicht mehr zu sehen, er hatte seine Bewegung eingestellt und gab durch kein Murmeln und Rieseln mehr ein Lebenszeichen von sich. Die Birnbäume sahen indeß wahrlich schier aus wie im Frühjahr, wenn sie die vielen weißen Blüthen tragen. Bei solchem traurigen Anblicke der Natur draußen ist ein schöner Festtag im Hause eine doppelte Lust.

Frau Stelling ging am Morgen zum Dorfe, zunächst nach der Kirche. Sie mußte aber heute noch andere Geschäfte daselbst abzumachen haben, denn sie trug außer dem Gebetbuch einen recht großen Korb mit sich; es war jedoch nichts darin; Kaufgegenstände brachten die Mägde zur entferntern Stadt, und wenn milde oder sonstige Gaben nach dem Dorfe zu bringen waren, so ließen die Kinder sich solches nicht nehmen, denn sie machten und sahen gern frohe Gesichter, und die Eltern waren einsichtig und fromm genug, um frühzeitig alles Gute, namentlich den Wohlthätigkeitssinn, in den Kindern zu wecken.

Der eigentliche Grund ihres Gehens war dieser: Im Dorfe wohnte nun wohl nicht ein Konditor, aber doch ein Bäcker, der das im Dorfe und Kirchspiele bei außerordentlichen Gelegenheiten nöthige Kunstbackwerk außer seinen sonstigen Schöpfungen wohl zu bereiten verstand. Einen großen Nikolaus mit einer Kopfbedeckung, die eine Bischofsmütze vorstellen sollte, und mit einem langen Stabe wußte er doch zu fertigen. Dazu kamen Soldaten mit sogenannten Schwertern und Flinten in der Hand; endlich Schaflämmchen, Gluckhennen, Tickhähne und Piepenten, Kühe und Pferde, alle in Butterteig und mit einem leisen Anfluge von Zucker. Was immer an der Kunst und am Geschmacke fehlen mochte, das ersetzte die lebhafte Einbildungskraft der Kinder; gleichwohl kam es vor, daß man irgend eins dieser Geschöpfe in eine unrechte Klasse der Naturgeschichte setzte, welches jedoch Alles nicht viel zu bedeuten hatte, denn die Freude der Kleinen war darum nicht minder groß.

Als die Mutter zurückkam, trug sie nicht mehr so leicht am Korbe wie beim Weggehen, und sie brachte ihn sofort in die Kammer. Da das vorwitzige Stinchen ihr nachschlich und den Deckel aufheben wollte, bekam sie

einen leichten Klapps, der mit den Worten begleitet war: „Der Neugierigen Gilde führt Böses im Schilde," worauf das Mädchen erröthend von ihrem Vorhaben abstand. So verging der Tag vor dem Feste. Abends saßen die Kinder noch beim Feuer, da öffnete sich die Küchenthüre, Alle standen auf und riefen ängstlich: „Da ist er, da ist er, der Sanct Nikolaus!" Ein großer Mann trat zum Herde, mit einer spitzen Mütze von Flittergold und einem langen Talar, der das bischöfliche Kleid vorstellen sollte; in seiner Hand trug er statt des Bischofsstabs eine mächtige Ruthe, halb so groß wie er selbst. Stinchen flüchtete hinter den Stuhl der Mutter, Jännschen an die linke Seite gegen das Mauerhöhlchen des Herdes, als hätte er hineinkriechen mögen vor lauter Schrecken. Die Knechte und Mägde stellten sich herum und schienen der Kinder Angst keineswegs zu theilen; es schwebte vielmehr ein Schmunzeln und verbissenes Lachen um ihren Mund; Stoffer war ähnlich gesinnt, er rückte nicht von der Stelle. Die beiden Kleinsten mußten hervorkommen ohne Gnade. „Wollt ihr euch wohl beten!" erscholl eine tiefe Stimme aus dem Munde von Sanct Nikolaus. Stinchen sagte ihre besten Gebete her, und dem Jännschen machten Alle Muth, daß es gleichfalls anfing, anfangs weinerlich und stockend, dann aber fertig und geläufig. Sie ernteten Lob ein, und Sanct Nikolaus sprach:

„Fromme Kinder hab' ich lieb und gern,
Von ihnen bleibt meine Ruthe fern,
Heute Nacht komm' ich mit meinem Schimmel
Und bringe euch schöne Gaben vom Himmel,
Bretzeln und Zuckerwerk hab' ich für die Guten, —"

dann wandte er sich mit feurigen Augen und mit donnernder Stimme an den Stoffer und rief: „Aber für die verstockten Bösewichter Ruthen. Willst du dich wohl beten!" Der Stoffer schien den Sanct Nikolaus zu kennen und ihn für Bernd Hinrich, den Baumeister, zu halten; er wollte nicht beten, und abermals erscholl dieselbe Stimme im Comparativ mit demselben Erfolge; da wurde die Ruthe gehandhabt. Der Stoffer sah dabei trotzig aus und betete nicht, und abermals erklangen dieselben Worte im Superlativ, und abermals schwieg Stoffer, und es schien, daß er nicht üble Lust hatte, es mit dem Nikolaus aufzunehmen; wiederum wurde die Ruthe gebraucht, bis die Mutter einen ernsten Blick auf den gestrengen Herrn warf, worauf Nikolaus aufhörte zu donnern und zu züchtigen. Er entfernte sich mit den Worten:

„Kinder, die sich nicht lassen sagen,
Werden von mir mit der Ruthe geschlagen,
Die sich leiten lassen im Guten,
Brauchen nicht zu fürchten meine Ruthen;
Du großer Christopher bess're dich,
Sonst bind' noch dickere Ruthen ich!"

Der Stoffer verzog seine Miene zum Schmerz wohl wie zum Scherz, er hatte doch seinen Willen behalten. Der Knabe besaß nämlich viel von der Zähigkeit der münsterländischen Landleute, die ihr Gutes und ihr Schlimmes hat, die sich nicht leicht etwas Gewohntes und Gutes nehmen, aber oft auch selbst Gutes und Ungewohntes sich nicht geben, noch weniger sich aufdringen lassen will. Stoffer kannte den eigentlichen Sanct Nikolaus sehr wohl, denn er war der Aelteste der Kinder, durfte es aber nicht einräumen, denn es heißt, die Kinder dürften ihren Teller nicht aufsetzen, die den hl. Mann kennen.

Die Mutter erzählte nun noch recht viel Schönes über den rechten und wahren Sanct Nikolaus, wie gut der gegen die Armen gewesen, wie er nächtlicher Weile herum gegangen sei, gleich einem Engel Gottes, und den Bedürftigen, besonders den armen Kindern, Geld durch die Fenster geworfen, daß sie nicht in Gefahr hätten kommen sollen zu sündigen. Die drei Kinder hatten bereits ihre Teller auf den Koffer in der Schlafkammer der Eltern gesetzt. Besonders Jännschen konnte anfänglich gar nicht einschlafen; er hörte ein Trampeln und Getöse, und zweifelte nicht, es komme vom weißen Schimmel des Sanct Nikolaus, und doch machte Stellings Lammert, der im Winter wenig zu thun hatte, den ganzen Spektakel im Stalle, wie denn Müssiggang aller Laster Anfang ist. Jännschen glaubte zu hören, daß das Fenster an der Schlafkammer der Eltern geöffnet würde, durch welches Sanct Nikolaus hineinritte, und doch war es nur das Klittern und Klirren des Bleies im Fenster, wogegen der Wind den Schnee trieb. Als das Kind endlich die Augen schloß, da hatte es doch keinen ruhigen Schlaf, sondern lauter Träume, aber nicht sehr unangenehmer Art. Es sah den hl. Nikolaus mit Mitra, Hermelin, Rochett, Stola und Bischofsstab; er glich aber nicht jenem, den der Knabe Abends vorher gesehen, sondern dem schönen Bilde in der Kirche an dem einen Pfeiler. Immer aber drangen die Worte in des Kindes Ohren:

Heute Nacht komm' ich mit meinem Schimmel
Und bring' euch schöne Gaben vom Himmel.

Des andern Morgens brauchte Jännschen nicht geweckt zu werden, es stand von selbst auf und fand Stoffer und Stinchen bereits in der Küche. Kaum konnten sie das Beten abwarten, und sie mögen für dieses Mal wohl viele zerstreute Gedanken gehabt haben. Dann gingen die Kinder mit den Eltern zur Schlafkammer. Welcher Anblick! Auf großen Schüsseln (nicht Tellern!) von gutem Zinn — das zerbrechliche Porzellan wurde damals bei Stellings noch nicht gebraucht — prangten in Pyramidenform: unten Kuchen, dann die dicksten rothen Paradiesäpfel, von denen Jännschen meinte, so große und schöne wüchsen in dieser Welt nimmermehr, sie müßten wirklich aus dem Paradiese stammen; in den Aepfeln befanden sich Geldstücke; unter dem Teller lag für Stinchen ein Kleidchen, ein Jäckchen für Jännschen und

eine Weste für Stoffer. Zur Seite standen mächtige Sanct Nikolause, hoch zu Pferde, von Butterteig und Zucker. Neben Stinchens Schüssel lag eine „Hl. Genovefa", neben Jännschens Schüssel ein „Heinrich von Eichenfels", neben Stoffers Schüssel ein „Kern aller Gebete". Stoffer, als der Aelteste, auch wohl aus einem andern Grunde, hatte etwas vorab, nämlich eine Riesenruthe. Der Freude, des Jauchzens, des Fragens, der Verwunderung war kein Ende. Der Stoffer probirte gleich einen von den Paradiesäpfeln, Stinchen wollte sich wohl die Augen aussehen an dem bunten Kleidchen, und Jännschen hatte seine größte Freude an dem Heinrich von Eichenfels in einem Kleide von Flittergold. Die Mutter wurde inzwischen zur Küche gerufen; es waren vier kleine Mädchen angekommen, bei denen Frau Stelling auf dem Füntenstein (Taufstein, von Fons) gestanden. So ist es nämlich hier zu Lande Sitte. Geringe Leute nehmen sich gern vornehme Taufpathen, und sie wissen wohl, warum. Der oder die Pathe haben zunächst den Kaffee nebst Bretzeln und Zwieback nach der Taufe zu zahlen, dann das erste Kleidchen, ferner das erste A-B-C-Buch. Auf den gemeinschaftlichen Namenstag kommen die Pathenkinder und gratuliren dem Pathen oder der Pathin, dann gibt es in der Regel ein Geschenk für das Pathenkind. Frau Stelling schrieb sich Maria Anna, woraus man hier zu Lande Jännchen macht. Auf Maria Himmelfahrt fehlten daher sämmtliche Pathenkinder nicht. Später nimmt der Pathe oder die Pathin den Knaben oder das Mädchen wohl in den Dienst, und erstere glauben mit ihnen schon mehr Recht zu haben, wie es in der That denn auch ist. Auf Sanct Nikolaus stellen sich die Pathenkinder natürlich ein mit ihrem Teller, und der bleibt auch nicht leer. Nun waren die vier Pathenkinder gekommen, um ihre vier vollen Teller zu holen. Darauf lag mehr Nöthiges als blos Angenehmes, obschon Aepfel und Backwerk auch hier nicht fehlten; die Kinder essen diese Delikatessen gar zu gern. Warum sollte man den Armen für wenig Geld nicht ein großes Vergnügen machen? Auf allen Tellern auf dem blauen Koffer, — auf dem rothen standen die Geschenke für die eigenen Kinder — fand sich ein Kleidchen von Biber. Die Kleider vom vorigen Jahr waren schon verschlissen; es wird den Kleinen gut thun im kalten Winter; als Luxusartikel prangte da noch bei jedem Kleidchen ein buntes Tüchlein; damit werden sie aber auf Weihnachten stolziren! Ich wollte, daß alle Reichen gesehen hätten die frohen Gesichter der armen Kinder, und gehört hätten ihre Freudenlaute, sie hätten wahrhaftig Lust bekommen, die Tellerchen auch auf ihren Sekretär oder auf ihre Goldschränke setzen zu lassen; ich wenigstens hätte mir gewünscht, ich wäre ein Millionär, so ließe ich mir von allen armen Kindern meiner Umgegend das Tellerchen bringen, und es sollte über und überfließen, so meine ich wenigstens jetzt, da ich kein Millionär bin. Ueberhaupt sollte man wünschen, ein recht reicher Sanct Nikolaus zu sein, welche Freude könnte man dann Andern und sich selbst

bereiten! Man ginge nächtlicher Weile herum und würfe diesem die halbzerbrochenen Scheiben vollends ein mit harten Kronthalern, daß der Hausbewohner neue einsetzen könnte und daß der Wind nicht länger dort aus- und einginge; man nähme aus dem langen Sacke einige Hände voll Zwei-Thalerstücke, daß ein armes Waisenkind ein ordentliches Gewerbe zu erlernen, oder ein braver Jüngling sein Geschäft anzufangen im Stande sei; und einige Rollen Doppelpistolen reichten hin, um eine ehr- und tugendsame Jungfrau zu Platze zu bringen. — Nun müssen wir doch in unserer Geschichte fortfahren. Der Stoffer machte von wegen der Ruthe gute Miene zum bösen Spiele; aber er mußte sie doch in den Kauf mitnehmen, und er mochte denken, daß auf dieser Welt doch keine Freude ganz rein sei. Er that sich übrigens bei den Eltern, in denen er den hl. Nikolaus erkannte — gewiß keine üble Verwechslung! — hübsch bedanken, und nahm sich vor, daß man die lästige Zugabe doch bei ihm nicht oft gebrauchen solle. Jännschen las sofort den Heinrich von Eichenfels durch und durch, ja er verschlang ihn; solche Freude hatte er noch nie am Lesen gehabt, dieß war sein erstes weltliches Buch; dann mußte ihm Stinchen die Genovefa geben. Diese lasen beide zusammen durch, und sie haben redlich mit der armen unglücklichen Frau und mit dem kleinen Schmerzenreich geweint und sich nachher vor Freude nicht zu bergen gewußt, als Alles doch am Ende so gut gegangen ist; besonders haben sie auch ihre Lust an der Hirschkuh gehabt.

7. Des Kindes Freude.

Kinderunschuld, Gottestaube, heil'ger Engel Spielgenoss',
Dir ist stets der Himmel offen, den der Sünde Schuld verschloß!
Kinderunschuld, Himmelsblume, die auf öder Erde blüht,
Eine Rose auf der Haide, die der kalte Wind umzieht!

Die beiden Schöpfungen Gottes, die der Natur und die der Gnade, gewährten dem Kinde unsägliche Freuden. Der traurige Winter brachte außer dem Sanct Nikolaustag das frohe Christfest, wo in der Kirche die schöne Krippe aufgestellt ward, das freundliche Christkind darinnen; es war dem Knaben, als hätte es ihn freundlich angelächelt, hatte er ja so viel Schönes von demselben schon gehört; dazu kamen nun die kindlichen Lieder, die er jetzt in der Kirche schon mitsingen konnte und welche zu Hause am Herde fortgesetzt wurden von Groß und Klein. Der Joseph secundirte dann dabei, er war einer der Vorsänger, und bei feierlichen Gelegenheiten, wenn etwa der hochwürdigste Bischof zur Firmung kam, oder des Pfarrers Namenstag war, wo der Lehrer ein vierstimmiges Lied einüben ließ, da durfte der Joseph nicht fehlen, sein Baß kam recht tief aus der Brust, und er sang, wie er sprach, recht tief aus dem Herzen. In der Fastenzeit brachte der

Palmsonntag den Palmstock, mit welchem geziert Janns bei der Prozession um den Kirchhof ging. Der Joseph schnitzelte ihn, und kein schlankerer, glatterer und geschmackvollerer war dann zu sehen. In der Mitte des Stelling'schen Gartens stand Buchs, hoch wie ein Baum gezogen, grün im Winter wie im Sommer. Daraus wurde der nöthige Bedarf zu der Krone genommen und er mußte die ausländische Palme ersetzen. Nun hatte die Mutter immer einige Prachtexemplare von Aepfeln aufbewahrt, dick und kürbisartig, wo möglich mit rothen Backen. Diese wurden hervorgezogen aus einem verborgenen unzugänglichen Winkel, der sicher war vor Frost, Mäusen, wie vor Kindern. Sie wurden unter der Krone zwischen einigen dünnen schlanken Stäbchen befestigt. Die Palmblätter waren mit Nüssen und sonstigen Leckereien künstlich geziert. Der Stock war so schwer, daß ihn Jännschen nicht allein zum Dorfe bringen konnte, sondern dazu der Beihilfe des Joseph bedurfte, der ihm diesen Liebesdienst von Herzen gern erzeigte, denn der Stock war sein ipse fecit und der Knabe sein Liebling.

Dann kamen die letzten Tage der Charwoche; es war eine Lust, wenn der Knabe unter dem Gloria am grünen Donnerstage mit am Glockenseil ziehen durfte, oder wenn er am Altare diente und die hölzernen Glocken handhaben konnte. Auf Charfreitag hätte der fromme Johannes um keinen Preis bei der Prozession gefehlt, und ihm war recht eigen zu Muthe, wenn er auf den Gassen das wehmüthige Lied: „Christi Mutter" und das „O crux" vor dem Kruzifix an den vier Stationen mitsang. An diesen letzten Tagen war er die meiste Zeit in der Kirche vor dem Grabe, worin der hl. Leichnam mit den hl. fünf Wunden so traurig lag. Hatte der Knabe am Ostertage, wo die besten reingewaschenen Röchel mit den rothen Kragen angezogen wurden, das Glück, bei der hl. Messe zu dienen, wer war dann froher als er! Gern sah er auch die Paschfeuer, die in jeder Bauerschaft am Abend des Ostertags angezündet werden, und er machte gern mit, wenn Groß und Klein um dasselbe einen Reihen schloß, und „Christus ist auferstanden" aus voller Brust sang, daß es wiederhallte in den Büschen und von den Hügeln.

Das Frohnleichnamsfest bot wieder neue Freuden. Tags vorher waren er und seine Gespielen mit Blumensammeln überaus beschäftigt; sie suchten in den Wiesen, in den Büschen, gingen auch zum Herrn Baron, zum Rentmeister und zu einigen Schulzen, in deren Gärten Blumen zu finden waren, und sprachen diese um eine kleine Beisteuer an. Ueberall waren die Kinder willkommen und sie wurden noch dazu reichlich bewirthet, wenigstens nach ihrer Meinung, denn der Kleinen Bedürfnisse und Wünsche sind bescheiden. Dann brachten sie ihre Blumen und das Laubwerk den Jungfrauen des Dorfes, die der Kinder Fleiß lobten und aus der reichen Spende Kränze und Guirlanden fertigten zum Schmucke der Kirche oder der vielen Bögen und der Altäre an den verschiedenen Stationen.

Bei der zweiten Prozession war die Anstrengung noch größer, dabei hatte der Knabe in der Regel fast immer ein Amt; er war Fahnenträger oder er trug nebst einigen Genossen das Bild des hl. Joseph. Zu dieser Würde wurden die besten und eingezogensten Knaben genommen; sie waren mit einer Schärpe geschmückt, und zu den vier Seiten des Heiligen standen Pyramiden von Blumen. Die sittsamsten Mädchen, weiß gekleidet, mit einer Krone auf dem Haupte, trugen das Muttergottesbild. Bei solchen Geschäften und Festlichkeiten war Alles dazu angethan, das Herz froh zu stimmen: die Natur um diese Zeit in ihrem Vierhochzeitskleide, der Himmel in seinem hellsten Gewande, die Sonne ohne Schleier, in den Wiesen und Büschen Wohlgeruch der Blumen, Schatten und Vogelsang. Dann arbeitete man auch im Dienste Gottes, Alle halfen sich, Alle strebten nach demselben Ziele. Besonders schön war die Prozession in der freien Natur; der Zug ging von der Kirche durch einen Theil des Dorfes zu einer großen Weide mit dem üppigsten Grün; zur Seite wuchsen Blumen genug zum Schmucke, und weicher und großartiger konnte der Fußteppich nicht seyn. Unter einer Eiche, die ihre langen Zweige bis zur Erde streckte, war die erste Station; an die Eiche lehnte der Altar. Dann bewegte sich der Zug durch einen Busch von Eichen und Buchen; ein natürlicher Tempel, worin die Bäume die Pfeiler und Schiffe bildeten, die Stauden und Blumen als Fahnen und Zierathen erschienen, die wenigen lichten Räume zwischen den Blättern und Aesten als Scheiben, wodurch die Sonne nur spärliche Strahlen entsenden konnte. Am Ende dieses Busches, unter einer hohen alten Buche mit einem Madonnenbilde, war der zweite Altar angebracht. Dann zogen die Waller betend und singend durch weite Roggen- und Weizenfelder, bis zur Rochuskapelle, nicht weit von der Landstraße: das Mauerwerk grau und mit Epheu bedeckt, überschattet von Kastanienbäumen, ein spitziges Thürmchen mit einem hellen Glöcklein, das man dann nach Kräften zog, ein bescheidener Altar, mit Blumen umwunden, wo der Segen gegeben wurde. Endlich bewegte der Zug sich wieder der Kirche zu, nachdem die vierte Station bei den drei Linden, mit dem Christusbilde darunter, abgehalten worden.

Die Rückerinnerung an alle diese Festlichkeiten, wobei Religion, Andacht und Natur so schön zusammenwirkten, ist dem Johannes noch überaus süß und köstlich, und wenn diese hl. Zeiten im Laufe des Jahres wiederkommen, dann tritt Alles so lebhaft abermals vor sein Geistesauge, dann fühlt er sich von Neuem ganz als Kind, und ist so glücklich dabei, mag er auch seine Thränen kaum zurückhalten können. Wahrlich, das Leben eines unschuldigen, frommen, eben nicht ganz armen Kindes, ist ein Weilen im Paradiese, ist ein Besuch des Himmels; schade, daß man nicht lange darin bleibt! Umgeben von besorgten, liebevollen Eltern, umgeben von guten Menschen, wie vom hl. Schutzengel, die wenigen Bedürfnisse befriedigt, —

Kinderhände sind ja leicht gefüllt, Kinder Wünsche sind leicht gestillt — unbekannt mit wirklichen oder selbstgemachten Sorgen, fern von den Unholden der Leidenschaften und Laster, der Geist frei von Zweifeln und von Vorurtheilen, das Herz so rein und voll Frieden, ohne die Dornen der Weltsorgen, ohne den Felsen der Selbstsucht, empfänglich für jede gute Saat, das Gewissen so ruhig, daß man nach dem Gebete am Abend das Auge gleich schließt und, ohne sich umzuwenden, schlummert bis zum Morgen, wo eine gute Mutter uns weckt mit freundlicher Stimme; ach, wer immer so glücklich bliebe! — — Dann die Freuden des Gebetes, das nicht gestört wird durch Gedanken an die Landwirthschaft oder an das Joch Ochsen und an das Weib, dieser ungehemmte Verkehr, diese trauliche Unterhaltung des Kindes mit dem himmlischen Vater, womit sind sie zu vergleichen? Welche Wonne mag das gute Kind empfunden haben, wenn es an seiner Mutter Kniee das Morgengebet sprach, oder wenn es noch am späten Abend hinknieete vor sein Altärchen, während Alles im Hause still war und schlief, und nur etwa vom Garten her der Wind in den Bäumen säuselte wie Geflüster frommer Beter, und die Zweige sich wie anbetend vor dem Schöpfer neigten! Welche Seligkeit mag es genossen haben, wenn es vor dem Kruzifixe unter den Linden saß, die eine Art Naturkapelle über dem Bilde formten, in welchem Bienen summten oder der Buchfink sein Lied wie zum Lobe des Gekreuzigten anstimmte, oder wenn der Knabe sich niederließ vor dem Muttergottesbilde am Saume des Busches, wo der Wind in den Bäumen und Gesträuchen und der Bach gleich Glöckchen und Schellen tönten, und wo rings Blumen um das Heiligthum blühten und überall Schmetterlinge von Blüthen zu Blüthen flogen! Ach, wer doch wieder ein Kind werden könnte!

8. Pläne.

Der Johannes war zwölf Jahre alt und in allen Künsten und Wissenschaften, die in einer Dorfschule zu erlernen sind, wohl erfahren. Er gehörte zu der ersten Klasse, behauptete stets die erste Bank und meist auch den ersten Platz in derselben. Er überflügelte alle Dreizehn- und Vierzehnjährigen, die Buben, groß wie Hünen und stark wie Bäume, und ein eingezogeneres und folgsameres Kind konnte es im ganzen Kreise nicht geben. Vater und Mutter hatten ihre Herzensfreude daran, wenn der Janns so häufig ein Bild vom Lehrer und einigemal gar ein Buch vom Herrn Pastor mit nach Hause brachte. In den Büchern stand von des Herrn Hand: „Für Fleiß, Fortschritte und gute Aufführung." Die Eltern fehlten in der christlichen Lehre nie, da konnten sie hören, wie der Janns einen langen Strang aus dem Katechismus hersagen konnte, ohne zu stocken, als hätte er eine Predigt gehalten, ohne auf's Papier zu sehen, oder als hätte er vom Knäuel einen langen Faden gewickelt, ohne daß dieser je brach und wieder angeknüpft

werden brauchte. Der kleine Johannes las in den Winterabenden so geläufig vor wie das Stinchen, und bekamen die Stellings etwa eine Vorladung vom Amtmann oder vom Gerichte einen Brief, so las der Knabe das Geschreibsel flott und sofort ab; mochte auch selbst Latein dazwischen sein, und der Schreiber eine noch so gelehrte Hand schreiben, das machte nichts. Gegen seine Aufführung und seine Andacht war in der That auch nichts zu erinnern, doch gegen sein Arbeiten Vieles. Es saß ihm gar nicht, und so behende er sonst war, zum Arbeiten standen ihm alle seine Glieder im Wege; er faßte des Beil oder die Schleppharke an als wären sie so eben aus dem Feuer gekommen, und er hieb so darauf los, daß seine eigenen Hände und Füße mehr Gefahr hatten als das Holz, das er spalten sollte; kurz, zum Arbeiten paßte er wie das fünfte Rad im Wagen, so sagte der Stoffer, der freilich in dieser Beziehung das Brüderchen weit überragte, was er nur zu gut wußte; seine mächtigen Glieder trug er ziemlich zur Schau und prunkte nicht wenig mit seinen Samsonskräften. Wenn Stoffer so prahlte und stichelte, dann nahm Stinchen den Janns in Schutz und bemerkte wohl, „es sei besser ein kleiner Kregel als ein großer Flegel,“ und „Groß sein, thut's nicht allein, sonst holte die Kuh den Hasen ein.“ — Der Vater sprach öfter zur Mutter: „Was fangen wir mit dem Kinde an? Am Bauernwerk hat er keinen Sinn; er sieht nicht mal nach den Pferden, auf die der Stoffer in seinem Alter stets so versessen war; er hat Händchen wie ein Schreiber und Glieder so zart wie ein Stadtkind.“

„Hat er auch keine Hände zum Arbeiten, so hat er doch einen Kopf zum Studiren. Wer aber einen Kopf hat, bekommt leicht einen Hut, und der Kopf ist stärker als die Hand. Sagte nicht der Herr Pastor noch neulich, in dem stecke ein Geistlicher, und sprach der Knabe nicht schon in seinem fünften Jahre, er wolle ein Pastor werden? Die andern Knaben müssen wohl ähnlich denken, sonst nennten sie ihn nicht immer das Herrchen.“

„Frau, auf das Lied paßt eine schwere Melodie; wir werden dabei wohl Athems zu kurz kommen.“

„Er wäre der erste Geistliche nicht, der von einem Bauernhofe käme. Ich hab' mir sagen lassen, das Pfund Studentenfleisch koste zehn Thaler. Studentenblut, das theure Gut, wenig gewinnt und viel verthut. Wenn auch, wir bringen wohl so viel zusammen, so gut wie der und der.“

„Aber wenn nun nichts aus dem Burschen würde; wenn er einige hundert Thaler verstudirte und sagte dann, ich mag nicht mehr, ich will mich von der Welt nicht ganz scheiden, und würde dann ein lateinischer Bauer wie der und der, wie dann?“

„Das wollen wir nun nicht hoffen, und es ist bis dahin noch nichts an dem Jännschen, weßwegen wir solches fürchten brauchten. Man muß bei allen Dingen etwas wagen. Wer nicht wagt, nicht gewinnt.“

„Aber es könnte doch kommen! Wagen gewinnt, wagen verliert. Waghals brach schon oft den Hals."

„O du Doktor Sicher! was könnte nicht Alles kommen? Wenn der Himmel einfällt, dann fallen wir Alle mit. Wer nicht will wagen, bekommt nicht Pferd noch Wagen."

„Wenn's nur nicht so viel kostete! Die beste Kost, die nicht viel kost't."

„Was nichts kostet, ist nichts werth; das Holzschuhmachen ist freilich eher und wohlfeiler zu erlernen. Was kostet denn nichts? Zu jedem anständigen Gewerbe ist Geld nöthig; hat der Knabe seinen Brautschatz verstudirt, so hat er auch sein Brod gekauft, und mehr als Brod."

„Aber wenn er dann später keine Lust am geistlichen Stande mehr hätte?" fragte Stelling, indem er bedeutsam den Zeigefinger erhob.

„Nun, so thäte uns das leid und wir wollen ihn nicht zwingen, dann könnte er doch ein braver Mann werden," versetzte Frau Stelling ruhig und gelassen.

„Aber ein Schreiber oder Doktor soll er nie werden, das kostet Wagen voll Geld; dieß ist ein Punkt und ein Hauptpunkt, und dann heißt's auch: Neuer Arzt — neuer Kirchhof, und der Pastor arbeitet auf dem Acker Gottes und der Doktor auf dem Gottesacker, und Advokaten und Soldaten sind des Teufels Spielkameraden — und Juristen sind schlechte Christen." Also Zeller Stelling. „Es heißt auch," so entgegnete Frau Stelling: „Kein Mensch ist ohne ein Aber, und jeder hat ein Hemd von Menschenfleisch. Man muß die Quecken nicht allein auf dem Acker des Nachbars suchen."

„Nun, wir wollen vorläufig 'mal annehmen, daß Janns ein Geistlicher würde; wie Alle meinen und wie es ganz den Anschein hat, so würde uns das in unsern alten Tagen doch große Freude machen; ich kenne wirklich nichts Besseres und Größeres auf der Welt, als einen braven Geistlichen: wie viel Gutes kann der stiften! und darauf kommt am Ende doch Alles an. Was haben auch die Eltern später von den andern Kindern? Sie heirathen, hangen an Weib und Kindern — so muß es ja auch sein — und gedenken nicht mehr so sehr der Eltern, wenn sie diesen eben auch keinen Verdruß machen. Der geistliche Sohn aber bleibt unser, an ihm hat die ganze Familie eine Stütze, bei ihm können Alle Rath und That finden. Ja, wenn ich's noch erleben sollte, daß ich den Janns am Altare oder auf der Kanzel sähe, ich muß gestehen, das wäre der größte Freudentag meines ganzen Lebens." Diese letzten Worte sprach Mutter Stelling mit vieler Wärme, fast dem Weinen nahe.

Der Vater war auch keineswegs ein unempfindlicher Mann, er mußte sich diese Freude gleichfalls wohl recht lebhaft denken, denn er rieb sich die Augen, als wenn ein Stäubchen hineingeflogen wäre, und die Eheleute waren nun schon halb einverstanden. Nachdem der Herr Pastor sich auch für das Studiren entschieden ausgesprochen hatte, war die Sache richtig. Wie froh

war der Knabe, da er dieß heraus hatte! wie froh war auch Stinchen, die so fest und innig an dem Bruder hing! Dem Stoffer war es nicht so ganz lieb, er bemerkte, man müsse sich nur das Arbeiten nicht angewöhnen, dann brauche man es auch nicht, und habe man einmal den Herrenrock an, so müsse man ihn ja nicht ausziehen, dann behalte man ihn auch an.

Ihm bemerkte Stinchen, es gebe noch andere Arbeiten als jene im Busche und auf dem Felde, und der feine Kopf richte mehr aus als die groben Hände. Darauf Stoffer: „Hennen, die viel gackern, legen wenig Eier.“ Darauf Stinchen: „Wenn die Henne ihr Gackern ließe, wüßte man nicht, daß sie gelegt hätte; und wer Eier haben wolle, müsse sich das Gackern gefallen lassen; und endlich werde es doch Tag, ohne daß der Hahn krähe.“ So sprachen sie zu einander, halb im Scherz, halb in Ernst.

Bald darauf ging die Mutter zum Herrn Kaplan, damit dieser dem Knaben das erste Latein und sonstige Wissenschaften beibringen möge. Er ging darauf ein, und unser Janns besuchte nun außer der Elementarschule in den Nebenstunden auch den Unterricht des Herrn Kaplans. Dieser hatte seine rechte Freude an dem Knaben, da er so leicht auffaßte und dabei so überaus fleißig war; von Mensa bis dies, dann von Amo bis zum Miltiades, Cimonis filius dauerte es gar nicht lange. Allmälig hörte der Knabe auch etwas aus der Weltgeschichte und aus der Erdbeschreibung: eine neue Welt that sich seinem Geiste auf, sein Wissensdurst wurde immer mehr gestillt, und er empfand das hohe Glück, welches wir bei der ersten Erweiterung unserer Kenntnisse so recht tief fühlen, während wir später immer mehr einsehen, daß wir doch in der That so wenig wissen.

Nun wurde von dem Knaben zu Hause auch wenig leibliche Arbeit mehr gefordert; nur das Geflügel hatte er in den Mußestunden noch zu versorgen, und dieses Nebenamt gefiel ihm. Er hatte jeden Morgen die Hühner zu füttern, die ihm dafür auch nachliefen, wo sie ihn nur sahen; und Abends mußte er die Enten nach Hause holen. Er sammelte die Eier und bekam für eine gewisse Anzahl einiges Geld, welches er nach Belieben verwenden konnte, denn die Eltern wußten wohl, daß er's nicht zu Leckereien verwandte. Er kaufte dafür wohl ein Weißbrod für einen hungrigen Schulkameraden, oder Bretzeln für ein krankes Kind, und der fromme Janns warf auch schon einige Pfennige in den Opferstock der Kapelle, worüber Sanct Rochus stand. Dieses Amt eines Oberinspektors des Geflügels an dem Stellings Hofe machte ihm die meiste Last, aber auch die meiste Freude, besonders zur Brütezeit, wenn da auf einmal 12—16 piepende Küchlein in allen möglichen Farben mit der gluckenden Henne von dem Boden oder von der Hille, oder aus dem Bienekorbe auf der Diele kamen, oder wenn ein Dutzend junge Entchen ihren ersten Gang aus dem Ei in die Welt durch den Teich machten. Die Freude steigerte sich, wenn die Küchlein schnell heranwuchsen, immer schöner wurden,

das Gefieder mehr glänzte, und wenn die Hähnchen, deren Kämme immer mehr hervortraten, anfingen, gleich muthwilligen Bübchen gegen einander zu kämpfen oder um die Wette zu jeder Zeit zu krähen, ohne daß es eben anderes Wetter wurde, nicht anders, als hätten sie es aller Welt verkündigen wollen, wie weit sie es in ihrer Kunst schon gebracht. Es war ferner eine Lust zu sehen, wie die Entchen sich schon so geschickt auf den Kopf stellten und untertauchten, als hätten sie sich bereits längere Zeit darauf geübt. In etwas war des Johannes Last und Mühe dadurch verringert worden, daß man bei Stellings in den letzten Jahren die Gänse ganz abgeschafft hatte. Sie gingen dem Nachbarn wohl zu Schaden, — was freilich die Nachbarsgänse auch dem Stelling thaten — dann wurde vom Nachbar, einem giftigen Manne, viel gelärmt und gepoltert; einmal hatte derselbe einen Staats-Gänserich — ein Thier wie ein Schwan! — gar erschossen und zudem gedroht, den Stelling über den Geistberg zu schicken (darüber ging nämlich der Weg zur Stadt und zum wohllöblichen Stadt- und Landgerichte). Da schlug dem Stelling der Verdruß hinein, und er sprach: „Ich will mir um diese Langhälse nicht das Gallenfieber und einen Prozeß zuziehen, und wer einen Prozeß um eine Henne hat, nehme lieber das Ei und lasse die Henne fliegen."

Darauf hat man die Störenfriede nach und nach über die Klinge springen lassen, und längere Zeit gab es bei Stellings jeden Sonntag einen Gänsebraten zur großen Freude des Gesindes und der Kinder; dem Stelling selbst wollten sie aber nicht schmecken. Längere Zeit wurde der lieben Schuljugend der nöthige Bedarf von Schreibfedern vom Stelling'schen Hofe allein geliefert, und die Mägde stopften sich manches Kissen von den Flaumfedern. Da der Johannes jedoch zu sehr von den Wissenschaften in Anspruch genommen wurde, um allein seinem Nebengeschäfte mit der nöthigen Sorgfalt nachzukommen, so wurde ihm Stinchen zur Seite gesetzt; weil er aber dieses Amt stets mit Lust und Liebe und Gewissenhaftigkeit verwaltet hatte, so behielt er die Oberaufsicht und das Schutzrecht über des Hofes Geflügel bei.

9. Der traurigste Tag des Knaben.

Um diese Zeit, nämlich als Johannes etwa zwölf Jahre alt war, hatte das Stelling'sche Haus eine sehr harte Heimsuchung. Der Vater klagte erst viel über Müdigkeit, dann über Kopfschmerz; anfänglich wollte er sich nicht geben und arbeitete darauf los, so sehr ihn die Frau auch bat, sich zu schonen, zu Bett zu gehen und den Arzt zu gebrauchen. Er war noch wenig oder nie recht krank gewesen, darum meinte er, daß er nicht ernstlich krank werden könne. „Es fällt keine Eiche vom ersten Streiche," sprach er. Endlich mußte er sich doch legen. Frau Stelling dachte bei sich: „Zu vorsichtig ist man nicht leicht; besser zu früh, als zu spät!" und ließ ohne seinen Willen einen geschickten Arzt aus Münster kommen. Der schüttelte den Kopf, zuckte die Achseln und

machte eine bedenkliche Miene. Die Frau ward leichenblaß, ihre sonstige Entschlossenheit schien sie für einige Stunden verlassen zu haben, sie ging nachdenkend auf und ab, lief hin und her, kümmerte sich nichts mehr um's Hauswerk, suchte, was sie in der Hand trug, und war nun bald nicht mehr aus der Schlafkammer ihres Mannes zu entfernen. Sie pflegte ihn, wie die Mutter ihr Kind, ja ihre liebevollen Fragen, ihre übereifrigen Dienste fielen dem Kranken fast lästig. Stinchen war ihr stets zur Seite, nur bisweilen mußte sie auf den Hof gehen, um Luft zu schöpfen und sich auszuweinen, daß es die Mutter nicht sähe. Stoffer ritt hin und her, um den Arzt oder die Arznei zu holen, oder was immer dem Vater lieb und nützlich sein konnte; er zeigte einen Eifer, eine Lebendigkeit, Theilnahme und Liebe, deren der oberflächliche Beobachter ihn kaum fähig gehalten. Der sinnige Johannes schmiegte sich so theilnehmend und liebevoll an die Mutter und bat sie, doch nicht so sehr zu trauern und auf den lieben Gott zu vertrauen; dann schlich er in seine Kammer und betete andächtig, der Herr möge doch den geliebten Vater erhalten. Halbe Nächte hat er für ihn gebetet und die Tage über hatte er selbst am Studiren kaum Lust. Viele Thränen hat das Kind in seinem stillen Kämmerchen und im einsamen Busche um des kranken Vaters willen vergossen.

Die frühere Besonnenheit und Entschlossenheit der Mutter kehrten allmälig zurück. Diese ungewöhnliche Frau bebte, wenn ein Gewitter im Anzuge war, zeigte sich aber stark, wenn Blitze auf Blitze und Schläge auf Schläge folgten. Sie drang darauf, der Kranke möge sich mit den hl. Sakramenten versehen lassen, der beste Arzt und die beste Arznei sollten ihm nicht fehlen, nicht unvorbereitet sollte der Mann ihrer Liebe in die Ewigkeit eingehen. Er gab es gern zu, ja er wünschte es. Trauriger und zugleich erhebender Anblick! Der Kranke, den Pforten des Todes nahe, empfängt mit aller Andacht und Ruhe die Tröstungen der hl. Religion, und rings herum Alle, die seinem Herzen die Nächsten sind, den tiefsten Schmerz auf den Gesichtern, die zugleich verklärt werden durch ihre Andacht und ihren Glauben, wie wenn Wolken auf Augenblicke die Sterne und den Mond verhüllen, dann aber wieder schwinden und der Glanz dieser Lichter nun um so mehr hervortritt, oder wie die Antlitze der leidenden und hoffenden Heiligen erscheinen, die ein frommer Künstler malte.

Ein Glück, daß man den Kranken hatte versehen lassen! Gegen Abend redete er schon irre. Nun war er in den Büschen, nun auf dem Felde, nun befahl er dem Gesinde, nun schmälte er mit dem Gesinde, jetzt sprach er mit den Pferden, er war am Fahren, er verkaufte Korn; — es verletzte die tief religiöse Frau nicht wenig, daß nur Zeitliches seinen Geist in diesen ernsten Stunden beschäftigte; doch sie konnte auch ganz andere Erfahrungen machen: er bewegte viel den Mund, er betete, man verstand die Worte deutlich, er machte das hl. Kreuzzeichen; er sprach: „Laßt den Pastor kommen,

geschwind! — Was hilft mir die Welt, wenn ich Gott nicht habe! — Vor einem jähen und unvorhergesehenen Tode bewahre uns, o Herr! Gott ist gütig und barmherzig, er verzeiht denen, die ihn lieben. — Gott verstößt mich nicht. — Ich bin mir nun nichts Böses mehr bewußt. Gut Gewissen, ist ein sanftes Ruhekissen. Gutes Gewissen ist täglich Wohlleben." — Diese Worte erklangen der frommen Frau viel beruhigender. Die Worte eines Fieberkranken und Irren lassen trotz des Mangels an Zusammenhang einen tiefen Blick in dessen Herz werfen, wie Blitze die Nacht auf einige Augenblicke erhellen. Nun kam ein höchst ergreifender Auftritt. Der Kranke sang mit lauter Stimme eine Strophe aus einem alten Kirchenliede:

Wann du dann bist genommen hin,
Kein Mensch wird nach dir fragen,
Bald aus dem Aug', bald aus dem Sinn,
Das Sprüchwort pflegt zu sagen,
All' Lieb' und Treu'
Wird man ohn' Scheu
In's Grab mit dir verscharren,
Dann wem die Welt
So wohl gefällt,
Wird nicht allhie verharren.

Unglücklicher und ungerechter hätte bei solcher Umgebung nie ein Wort gewählt werden können; doch es war ja auch nicht gewählt, es lag keine Absichtlichkeit zu Grunde. Der treuen Frau ging dennoch dieses Lied wie ein Messer durch's Herz, es schallte ihr, wie Gekrächze des Raben und wie der Schrei des Leichhuhns; sie warf sich ihrem Manne um den Hals und rief laut: „Nein, nein! nimmermehr werd' ich und diese guten Kinder Liebe und Treue gegen dich vergessen!" Dann vergoß sie einen Thränenstrom, die Kinder weinten mit und suchten die Mutter zu trösten, vermochten es aber kaum vor Schluchzen. Der Kranke erwachte wie aus einem Traume, lächelte nun die Seinen freundlich an und reichte ihnen die Hände, die sie voll Liebe ergriffen und drückten. Dann schlief er, nachdem man ihm Arznei und Thee gereicht, wieder ein und schien süß zu schlummern. Die Mutter winkte den Kindern, ganz ruhig und still zu sein, um den Vater nicht zu stören. Dann träumte er wieder und sprach: „Stoffer, sei gut gegen deine gute Mutter! mach' ihr kein Herzeleid!" — Der Sohn weinte laut auf, gab seiner Mutter die Hand und versprach ihr, er wolle es, so wahr ihm Gott möge gnädig sein. — Dann sprach der Kranke: „Frau, du hast mir ja Alles vergeben? Du bist besser als ich. Viel haben wir auch nicht gegen einander gehabt; du bist mir immer lieb gewesen; wo ist ein Haus, wodurch nicht etwas Rauch geht? etwas Rauch beißt nicht!" Die gute Frau ergriff seine Hand und ließ sie nicht los. — Der Kranke fuhr nach einer Pause fort: „Der Tod kommt als ein Dieb und scheidet Leib und Lieb. — Der Tod ist Ende aller Noth. Der Tod hat keinen Kalender. — Zum Todesschlaf ist Keiner müde."

Man konnte aus allen diesen Worten unschwer erschließen, womit der Kranke sich beschäftigte. Die Frau wich nicht vom Bette des Mannes, mochte Alles zurückgehen; sie dachte nur an ihn, sie pflegte nur ihn, sie lebte nur für ihn. Auch die Kinder waren nicht aus der Kammer zu entfernen, sie wollten es sich nicht nehmen lassen, zusammen zu pflegen, zu weinen, zu beten, zu trösten. Der entscheidende neunte Tag kam, er brachte dem Kranken die Besinnung wieder. Dieser gab nun Verordnungen, wie er's nach seinem Tode gehalten wissen wollte, ermahnte seine Kinder, nahm von ihnen Abschied, reichte Jedem die Hand und sagte ihm: „Gute Nacht!" Um 10 Uhr endete er unter den Gebeten des Pfarrers. Er starb in den Armen seiner treuen Frau, umgeben von seinen drei braven Kindern; er starb als Christ, ergeben in Gottes Willen, er ging mit Hoffnung in die Ewigkeit; aufrichtige Thränen, Segenswünsche und Gebete der geliebten Seinigen folgten ihm. Sie werden ihn nie vergessen. Am Begräbnißtage gingen die beiden Söhne unmittelbar hinter der Leiche, und wenn Einer von den zahlreichen Begleitern hinblickte zu den frommen guten Kindern, dann wollte ihm das Herz übergehen. Nie haben sie und hat Stinchen so bitterlich geweint, nie haben ihnen die Glocken so traurig geklungen als damals, da die Nachbarn den guten Vater mit seinem engen schwarzangestrichenen und mit einem weißen Kreuze versehenen Bretterhäuslein in die dunkle Grube hinabsenkten, und als der Priester drei Schaufeln voll Erde darauf warf, daß es dumpf aus dem Grabe wiederhallte und bei der Stille auf dem Kirchhofe nachtönte. Sie wußten wohl, was sie verloren hatten; in diesem Augenblicke traten des Vaters Liebe und Sorgfalt so recht lebendig vor ihre Seele, und sie dachten nun, daß der Gräber den drei Schaufeln des Priesters viele nachsenden werde und sie den guten Vater in diesem Leben nie wiedersehen würden. Man hörte zwischen den Gebeten des Priesters und dem Knistern der Lichter das laute Schluchzen der Kinder; doch mit einem doppelten Troste verließen sie den Gottesacker, sie hatten dem Verblichenen nie Herzeleid zugefügt, und sie durften hoffen, ihn einst bei dem himmlischen Vater wiederzusehen. Von dem Schmerze der treuen liebevollen Frau will ich hier nichts sagen, wer ein Herz hat, wird ihn am besten mitfühlen. Ich vermag ihn nicht zu schildern und ahme daher den Künstler nach, der bei dem Opfer der Iphigenie auf Tauris das Angesicht des Vaters verhüllt darstellte, weil er daran verzweifelte, das Wehe desselben genügend auszudrücken.

10. Des Knaben schönster Tag.

Johannes war dreizehn Jahre alt, da feierte er den glücklichsten Tag seines Lebens; er ging zum ersten Male zum Tische des Herrn. Diese Handlung ist zu heilig, als daß ich in einer halb weltlichen Erzählung viel davon sprechen möchte; das geschieht am besten in der Kirche und in Erbauungs-

büchern. Es ziemt sich, daß man das Allerheiligste zuweilen verhülle, wie der Priester um das Ciborium am grünen Donnerstag einen Schleier legt und das hochwürdigste Gut in einem verschlossenen Tabernakel aufbewahrt wird. Nur Einiges muß ich doch davon anführen, denn meine Geschichte ist doch auch eine halb geistliche. Wer einen König zu erwarten hätte, könnte sein Haus nicht sorgsamer säubern, nicht schöner ausschmücken als der Knabe sein Herz zum Empfange des himmlischen Gastes. Mehrere Wochen vorher begann er schon mit diesem Geschäfte; da mußten alle weltlichen Bücher und Wissenschaften weichen, nur das Eine nahm seine ganze Seele in Anspruch vom frühen Morgen bis zum späten Abend; es war selbst der Gegenstand seiner unschuldigen Träume zur Nachtzeit. Dann weilte er bei den Engeln und Heiligen im Himmel, hörte die Lobgesänge der Cherubim, sah den Dreieinigen in einem Lichtmeere; und wiederum stand er im Kreise der israelitischen Kinder, die der göttliche Heiland segnete, auch er drängte sich an den göttlichen Freund, dieser blickte auch ihn so liebreich an und sprach so leutselig und sanft, zu ihm zu kommen, und der Knabe knieete tief gebeugt vor ihm nieder, seines Segens harrend; oder er befand sich in der Kirche, die Orgel ließ ihre sanftesten Töne vernehmen und es erklangen Gesänge, ähnlich wie jene im Himmel; am Altare stand der Pfarrer, das goldene Ciborium in der Hand, von welchem Strahlen ausgingen wie von der aufgehenden Sonne; der Tisch war gedeckt, das Tuch von blendend weißer Leinwand flimmerte gleich dem gefrornen Schnee, worauf die Sonne scheint; dann warf sich der fromme Knabe zur Erde nieder, klopfte an die Brust und erwachte. — Keiner im Hause störte ihn in seiner Andacht, Alle erbauten sich an ihm, Alle ersuchte er um ihr Gebet, daß er möge würdig die heiligste Handlung begehen. In der Nähe des Knaben enthielten sich die Knechte des Singens und Flötens, die Mägde sprachen leiser und lachten nicht, und wenn die Mutter und der treue Joseph auf das fromme Kind blickten, so konnten sie sich nur mit Noth der Thränen erwehren. Es sah nur freundliche Blicke, es hörte nur liebe Worte, denn die Unschuld hat einen mächtigen Zauber für Jeden, wie viel mehr für gute Menschen! sie feiert herrliche Triumphe, ohne dieselbe zu wissen und zu wollen. Nur mit der sinnigen und innigen Schwester verkehrte der Knabe stets; ihr konnte er seine Bedenklichkeiten über seinen Gewissenszustand mittheilen, ohne belächelt zu werden, denn Beide waren nicht nur Ein Herz und Eine Seele, sondern auch zwei gleich reine Herzen und Seelen. Die Schwester betete mit ihm und unterhielt sich mit ihm über das bevorstehende Glück, das ihr schon vor mehreren Jahren war zu Theil geworden.

Am Abende vor dem hohen Feste — dem dritten Sonntage nach Ostern — verließ der Knabe sein Kämmerchen gar nicht, er war nur mit Beten beschäftigt, nur Ein Gedanke lebte in seinem Geiste, nur Eine Liebe

füllte sein Herz. Wie sich wohl sein hl. Schutzengel über ihn in diesen Stunden gefreuet hat! Früh erwachte er, für dieses Mal hatte er vor Allen zuerst sein Bett verlassen. Als die Mutter in's Kämmerchen trat, kniete er bereits vor seinem Altärchen. Noch nie hatte die Mutter freundlicher und liebreicher zu ihm gesprochen wie an diesem Morgen, obschon sie noch nie unfreundlich zu ihm hatte sprechen müssen. Sie gab ihm einen ganz neuen Anzug vom Kopfe bis zu den Füßen, und es kleidete den Knaben wunderschön; zu seinem natürlich hübschen Aeußern war nun noch die Kunst gekommen. Nie — so kam es dem Johannes vor — war die Sonne so freundlich aufgegangen, hatten die Lüfte ihn so sanft angeweht, hatten die Vögel so lieblich gesungen, die Bäume sich so geschmückt, wie an diesem Tage. Es war ein spätes Ostern gewesen, und darum Alles schon in Blüthe. Stinchen war bereits angekleidet, ging im Garten auf und ab und sang mit der Lerche und Nachtigall um die Wette ein Lied des Großvaters:

Die ganze Welt, Herr Jesu Christ,
In Deiner Urständ fröhlich ist;
Jetzt grünet, was nur grünen kann,
Die Bäum' zu blühen fangen an.

Es singen jetzt die Vögel all',
Jetzt singt und klingt die Nachtigall,
Der Sonnenschein jetzt kommt herein
Und gibt der Welt einen neuen Schein.

Wie lieblich klangen dem Knaben diese Worte aus dem Munde seiner frommen Schwester! Noch eine Stunde, da erschallen auch die Glocken aus dem Dorfe so hell, so freundlich bei der stillen Luft und dem blauen Himmel, wie Engelstimmen. Alles schien dem Johannes heute schöner auszusehen und lieblicher zu erschallen wie sonst. Wo Frühling im Herzen wohnt, da ist der äußere Frühling ja doppelt schön.

An diesem Tage blieb nur der eine Knecht während des Hauptgottesdienstes zu Hause — er war schon in der Frühmesse gewesen — und das noch ungern. Die Andern wollten insgesammt dem Feste der unschuldigen Kinder beiwohnen; um keinen Preis hätten sie heute gefehlt, zumal da das allgemein beliebte fromme Kind des Hauses sich unter der glücklichen Schaar befand. Als sie in die Kirche gingen, da seufzte die Mutter, indem sie zum Grabe des Mannes und Großvaters den Blick warf: „Ach, lebten Beide noch, wie würden sie sich heute freuen! doch sie freuen sich ohnehin mit.“ Die Kirche war gedrängt voll, Viele standen auf den Bänken, Viele weilten vor der Thüre; doch keine Unruhe, keine Störung; man war ja zu der heiligsten Handlung versammelt. Die Gesänge und Gebete klangen heute, als wären sie aus dem Himmel selbst gekommen. Der hehrste Augenblick war endlich da. Stille wie um Mitternacht in der Sommerzeit, wenn der Hauch der Luft zu schwach ist, das Schilf am Ufer, den Stengel der Blume im Garten, den Ast des Baumes zu bewegen, wenn man den Thautropfen schier hören könnte, der von der Blume des Beetes fällt. Die Orgel schwieg, nur den Priester hörte man am Altare die geheimnißvollen Worte sprechen.

Welche Andacht, welche Rührung, welcher feste Glaube, welche kindliche Liebe, welches Glück in den Mienen der Kinder! Tritt ja nie das Himmlische und Engelähnliche im Menschen — er beherbergt leider auch nur zu viel Irdisches und Böses — offener und schöner hervor als bei unschuldigen Kindern und als am Tage ihrer ersten hl. Kommunion. Der Knabe geht unter ihnen wie ein Engel des Himmels! Da bleibt kaum ein Auge trocken. Eine feierliche Viertelstunde und das heiligste Geheimniß ist gespendet.

Nach einigen Gebeten erhebt sich der Pfarrer, er hält seine Predigt, fühlt sich in diesem Augenblicke glücklicher als an irgend einem andern Tage im Jahre: er empfindet jetzt recht die Wonne, ein geistlicher Vater der ihm Anvertrauten zu sein. Nie sind ihm die Kinder ergebener, nie drängen sie sich so vertrauend an ihn, nie scheinen die Eltern mehr überzeugt, daß sie an einem guten Priester einen hohen Segen Gottes für sich und die Ihrigen haben. Der Pfarrer sprach aus dem Herzen, es mußte zu Herzen gehen. Daß die Kinder und deren Eltern weinten, brauch' ich nicht zu sagen. Selbst Männer, die nicht leicht zum Weinen kommen, griffen nach ihrem Taschentuche. Wer hätte es z. B. von des Knaben einzigem Bruder erwarten sollen? Er trug allerdings Licht in seinem Geiste, aber es brannte oft darin wie in einer geschlossenen Laterne, und seinem Herzen fehlte es keineswegs an Feuer, nur daß es mit einer dichten Lage Asche bedeckt war. Der Pfarrer hatte die Asche heute ganz weggeblasen und die Flamme zeigte sich deutlich genug. Rührend erschien besonders die Theilnahme des treuen Joseph; er war nachher fast auf sich selbst böse, daß er geschluchzet wie ein weichherziges Mädchen. Manchen mochten auch die Zähren entströmen, weil sie sich gestehen mußten: „Wir sind nicht mehr so rein, unschuldig und glücklich wie diese Kinder! Wir könnten es sein und wollten es nicht; es gab eine Zeit, da waren wir auch wie diese reinen Seelen; ach, könnten wir sie zurückrufen! es war doch besser damals, nun haben wir das Paradies verloren durch eigene Schuld — wehe!"

Als die Kinder aus der Kirche kamen, drängten sich die Verwandten und Bekannten um sie. Es ging zum Pastorat, wo sie dem Pfarrer für seinen schönen Unterricht und für seine viele Mühe, die er mit den Kindern gehabt, dankten. Jedes erhielt zum Andenken an den hl. Tag ein Bild, das hl. Abendmahl darstellend. Unser Knabe ließ das seine später in einen Rahmen einfassen und hat es sein Leben lang sorgfältigst aufbewahrt. Vor der Thüre warteten auf den Johannes die Mutter, Stinchen, Stoffer und der treue Joseph. Jeder wollte dem frommen glücklichen Knaben zunächst sein. Im Hause war köstlicher wie sonst angerichtet. Der Knabe bekam von den Meisten im Hause kleine Geschenke zum Andenken. Kein Knecht und keine Magd wollte heute zurückbleiben, irgend ein Bild wurde zum Mindesten hervorgesucht. Die Mutter übergab dem Knaben jetzt des seligen

Vaters Uhr und sprach dabei: „Werde brav wie dein guter Vater, und wenn du diese Uhr ansiehst, so denk an ihn, daß der Herr ihm die ewige Ruhe gebe, wenn er sie nicht schon gefunden hat, wie wir wohl hoffen dürfen.“ Die Mutter sprach diese Worte weich und stockend, und dem Knaben standen die Thränen dabei in den Augen. Sie fuhr fort: „Du hast gewiß heute schon an ihn gedacht, nie erhört der Herr dein Gebet eher und lieber als an diesem Tage.“

„Mutter, wie du fragen kannst? Woran hätte ich denken sollen, wenn ich das vergessen hätte?“ Am Nachmittage fanden sich alle Kommunionkinder wieder in der Kirche ein. Dann brachte der Johannes mehreren Armen ein reichliches Almosen, das ihm die Mutter geschenkt, denn der Herr Pastor hatte gesagt, wer es könne, solle an diesem Tage vorzugsweise Werke der Barmherzigkeit verrichten; man müsse ja an dem Tage, wo der Heiland die größte Ehre und höchste Liebe dem Menschen erzeigt habe, ihm wieder etwas zu Liebe thun.

Was vom schönen Tage noch übrig blieb, das wurde frommen Gesprächen im engsten Familienkreise gewidmet. Nie hat der Knabe sein Abendgebet andächtiger verrichtet, nie ist er ruhiger und früher zu Bette gegangen als am Abende des schönsten Tages seines Lebens. Die ganze Nacht über verweilte er im Himmel, bei dem lieben Heilande, bei dessen Jüngern, bei den unschuldigen Kindern, bei den Engeln des Himmels; sie nannten ihn bei Namen, sie führten ihn in einen Lustgarten, das Firmament strahlte wie Gold und Silber und Edelsteine, himmlische Bäume mit himmlischen Früchten, Blumen in nie gesehener Farbenpracht, wunderliebliche Gesänge der Engel und Heiligen! Die Mutter Gottes als Königin des Himmels, eine goldene Krone tragend mit Diamanten, die mehr strahlten als Sterne, im blauen Mantel, das Scepter in der Hand, blickte so freundlich auf ihn und winkte, näher zu kommen. Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! — Zwei Sterne warfen ihre Strahlen durch die leise bewegten Aeste des großen Birnbaums in die Bettstelle und in des Knaben Gesicht; sie strahlten so freundlich und lieblich, als wären es die Augen des Herrn selbst gewesen.

11. Der Student.

Kurz nach dieser Feier wurde Stinchen die Frau des Schulzen Eichhorst und Stoffer heirathete des Letztern Schwester. Johannes studirte nun gar fleißig und zeigte sich als einen rechten Ueberflieger. Er lernte nun zum Lateinischen noch gar das Griechische, und τύπτω hat ihm nicht viel mehr Last gemacht, als wenn der Stoffer einige Morgen Landes umpflügte. Er hatte den pythagoräischen Lehrsatz los, wie die Mutter ihren Kalender; nur konnte diese es nicht begreifen, was alle Dreiecke und Vierecke und die Winkel und

die Zirkel auf der Schiefertafel des Studenten sollten mit dem geistlichen Stande zu thun haben. In der Weltgeschichte wußte der Knabe auch schon ziemlich Bescheid, und er mußte dem Joseph oft genug Abends unter der Eiche oder am Herde erzählen von Alexander, Hannibal und Cäsar, oder von Sokrates, Diogenes und Cicero. Kurz, der Johannes durfte es schon wagen, nach Münster zum Examen zu reisen. Eichhorst gab seinen Kutschwagen her; der Herr Kaplan, der bisherige Professor des jungen Studenten, zog mit; die Mutter und Stinchen schlossen sich an, und der Stoffer wollte selbst fahren, zumal da man den Hanns vorspannte, der noch immer seine krummen Sprünge machte. Der Koffer war mit allem Nöthigen hinreichend versehen. Janns nahm von Allen Abschied, Alle hatten ihn lieb und wünschten ihm zu seinem neuen Stande von Herzen Glück. Der Herr Pastor gab ihm gute Lehren auf den Weg, und der Joseph, die treue Seele, zog ein Schaustück aus seinem ledernen Beutelchen zum Andenken. Der Abschied ging noch leidlich gut, denn die Besten und Liebsten hatte der Student bei sich; nur bei der Trennung von Joseph war's freilich nicht ganz ohne Thränen abgegangen. Dieser hatte lange dem Wagen nachgesehen. Als es mit der Kutsche durch das Dorf ging, da standen viele von Janns Kameraden auf der Gasse, reichten ihm die Hand und bedauerten es aufrichtig, daß der gute Bube von ihnen schied. Einige Stunden weiter glaubte der Knabe, der noch nie weit vom Hause gewesen, schon in ferner, ferner Fremde zu sein. Andere Kämpe, Büsche, Weiden, andere Kirchen und Thurmspitzen hier und da, und andere Menschen. Noch einige Stunden weiter, da erblickte man schon den Lambertithurm, der über die andern hervorragt wie eine schlanke Eiche über die dickeren Eichen und Buchen des Waldes. Welche Freude! Jetzt war der Knabe dem Sitz aller Wissenschaften und Künste, wie er glaubte, nahe.

Bei dem Einzuge in die Stadt, wie schön und hoch erschienen ihm die Häuser, besonders die Kirchen, an welchen sie vorbeikamen, denn auf diese hatte das angehende Herrchen sein Hauptaugenmerk mit Recht gerichtet. Doch etwas beengend kam es ihm in den Straßen vor; da wehte nicht der frische Wind wie auf den Kämpen seiner Heimat. Jeden Augenblick mußten sie einem Wagen vorbei, und die Mutter und Stinchen und Janns fürchteten es möge ein Unglück geben, denn der Hanns vom Lande war eben in seiner hoffärtigen Laune und stolzirte gegen die Herrenpferde vor den schönen Kutschen an, die in der Sonne spiegelten, während die von Eichhorst in den letzten Jahren nicht lackirt und jetzt mit Staub bedeckt war. Da konnte sich der Janns überzeugen, daß es doch noch prächtigere Wagen in der Welt gebe als der von Eichhorst. Daß es aber noch prächtigere Rosse geben solle als der Hanns, das gab wenigstens Stoffer nicht zu. Sie hielten nun ihre Einkehr, nicht in dem König von England, aber doch in

einem anständigen Wirthshaus. Der Knabe war verlegen und sprach leise, als er die fremden Gesichter in der Wirthshausstube sah, und es berührte ihn unangenehm, als ein Mann mit einem großmächtigen Barte einen etwas unsaubern Witz machte, worüber der Janns für den Inhaber des Bartes nicht wenig roth wurde. Darauf nahmen sie einige Erfrischungen, und gleich darauf gingen der Dorfprofessor und der Dorfstudent zum Herrn Direktor des Gymnasiums. Der Dorfknabe antwortete erst befangen, dann besser, endlich sehr gut; er wurde in die dritte Schule (nach dem alten Style) aufgenommen, und der Student war nicht wenig froh, als ihm der gelehrte und freundliche Mann auf die Schulter klopfte und ihm seinen Beifall zu erkennen gab; nicht viel weniger froh war auch der Dorfprofessor, denn ein guter Lehrer liebt seinen guten Schüler, und ein guter Schüler ist begeistert für seinen guten Lehrer.

Es wurde dem Kaplan schwer, auf dem Rückwege seinem Jünger nachzukommen. Dieser lief ihm endlich voraus, drang in aller Eile in die Wirthshausstube und rief trotz der Anwesenheit einiger Fremden zu seiner Mutter und Schwester: „Aufgenommen! in die dritte Schule! Victoria!“ Nun waren Mutter und Schwester auch überglücklich, und die anerkennenden Worte, womit sonst die Mutter eben nicht verschwenderisch war, hatten kein Ende, und es fehlte wenig, so hätte Stinchen mit dem jungen Studenten in der Wirthsstube herumgetanzt vor lauter Seligkeit. Selbst der Stoffer, der nicht leicht in Begeisterung zu bringen war, nickte beifällig und sprach: „Guter Anfang!“ und bestellte sich vor lauter Lust ein zweites Glas Bier. Er forderte zudem den gelehrten Bruder auf, sich auf den Schreck auch etwas zu erquicken. Tags darauf wurde eine Miethe für den jungen Studenten aufgesucht und gefunden. Er wurde bei braven Bürgersleuten untergebracht, die auch ein Auge auf ihn haben sollten. Er wohnte und schlief auf demselben Zimmer; dieses war tapezirt, wenn auch klein, und dem Johannes machte es nicht geringe Freude, daß er ein Zimmer für sich allein hatte, wie ein Herr, und ungestört studiren konnte nach Herzenslust. Nachmittags zogen die Begleiter wieder ab, und dabei fielen dem Studenten die hellen Thränen aus den Augen, er stellte sich oben auf Ludgeri Thor, sah dem Wagen nach, bis eine Staubwolke denselben seinen Blicken entzog, hörte noch eine Zeitlang das Rasseln, dann sah und hörte er nichts mehr. Er setzte sich unter eine Linde, tiefsinnig, das Haupt auf die Brust gesenkt.

Am Tage hatte er noch Zerstreuung; er sah sich das gothische Rathhaus an, blickte staunend zum hohen Gewölbe der schönen gothischen Lambertikirche hinan und zur Kanzel mit Sanct Michael und dem Lindwurm und mit dem langen, langen Schwerte des Erzengels; ging dann in den Dom und bewunderte die Uhr mit dem kleinen Trompeter und das jüngste Gericht über der Thüre und den großen Christophorus; er stierte darauf zum große

Schlosse hinauf, das ihm schier als ein ganzes Dorf vorkam, und ging einsam im Schloßgarten spazieren. Endlich besuchte er Ueberwassers Kirche, worin die Dorfkirche mehremalen wohnen konnte; auch betete er in jeder Kirche gar andächtig, daß der liebe Herr ihm möge in seinem neuen Stande beistehen, und daß er gegen Ostern möge Alle gesund und glücklich wiedersehen, vor Allen die Mutter, das Stinchen, den Stoffer, auch den treuen herzigen Joseph, und die Herren, den Pastor und Kaplan. Dann ging er, nachdem er sich lange auf den Straßen verirrt, auf sein Stübchen, sah gar traurig aus, legte den Kopf auf seine Hand und dachte, wo jetzt alle die Lieben in seiner Heimat wohl wären und was sie begännen oder sprächen. Die ganze Nacht über war er in der Heimat, unter der Eiche des Hofes, im Busche, im Kämmerchen, bei der Mutter, er hörte deutlich Stinchens freundliche Stimme, Stoffer fiel vom Hanns herunter und zerbrach ein Bein, worauf der Student ein Geschrei erhob und erwachte.

Am andern Morgen war er mit den Vögeln auf — denn heute begann der Unterricht — um ja nicht zu spät zu kommen. Die Gesänge in der Jesuitenkirche gefielen ihm sehr wohl, und er betrug sich so anständig und betete so andächtig als Einer oder gar als Keiner. In der Schule war's ihm auch eben recht, der Herr Professor schien doch noch gelehrter zu sein als der Herr Kaplan. Der Student freuete sich, daß sein Wissensdurst jetzt ganz befriedigt werden könnte, und er entschloß sich ernstlich, daß er nicht hinter den Andern zurückbleiben wollte, dann nähme er lieber selbst die Nacht zu Hilfe. Als Johannes in der Stadt herumgegangen war, da hatte er vor Jedermann sein Käppchen gezogen und Jedem die Zeit des Tages gewünscht, wie er von den Eltern zu Hause und vom Lehrer in der Schule unterwiesen war, daß man thun müsse. Es fiel ihm nun schmerzlich auf, daß Viele von seiner Artigkeit gar keine Kenntniß nahmen, Einige nicht mal wiedergrüßten, Andere lächelten; einmal hörte er, daß man bemerkte, man könne doch auf hundert Schritte weit die Kinder vom Lande erkennen. Vor der Schule und nach der Schule hatte er auch schon einiges Herzeleid, es kam nicht von ihm, sondern von seinem Rocke und seiner Kappe; die Sache verhielt sich, um philosophisch gründlich zu sein, also: Meister Treff — so hieß der erste Kleiderkünstler des Dorfes, weil das Gelingen bei ihm ein Treffen war — Meister Treff demnach hatte diesen Rock gemacht; er hatte für dieses Mal am Tuche nichts gespart und in der Scheere war auch nichts geblieben; leider hatte er aber beim Anfertigen sothanen Kleides eben seinen guten Tag nicht, es hätte noch wohl ein Johannes II. darin zugeknüpft werden können. Darüber hatten die Stadtkinder das Landkind entsetzlich zum Besten; dann war der Schnitt seiner Kappe auch seit zehn Jahren in der Stadt bereits aus der Mode, während man auf dem Lande noch immer damit glänzen konnte; das war der zweite

Punkt des Anstoßes und Gelächters und Aufziehens. Das Stinchen hatte das ganze Unglück wohl vorhergesehen und dem Meister Treff gehörig die Leviten gelesen; aber geschehene Dinge lassen sich nicht ungeschehen machen, und zum Aendern des Rockes war keine Zeit mehr da. Endlich hörte er, wie einige Studenten, Kinder aus der Stadt, das Wissen, Leisten und Leben ihres Professors einer überaus scharfen, bittern und höhnischen Kritik unterwarfen, welchen Herrn der Johannes vom Lande aber höchlich ehrte, wie es denn auch nicht anders als recht ist. Das that diesem in der Seele wehe, und er glaubte sich berufen Einspruch dagegen einzulegen. Dazu kam, daß er bei einigen unsaubern Reden jener Burschen etwas den Predigerton anstimmte, worauf und wodurch er sich dann den Namen pius Aeneas zuzog. Darüber wurde der Knabe sehr betrübt, weil er es so gut meinte und nur nach dem Katechismus gehandelt hatte. Das Blättchen wendete sich indeß allmälig, es wurde componirt und der pius Aeneas kam in die erste Bank; das gab gleich einigen Respekt, der sich mehrte, als unser Student auf keine Frage die Antwort schuldig blieb und des Professors volle Anerkennung fand. Nach und nach schlossen sich ihm einige Freunde an; es schien in der That, als wenn die Bewerbung um seine Freundschaft bei Einzelnen nicht ganz ohne eigennützige Absichten gewesen, als wenn diese nämlich durch den ambrosischen Duft der aus der Heimat mitgebrachten Schmeckewell herbeigezogen wären, womit Johannes auch gar nicht geizte. Das war es aber nicht allein; den Eigennutz muß man mehr in den höhern Lebensaltern suchen, als in der frühen Jugendzeit. Viele Schüler gewannen den Knaben doch, trotz seines weiten und breiten Gewandes und seiner altfränkischen Kappe, lieb, weil er so sanft, wirklich fromm und liebenswürdig war. Er fand allmälig, wenn man ihn aufziehen wollte, Vertheidiger, die dem Bedrängten nöthigen Falls auch ihre Arme geliehen hätten. Bald war indeß der Johannes mit Allen ohne Unterschied gut Freund.

Drei Tage lang hatte er ein entsetzliches Heimwehe, er sehnte sich nach der frischen Luft der Saatenfelder, nach dem Schatten und Gesange in den Büschen, nach den traulichen Unterhaltungen der Landleute, nach der Liebe seiner Mutter und Schwester; es war ihm, als hätten die großen Häuser ihm auf den Kopf fallen und die Schwüle in dem Schulzimmer ihn ersticken wollen, und als hätten die Glocken auf den Stadtthürmen wie Todtengeläute geklungen. Da fiel ihm nicht selten das wehmüthige Lied ein, welches er oft von dem Joseph gehört:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,
In's Vaterland mußt' ich hinüberschwimmen,
Das ging nicht an!

Ein' Stund' in der Nacht,
Sie haben mich gebracht,
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, sie fischten mich im Strome auf,
Mit mir ist's aus!

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment,
Ich soll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm' gewiß doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut seht ihr mich zum letzten Mal.
Der Hirtenknab' ist doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir solches angethan,
Das klag' ich an.

Wie dem Schweizer, der den Kuhreigen hört, so war unserm Studenten zu Muthe. Zum Glücke währte dieser Zustand nicht lange. Die Liebe zu den Wissenschaften drang durch, eine neue Welt von Begriffen und Kenntnissen eröffnete sich vor seinen Augen und er sah dorthin mit der Sehnsucht des Columbus, als dieser Land — Land erblickte.

12. Der Besuch.

Der Student war bereits eine Woche zu Münster, da hielt er es für hohe Zeit, denen in der Heimat etwas von sich hören zu lassen. Er schrieb an seine Mutter, wie lieb er sie habe, es vergehe kaum eine Stunde, daß er nicht an sie denke, und kein Abend, wo er sie nicht in sein Gebet einschließe, und keine Woche, wo er nicht gern einmal bei ihr wäre. Dann theilte er mit, daß er mit den andern Studenten recht gut über Wege kommen könne, in der ersten Bank sitze und hoffe, diesen Platz auch zu behaupten; ferner, daß er noch keine Sylbe Pönitenz habe schreiben brauchen, und daß ihm der Herr Professor noch kein hartes Wörtchen gesagt, ja ihn noch nicht mal sauer angesehen habe. Den Stoffer und seine Frau und den treuen Joseph grüßte er zum Schlusse viel tausendmal. Daß die Mutter solches gern hörte, brauch ich wohl nicht zu erzählen; der Joseph war schier närrisch darüber, daß der liebe Knabe ihn noch nicht vergessen, der Stoffer und seine Frau hörten's auch gern, und es war ihnen im Grunde jetzt doch ziemlich recht, daß der Janns studire, wenn sie dachten, daß sie künftig einen geistlichen Herrn in ihrer Familie haben sollten. Stinchen bekam auch einen eigenen Brief voll von Anspielungen auf die gemeinschaftlichen unschuldigen Freuden ihrer Jugend, voll Liebe und Herzlichkeit, voll Offenheit über seine kleinen Leiden und seine großen Freuden; insbesondere bat aber der Knabe um Neuigkeiten aus dem Dorfe und dem Kirchspiel, denn er meinte, es müsse

schon Unsägliches dort vorgefallen sein; vor allen Dingen aber ersuchte er darum, ihm aufrichtig zu schreiben, wie es der lieben Mutter noch ginge. Stinchen war ganz entzückt und antwortete noch den nämlichen Tag, wo sie das Schreiben empfangen hatte, denn es machte ihr wenig Mühe, einen Brief aufzusetzen, und es war in der That ein trefflicher Brief, wenn ihm auch lakonische Kürze fehlte, denn die ist überhaupt der Frauen Sache nicht, und in Betreff des Mir und Mich hatte sie auch schon viel wieder vergessen, im Uebrigen hätte sie ein Bild für den Brief verdient. Sie schrieb auch über die Schulzeit, wie sie zusammen gelernt, geplaudert, Blumen gesucht und so glücklich gewesen; dann über die Mutter, die mit jedem Tage jünger werde, kein Rünzelchen auf der Stirn, Backen so roth wie Päonia im Garten, flink wie ein Lämmchen auf der Weide, noch wie vor zwanzig Jahren; sie dürften hoffen, dieselbe noch lange, lange zu besitzen, um welches sie auch den lieben Herrn täglich auf den Knieen bitten wollten; dann schrieb sie von ihren eigenen Angelegenheiten, wie der Herr sie in Allem gesegnet, wie gut und glücklich ihr Mann und wie zufrieden die alten Leute seien; dann kamen die Neuigkeiten, daß des Nachbars Dölfchen eben vor dem Tode wiedergekehrt und der alte Todtengräber, der so Manchen in die Grube gesenkt, jetzt gleiches Loos erfahren, daß der Hanns den Joseph abgeworfen, dieser aber Gottlob keinen Schaden bekommen habe, und daß man im Begriff stehe, die Kirche zu weißen, und daß man im künftigen Frühjahr noch ein Fach an Eichhorsts Haus ansetzen wolle. Am Schlusse sprach sie ihre Freude darüber aus, daß er gegen Ostern in die Ferien reisen, und was dieß für ein Fest im ganzen Dorf und Kirchspiel geben werde. Einige Tage später bekam auch der Herr Pastor einen Brief, worin der Student versichert, daß er die guten Ermahnungen nie vergessen werde, die er bei dem Abschiede bekommen. Dann schrieb er ihm viel über den Eindruck, den die großen Kirchen, der Gottesdienst und die mächtigen Prediger auf ihn gemacht, und endigte damit, daß er sich in das Gebet seines lieben ehemaligen Pfarrers einschloß, dessen ein so unerfahrenes Kind wie er in einer großen Stadt wohl bedürfe. Ein Brief an den Herrn Kaplan lag ein. Dieses Schreiben enthielt außer Dankesäußerungen lauter Wissenschaft und Kunst, welche Klassiker vorgetragen würden, wie man das Uebersetzen und Erklären hier angreife, wie weit sie in der Mathematik gekommen, und einige Aeußerungen über die Geschichte der Römer, welche der Herr Professor so sehr anziehend vortrage u. s. w. u. s. w. Die beiden geistlichen Herren haben den Knaben auch nicht lange auf Antwort warten lassen. Die Mutter war aber nicht sehr von Schreiben; sie schickte nach einiger Zeit einen Extrakourier ab, wozu auf sein inniges Verlangen der treue Joseph auserkoren wurde. An einem schönen Morgen sattelte er die Docke — der Hanns war für ihn zu gefährlich und er für den Hanns zu steif, der duldete nur, wie der Bucephal den

Alexander den Großen, seinen Herrn, Christophorum Magnum. Docke war aber fromm, und zwar nicht aus Mangel an Hafer, sondern von Natur, wohlgenährt, kurz und gedrungen, konnte Hitze und Kälte vertragen ohne Schnupfen zu bekommen, nur bedurfte sie zuweilen einer kleinen Ermahnung und Nachhilfe mit einem Sträuchlein aus der Hecke oder mit dem Fuß, beileibe aber nicht des Sporns, dann wäre sie rasend geworden trotz ihrer sonstigen Gutmüthigkeit. Hintenauf war ein inhaltsreicher Sack geschnürt. So zog nun der Joseph mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt fürbaß. Er ritt Stunde auf Stunde, denn er machte weder an Menschen noch Vieh übertriebene Anforderungen, gleichwohl hätte er vermittelst des Sträuchleins oder der Füße leicht einige Stunden ausgewinnen können, ohne daß es der Docke an die Gesundheit oder gar an's Leben gegangen wäre. Vor den Wirthshäusern am Wege hielt Docke still, denn hierin war sie die Dummste nicht, und nur einmal stieg ihr Reiter freiwillig ab, um seinem Gaul Brod und Wasser und sich selbst einen Schluck Bier verabreichen zu lassen. Ungefähr zur Mitte des Weges gelangt, schien das Roß zu meinen, es sei nunmehr Zeit etwas auszuruhen; sein Herr konnte nicht verhindern, daß er sich urplötzlich auf einer Wirthshausdiele befand, und es bedurfte der ganzen Kraftentwicklung des Reiters, daß er nicht mit in den Stall hinübergezogen wurde, denn Docke zeigte nunmehr, daß sie auch wohl etwas vermöge. Uebrigens kamen Beide glücklich in Münster an. Auf der Straße ritten sie mit Hindernissen; einige Straßenbuben, die bemerkten, wie gemächlich Beide waren, suchten durch Steinwürfe der Docke Schnelligkeit beizubringen, worauf der Joseph ihnen einige gehörige Verbindlichkeiten sagte und bedauerte, seine Peitsche zu Hause gelassen zu haben, aber nicht wegen der Docke. Darauf erhoben die artigen Burschen ein Geschrei und schlugen mit einem Stock auf den armen Gaul, daß wenig fehlte, der Joseph wäre zum Falle gekommen. Docke hob sich nämlich stolz von vorn und schlug wüthend von hinten, denn bei aller Frömmigkeit war sie nicht gewillt, sich Solches bieten zu lassen; aber die Frevler litten am wenigsten durch diesen Ingrimm, denn genannte Bewegung war nur für Joseph gefährlich. Dieser wollte nun lieber absteigen als abgeworfen werden, darum entschloß er sich zu Ersterem, nahm das Pferd an dem Zügel und drohte den Buben mit geballter Faust, was er mit einigen Kraftworten begleitete. Allgemach ward der Joseph wieder gelassener, er streichelte Docke am Halse und sprach dabei: „Docke, sei nur nicht zu sehr böse! der Klügste gibt nach. Ist wirklich nicht der Mühe werth, daß du dich über Solche ereiferst. Zwar steigt den Pferden immer das Blut in den Kopf, sie bäumen sich und schlagen aus, wenn ihnen auf den Wegen Esel begegnen, — hab's oft bemerkt — aber diese sind doch noch gar zu klein, wenn sie auch schon ziemlich geläufig ihr I—a schrei'n. Docke, mit solchen Langohren und Schreihälsen kannst du im Kampf keine Ehre einlegen!

Wend' ihnen den Schweif zu und laß sie ihre Straße ziehen.“ Docke schien die Worte zu verstehen und zog gelassen weiter, den Kopf jetzt demüthig zur Erde geneigt, weil derselbe nun nicht mehr vom Zaum nach oben gezogen wurde, denn nicht aus Hochmuth trug sie den Kopf hoch, sondern nur, wenn es ein Muß war.

Joseph führte nun sein Roß in ein Wirthshaus dritten Ranges und ging, den gefüllten Sack auf dem Rücken, zum Hause des Studenten. Er war durch die oben erzählten Angelegenheiten nicht in rosige Laune versetzt, aber als er den lieben anhänglichen Knaben sah, der ihn so herzlich froh und freundschaftlich empfing, und seine beiden schwieligen, gewichtigen Hände ergriff und drückte, da war wieder bei ihm das heiterste Sonnenwetter. Nun ging es an ein Fragen, an ein Antworten, an ein Erzählen, daß man gar nicht zu Ende kommen konnte. Den ganzen Abend waren sie zusammen. Erst nach einer Stunde wurde der Bündel gelöset; welche Freude! er enthielt einen neuen Rock von sehr feinem Tuche, von einem Stadtkünstler gefertigt, ein Geschenk von Stinchen, dem Johannes sein anfängliches Mißgeschick offen mitgetheilt hatte. Wer in demselben jetzt den Studenten erblickt, der soll das Landkind vom Stadtkinde nicht unterscheiden, dafür bürge ich. Der Rock paßt, als wär' er in eine Form gegossen worden. Dann wurde hervorgezogen eine ziemliche Anzahl bestverwahrter Aepfel, ächte Prachtexemplare von der Mutter, die für den Nikolausteller wohl gepaßt hätten. Darauf folgten Knabbeln von sorgsam gesäetem Weizen, worin an Eiern und Milch nicht geknickert war, weiß wie Narzissen, von Stoffer eigenhändig gebacken, womit er Ehre einzulegen suchte und Ehre einlegte. Ferner wurde hervorgelangt ein Korinthenstuten, kolossal angelegt, mit gehöriger Beimischung von Zucker und den schwärzlichen kleinen Bohnen, eine Gabe von Lenchen, der jungen Frau Stelling, die jetzt mit der ganzen Familie in einem Schiffe war und den Johannes nicht allein loben hören konnte, sondern auch selbst lobte. Den Schluß bildete eine Aepfeltorte, vom Kourier selbst aus eigenen Mitteln angeschafft. Die leckern Sachen wurden versucht und für gut befunden. Der Joseph sträubte sich lange, Antheil zu nehmen. Es half nicht, er mußte. Dann sprachen sie ohne Aufhören. Joseph erzählte Neues, und sie kamen dann wieder auf das Alte. Die große Glocke auf Lambertithurm wurde gezogen, der Zapfenstreich geschlagen, die Trommeln wirbelten, die Flöten quiekten, die Stadtkinder tanzten vor den Trommeln her. Unsere Freunde achteten kaum darauf. Der Nachtwächter kündigte vom Lambertithurm endlich 11 Uhr, zur Verwunderung Beider. — Am andern Tage schämte sich der Student des Knechtes nicht, führte ihn überall herum, zeigte und erklärte ihm alle Merkwürdigkeiten aus der alten Zeit auf dem Friedenssaale, die Sehenswürdigkeiten im Dome, die der Joseph wohl früher schon geschauet hatte, aber ohne Begleitung eines so gelehrten Cicerone.

Kurz, Beide waren selig. Bei dem Abschiede beschlich aber den Studenten wieder einiges Heimweh und Joseph kämpfte mit aller Gewalt gegen seine Gefühle. Sie vertrösteten sich auf die Ostervacanz. Mit zahllosen Bestellungen und Empfehlungen zog der Joseph von dannen, ohne besonderes Mißgeschick auf der Rückreise zu finden.

13. Die Vacanz.

Der Spätherbst ging vorüber. Wenn Abends der Sturm um die hohen Häuser und Kirchen sauste und brauste und die dicken Regentropfen vor die Fensterscheiben der Stube des Studenten schlugen, da fand dieser sich so wohl bei seinem Cäsar und Ovid, bei seinem Pensum und Scheller und selbst bei seinen Analysen und Aequationen. Der Winter ging vorüber; wenn nun die Leute auf der Straße schnelle liefen, die Winterblumen an den Scheiben vor der Wärme des puffenden Ofens zerrannen und es stiller und leerer draußen wurde, dann ließ sich so recht ungestört studiren und viel leisten. An einigen stillen Freuden fehlte es auch nicht: der Johannes erlernte nämlich das Schlittschuhlaufen, freilich nach manchen Fällen, Un- und Umfällen, er wollte doch auch nicht für einen beständigen Stubenhocker gelten; am Mittwoch Nachmittag war er sicherlich auf der Aa zu finden, und er konnte bald Zirkel machen und eben so schnell nach dem Kump gelangen, als die übrigen Musensöhne. Zuweilen bekam er auch Besuch, denn einige Herzensfreunde besaß er, und diese nahmen gern vorlieb mit den Gaben des Landes, die der Joseph — man nannte ihn in diesem Kreise den Jüngling aus der Fremde — gebracht hatte, und wovon zu Zeiten noch Zufuhr anlangte, wenn z. B. der Stoffer Korn nach der Stadt brachte. Es kam die Fastenzeit; die hohen Linden auf dem Domhofe wurden brauner, in den Lindenbäumen der Promenade ließ sich schon hie und da „Spinndicke" — eine Meise, so genannt nach ihrem Sange — hören, und auf den Feldern erhob sich bei heiterem Wetter bereits die eine oder die andere Lerche. Johannes hatte nämlich das Bedürfniß, zuweilen das Freie zu suchen, um an seine Heimat erinnert zu werden und die reinen Freuden der Natur zu genießen. Der fromme Student unterließ es auch nicht, regelmäßig den Fastenpredigten im Dome beizuwohnen. Diese hielt ein Priester mit sehr freundlichen Zügen, mit offener, freier Stirne und blauen Augen. Seine Stimme war hell und kräftig, bald einschmeichelnd sanft, bald überwältigend stark, seine Darstellung einfach und würdig, seine Gestus überaus natürlich. Er redete vom Herzen zu Herzen. Wer kennte diesen würdigen Schüler Stolbergs und Overbergs nicht? Ich brauche seinen Namen nicht zu nennen. Die Osterferien kamen immer näher. Draußen in den Büschen ließ sich schon die Graudrossel hören, die Stachelbeeren wurden bereits grün und der Dorn trug schon die Knospe im Munde. Die Crocus in den Herrengärten

lugten unter dem Schnee hervor. — Die Charwoche kam; die herrlichen Betrachtungen wurden von den Professoren in der Jesuitenkirche gehalten. Diese war ganz angefüllt; Kutschen hielten auf dem Vorplatze. Zu den aufmerksamsten Zuhörern gehörte unser Student, er dachte jetzt selbst nicht an die Vacanz. Am grünen Donnerstage hielten Lehrer und Schüler zusammen ihre Andacht. Johannes war noch so rein und glücklich wie damals, als er zum ersten Male dieses Glück hatte. Dann wurde die Censur verabreicht; unser Student hatte Nr. I., alles „sehr gut.“ Welche Freude! jetzt konnte er doch etwas aufweisen, woraus hervorging, daß die großen Kosten nicht umsonst aufgegangen waren. Kaum nahm sich Johannes so viele Zeit, daß er erst sein Frühstück genoß. Er schnürte sein Tornisterchen an, setzte seine Kappe auf — es war eine neue, ganz nach der Stadtstudentenmode — sein Rock, der Schwester Geschenk, glänzte recht in der Sonne. Dann zog er seinen Ziegenhainer, mit den Namen seiner besten Freunde, hervor — es war damals so Sitte auf der Universität und fand Nachahmung auf dem Gymnasium und unser Student machte mit. Jetzt konnte er sich überall in Stadt und Land sehen lassen. Einige Stunden weit hatte er Begleitung. Wenn das so fortgeht, so ist er einmal so geschwind vermittelst seiner Füße zu Hause, als der Joseph mit seinem Rosse. Eine Stunde weiter mußte er schlechterdings etwas ausruhen und in einem Wirthshause an der Landstraße Erfrischungen einnehmen. Wie artig die Frau Wirthin mit ihm sprach, obschon er nur wenig verzehrte! So freundlich sind doch die Stadtleute nicht! Kam es von seinem feinen Rocke, oder von seiner jetzigen Gelehrsamkeit, oder von seinem künftigen Stande? — Das Versäumte wurde bald wieder eingeholt. Wie wohl that dem Knaben die frische Landluft, die freie schöne Umgebung! Da fand sich nichts Bedrückendes und Einengendes. Nun ging's durch Kämpe mit der grünen Roggensaat, nun durch Wiesen, worin sich neben dem Grün schon Ringelblumen-Knospen und Butterblumen zeigten; nun führte der Weg durch den Busch mit seiner geheimnißvollen Sprache, die der Knabe wohl verstand. Sieh da, an der Wallhecke die blaue Vinca, unter den Bäumen die lieblichen Schneeglöckchen! jetzt kam der Student auf die Landstraße, dort am Graben sind schon Veilchen genug zu sehen, weiter steht unter den Linden ein Kruzifix, vor dem Schemel betet der Knabe einige Vaterunser; eine Viertelstunde weiter ein Muttergottesbild unter Kastanienbäumen, er legt dort einige Blumen nieder. Siehe da, ein spitzer Thurm! er hat Aehnlichkeit mit jenem der Heimat, doch scheint er dem Knaben nicht so hoch, auch der Pastoratgarten ist kleiner. In das Pfarrhaus kehrt er eben ein und wird von dem künftigen Confrater herzlich empfangen; doch er muß eilen. Nun hört er einen bekannten Gesang von einer bekannten Stimme:

„Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an.“

Lieblicher kann dem Schweizer das Alphorn nicht klingen. Es ist Joseph; kein Anderer kann es sein. Der Student setzt den Sang fort:

„Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,
In's Vaterland mußt' ich hinüberschwimmen,
Das geht wohl an!"

Nun kannte der Joseph auch seinen Mann: „Vivat, das Herrchen! Vivat, der Student! Vivat Johannes! Hurrah hoch!" so schallt's von drüben, daß man es gewiß eine Viertelstunde weit hören konnte. — „Vivat Josephus, amicus meus optimus!" so scholl es von hüben. Bald waren sie zusammen. Welcher Jubel! Der Joseph war ihm entgegen gegangen. Sie waren so selig, als hätten sie sich in Jahr und Tag nicht gesehen. Joseph wollte nun das Tornisterchen tragen, das gab aber Johannes nicht zu, und ich möchte fast glauben, daß es nicht allein Artigkeit war, sondern auch etwas Eitelkeit damit unterlief. Der Bündel schien ihm zum Studenten zu gehören; es ist die erste Schwäche, die wir an dem Knaben entdecken, und wir werden sie ihm wohl nicht so hoch anrechnen.

Eine Viertelstunde weiter, da kam urplötzlich Schwester Stinchen aus dem Gebüsche gesprungen; sie erhob ein Freudengeschrei, hielt ihren geliebten Bruder umfangen, nahm ihn bei der Hand und in den Arm. Da war ein Fragen, wie es noch ginge, und Janns konnte kaum zu Worte kommen, weil dem Stinchen die Worte nicht ausgingen. Er mußte erst bei Eichhorsts einkehren und etwas genießen. Das ging nicht anders. Ihr Mann mußte ja den gelehrten Bruder sehen, worauf die Schwester stolzer war, als auf ihre ehemalige reiche Aussteuer, und das artige Herrchen mußte ja mit den alten Leuten sprechen, die ein so großes Stück auf dasselbe hielten; und der alten guten Elisabeth, die ihm so manchen wohlverwahrten Apfel ehedem geschenkt, mußte der Student ja einen guten Tag wünschen. Darauf führte Stinchen den Bruder nach Hause. Der Kettenhund schlug an, schwieg aber bald und wedelte mit dem Schwanze; die Mutter kam aus der Thüre, schnell war der Knabe bei ihr. Neues Entzücken! Die Mutter war nicht so lebhaft wie Stinchen, aber nicht weniger innig und weich; nur ließ sie's sich nicht so aus, aber an ihrem überaus freundlichen Gesichte, an ihren sanften Worten merkte man leicht ihr Glück. Der Stoffer kam rasch herbei, Lenchen, seine Frau, fehlte nicht; sie gaben dem Studenten die Hand, und wußten nicht, was sie ihm zu Gefallen thun sollten. Der Stoffer hatte eine recht frohe Bierhochzeitsmiene angenommen, und das Lenchen hatte eigens ihr Sonntagnachmittagskleid angezogen und sich mit nächst bester Mütze aufgeziert. Sie setzte dem Herrn Schwager sofort einen Stuhl, und bei dem Stuhl einen Tisch, und auf den Tisch eine Fülle von Erfrischungen. Nun zog der Herr Schwager ein Gebetbuch mit Goldschnitt für die Frau Schwägerin aus dem Tornisterchen — er hatte dieses also nicht ganz allein zur

Schau getragen, wie der Soldat das seine bei der Parade — Lenchen lachte dabei mit dem ganzen Gesichte. Es kam auch die Kathrin, die sich überaus freuete, daß sie der Knabe noch so gut kannte. Die Nachbarskinder hatten schon den ganzen Nachmittag auf ihn gewartet, das Dölfchen war auf die Eiche gestiegen und hatte dort über eine Glockenschlagenstunde Schildwach gestanden, um zu sehen, ob das Studentchen bald käme. Jetzt ist eine Unruhe, ein Gehen und Laufen im Hause wie nie. Es ist dort so voll, wie zu Münster unter dem Bogen.

Abends 7 Uhr war Andacht im Dorfe. Dabei wollte der Knabe nicht fehlen, so müde er war, und es ist ihm gar eigen zu Muthe geworden, als er die alten Sänge wieder hörte, das Grab sah und die vielen Kerzen davor, und die Knaben mit den Röcheln und mit den hölzernen Glocken. So andächtig hatte er im hohen Dome und in der Jesuitenkirche noch nicht gebetet. Nach der Andacht schaarten sich die alten Freunde um ihn, und waren froh, daß der Student noch so gemein war und mit Allen so freundlich sprach. Er mußte den Herrn Pastor und den Herrn Kaplan noch eben begrüßen, das war nicht mehr als recht. Dann ging er mit zahlreicher Begleitung nach Hause. Lenchen hatte ihm die Stube schön ausgeziert, das Altärchen war noch in Würden, die Betttücher konnten nicht weißer sein, und neue Fenster mit großen Scheiben waren eingesetzt. Da konnte ein Student und ein Herrchen wohl logiren. Dieser hat auch wieder vor dem Altärchen gebetet wie vordem; als nun die Heimchen am Herde in der Küche zirpten, von der Diele her die Pferde schnauften und der Hahn auf dem Wieme um 12 Uhr krähete, als durch die Fenster der Sommerbirnbaum schaute und durch dessen Aeste einige Sternchen verstohlen lugten, als die alte Kuckuksuhr schlug und rief in gewohnter Weise, da war der Knabe wieder ganz einheimisch und glücklich. Am hl. Charfreitag hat der Student der Prozession beigewohnt und das Stabat maler, o coeli obstupescite und o crux ave auf Latein mitgesungen, nicht anders, als wäre er schon ein geistlicher Herr gewesen, und er hat sich sehr erbauet. Abends ist er auch den Kreuzweg allein gegangen und hat mit tiefer Andacht und Wehmuth auf den Gräbern seines Großvaters und seines lieben Vaters lange gebetet und manche Thräne darauf fallen lassen.

Am Charsamstage war der Student fast den ganzen Tag zu Hause, die Mutter mußte ja auch etwas von ihm haben, sie war ihm doch die liebste Seele auf der Welt. Sie kamen ehe an Athem als an Gegenständen des Gespräches zu kurz. Wenn die Mutter verhindert war, suchte der Knabe seine Lieblingsplätze wieder auf, den Garten mit einigen Rosen- und Nußsträuchen, den Obsthof, wo er auf dem grünen Rasen mit des Nachbars Kindern sich oft munter herumgetummelt, und wo so manche paradiesische Frucht auf den Bäumen ihm gelacht hatte. Dann begab er sich zur Wiese,

in deren Quelle er sich im Sommer oft gewaschen, deren Rieseln er oft in abendlicher Stille belauscht, wo er so häufig mit Stinchen Blumen gepflückt und Kränze gewunden; nun trat er in den Busch, dessen Bäume sich schon bräunten, und es erschollen ihm bekannte liebe Stimmen, freundliches Geflüster aus den Eichen und Buchen entgegen, und der Märzgeitling begrüßte traulich den alten Bekannten. Endlich suchte er das vom Großvater gesetzte Kruzifix unter den dichten Linden auf, aus welchen der Buchfink ihn willkommen hieß. Er vergaß es nicht, einige Minuten betend hinzuknieen. Die ganze erste Jugendzeit und Unschuld trat ihm als eine liebe Bekannte, als eine treue Freundin entgegen. An diesem Tage zog er erst seine Censur hervor, es schien fast, als wollte er durch diese Selbstverleugnung die Geschichte mit dem Tornisterchen wieder abbüßen. Der Stoffer las, nickte mit dem Kopf und sprach: „Das lautet nicht übel!" und Lenchen sprach: „Das kann ja nicht besser lauten!" Die Mutter sprach nichts, aber in ihrem Auge glänzte eine Freudenthräne, sie ergriff des Knaben Hand und hielt sie lange fest. Als Stinchen später die Censur las, versprach sie dem jungen Gelehrten ein schönes Prämium. Lieber konnte diesem kein Lob erschallen, als aus dem Munde der Genannten. So waren denn Alle glücklich. Am Charsamstage wurden dem Jannes die Ostereier, wie ehedem, gereicht, am Gründonnerstage hatten auch der grüne Pfannenkuchen und am Charfreitage die üblichen Struven nicht gefehlt, nur waren für dieses Mal noch mehr Rosinen und Korinthen in den letzten, wie weiland. Am Ostermorgen war der Student früh auf und ging in den Garten. Da hörte er die beiden lieben hellen Glöckchen des Dorfes, und ihren sanften Tönen mußte selbst der tiefe Baß der Paulusglocke weichen. Sie läuteten alle frommen Jugendgefühle auf, läuteten den Frieden und die Freude in seine Seele hinein, wie wenn man im Frühjahr die erste Lerche oder Schwalbe hört. Er sang die Osterlieder und die Halleluja beim Hochamte alle mit, und hörte wieder mit tiefer Erbauung die einfachen und herzlichen Worte des Pfarrers, zu dessen Füßen er die Religion kennen gelernt. Die Ostertage über mußte der Student schlechterdings bei Eichhorst zubringen, Stinchen ließ sich nicht anders zufrieden stellen. Dem Herrchen zu Liebe gab es noch einige Gerichte mehr; unter andern war eine Gans eigens zu dieser Visite gemästet und aufgehoben. Der Student hatte sein eigenes tapezirtes Zimmer, worin nichts fehlte, was ihm angenehm sein konnte.

Merkwürdig, das Dörfchen kam ihm nun kleiner vor, und die Häuser erschienen ihm niedriger wie ehedem; es mußte daher rühren, daß er jetzt schon einen andern Maßstab an die Gegenstände legte; wer von Paris oder London nach seiner Vaterstadt Münster zurückkehrte, dem würde es auch wohl so gehen; nur die Natur war dem Knaben gleich schön geblieben, ja sie kam ihm nun noch viel schöner vor. — Er hatte aber seine Liebe den

Kirchspiels- und Dorfbewohnern bewahrt, und diese ihm die ihrige. Alle haben wohlgefällig auf den Studenten geblickt und gesagt, nun sei er in der That ein Herrchen und werde noch wohl ein großer Herr werden. Am Dienstage und Mittwoch nach Ostern brachte er die meiste Zeit in der Pastorat und Kaplanei zu. Er suchte in des Pastors Garten die alten Plätze auf, wo er so manchen Genuß gehabt: die Rosenhecke, die so reichliche Ausbeute zum Namenstage des Lehrers liefern mußte, die Hecke mit Johannis- und Stachelbeeren, worin er so manches Hänflingsnest gewußt und woraus er so manche Leckereien genossen; die Beete, im Sommer mit Levkojen bepflanzt, wo jetzt die schlanke Narcisse in ihrem grünen Kleidchen mit der reinen weißlichen Haube bereits prangte, dann das Bosquet mit dem fremden Holze, besonders dem Goldregen, der freilich jetzt noch nicht sein Prachtkleid angezogen hatte. Gern nahm der junge Gelehrte sich auch ein Buch aus des Pastors Bibliothek und flüchtete sich damit nach der Bank in dem Garten, über welche eine Traueresche ihren Schirm ausgestreckt hatte, oder er nahm das Buch mit sich nach Hause, denn auf das Lesen war er sehr versessen, und damit noch beschäftigt, wenn Alle längst schliefen. Die übrigen Tage riß man sich recht um den Studenten, er konnte allen Einladungen nicht nachkommen. Dem alten lieben Lehrer durfte er kein Körbchen geben; dann waren der Onkeln und Tanten noch zahllose, bei Allen sollte er einkehren, Kaffee trinken, Kuchen essen; es war ja keine Möglichkeit, Allen zu genügen; Viele wurden auf die Herbstferien vertröstet. Wer möchte des Knaben Glück schildern! Mit Gott, sich selbst und allen Menschen in Frieden, rein und unschuldig wie am Tage seiner ersten hl. Kommunion, gesund an Leib und Seele, ohne Leidenschaft, ohne Sorge, von lieben Menschen umgeben, denen er mit aller Herzlichkeit anhing, die ihm hinwieder ganz ergeben waren und ihm das Leben zu versüßen trachteten! — Mögest du lange so glücklich bleiben, guter Knabe!

Die schönen Tage näherten sich ihrem Ende. Am Sonntag nach Ostern nahm der Student Abschied, gegen Abend waren alle seine Freunde zugegen, um ihn noch einmal zu sehen. Stinchen, die junge Frau Eichhorst, machte sich in der Stadt zu thun, ließ ihre Kutsche anspannen, zwei mächtige Rosse davor, die wohl über Weg kommen konnten, und in vier Stunden waren die Reisenden schon in Münster. Eine bessere Begleitung hätte sich der Student nicht wünschen können, nur die Mutter, die alte Frau Stelling, ausgenommen, wie sich von selbst versteht.

Hiemit wollen wir für jetzt diese Geschichte schließen, nur so viel muß ich noch sagen, daß der Johannes immer gut studirt und sich brav gehalten hat, bis auf diesen Tag. Seiner Mutter liebster Wunsch ist erfüllt worden, sie hat den schönsten und freudigsten Tag erlebt; sie sah ihren Sohn am Altar und auf der Kanzel. Nie haben ihm und ihr die Glöckchen so lieblich erschallt

als damals, wo sie die Gläubigen seiner Geburtsgemeinde zur ersten hl. Messe des jungen geistlichen Herrn riefen. Dieser trug das Meßgewand, welches die Schwester Stinchen ihrem Versprechen gemäß dem Herrn Bruder geschenkt; es flimmerte und schimmerte von Gold und Silber; nach der Mutter war die Schwester die glücklichste bei dieser heiligen Handlung, denn wie eine Mutter freuet sich auf der Welt kein Wesen über des Kindes Glück.

Der Johannes ist ein sehr würdiger Geistlicher geworden, den die ganze Gemeinde einstimmig lobt, die Freude und Ehre seiner Familie, besonders der guten Mutter, einer noch immer rüstigen Frau. Der geistliche Herr besucht jedes Jahr eine Woche lang seine Familie und bringt davon die eine Hälfte im elterlichen Hause, die andere bei der Schwester zu; er ist jetzt noch willkommen, wie ehedem als Student, und es wird ihm recht eigen zu Muthe, wenn er wieder auf seinem Kämmerchen weilt, wo man das Altärchen zum Andenken an ihn hat stehen lassen, oder unter der Eiche des Hofes, oder wenn er spaziert zum Busche unter den Bäumen, die unterdeß sehr gewachsen sind, während sonst die Natur beim Alten blieb, und zur Wiese, wo er mit der Schwester ehedem Blumen pflückte, oder zum Kruzifixe unter den Linden. Er schauet auch jedes Mal die zwei Kreuze auf dem Kirchhofe wehmüthig an. Auf den beiden Gräbern wachsen hohes Gras und wilde Blumen. Die Kreuze hat er neu anstreichen und die Inschriften erneuern lassen. Dort betet er bei jedem Besuche. Auch vergißt er nie die Pastorat, diese einst für ihn so trauliche und liebe Stätte mit dem schönen Garten, zu besuchen. Den frühern lieben Bewohner, der Johannes zur hl. Kommunion führte, findet er zu seinem tiefen Bedauern dort nicht mehr; der brave alte Herr hat unterdeß eine bessere Stelle bekommen — im Himmel. Alle Jahre besucht auch die Mutter auf vier Wochen ihren geistlichen Herrn Sohn, und das ist dann ein rechtes Fest. Der Sohn hätte sie gern ganz bei sich, das geht aber aus verschiedenen Gründen nicht: sie hat im geistlichen Hause nicht genug zu wirthschaften, und sie mag noch immer nicht die Hände in den Schooß legen; dann meint sie auch, und soll wohl Recht haben, ein alter Baum lasse sich nicht wohl verpflanzen. Erster Grund! — Stoffer und Lenchen wollen die Mutter nicht um irgend einen Preis ziehen lassen, sie können sie ja gar nicht bei den Kindern entbehren; Alles würde offenbar zurückgehen, und was würden die Leute wohl sagen? es sähe wahrhaftig aus, als wenn man sich nicht vertragen könnte und als wenn sie sich einander müde wären. Zweiter Grund! — Dann meint endlich Stinchen, wenn überhaupt verzogen werden sollte, so hätte sie eben so viel Recht auf die Mutter als der geistliche Herr, und dieselbe unendlich nöthiger als der Pastor Johannes in seinem stillen geistlichen Hause. Dritter Grund!

Wohl dir, brave Frau, wohl euch, brave Kinder! So lautet es gut, so muß es sein!

Das Kölner Dombild.

Von **

Vom Himmel her geschah ein Zeichen
Zu Köln, der alten, wunderreichen
Beglückten Stadt am stolzen Rhein.
Beschlossen ist's, auf kühnen Streben
Soll sich ein Wunderbau erheben
Ob der drei Könige Gebein.

Gesegnet von dem Sakramente
Schon sind gelegt die Fundamente
Nach tief geheimnißvollem Plan,
Wie ihn der Meister im Entzücken
Geschaut; schon hebt vor Aller Blicken
Der Säulenwald sich himmelan.

Und heiß bemüht zum heil'gen Ende
Froh regen Tausende die Hände
Vom Frühlicht bis zur Dämmerung.
Im Steinbruch höhlt sich Lag' um Lage,
Oft hallt bei Nacht selbst wie am Tage
Des Meißels Stoß, des Hammers Schwung.

Da wirft sich spät beim Sternenlichte,
Des Sinnens Ernst im Angesichte
Und heil'ger Andacht Majestät,
Ein grauer Künstler sanft und bieder
Am Altar eines Kirchleins nieder
Und also tönt sein fromm Gebet:

Preis Dir dem Ewigen, Dreieinen,
Deß Stärke herrlich mit den Deinen,
Der alle Welt mit Wonnen tränkt!
Dank Dir, der aller Künste Meister,
Der in die Herzen, in die Geister
Jedweden Hochgedanken senkt!

Du gabst es ein, es wird gelingen,
Du hobst empor auf Andachtsschwingen
Des Meisters Geist zu Deinen Höh'n.
Was Glaube, Lieb' und Gottvertrauen
Vermocht, die Zukunft wird es schauen,
Wenn auch Jahrhunderte vergeh'n.

Er ist noch jung, ich alt an Jahren,
Ob in der Kunst nicht unerfahren,
Doch nah' ist meiner Tage Ziel.
Ach, daß die Sehnen mir erschlaffen,
Soll Alles er, ich nichts erschaffen,
Entflammt vom selbigen Gefühl?

Schon seh' im Geist ich gegenwärtig
Den Tag, wo dieses Wunder fertig,
Zu Gottes Ehren auferbaut.
Wie wird der Geist auf Andachtsschwingen
Von Säul' empor zu Säule dringen,
Vom Unermeßlichen umgraut!

O stände da, den Blick zu heften
Im engen Raum, von Menschenkräften,
Gestählt durch Gottes Geist, ein Bild,
Wie dort die Kuppel rauh erhaben,
Erquickend durch der Schönheit Gaben,
Die Seelen labend himmlisch mild.

Im dunkeln Raum ich's drunten sehe:
Es eilt der Geist von schwindler Höhe,
Und Ehrfurcht macht der Freude Platz;
Nach der vermess'nen Kühnheit Wagen
Sieht wonnig er die Liebe tagen,
Im Jesuskinde seinen Schatz.

Ha, will's die Seele mir entrücken?
Schon steht das Bild vor meinen Blicken,
O süßer Sehnsucht Allgewalt!
Die Mutter mit dem Jesuskinde,
Die Kön'ge und ihr Angebinde,
Vollendet jegliche Gestalt!

So ist es, ja, so muß es werden!
Heil mir, ein Pilgrim noch auf Erden
Bin ich, noch ist mein Gott mir nah'.
Sei er gelobet und gepriesen!
Er hat das Bildniß mir gewiesen,
Wie Schön'res nie ein Auge sah.

Die Mutter hehr voll Mild' und Würde,
Sanft wie der deutschen Frauen Zierde,
Doch unaussprechlich hehr und groß;
Des Sternenheeres Machtgebieter,
Der Seelenschöpfer, Hort und Hüter,
Das Kindlein zart auf ihrem Schooß.

Vor ihr die Kön'ge sich verneigend
Im Purpur ihre Scepter beugend,
Vollkommen Farben und Figur.
Sie blicket drein voll Huld und Frieden,
Hold würdigend, was sie beschieden,
Ganz Gnade, Wahrheit und Natur.

O wonnig Bild, das in dem Rahmen
Beschließt die süßesten der Namen
Jesus, Maria, heit're Pracht,
Von welchem, gleich der Frühlingssonne,
Von allen Seiten uns die Wonne
Des heil'gen Geist's entgegenlacht,

Von dem des Himmels Friedenslüfte,
Des Paradieses Lenzgedüfte
Uns lieblich mild entgegenweh'n!
Noch von der Rechten und der Linken
Uns heilige Gestalten winken,
Ist des Anmuth'gen viel zu seh'n.

Laß, eh' bestreut vom Schnee der Jahre,
Ich friedlich zu den Vätern fahre,
Dieß Bild vollenden meine Hand.
Wär's möglich, daß du es vergebens
Gezeigt, die Wonne meines Lebens,
Wenn ungemalet es entschwand?

Nicht wird's geschehen! Wonnig helle
Hoch glänzt an deiner heil'gen Schwelle
Zu Häupten mir der Hoffnung Stern.
Warm strömt ein Aether durch die Glieder,
Der Jugend Kraft sie kehrt mir wieder,
Klar seh' die Zukunft ich von fern.

Zwar zieht gleich einer finstern Wolke,
Weil erste Lieb' erlosch im Volke,
Vergessen hohen Werk's heran.
Wild Eifersucht die Gluten schüret
Und böse Zwietracht Alle führet
Fern von dem Gleis der hehren Bahn.

Lang werden streiten sie und kämpfen,
Spät werden sie den Hader dämpfen,
Der schnöd' gebrochen ihre Kraft.
Dann werden sie zu Gott sich wenden
Und Reueseufzer aufwärts senden,
Daß sie beim hohen Werk erschlafft.

Es wird ein schön' Jahrhundert kommen,
Ein wenig wird die Schmach genommen
Von Deutschland in der Zeiten Lauf:
Vom Streit zum Frieden sie sich sehnen,
Und mächtig wacht bei heißen Thränen
Der Einheit alt Gedächtniß auf.

Dann herrscht ein weiser, bied'rer König,
Dem gern das Rheinland unterthänig,
Ein König, edel, fromm und gut.
Des hohen Bau's verfall'ne Mauern
Sieht er mit heil'ger Wehmuth Trauern;
In Gott erwacht sein kühner Muth.

Schon zuckt voll heißer Sehnsucht Schmerzen
Das hohe Bild durch alle Herzen,
Das Volk und Fürsten schnell vereint.
Zu Kön'gen Kön'ge sich gesellen,
Reich springen aller Schätze Quellen,
Unmögliches bald möglich scheint.

Dann weckt der Herr, deß Rath den Seelen
Rechtschaff'nen Willens nie wird fehlen,
Des alten Plans Erinn'rung auf.
Entzückt mit Hülfe guter Geister
Schaut jauchzend ihn der deutsche Meister
Und führt das Werk im raschen Lauf.

Und, o was seh' ich, darf ich's sagen,
Noch steht in jenen schönen Tagen
Das Bild, so meine Hand geschafft;
Das Kölner Dombild wird es heißen,
Den Meister wird man selig preisen,
Sein Werk erhöht des Eifers Kraft.

Also der Greis, das Herz erreget
Und tief im Innersten beweget,
Ihm war's, als ob er Gott vernahm.
Hoch pocht sein Herz, die Lampe flimmert, —
Sein Auge überirdisch schimmert.
Herr Stephan Loitner war sein Nam'.

Der Waisenknabe,

Erzählung von Karl Hiemer.

Es war ein trüber, regnerischer Novemberabend. Meine Frau Gevatterin sagte: „Die Seelentage verleugnen sich doch nie, so viele Tropfen in der Octav Allerheiligen vom Himmel fallen, so viele Thränen vergießen die armen Seelen im Fegfeuer, aber all' diese Thränen vermögen die Flamme nicht auszulöschen, welche zuvor das statt des Goldes, Silbers und Edelgesteines von ihnen gebaute Holz, Heu und Stoppelwerk*) verzehren muß, ehe sie in den Himmel aufgenommen werden können, in welchen nichts Unreines geht." Sie kam eben von einem Leichenbegängnisse zurück. Ein Elternpaar, welches vier unmündige Kinder hinterließ, war beinahe in einer und derselben Stunde am Nervenfieber gestorben. Das ganze Dorf hatte ihm das Grabgeleite gegeben, und ich mochte stehen und gehen wo ich wollte, überall vernahm ich die Worte: „Ach, die wackern Leute! sie waren die fleißigsten, die redlichsten, die frömmsten im ganzen Orte, und so jung noch, so plötzlich dahin sterben! die Guten müssen fort, die Schlechten bleiben. Mich dauern nur die armen Kleinen, das älteste ist neun Jahre alt; mit ihren Eltern ist ihnen Alles gestorben, sie haben weit und breit keinen Freund**), nur tief, tief hinten in Ungarn soll noch ein Bruder ihres seligen Vaters leben, aber wie wäre es möglich, den zu finden? Und arm sind sie auch, blutarm. Was, die Verstorbenen waren zwar überall, hinten und vorn, sie ließen sich's sauer genug werden, aber wenn ein Pärchen nichts zusammengebracht hat, wie kann es in dieser harten Zeit etwas vor sich bringen? Wird Alles sein, wenn der Flecken nicht die Leichenkosten bezahlen muß."

Es that mir wehe, diesem würdigen Paare nicht durch Erweisung der letzten Ehre auch meine Anerkennung gezollt zu haben; ich hatte mich durch einen unbedeutenden Schnupfen von Erfüllung dieser heiligen Pflicht abschrecken lassen; aber ich beschloß, das so feiger Weise Versäumte, so weit es noch möglich war, nachzuholen, und machte mich auf den Weg nach dem Trauerhause. Die Verstorbenen hatten ein Hinterstübchen in einem einstöckigen mit Stroh gedeckten Hause bewohnt. Man konnte sich in der Familienstube kaum umdrehen, und außer dieser war den Armen nur noch ein kleiner Raum unter dem Dache zur Verfügung gestanden; sie hatten ihn als Schlafgemach für die Kinder benützt. In der Wohnstube erblickte ich noch die Betten, in welchen die Eltern ihr Leben ausgehaucht hatten. Daneben stand ein großer eichener Tisch, an dem sich die Familie sonst um

*) 1. Cor. 3, 12.

**) Provinzialismus statt „Verwandten."

ihr spärliches Mahl versammelt hatte. Statt der freundlichen Gesichter, aus denen mir sonst der Friede entgegenstrahlte, der allen Begriff übersteigt, der Friede Gottes, sah ich jetzt an diesem Tische nur Trauermienen, auf denen ich fast eine bittere Frage an das Schicksal zu lesen glaubte. Die Nachbarn und Nachbarinnen waren um denselben versammelt und nippten von Zeit zu Zeit aus einem Gläschen, das den Todten zu Ehren von einer Freundin des Hauses herumgeboten wurde. Auch ich benetzte meine Lippen mit dem Leichenweine, und unwillkürlich entquoll meinen Augen eine Thräne und rollte hinab in den Becher. Ich fragte nach den Kleinen. „Sie sind droben in ihrem Dachkämmerchen," antwortete mir das Mädchen, das die Besorgung des Hauswesens übernommen hatte, die älteste Tochter des Schullehrers; „hören Sie nicht, wie der kleine Georg so eifrig für die Seelenruhe seiner guten Eltern betet? O, ich sage Ihnen, solche Kinder gibt es wenige. Aus dem hätte was werden können, wenn ihm der unerforschliche Rathschluß der Vorsehung Vater und Mutter nicht so früh geraubt hätte." — „Und warum sollte nicht dessenungeachtet noch was aus ihm werden können?" fragte ich. — „Ach, Vater und Mutter," erwiderte Karoline — dieß war der Name der Jungfrau — „Vater und Mutter sind nie zu ersetzen. Und wer wird sich des armen Kindes annehmen? Vermögen ist keines da, die wenigen Habseligkeiten, aus denen die Hinterlassenschaft besteht, werden kaum zur Deckung der Begräbnißkosten hinreichen. Und was kann die Gemeinde viel Kostgeld zahlen?" — „Was, Kostgeld zahlen?" fiel ein gelbsüchtiges Weib ein, die Frau Bürgermeisterin, die sich mehr aus Neugierde als aus Theilnahme, mehr, um das Gute zu verhindern, als um es zu fördern, im Trauerhause eingefunden hatte, „da müßte man zuletzt der Gemeinde selbst das Dach umdecken *), wie man es noch den Verstorbenen umdecken würde, wenn sie eines gehabt hätten. Ich habe es immer zu meinem Mann gesagt, er solle sich mit Händen und Füßen gegen die Aufnahme dieser Bettelbrut wehren. Aber nein, herein mußten sie, da half Alles nichts. Nun haben wir's, nun muß der Flecken die Kinder „verhalten". Aber ich will nichts davon; wer uns das Pack aufgehängt hat, soll es ernähren." Das war Alles auf mich gemünzt, wiewohl die Sprecherin mir nie in's Angesicht sah, sondern ihre Blicke stets entweder zu Boden senkte, oder, plötzlich den Kopf in die Höhe werfend, seitwärts auf die Fensterscheiben richtete. Ich ließ mich nicht aus der Fassung bringen und versetzte lächelnd: „Ereifern Sie sich doch nicht so gewaltig, Frau Bürgermeisterin. Es finden sich vielleicht schon noch Leute in dieser Gemeinde, welche das eine oder das andere dieser verlassenen Kinder zu sich nehmen. Haben doch Sie selbst das jüngste aus der Taufe gehoben, und was

*) Provinzialismus statt „versteigern."

Pathenpflicht ist, wissen Sie." — „Ja freilich weiß ich's," erwiederte die Kümmelspalterin, wie sie wegen ihres Geizes im Dorfe genannt wurde, „ja freilich weiß ich's, und ich habe auch meine Pathenpflichten stets redlich erfüllt, und werde sie auch fernerhin redlich erfüllen. Ich wickle jedesmal, wenn ich zu Gevatter stehe, — und weiß der Himmel, unser Eins muß oft genug zu Gevatter stehen! natürlich, an wen will sich das Bettelpack wenden als an diejenigen, die noch was besitzen? sie müssen doch Jemand haben, der ihren Kindern an Weihnachten den heiligen Christ bescheert und an Ostern den „Hasen legen" läßt — ja, ich wickle jedesmal, wenn ich zu Gevatter stehe, meinem Pathenkinde ein blankes Guldenstück ein und gebe ihm zum Christkindlein ein paar Ellen Zeug zu einem Kleidchen, an Ostern schicke ich den Alten eine Metzelsuppe oder sonst etwas in die Haushaltung, den Jungen aber ein paar Charfreitagsbretzeln und etliche Ostereier . . ." — „Das ist Alles recht schön und löblich von Euch, Frau Bürgermeisterin," fiel ich der Redseligen in's Wort; „aber noch schöner und löblicher wäre es, Ihr würdet Eure Pathenpflichten in ihrem ganzen Umfange erfüllen, Ihr würdet Vater- und Mutterstelle an Eurem Pathenkinde vertreten, mit einem Worte, Ihr würdet es an Kindesstatt annehmen, oder ihm wenigstens Obdach und Nahrung geben." — „Daß ich eine Närrin wäre!" erwiederte die Frau Bürgermeisterin. „Ich habe ohnedieß „Mäuler" genug zu „verhalten", wir sitzen unser nicht weniger als zwölf am Tische." — „Um so besser," versetzte ich; „wo Zwölfe essen, wird das Dreizehnte auch noch satt." — „Wißt Ihr was?" erhielt ich zur Antwort, „nehmt Ihr den „Bankert" an Euren Tisch." — „Ich führe keinen Tisch," erwiederte ich, „aber zurückstehen will ich darum nicht, wenn Ihr Eure Pathenpflicht erfüllt und das Jüngste auf Euch nehmt, so will ich das Aelteste auf mich nehmen; ich will es einer Familie gegen Entschädigung in Kost und Pflege geben." — „Nun wenn Ihr dieß thut," versetzte die Frau Bürgermeisterin, „so will ich auch was Uebriges thun. Wenn Ihr mir das Kostgeld für das Aelteste bezahlt, so will ich das Jüngste in den Kauf nehmen und umsonst „verhalten." — „Ei, wie großmüthig Ihr auf einmal werdet, Frau Gevatterin!" rief Karoline im Tone des höchsten Erstaunens, und zugleich fiel ihr eine andere Nachbarin in die Rede: „Dazu brauchen wir Euch nicht, das thu' ich." — „Und ich, und ich, und ich!" erscholl es von allen Seiten. Die Wahl that mir weh, für wen ich mich entscheiden sollte. Ich ließ meine Augen im ganzen Kreise umherschweifen. Karoline bemerkte, was in mir vorging, sie warf mir einen bedeutsamen Blick zu und sagte: „An unserm Tische fände sich wohl auch noch ein Plätzchen für das eine oder das andere der verwaisten Kinder, und gern würden wir auf das Kostgeld verzichten." — „Auch ich könnte mich entschließen, eins anzunehmen," sagte eine andere Nachbarin; „'s ist wahr, wie der Herr vorhin bemerkt hat, „„wo zwölfe

essen, wird das Dreizehnte auch noch satt.““ Und unser Herr und Heiland spricht: „„Wer eines dieser Geringsten aufnimmt, der nimmt mich auf.““ Es bleibt dabei, ich nehme eins zu mir, und ich verlange kein Kostgeld.“ — „Auch ich, auch ich, auch ich!“ erscholl es wieder von allen Seiten; und wie ich die Sorge für die Waisen zuvor als eine Pflicht einschärfen mußte, so sah ich sie jetzt als ein Recht beansprucht, um das die Leute sich stritten. Unschlüssig, wem ich es zuerkennen sollte, fällte ich endlich das salomonische Urtheil: „Wer zuerst kommt, der malt zuerst,“ und das Aelteste und Jüngste wurde der Familie des Schulmeisters, die beiden Uebrigen zwei andern gottseligen Familien zugesprochen; die Frau Bürgermeisterin sah sich mit ihrer Großmuth nicht weiter in die Enge getrieben, sie blieb mit der Vergrößerung ihrer Tischgenossenschaft verschont.

Karoline ging in das Dachkämmerchen hinauf und holte die Kleinen. Georg lag noch auf den Knieen und schüttete sein kindliches Herz vor dem Throne seines himmlischen Vaters aus. Er fühlte, was er verloren hatte, und er weinte heiße Thränen, aber diese Thränen hatten ihre Quelle nicht in der Selbstsucht, sie hatten sie in der Liebe; er dachte weniger an sich als an die Hingeschiedenen; er empfand allerdings seine Verlassenheit, und eine unnennbare Sehnsucht, ein unbeschreibliches Heimweh zog ihn den Vorangegangenen nach, aber er hatte sich schon in seiner zarten Kindheit so tief und so innig in die Gegenwart Gottes und seiner Heiligen hineingelebt, daß er sich bei all' seiner Verlassenheit von unsichtbaren Hütern umgeben, von unsichtbaren Händen getragen fühlte und mit seinem Heilande sprach: „Ich bin nicht allein; denn der Vater ist bei mir.“ *) — „Ja, der Vater ist bei mir,“ fuhr der Knabe in seinem Gespräche mit Gott und sich selbst fort, nachdem sich Karoline auf die Bitte, ihn noch eine Zeitlang oben zu lassen, mit den übrigen Kindern entfernt hatte. „Ja, der Vater ist bei mir. Unser lieber Heiland hat ja gesagt: „„Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen: Ich will zu euch kommen.““ **) Gedenke dieses Wortes, o Jesu, laß uns nicht als Waisen zurück; komme zu uns. Der unerforschliche Rathschluß des Himmels hat uns den Vater entrissen, hat uns die Mutter entrissen, ersetze Du uns den Vater, ersetze Du uns die Mutter. Doch Du hast sie uns beide schon ersetzt, ehe ich Dich darum bitte, Du hast uns beten gelehrt: „„Unser Vater, der Du bist im Himmel!““ und Du hast uns Deine Mutter, die hochgebenedeite Jungfrau, zur Mutter gegeben, indem Du auf Johannes blickend zu ihr sprachest: „„Siehe, Dein Sohn!““ und zu dem Jünger der Liebe: „„Siehe, Deine Mutter!““ †) Und dieser Vater und diese Mutter kann uns kein Tod entreißen. O verleihe uns nur die Gnade,

*) Joh. 16, 32.
**) Joh. 14, 18.
†) Joh. 19, 26. 27.

Allbarmherziger, daß wir sie uns nicht selbst entreißen, daß wir die kindliche Ehrfurcht und Liebe nicht aus den Augen setzen, welche sie von uns fordern. Im Uebrigen mache mit uns, was Dein heiliger Wille ist. Dir übergebe ich uns mit Leib und Leben, mit Allem, was wir sind und haben, was wir thun und denken. Verstoße uns nur nicht, sondern verleihe uns Deinen Segen und laß uns Deinen Frieden zu Theil werden." Der fromme Knabe besiegelte sein Gespräch mit dem Gebete des Herrn und dem Ave Maria, das er noch nie mit solcher Fülle der Empfindung und Wärme der Andacht gesprochen, und schloß endlich mit den Worten: „O Jesu, Dir leb' ich, o Jesu, Dir sterb' ich, o Jesu, Dein bin ich im Leben und im Tode!" Verklärten Angesichts, als werfe die Glorie der Heiligen, aus deren Gegenwart er so eben herkam, ihren Reflex auf seine wunderliebliche Gestalt, trat der Knabe in die Familienstube mit dem schönen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!" und die ganze Trauergesellschaft erwiderte: „In Ewigkeit!" Georgs Geschwister hatten bereits eine neue Heimat gefunden, Gott hatte ihnen wirklich die Eltern schon ersetzt, ehe sie ihn darum baten. Das jüngste, ein Kind von zehn Monaten, die Erbin des Namens der heiligen Jungfrau und dadurch der Obhut derselben besonders empfohlen, der Liebling unsers Georgs, mit dem er nun derselben Familie zugetheilt war, die kleine Marie, saß auf dem Arme der trefflichen Karoline und spielte, der rauhen Wirklichkeit entrückt, freundlich lächelnd mit ihren Locken. Das zweitjüngste, Elsbeth mit Namen, ein Mädchen von zwei Jahren, saß auf dem Schooße einer Bäuerin und heftete von Zeit zu Zeit einen fragenden Blick der Wehmuth auf diesen oder jenen Theil ihrer schwarzen Kleidung. Das zweitälteste, ein Knabe von fünf Jahren, durch seinen Namen der Obhut des heiligen Erzengels Michael übergeben, stützte sich mit den Ellbogen auf die Kniee eines Tischlers, meines nächsten Nachbarn, und blickte mit seinen großen himmelblauen, aber heute von Thränen umflorten Augen, ein halberzwungenes Lächeln auf den Lippen, an dem Manne empor, der ihm schon seit längerer Zeit besonders hold war.

„Sieh, wie der Herr, der Vater der Waisen, schon für deine Geschwister gesorgt hat!" sagte ich zu Georg, der kaum eingetreten war, als er auf mich zuging und mir die Hand bot. „Er hat auch für dich gesorgt. Er hat deinem jüngsten Schwesterchen seine Pathin, die würdige Tochter deines Herrn Lehrers, unsers allverehrten Schulmeisters, zur Mutter gegeben. Sie wird auch deine Mutter sein; du gehst diesen Abend mit ihr in ihr elterliches Haus; dort wirst du fortan schlafen und essen, deine beiden übrigen Geschwister gehen, das eine, Elsbeth, mit eurer Frau Nachbarin, unserer würdigen Schloßbäuerin, das andere, dein Michael, mit dem wackern Tischler nach Hause, in dessen Werkstatt du deinen Geschwistern und sogar mir schon so hübsche Sächelchen zusammengezimmert und zusammengeleimt hast."

„So werden wir also auseinander gerissen?“ fragte der Knabe mit dem Tone tiefer Wehmuth. „Ach jetzt, jetzt erst fühle ich meinen Verlust in seiner ganzen Größe. Ich habe nicht nur Vater und Mutter, ich habe auch Bruder und Schwester verloren. Doch Dein Wille geschehe, nicht der meine!“ setzte er voll Ergebung hinzu, und ich konnte mich nicht enthalten, dem frommen Kinde einen Kuß auf seine Stirne zu drücken.

Georg war ein höchst liebenswürdiger Knabe und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Er war äußerst lernbegierig und saß schon in aller Frühe über seinen Büchern. Erst neun Jahre alt, war er schon ein fertiger Rechner und schrieb eine Schrift, wie keiner seiner Mitschüler. Im Rechtschreiben behauptete er schon seit einem halben Jahre unbestritten den ersten Rang. Aber dieß war noch nicht Alles, er hatte auch schon die Elemente der lateinischen Sprache inne, und eben jetzt wollte ich das Griechische mit ihm anfangen. Georg sollte Geistlicher werden, er fühlte sich zu diesem hohen Berufe geboren, Gemüth und Geist zogen ihn unwiderstehlich nach oben, er ahnete, er fühlte, daß er einer höhern Welt angehörte, als die Erde war; er verglich das zeitliche Leben mit einer Schule, er betrachtete es nicht als Zweck, sondern als Mittel, als eine Erziehungsanstalt, in welcher er für das ewige herangebildet werden sollte. Und dieses ewige Leben war das Ziel, das er nie aus den Augen verlor; er lernte schon im zartesten Alter „vergessen, was hinter ihm lag, und sich nach dem ausstrecken, was vor ihm lag; dem vorgesteckten Ziele eilte er zu, dem Preise der von oben erhaltenen Berufung Gottes in Christo Jesu.“ *) Und diesem selben Ziele, dem Himmel, zu dem alle Menschen von Gott berufen sind und für den doch so Viele, so unendlich Viele verloren gehen, glaubte Georg, besonders nun die bisherigen Wegweiser, die treuen Eltern, gestorben waren, auch seine Geschwister zuführen zu müssen. Der Tod von Vater und Mutter machte ihn für das zeitliche und ewige Wohl derselben verantwortlich. Das Bewußtsein dieser Verantwortlichkeit aber, und die Gnade Gottes, welche mit ihm war, erfüllte ihn mit einer Entschlossenheit und Kraft, die ihn in den Stand setzten, mit freudigem Herzen die größten Opfer zu bringen und in vollendeter Selbstverleugnung auf seinen höchsten Wunsch zu verzichten. Er war bis jetzt Willens gewesen und hatte mit ganzer Seele und aus allen Kräften darauf hingearbeitet, sobald als immer möglich die gewöhnliche Bildungslaufbahn des katholischen Theologen zu betreten und aus der Schule unmittelbar in ein niederes Seminar überzugehen. Aber wenn er auf diesem Wege auch aller Auslagen für sich selbst überhoben war, und bis zur Vollendung seiner Studien vom Staate unterhalten wurde, der die Erziehung und Ausbildung seiner Geistlichen auf seine Kosten übernommen hatte, um

*) Phil. 3, 13. 14.

die Kirche wenigstens einigermaßen für die Einziehung ihrer Güter zu entschädigen, schnitt er sich dagegen für den ganzen langen Zeitraum, den seine Studien erforderten, die Mittel ab, seinen Geschwistern mit der gehörigen Thatkraft unter die Arme zu greifen. Und diese bedurften — das fühlte er wohl, und Niemand war im Stande es ihm auszureden — und diese bedurften, sagte er zu sich selbst, wenn sie irgend eine Zukunft sich gründen sollten, seiner Unterstützung früher, weit früher, als er sie ihnen, wenn er seinen ursprüglichen Entschluß ausführte, angedeihen lassen konnte. Er verzichtete deßhalb auf seinen höchsten Wunsch, auf seine schönste Hoffnung, und beschloß, den schönen Plan, den er sich entworfen hatte, zwar nicht ganz aufzugeben, aber nicht mehr so ausschließlich, wie bisher, zu verfolgen, und sich einen zweiten Weg zu öffnen und offen zu halten, auf dem er seinen Geschwistern in kürzerer Zeit hilfreiche Hand leisten könnte. Er hatte bisher die wenigen Erholungsstunden, die er sich gönnte, größtentheils in der Werkstätte des nunmehrigen Pflegevaters seines Bruders zugebracht und sich im Tischlerhandwerke bereits einige Fertigkeit erworben. Er beschloß, dieses Handwerk förmlich zu erlernen, er blieb dann doch mit demjenigen vereinigt, an dessen Seite es ihn ohnedieß immer so unwiderstehlich hinzog, und er konnte ihm und seinen übrigen Geschwistern, wo sie dessen immer bedürften, sogleich mit Rath und That an die Hand gehen. Ach, er konnte den Gedanken kaum ertragen, sich von ihnen zu trennen. Er öffnete mir sein Herz, unterwarf sich aber zum Voraus meiner Entscheidung. Ich konnte seinen Entschluß nicht ganz billigen, konnte ihn aber auch nicht ganz verwerfen, und besprach mich mit seinem Lehrer, der nunmehr zugleich Vaterstelle an ihm vertrat. Dieser schlug einen dritten Weg vor, der die Vortheile der beiden andern in sich vereinigte und die Nachtheile derselben von sich ausschloß. Er meinte, Georg sollte sich dem Schulfache widmen. „Dann könnte er," fuhr er fort, „für immer bei uns und seinen Geschwistern bleiben, und würde sich bald ein, wenn auch spärliches, so doch immerhin sicheres Einkommen erwerben, von dem er sie wenigstens einigermaßen unterstützen könnte. Ich würde ihn zuerst als Incipienten oder Schullehrerzögling und nach Verfluß seiner Lehrzeit als Provisor annehmen; nach meinem Tode könnte er mein Nachfolger werden: ein bescheidenes Loos, aber nicht ohne seine stillen, süßen Genüsse. Oder er könnte nebenbei immer zugleich auch seinen ursprünglichen Plan verfolgen und, sobald er es für geeignet fände, vom Lehrfache zum Studium der Theologie übergehen; er würde sich eben hierin ganz der Leitung der höhern Hand überlassen, und während er seinen Gang ginge, dem Herrn die Richtung seines Weges anheimstellen." Der Vorschlag des Lehrers erhielt meinen vollen Beifall, und Georg ging mit der freudigsten Bereitwilligkeit auf denselben ein, bat uns aber um die Erlaubniß, seine Erholungsstunden wie

bisher in der Werkstätte des Tischlermeisters zuzubringen, der dem Lieblinge seines Herzens, seinem theuern Michael, Vater geworden war. Wir ertheilten ihm dieselbe mit Freuden, und der Knabe war wieder glücklich. Er hatte vor wenigen Tagen Vater und Mutter verloren, und sein Herz blutete noch lange von dem entsetzlichen Riß der Trennung. Aber dieses Herz „bestrafte ihn nicht, darum hatte er Zuversicht zu Gott, und wußte, daß er, um was er bat, von ihm erlangte, weil er seine Gebote hielt und that, was ihm wohlgefällig war."*) Und diese Zuversicht zu Gott machte ihn bei all' seinem Schmerz über den Verlust der heißgeliebten treuen Eltern glücklich, unaussprechlich glücklich: ein schlagender Beweis für die große Wahrheit, daß es kein Unglück gibt, als die Sünde, und daß die härtesten Schläge des Schicksals nichts über den Jünger und Nachfolger Christi vermögen.

Der neue Lebensplan war entworfen, aber an der Tagesordnung änderte er wenig. Nach wie vor besuchte Georg die Schule des Dorfes, bereitete sich aber von nun an unter der Leitung des Lehrers darin allmälig auf den Uebergang von der Rolle des Lernenden zur Rolle des Lehrenden vor, und ertheilte jüngern Schülern, die der Nachhilfe bedurften, in besondern Stunden Privatunterricht, während er seinerseits als Präparand vom Schulmeister in besondern Stunden auch Privatunterricht erhielt. Daneben setzte er unter meiner Leitung die Uebungen in der lateinischen und griechischen Sprache fort und begab sich von mir aus tagtäglich zu meinem Nachbar, dem Tischlermeister, um seine Feierstunde bei seinem Bruder Michael, in der Regel an der Hobelbank beschäftigt, zuzubringen. Die Sonn- und Feiertage heiligte er dem Herrn. Er wohnte Vormittags und Nachmittags voll Andacht dem Gottesdienste bei und brachte die Abendstunden zum Theil bei den Pflegeeltern seiner beiden Schwestern, zum Theil bei seinem verehrten Pathen, dem Tischlermeister, in Gesellschaft seines voll Heils- und Lernbegierde den Worten des jungen Lehrers und Predigers lauschenden Bruders, zum Theil bei mir auf meiner Studirstube oder in meinem Garten, selbst voll Heils- und Lernbegierde meinen Worten lauschend, zum Theil im Kreise der würdigen Familie seines geliebten Lehrers und Pflegevaters unter erbaulichen Gesprächen zu. „Und es erstaunten Alle, die ihn hörten, über seinen Verstand und seine Antworten. Und er nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen."**)

Mit dem zwölften Jahre wurde Georg, als man ihn dieser Ausnahme in jeder Beziehung würdig fand, aus dem Schulverbande entlassen und seinem bisherigen Lehrer als Incipient oder Präparand übergeben. Hatte er sich bisher schon durch sein liebreiches Betragen, durch seinen unermüdeten

---

*) 1. Joh. 3, 22. 23.

**) Luc. 2, 47. 52.

Fleiß und durch sein seltenes Lehrgeschick nicht wenige Schüler erworben, so wuchs jetzt die Zahl derselben mit jedem Monate, und der Präparand konnte seinen Titel bald mit größerem Rechte mit dem T als mit dem D schreiben, er war mehr Präparant als Präparand, d. h. er bereitete mehr Andere auf eine höhere Laufbahn vor, als er von Anderen, von seinem Lehrer nämlich, auf eine solche vorbereitet wurde; wer irgend seine Kenntnisse über den Lehrkreis einer gewöhnlichen Dorfschule ausdehnen wollte, fand bei ihm die schönste Gelegenheit und griff mit beiden Händen nach der kräftigen Nahrung, die seinem strebsamen Geiste geboten war, und die Mehrzahl der schulpflichtigen Dorfjugend schaarte sich zu einer zweiten höheren Schule zusammen, in welcher der Lehrzögling Lehrmeister war. Man gab derselben den für sie besonders sich eignenden Titel Secundarschule, sowie ihrem kaum den Kinderschuhen entwachsenen Vorstande den Titel Secundarlehrer, durfte ihn aber, wenn man ihn nicht gegen sich aufbringen wollte, nie mit diesem Titel anreden, obgleich sein eigener Pflegevater, der durch den sich daraus entwickelnden Gegensatz als Primarlehrer erschien, selbst auf die Bescheidenheit dieses Titels aufmerksam machte, der ihm offenbar blos den zweiten Rang nach ihm, seinem Meister, zuspräche. Er wollte sich überhaupt nicht als Lehrer, sondern stets nur als Zögling betrachtet und bezeichnet wissen. „Ich lehre nicht," sagte er, „um zu lehren, sondern um zu lernen, „„docendo discimus, lehrend lernen wir,"" sagt der Römer." Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, nahm er von seinen Zöglingen auch kein Schulgeld an, lehnte aber aus Rücksicht für seine Geschwister die Geschenke darum nicht ab, die ihm der wohlhabendere Theil derselben zuweilen brachte. Diese Geschenke bestanden in der Regel in Gegenständen, die der Geber selbst erzeugte oder aus seiner Handthierung zog. Die Bäuerin brachte Eier, Butter, Schmalz, der Bäcker dann und wann einen mürben Kuchen, der Fleischer ein paar Pfündchen Fleisch, die Müllerin ein Säckchen Mehl, der Krämer Zucker und Kaffee oder einige Ellen Zeug. Bei besondern Anlässen, am Geburts- oder am Namenstage, an Weihnachten und an Ostern, am Tage nach der Prüfung, wenn die glücklichen Eltern viel Schmeichelhaftes von den Fortschritten ihrer Kinder gehört und gesehen hatten, stellte sich zuweilen auch wohl ein Stück Schatzgeld ein, zierlich und hübsch in buntes Papier eingewickelt. Georg mußte diese kleinen Geschenke, die Beweise der Anerkennung und Dankbarkeit annehmen, wenn er die Leute nicht, wie man sagt, vor den Kopf stoßen wollte, und er nahm sie voll Freuden über diese Anerkennung wenigstens seines guten Willens an. Er war auch nicht im mindesten in Verlegenheit über die Art und Weise, in welcher er sie verwenden sollte. Er führte zwar so wenig einen eigenen Tisch als ich, aber er hatte Geschwister am Tische Anderer sitzen, denen ihn die göttliche Vorsehung zum Vater gegeben hatte, und er saß selbst am Tische

Anderer, die keinen Kreuzer Kostgeld von ihm annahmen. So ließ er denn seine Geschenke in der Ordnung, wie sie sich einstellten, die Runde an den Tischen machen, an welchen er und seine Geschwister zu Gaste saßen; nur das baare Geld, das er zuweilen bekam, behielt er für sich, aber nicht für immer, nur auf eine Zeitlang, bis sich bei ihm selbst oder bei einem seiner Geschwister irgend ein Bedürfniß einstellte, das über die Zwangssteuer hinausging, welche der Magen so unnachsichtlich eintreibt, bis das Eine oder das Andere ein neues Kleidungsstück, ein neues Buch, ein neues Schreibheft oder sonst etwas dergleichen nöthig hatte.

Die drei Präparandenjahre verstrichen, Georg meldete sich zur Provisoratsprüfung, er erstand sie mit glänzendem Erfolg, er erhielt, der Einzige unter Allen, — und bei weitem die Meisten waren Zöglinge eines Schullehrerseminars, dessen Ruf weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausreichte — er erhielt, der Einzige unter Allen, die beste Note, die man erhalten konnte. Man bot ihm trotz seiner Jugend — er zählte erst fünfzehn, zwei Jahre weniger als die Bestimmung des Gesetzes forderte — ein Provisorat in der Hauptstadt an, er schlug es aus und bat, ihn seinem bisherigen Lehrer als Gehilfen zuzutheilen, die ganze Gemeinde und sein Lehrer selbst unterstützte diese Bitte, und die oberste Schulbehörde fand keinen Grund, dieselbe zurückzuweisen. Der neue Gehilfe erhielt einen jährlichen Gehalt von sechzig Gulden, und dem Schulmeister lag dessen Verköstigung ob. Georg trug jetzt das lohnende Bewußtsein in sich, mit s e i n e r Person Niemanden mehr zur Last zu fallen, er suchte auch seine Geschwister so weit zu bringen, daß sie ihr Brod selbst verdienten. Seinen Michael sah er diesem Ziele bereits nahe gebracht. Er besuchte ihn immer noch täglich an seiner Hobelbank, und der holde Knabe, sein Ebenbild nicht nur an Gestalt, sondern auch an Eifer und Frömmigkeit, fühlte sich ungemein glücklich, wenn sein älterer Bruder, in dem er zugleich seinen Lehrer verehrte, ein Wörtchen der Anerkennung über seinen Fleiß und seine Kunstfertigkeit fallen ließ. In einem Alter von zwölf Jahren ersetzte er seinem Meister bereits einen angehenden Gesellen, und nicht selten äußerte derselbe lächelnd: „Dein Essen und deine Kammermiethe verdienst du nun schon, und nächstens werde ich dir auch noch einen Lohn aussetzen müssen, falls dir anders unser Dörfchen nicht zu enge wird.“ — „Unser Dörfchen mir zu eng?“ fiel der junge Tischler ein. „Unser Dörfchen ist mir lieber als die ganze Welt; in diesem Dörfchen bin ich geboren, in diesem Dörfchen will ich auch sterben. Wenn Ihr mich behalten möget, lieber Götte*), so bleibe ich meiner Lebtage**) bei Euch und nehme nie einen Lohn von Euch. Was Ihr an mir thut und gethan

---

*) Provinzialismus statt „Pathe.“

**) Statt „mein Leben lang.“

habt, könnte ich ohnedieß mit allen Schätzen der Erde nie bezahlen." — „Denke an mich, lieber Junge," erwiederte der Schreinermeister, „'s wird dir auch noch anders kommen. So „gern" ich dich habe, es wäre mir nicht einmal lieb, und dir wäre es nicht gut, wenn du „all' deiner Lebtage" bei mir bliebest. Bin auch nicht immer daheim geblieben, habe ganz Deutschland und halb Frankreich durchreist, und die Schweiz und einen guten Theil Italiens obendrein. Draußen lernt man erst, wer man ist und was man in der Welt thut*), und wie man's machen muß, daß man sich durchschlägt, ohne an Leib und Seele bankerott zu werden. Hast du nicht „letzt"**) deinen Bruder selbst gehört, wie er, ich glaube aus Schiller's Glocke, declamirte:

„„Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben,
Muß laufen und springen,
Das Glück zu erringen?"" †)

Ja, mein lieber Michael, du mußt hinaus in die Fremde; bei mir hast du bald ausgelernt; ich verstehe zwar noch Manches, was ich dir noch nicht gezeigt habe, was hier zu Land, in diesem Misthaufenneste, gar nicht vorkommt; ich habe in Dresden drei Jahre lang bei einem Kunstschreiner gearbeitet, da hatt' ich täglich meinen Gulden und dreißig Kreuzer, und wenn ich auf Stück arbeitete, was bei der schönen Arbeit, die ich lieferte, nicht selten vorkam, wenn ich auf Stück arbeitete, sage ich dir, konnte ich mich des Tags auch auf meine zwei preußischen Thaler „schaffen." Doch, wie gesagt, die Zeiten sind vorbei, hierorts kommen nur grobe Arbeiten vor, höchstens, daß ich dann und wann etwas „Ordentliches" in's Pfarrhaus liefern muß, oder daß die Frau Ministerin, die zuweilen Sommers einige Wochen auf ihrem hiesigen Schlosse zubringt, etwas „Extra's" bei mir bestellt. Aber ich habe schon daran gedacht, ob es sich nicht wegen der Nähe der Residenz doch vielleicht der Mühe lohnen würde, eine Kunstschreinerei, verbunden mit einer Möbelhandlung, hier einzurichten; in der Stadt sind die feinern Tischlerarbeiten, besonders die eigentlichen Kunstprodukte, zu theuer, und die meisten hohen Herrschaften lassen sie gar aus Paris kommen. Ich kann dir aber sagen, mein lieber Michael, ich bin auch schon in Paris „gewest", ich habe anderthalb Jahre in einer der ersten Möbelfabriken der französischen Hauptstadt gearbeitet, und ich sage dir, in unserem königlichen Schlosse steht manches Stück, auf welchem der Name meines ehemaligen Prinzipals in Paris prangt, es ist keine andere Hand darüber gekommen als die meinige, und ich wollte mir noch heute getrauen, den stolzesten Palast auszumöbliren, daß man den Künstler, der es gethan, nirgends

*) Statt „zu thun hat."
**) Statt „neulich."
†) Travestirt statt:

„Muß rennen und wagen,
Das Glück zu erjagen."

anders als in Paris suchen sollte. Aber das Alter hat mich überfallen wie ein Reisiger, und ich habe längst auf die Ausführung meiner hochfliegenden Plane verzichtet. Aber du, lieber Junge, du könntest vielleicht mit der Zeit der Mann werden zur Verwirklichung dieser Träume; du könntest dadurch unserem ganzen Dorfe auf die Beine helfen. Laß dir nur den Gedanken vergehen, dich auf dein ganzes Leben lang in die Grenzen seiner Markung einzubannen. Nein, du mußt, je früher je besser, in die Welt hinaus. Bei mir hast du, wie gesagt, bald ausgelernt. Wenn ich dich auch vielleicht noch in das Heiligthum der eigentlichen Kunst einführen könnte, so würde dir dieß wenig nützen. Die Kunst ist der Veränderung unterworfen, wie alles Irdische, jede Zeit hat ihren eigenen Geschmack wie ihren eigenen Geist; was vor Jahrzehnten für schön galt, wird heute für häßlich erklärt. Betrachte dir nur einmal den alten Kasten, den der Herr Pfarrer in seinem Studirzimmer stehen hat. Es ist noch ein Stück von der Aussteuer seiner Großmutter. Ja, der hat seiner Zeit, ich will wenig sagen, seine hundert Gulden gekostet, und unstreitig war er damals ein Gegenstand der Bewunderung, bei dessen Anblick eine arme Beamtenwittwe vom Lande in ihrer Ehrfurcht wohl die köstliche Frage aufwerfen konnte: „„Aber, ich bitte Sie, Frau Geheimräthin, wie hoch ist Ihnen dieser Herr Sekretär zu stehen gekommen?““ Die jetzige Welt findet diesen Kasten im höchsten Grade geschmacklos und begreift nicht, wie man nur je etwas dergleichen für schön halten konnte. Er trägt das Gepräge der bewunderungswürdigsten Kunstfertigkeit an sich, aber er ist mit Mosaik und Schnörkelwerk bis zum Ekel überladen. Künstler und Handwerker sind an den Geschmack der Zeit gebunden, sie müssen sich nach diesem Geschmack richten, sie müssen sich ihren besondern Geschmack aus demselben bilden. Wer es immer, sei es in dieser oder in jener Sache, zur Meisterschaft bringen will, muß sich auf die Höhe der Zeit zu schwingen und sich auf dieser Höhe zu erhalten, ja sich wo möglich noch über dieselbe zu erheben suchen. Und darum muß er in die Welt, in das Leben hinaustreten, muß sehen, wie's Andere treiben, und es, wenn er sieht, daß sie's damit zu Etwas bringen, eben so treiben, muß, wie der Apostel sagt, Alles prüfen und das Beste behalten. Ein Handwerksgesell, der nicht die halbe Welt durchreist, der nicht in den ersten Hauptstädten, nicht bei den ersten Meistern arbeitet, wird's nie weit bringen. Der Mensch, und insbesondere der Handwerker, lernt nie aus. In jedem Geschäfte erwirbt er sich eine neue Fertigkeit, eignet er sich einen neuen „Vortheil“ *) an. Darum, wie gesagt, sollst du dein Pfund nicht in meiner Werkstatt „vergraben“; ich gedenke dich dieser Tage als Lehrjungen einschreiben zu lassen, ich könnte dich, wär's nicht um der Zunftgesetze willen, sogleich als Gesellen einschreiben

*) Provinzialismus statt „Kunstgriff.“

lassen, so weit hast du dich schon in's Handwerk hineingeschafft, aber, wie gesagt, du sollst nichts „Apartes" *) haben, du sollst deine volle Lehrzeit bei mir durchmachen, dann kann ich dir auch einen Lehrbrief ausstellen lassen, daß jeder Altgeselle das Käppchen davor lüpfen muß. Und „wie" **) deine Lehrzeit vorüber ist, gehst du mir in die Fremde und bildest dich in den berühmtesten Werkstätten vom gewöhnlichen Handwerker zum vollendeten Künstler aus."

Mittlerweile saß Michaels Schwester, die neunjährige Elsbeth, die bei der Theilung der Hinterlassenschaft ihrer Eltern einer mitleidigen Bäuerin zugefallen war, am Ofen neben der Frau Tischlermeisterin und ihrem Töchterchen Anna, einem Mädchen von zehn Jahren, und drehte fleißig die Spindel. „Sieh, Anna," sprach die Mutter, „wie tief du wieder von der Elsbeth beschämt wirst, die doch ihr volles Jahr jünger ist als du! Sie hat nun bereits die dritte Spindel aufgesteckt, und eben fängt sie die vierte an, du aber leierst immer noch an deiner zweiten herum. Ich meine fast, ich will sie nur vollends ganz zu mir nehmen, damit du ihr Beispiel immer vor Augen habest, ohne einen solchen Sporn kommst du doch nie aus deiner Trägheit und Schläfrigkeit heraus. Sie ist ohnedieß zu zart und zu schwächlich für das Bauerngeschäft. Was meinst du, Elsbeth, würdest du nicht auch lieber bei uns die Spindel drehen oder in unserem kleinen Hauswesen „herumposseln" †), wo du immer in deiner warmen Stube sitzen könntest, oder höchstens zuweilen in der Küche bei mir oder in der Werkstatt bei deinem Michael zu thun hättest, als bei deiner Bäuerin die Kühe anbinden und melken, und mit der Mistgabel in der Hand auf Aeckern und Wiesen herumtrampeln, daß dir der Koth über den Kopf zusammenspritzt? Sprich, Elsbeth, möchtest du nicht lieber für immer bei uns bleiben? Du hörst ja ohnedieß so gern meinem Schreiner zu, und zu uns kommt auch dein Georg öfter als zu deiner Bäuerin; es vergeht kein Tag, daß er nicht zuspricht, und wenn der erst mit meinem Schreiner in's Gespräch kommt, da ist's eine Lust zuzulosen, man kann nicht satt kriegen . . . Nun, so sprich dich doch einmal aus. Ich möchte dich gar zu gern deiner Bäuerin abspannen, und ich glaube fast, sie würde sich die Augen nicht um dich herausgreinen, wie die heilige Ottilie um ihren Vater, der in der Hölle saß."

Wer weiß, wie lange die redselige Frau noch so fortgemacht hätte, wenn ihr nicht endlich „ihr" Schreiner in's Wort gefallen wäre. „Ei, so höre doch endlich auf," sagte er, „das geht ja wieder aus deinem Munde heraus wie gehaspelt; nicht einen Augenblick steht deine Zunge still; da glaube

*) Provinzialismus von dem französischen à part, statt Exceptionelles, Besonderes.

**) Sobald.

†) Provinzialismus statt „spielend arbeiten", oder, wie das Volk wohl auch sonst sagt, „schäffeln."

ich denn wohl, daß es keine Weiber im Himmel gibt, weil es in der Offenbarung Johannis heißt, es sei eine Stille im Himmel gewesen bei einer halben Stunde; ich wüßte gar nicht mehr, wie mir wäre, wenn ich erleben würde, daß du einmal nur fünf Minuten lang still wärest, ich müßt' es meiner Treu in's Kamin schreiben. Führe da den interessantesten Discurs über Handwerk und Kunst, und alle Augenblicke bringst du mich „draus" mit deinem „Gepappel."

„Ei was!" erwiederte die Frau Tischlermeisterin, „unser einem ist der Schnabel auch nicht umsonst gewachsen, und wenn mein „Tischgurs" auch nicht so gar interessant ist als der deine, so ist er darum nicht minder wichtig. Ich meine immer, wir sollten die Elsbeth auch vollends zu uns nehmen, 's ist so ein stilles fleißiges Mädchen, und sie „kann's" gar mit unserer Anna, sie käme auch mir wohl in der Haushaltung, ein Bettchen hätt' ich für sie, und Kleidchen vor der Hand auch, so viel sie für den ersten Augenblick brauchen würde, wiewohl sie brächte ja auch noch Einiges von ihrer Bäuerin zu uns; und was das Essen betrifft, das hätte ich nicht anzuschlagen, es ginge vollends in Einem hin, zudem brächte sie es mir zehnfach durch Spinnen herein."

„Mach du, was du willst," erwiederte der Tischlermeister. „Du weißt, in solchen Angelegenheiten rede ich dir nichts ein, nur möchte ich der Bäuerin das Kind nicht gerade abspannen, wie du vorhin gesagt hast; das göttliche Gesetz verbietet dieß ausdrücklich, und Elsbeth's Pflegemutter ist eine zu brave Frau, als daß ich ihr nur einen trüben Augenblick bereiten könnte. Ja, wenn ich wüßte, daß es ihr recht wäre, — ich habe schon den gleichen Gedanken gehabt, den du da äußerst, — wenn ich wüßte, daß es ihr recht wäre: mit Freuden würde ich ja sagen, aber anders um keinen Preis. Was meinst du, Elsbeth? du mußt am besten wissen, wie du mit deiner Bäuerin stehst, ob sie dich gern oder ungern verlöre."

„O, meine liebe Mutter ist brav!" antwortete das Mädchen, „sie würde mich ungern verlieren, sie hat mich gar so lieb, ich bin ihr in's Herz hineingewachsen, und sie mir, es würde mir entsetzlich schwer fallen, mich von ihr zu trennen; aber weil ich denn doch in ihrem Hause Niemand habe als sie, weil mich der Bauer und noch mehr sein ältester Sohn nicht recht leiden kann und sie mich, wo sie können, herumpuffen, wohl auch meiner guten Mutter in meiner Gegenwart zuweilen schnöde Vorwürfe machen über ihre „verrückte Gutmüthigkeit," wie sie sich ausdrücken, in der sie sich einen solchen Wechselbalg hätte aufbinden lassen, daß sie oft bittere Zähren weint, und weil ich hier doch auch bei meinem lieben Michael wäre, und Georg, der sich wegen des rauhen Wesens meines Pflegevaters nur selten bei uns sehen läßt, auch alle Tage bei Euch zuspricht, so könnte ich mich am Ende doch zum Tausche entschließen, und meine liebe Mutter würde wohl auch ihre

Einwilligung dazu geben, sie wäre dann doch der ewigen Vorwürfe los, die man ihr wegen meiner tagtäglich auf der Suppe zu essen gibt."

Elsbeth hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als diejenige eintrat, von welcher sie handelten. „Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte die Bäuerin. „In Ewigkeit!" antwortete die Familie. „Ich muß doch auch einmal wieder bei Euch zukehren," begann die gute Frau; „muß auch wieder sehen, wie's in anderer Leute Häusern auf- und zugeht, habe so Niemand, dem ich mein Leid klagen könnte. Nun, ich sehe, daß bei euch doch immer der Frieden zu Hause ist, und der Frieden ist die Hauptsache. Unser lieber Heiland hat nicht umsonst immer den schönen Gruß im Munde geführt: „„Friede sei mit euch!"" Was hat man auch in dieser Welt Anderes als den lieben Frieden? Geld und Gut haben keinen Werth, und gut Essen und Trinken macht's auch nicht aus; ein Gericht Kraut mit Liebe, sagt der weise Salomon, ist besser, denn ein gemästeter Ochs mit Haß. Das erfahre ich täglich an mir selber am besten. Doch ich will schweigen, ich will Euch das Herz nicht auch noch schwer machen, es ist genug, übrig genug, daß es mir so schwer ist ... Elsbeth," fuhr sie nach einer Pause gegen ihre geliebte Pflegetochter fort, „ich bin eigentlich gekommen, dich zu holen, der Vater „schmält"*) wieder, daß du so lange ausbleibst. Er ist gar argwöhnisch, mein Bauer," setzte sie gegen ihre Gevatterin, die Frau Tischlermeisterin, hinzu, „er meint immer, das gute Kind verschwätze ihn, wenn es bei andern Leuten sei. „„Lieber soll sie mir ganz aus dem Hause,"" sagte er diesen Abend, „„und sie muß mir auch noch aus dem Hause, brauch' keine solche „Calfacterin", die immer auf zwei Achseln Wasser trägt ..."" Die arme Elsbeth fing zu weinen an. Ihre Pflegemutter tröstete sie mit den Worten: „Mußt nicht gleich alles so hoch aufnehmen, du albernes Ding; wenn er auch schmält, er meint's doch nicht so bös; zeige ihm nur nie ein unfreundliches Gesicht; er ist nun einmal so, wir machen ihn nicht mehr anders ... Nein, aber daran habe ich schon gedacht," fuhr sie gegen die Frau des Hauses fort, „weil er nun einmal so ist, will ich, wenn er nicht anders wird, das gute Kind später zu Leuten in Dienst schicken, bei denen es weniger herumgestoßen wird als bei mir; denn ich muß gestehen, und warum sollt' ich's auch verschweigen? meine ungeschlachten „Mannsnamen" plagen das arme Mädchen, daß es eine Schande ist, und daß es Einem das Herz abdrücken möchte, wenn man's nur mit ansieht."

„Liebe Frau Bas," fiel ihr die Frau Tischlermeisterin in die Rede, „dem ist bald abgeholfen. Schickt Eure Elsbeth nur gleich zu mir in Dienst, da ist sie gut aufgehoben und wird gewiß von Niemand geplagt ... nicht wahr, Schreiner?"

---

*) Provinzialismus statt „zankt."

„Ja, Frau G'vatter, mein Weib hat Recht," bestätigte der würdige Handwerker, „und sie hat eben erst davon gesprochen, sie thäte, wenn sie wüßte, daß Ihr nichts dagegen hättet, Eure Elsbeth gern zu sich nehmen, sie käme ihr gar wohl in der Haushaltung, sagte sie, und unsere Anna hätte dann doch auch eine Kamerädin, und eine Kamerädin, von der sie auch was lernen könnte; denn Eure Elsbeth ist gar gut gezogen. Was meint Ihr? Könntet Ihr Euch entschließen, das Mädchen herzugeben? Wie gesagt, bei uns sollte es gut aufgehoben sein, das weiß mein Michael, ihr Bruder."

„O ja, liebe Frau Bas," mischte sich nun auch der Knabe in's Gespräch, „tretet die liebe Elsbeth uns ab, ich will Euch recht dankbar dafür sein, und Euch thun, was ich Euch nur immer an den Augen ansehe."

Auch Anna legte das Gewicht ihres Wortes in die Wagschale, und so erwiederte denn die Bäuerin: „Nun, wenn Ihr Euch Alle gegen mich vereiniget, so muß ich mich am Ende gefangen geben; viel Hunde, sagt das Sprüchwort, sind des Hasen Tod. Ich sehe schon, 's ist Gottes Wille, 's kommt Alles zusammen, und wenn Alles zusammenkommt, um uns ein Opfer abzudrängen, das unserem schwachen Herzen zu schwer fällt, können wir sicher darauf rechnen: Gott will es haben, daß wir dieses Opfer bringen, und wenn wir es nicht bringen, wenn wir seinen Wink nicht beachten, wenn wir starrköpfig auf unserem Sinne beharren und mit Gewalt durchzusetzen suchen, was nun einmal nicht sein soll, berauben wir uns als Empörer gegen den göttlichen Willen auch alles göttlichen Segens und verwandeln all unser Gebet in eitel Fluch; denn während wir sprechen: „„Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden,"" handeln wir diesem Willen selbst beharrlich entgegen und flechten damit in jede der sieben Bitten des Vaterunsers die Verneinung ein, ja wir machen uns schon im ersten Worte zu Lügnern, indem wir Gott unsern Vater nennen, indeß wir aufgehört haben seine Kinder zu sein... Ja, es ist Gottes Wille, mich von dir zu trennen, liebe Elsbeth, und Gottes Willen darf ich nicht widerstreben. So sei's denn; so schwer es mir fällt, ich will mein Liebstes opfern. Abraham war ja auch bereit, seinen geliebten Sohn dem Herrn zu schlachten, und es wurde ihm zur Gerechtigkeit angerechnet *). Aber heute, liebes Kind, gehst du noch einmal mit mir; ich will's meinem Bauer vortragen, und wenn er nicht andern Sinnes geworden ist, will ich dich morgen wieder hieher bringen in dein neues Quartier, und meine liebe Base wird dir werden, was ich dir gewesen bin; sei aber auch du dann so folgsam gegen sie, wie du gegen mich warst."

Eben schlug es sieben Uhr auf dem nahen Kirchthurme; es war die Zeit, in welcher in der Regel Georg sich einstellte. Er hatte in den Abend-

*) Röm. 4.

stunden bei mir Unterricht in der lateinischen und der griechischen Sprache. Die Stunde von sieben bis acht Uhr war zu seiner Erholung bestimmt; er brachte sie gewöhnlich bei meinem Nachbar, dem Tischlermeister, entweder in dessen Wohnstube oder in dessen Werkstätte zu. Die Bäuerin war so eben aufgestanden und an den Tisch getreten; sie nahm gerade ihr Licht aus der Laterne, um es anzuzünden, als der zweite Lehrer des Dorfes eintrat. Sie stellte ihre Laterne auf den Tisch und steckte ihr Licht wieder unangezündet hinein. „Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte der Eintretende, und lieferte dadurch den vollgiltigen Beweis, daß er nicht, wie so viele seiner Standesgenossen, zu der neugebackenen Sippschaft der seichten Aufklärlinge gehörte, die sich des alten Glaubens und der alten Sitte schämen, sondern daß er noch dachte wie der Apostelfürst, dem das Evangelium Christi eine Kraft Gottes war, die da selig machte Alle, die daran glauben. „In Ewigkeit,“ antworteten alle Anwesenden mit Einer Stimme, und die Bäuerin konnte sich der schmeichelhaften Bemerkung nicht enthalten: „Was, Ihr seid halt doch noch vom guten alten Schlage, Herr Lehrer, darum bewährt sich aber auch das Wort des Apostels an Euch: „„den Hoffärtigen widerstehet Gott, aber den Demüthigen gibt er Gnade.““*) Ihr laßt Euch doch auch noch bei den Leuten sehen und sprecht mit ihnen, wie's der Brauch ist; Ihr meinet nicht, unser Eins sei auf der Straße gefunden worden. Wenn ich mir da den Provisor in unserem Nachbarorte, in Weilheim drüben, denke, mit seinen Storchenbeinen, ja, der meint Wunder wer er sei, der stolzirt an unser Einem vorüber, als wären wir gar nichts. Vom Grüßen ist nun einmal gar keine Rede; er muß gut aufgelegt sein, wenn er Einem nur dankt. Nur wenn ihm ein Höherer begegnet, da heißt es „„fehl'**) mich g'horsamst, fehl' mich unterthänigst““ hinten und „„fehl' mich g'horsamst, fehl' mich unterthänigst““ vorn. 'S mag ihn aber auch kein Mensch, und mit all seinen „„g'horsamen Dienern und g'horsamen Deckeln““ wird er's seiner Lebtage zu nichts bringen.“

„Nun, man kann's nicht wissen,“ versetzte Georg; „der Herr Provisor von Weilheim ist sonst ein sehr wackerer Mensch und hat sehr schöne Kenntnisse, er kann's immerhin noch weit bringen; aber wahr ist's, er würde besser in die Stadt taugen als auf's Land; er ist auch in der Stadt aufgewachsen und es fällt ihm schwer, sich an die Sitten und Gebräuche des Landvolkes zu gewöhnen; doch Ihr thätet ihm groß Unrecht, wenn Ihr ihm deßhalb Stolz und Hoffart zur Last legen wolltet.“

„Ja, ja, Herr Georg,“ fiel der Tischlermeister ein, der sich nun einmal diese Betitlung angewöhnt hatte, „man weiß „eineweg“ †), woran man

*) 1. Petri 5, 5.

**) Statt „empfehle“.

†) „Einer Wege“, Provinzialismus statt „dessenungeachtet.“

ist. Sie kehren eben bei Allem nur die gute Seite heraus, besonders wenn es die Vertheidigung eines Abwesenden gilt, und ich muß sagen, es gefällt mir so Vieles an Ihnen, ja, es gefällt mir Alles an Ihnen; aber nichts gefällt mir besser an Ihnen, als eben dieß. Kann's selbst für den Tod nicht ausstehen, wenn man Leuten eins anhängt, die sich nicht vertheidigen können."

„Da habt Ihr die rechte Gesinnung, lieber Meister," versetzte Georg, „und eben um dieser Gesinnung willen liebe und schätze ich Euch auch von ganzem Herzen und fühle mich unwiderstehlich zu Euch hingezogen, so daß mir „wind und wehe" ist, wenn ich nur einen Tag verstreichen lasse, ohne bei Euch gewesen zu sein, ja daß ich diesen Tag für verloren halte, wie der edle Titus, der römische Kaiser, jeden Tag für verloren hielt, an dem er nicht irgend Jemanden Gutes gethan, obwohl ich eigentlich mit den Besuchen, die ich Euch mache, Niemanden Gutes thue als mir selbst."

„Nur nicht wieder gar zu bescheiden und demüthig, Herr Georg!" fiel der Schreinermeister ein. „Nicht sich, sondern lediglich mir und meiner Familie, vor Allem aber Ihrem Michael, dem Armen, der so gar keine Kameradschaft bei mir hat, thun Sie Gutes mit den Besuchen, womit Sie uns beehren. Denn schon Ihre äußere Erscheinung hat etwas Wohlthuendes für das Auge wie für das Gemüth, und wenn man Sie reden hört, geht Einem das Herz vollends auf. Meinem lieben Michael hüpft es allemal im Leibe, sobald er Sie nur sieht, er fühlt sich oft so verlassen; doch jetzt wird ihm auch wieder leichter werden, wir wollen Ihre Elsbeth, das holde Kind, zu uns nehmen, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, Herr Georg."

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden," versetzte Georg; „aber eine andere Frage ist," fuhr er, gegen Elsbeths bisherige Pflegemutter gewendet, fort, „eine andere Frage ist, ob Sie nichts dagegen einzuwenden haben, Frau Schloßbäuerin."

Die Angeredete stieß einen tiefen Seufzer aus und erwiederte: „Wenn es auf mich allein ankäme, Herr Lehrer, ich hätte freilich Mancherlei dagegen einzuwenden; aber was kann ich machen? ich muß froh sein, wenn man mich „mit hinkommen" läßt; meine „Mannsbilder" sind Meister im Haus, und ich kann es nicht leugnen, mein Bauer und mein ältester Bub' haben die arme Kleine beide stark „auf dem Zug", ich wundere mich oft, wie sie's nur „prestirt", denn ich selbst prestir's kaum; Ihr dürfet mir glauben, Herr Lehrer, mir thut's weher als ihr; aber wie gesagt, was kann ich machen? ich bin, zu meiner Schande muß ich's gestehen, in meinem eigenen Hause das fünfte Rad am Wagen. Da hab' ich denn freilich, wenn's sie's ihr gar zu arg machten, schon oft gedacht, ob es nicht besser wäre, ich gäbe das Mädchen weg, ich wußte nur nicht, wem ich es geben sollte, denn natürlich wollte ich es auch nicht aus dem Regen unter die

Traufe schicken. Gott ist in's Mittel getreten. Er hat mich diesen Abend hiehergeschickt, meine Elsbeth zu holen, weil sie meinem Bauer zu lange in der Kunkelstube war, und das Erste, womit mir meine Frau Gevatterin entgegenkommt, ist der Vorschlag, ihr das Kind in Dienst zu geben, und Alles unterstützt ihren Vorschlag, mein G'vattermann, der Schreiner, Euer Bruder, sein Lehrjunge, und endlich gar noch die kleine Anna. Was konnt' ich anders thun als Ja sagen? Morgen, wenn's meinem Bauer noch so ist wie heute, bring' ich das Mädchen mit ihrem Bettlein und ihrem „Häs" *), und ich muß sagen, so schwer es mich ankommt, mich von ihr zu trennen, so gern mag ich's dem armen Ding gönnen, daß es wieder zu Christenleuten kommt, und zu gar so stillen und braven, die ihr nicht immer das Bischen Essen vorrücken."

„Ach Gott!" fiel schmerzlich ergriffen Georg ein, „das Essen hat man meinem guten Schwesterchen bei Euch vorgerückt? Aber wie ist das möglich? Habe ich mich nicht oft genug erboten, das Kostgeld für Elsbeth zu bezahlen? Ihr schlugt es beharrlich aus, und Euer Mann, der Schloßbauer, stellte sich jedesmal höchlich beleidigt, wenn ich diesen Gegenstand nur berührte. Und jetzt muß ich das noch hören? Aber ich will mir's zur Warnung dienen lassen. Meine Geschwister sollen Niemanden mehr auch nur mit eines Kreuzers Werth zur Last fallen, und ich sage Ihnen, Frau Gevatter, wenn ich nichts dagegen einwenden soll, daß meine Schwester zu Ihnen in die Pflege komme, so müssen Sie sich's gefallen lassen, daß ich Ihnen wenigstens ein kleines Kostgeld bezahle. Wenn Sie keine Entschädigung von mir annehmen, wird nichts aus der Sache."

„Gut," erwiederte die Schreinermeisterin, „darüber fangen wir keine Händel an. Ihr bezahlet mir das Kostgeld für Eure Schwester und ich bezahle ihr den Magdlohn, denn ich habe sie als Magd gedungen; aber einer Magd bin ich denn doch vor Allem das Essen schuldig. Wenn Ihr nun das Essen für sie zahlen wollt, so muß ich ihr natürlich um so mehr Lohn geben; den mag sie dann in die Sparkasse legen, so kann sie sich mit der Zeit auch eine „Aussteuer" **) anschaffen."

„Ach, Sie scherzen, verehrteste Frau Bas!" fiel Georg ein. „Man sagt zu den Kindern, wenn man ihrem Fleiß und ihrer Fertigkeit schmeicheln will, um sie zu größerer Anstrengung anzuspornen: „„Du bist einmal eine Magd, du kannst schaffen trotz Einer."" So meinen Sie's wohl auch, und es freut mich, daß Sie so guter Laune sind. Nein, nein, ich weiß wohl, daß meine Geschwister ihr Brod noch nicht selbst verdienen können, aber sie sollen's verdienen lernen, und ich sollte Ihnen eigentlich nicht nur das

*) Provinzialismus statt „Kleidervorrath," „Kleidung."

**) Statt „Ausstattung."

Kostgeld, ich sollte Ihnen auch ein Lehrgeld bezahlen, wenn Sie meine Elsbeth mit den Geschäften der Haushaltung vertraut machen, wie ich auch für Michael ein Lehrgeld bezahlen sollte und mit der größten Freude bezahlen würde, wenn es sein Meister, unser lieber Herr Gevatter, nicht beharrlich ausschlüge, und Michael es nicht durch Verdoppelung seines Fleißes und durch Verlängerung seiner Lehrzeit wieder einbringen könnte."

„Nun ebenso," fiel die Frau Tischlermeisterin ein, „wollen wir's rücksichtlich des Kostgeldes Eurer Elsbeth halten; wir wollen Alles wett und eben machen. Michael erspart meinem Schreiner einen Gesellen und Elsbeth mir eine Magd, dafür gebührt Beiden ihr Lohn, und ich muß Euch nur sagen, Herr Lehrer, Ihr habt nicht einmal das Recht, diesen Lohn im Namen Eurer Geschwister auszuschlagen; Ihr habt zwar die Pflicht, sie in ihrem Eigenthume zu schützen, aber nicht das Recht, sie in ihrem Eigenthume zu beeinträchtigen. Doch wir wollen meinetwegen so weit nachgeben, wir wollen weder Eurem Bruder noch Eurer Schwester einen Lohn aussetzen, dafür aber müßt Ihr auch mit Eurem Lehr- und Eurem Kostgelde daheim bleiben."

Es wurde noch eine geraume Zeit über diesen Gegenstand hin- und hergestritten; endlich bewahrheiteten sich die Worte Göthe's:

„Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behält's gewiß."

Die Frau Tischlermeisterin hatte eine Zunge, und zwar eine ziemlich geläufige; sie behielt Recht. Michael und Elsbeth waren versorgt, ohne irgend Jemanden zur Last zu fallen; sie trugen das Bewußtsein in sich, ihr Brod selbst zu verdienen. Georg ging noch an demselben Abende mit seiner Elsbeth und ihrer bisherigen Pflegemutter zu der letztern gestrengem Herrn Gemahl und brachte die Sache vollends in's Reine. Der Schloßbauer mußte, wie er sich ausdrückte, seinem Stolz eine Schlappe geben lassen, und von Georg eine kleine Entschädigung als schwachen Beweis seiner Dankbarkeit annehmen. Am andern Morgen schnürte Elsbeth ihr Bündel und verabschiedete sich von ihren Pflegeltern. Die Schloßbäuerin schluchzte, daß es einen Stein hätte erbarmen können; selbst ihrem hartgesottenen Bauern traten Thränen in die Augen, als er dem weinenden Kinde die schwielengehärtete Hand bot.

Die liebliche Marie war nun noch das einzige der vier Waisenkinder, das sein Brod noch nicht selbst verdiente; aber sie saß eigentlich nicht sowohl am Tische ihrer Pflegeltern, als vielmehr am Tische ihres Bruders. Denn dieser richtete sich, seitdem er als Provisor angestellt war und sich mit dieser Anstellung gewissermaßen eine selbstständige Existenz errungen hatte, nach und nach einen eigenen Hausstand ein. Er führte zwar noch keinen besondern Tisch, aber er ging nicht mehr wie bisher beim Schulmeister in die Kost, sondern gab, wie es die Frau des Hauses selbst wünschte, seinen

regelmäßigen Beitrag für sich und sein Schwesterchen zur Bestreitung der Küche und nahm dagegen aus der Ortskassa die für den Provisor ausgesetzte Kostentschädigung in baarem Gelde in Empfang. Was sein Schwesterchen an Kleidern und Weißzeug nöthig hatte, schaffte er ihm ohnedieß aus eigenen Mitteln an, und für die Pflege, deren es bedurfte, entschädigte er die Familie durch eine Privatstunde, die er einem zehnjährigen Sohne derselben im Lateinischen gab. So stand nun Georg, der arme Waisenknabe, schon in seinem fünfzehnten Jahre mit seinen drei Geschwistern, die er, selbst noch ein Kind, an Kindesstatt angenommen hatte, und denen er ein eben so treuer Vater als liebevoller Bruder war, im eigentlichen Sinne des Wortes als Freiherr im Leben; aber er sollte auch noch wirklich in den Rang und Stand eines Freiherrn erhoben werden.

Georgs Ruf beschränkte sich bald nicht mehr auf die engen Grenzen der Markung seines Dorfes; er drang auch in die Mauern der Hauptstadt und gelangte zu den Ohren der obersten Schulbehörde. Man schickte eine Prüfungskommission nach Neudorf — dieß war der Name des Ortes, den die göttliche Vorsehung unserem Georg zum Wirkungskreise angewiesen. Sie richtete ihr Augenmerk weniger auf die gewöhnliche Schule, die aus den ordentlichen Prüfungen ohnedieß als eine der besten Dorfschulen des Landes bekannt war, als vielmehr auf die im Dorfe sogenannte Secundarschule, die von dem strebsamen Jüngling gegründete Privatanstalt, in welcher er das docendo discimus in Anwendung brachte und in denjenigen Fächern Unterricht ertheilte, in denen er selbst theils bei seinen beiden Lehrern, dem Schulmeister und mir, theils und zwar hauptsächlich bei den vorzüglichsten Lehrbüchern Unterricht nahm. Die Kommission konnte den Zustand dieser zweiten Schule nicht genug rühmen, und auf ihren Bericht hin wurde dieselbe alsbald auf die Rangstufe der vom Staate gegründeten sogenannten Realschulen erhoben, durch Bestätigung ihres bisherigen Titels aber vor diesen ihren Schwesteranstalten besonders ausgezeichnet. Allein Georg hatte erst die Provisoratsprüfung erstanden; wenn er als Leiter einer Schule, und gar vollends einer höhern, anerkannt werden sollte, mußte er sich einer zweiten Prüfung, der Reallehrerprüfung, unterwerfen. Er that es, und ein glänzender Erfolg gab Zeugniß nicht nur von den außerordentlichen Gaben, womit ihn die liebende Vorsehung ausgerüstet hatte, sondern auch von dem außerordentlichen Fleiß, den er auf die Ausbildung dieser Gaben verwendete. Acht Tage nach der Prüfung wurde Georg von der obersten Schulbehörde zum öffentlichen Lehrer an der von ihm errichteten Secundarschule mit dem Rang und Gehalt eines Reallehrers ernannt. Er zählte noch nicht ganz achtzehn Jahre und hatte es als armer Waisenknabe durch bloßes Privatstudium auf seinem Dorfe bereits weiter gebracht, als mancher vom Erdenglück begünstigte Sohn reicher Eltern, der vielleicht noch einmal so alt war und auf einem

Halbdutzend Universitäten die berühmtesten Lehrer gehört hatte. Es kommt nicht darauf an, wo man studirt, sondern wie man studirt. Man kann in der Stille seiner vier Wände, im Umgange mit Gott und sich selbst, unter Anleitung guter Lehrbücher so viel lernen, als im Getümmel des Universitätslebens aus den Vorträgen der berühmtesten Professoren; und wenn ich Gesetzgeber wäre, ich würde keine Anstellung vom Besuche einer Hochschule abhängig machen, dagegen für alle Fächer, besonders für das Lehrfach, die praktische Ausbildung zur conditio, sine qua non erklären.

Georgs Secundarschule erwarb sich bald einen bedeutenden Namen in der Nähe und Ferne. Von mehreren Seiten liefen Gesuche um Aufnahme von Zöglingen ein. Der jugendliche Lehrer sann hin und her, wie er es möglich machen könnte, denselben zu entsprechen. Er kam auf mancherlei Gedanken, aber keiner erhielt seinen vollen Beifall. Da gedachte er der Worte des Herrn: „Wenn Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen," und er beschloß sich im Namen Jesu mit seinen beiden Lehrern, dem Schulmeister und mir, zu berathen und der höhern Eingebung zu folgen, welche diesem hohen Rathe von Demjenigen werden müßte, der in seiner Mitte säße. Das Ergebniß unserer Berathung war, daß den eingelaufenen Gesuchen unter allen Umständen entsprochen werden müßte, und daß vorderhand der Schulmeister die auswärtigen Zöglinge in Kost und Wohnung nehmen sollte, bis man ein geräumiges Lokal für die neue Schule gefunden haben würde, in welchem die Schüler zugleich beherbergt werden könnten. Man beantwortete demzufolge die eingelaufenen Gesuche zusagend und sah sich nach einem passenden Lokal für die Erziehungsanstalt um, zu welcher die Secundarschule erweitert werden sollte. Und man durfte nicht in der Ferne suchen, was man in der Nähe haben konnte. Von einer Anhöhe herab, die das ganze Thal beherrschte, winkte ein Schloß, das den größten Theil des Jahres über leer stand. Die Besitzerin desselben, Wittwe eines längst verstorbenen Ministers aus dem Geschlechte der Freiherren von Neudorf, das eben mit diesem Minister erloschen war, hatte ihren Wohnsitz in der benachbarten Hauptstadt aufgeschlagen und bezog es nur Sommers für einige Wochen, nahm aber höchstens fünf oder sechs Zimmer für sich und ihre Dienerschaft in Anspruch. Zwei große Flügel waren das ganze Jahr hindurch unbewohnt; einer derselben reichte vorderhand für unsern Zweck aus. Ich wandte mich in einem ehrfurchtsvollen Schreiben an die Freifrau von Neudorf und trug ihr in herzlichen Worten unser Anliegen vor. Begeistert für einen Plan, dessen Ausführung einen neuen Glanz auf ihren gefeierten Namen werfen mußte, stellte sie uns nicht nur augenblicklich das ganze Schloß zur Verfügung, sondern übernahm auch die Ausrüstung desselben auf ihre Kasse und ersuchte uns, die letztere, sobald es an der Zeit wäre, auf ihre Rechnung besorgen zu lassen. Was

blieb uns noch zu wünschen übrig? Die angemeldeten Zöglinge stellten sich ein. Unser Schulhaus hatte noch Raum für sie, und die Frau Schulmeisterin und ihre erwachsene Tochter, die treffliche Wirthschafterin, unterzogen sich mit Freuden der Pflicht, für ihres Leibes Nothdurft zu sorgen. Mittlerweile wurde die Ausrüstung des Schlosses mit dem regsten Eifer betrieben. Die Hauptsache bei derselben war die Schreinerarbeit. Sie wurde natürlich dem Lehrherrn und Pflegevater Michaels übertragen; er hatte von jeher in's Schloß gearbeitet. Michael konnte sich keine bessere Gelegenheit wünschen, seinem Wohlthäter zu vergelten und der Welt zu zeigen, wie weit er es unter seiner Leitung gebracht hatte, was er jetzt schon zu leisten vermochte und was man sich erst für die Zukunft von ihm versprechen konnte.

Das Winterhalbjahr war verstrichen — Georg hatte bei seiner Secundarschule bereits die städtische Zeitordnung eingeführt, vermöge der das Schuljahr in den Winter- und Sommerkurs zerfällt und beide Kurse durch einige Wochen Ferien von einander getrennt sind — das Winterhalbjahr sage ich, war verstrichen. Die auswärtigen Zöglinge gingen nach Hause, um im Kreise ihrer Familie sich von ihrer Anstrengung zu erholen und neue Kräfte zu neuen Anstrengungen zu sammeln. Ihre Worte, ihre Fortschritte, ihr Betragen gaben Zeugniß von der Schule, die sie besuchten, und von dem Geiste, der darin herrschte, und mit jedem Tage liefen neue Gesuche um Aufnahme ein. Man mußte die Ferien um einen ganzen Monat verlängern, um ihnen entsprechen zu können; das Schulhaus war überfüllt und die Ausrüstung des Schlosses noch nicht vollendet. Endlich kam die heißersehnte Zeit heran, in welcher wenigstens ein Flügel desselben bezogen werden konnte. Es sollte in feierlicher Weise geschehen. Man wählte den Pfingstmontag dazu. Die auswärtigen Zöglinge, ihrer Zwanzig an der Zahl, hatten sich bereits eingestellt; die meisten hatten ihre Eltern oder Vormünder, oder Geschwister, oder sonstige Verwandte bei sich; auch die einheimischen, der Zahl nach doppelt so stark, waren von ihren Angehörigen und Freunden begleitet. Es war ein herrlicher Maitag: der Sonnenball trat wie ein Bräutigam aus den goldenen Thoren seines Brautgemaches hervor und warf seine glänzenden Purpurtinten, als wäre er sich seiner Würde bewußt, durch die weiten Räume des Himmels, dessen blaues Gewand in ein schimmerndes Lichtmeer tauchend; und segnend streckte die Braut des heiligen Geistes, die Königin des Himmels, ihre gnadentriefenden Hände über den festlich geschmückten Erdball, und alle Herzen der Christenheit flogen entzückt dem heiligen Geiste entgegen, den der Herr in diesen großen Tagen über seine Gläubigen ausgießt. Sämmtliche Zöglinge, die auswärtigen in städtischen, die einheimischen in ländlichen Feierkleidern, erschienen mit dem Anbruche des Tages auf dem freien Platze, der den Zugang zum stattlichen Schulgebäude bildete. Jeder schulterte einen schlanken Pappelzweig und trug

ein junges Eichenlaub auf der Mütze, und mitten auf dem Platze schüttelte eine mit allerlei Bändern gezierte Birke ihren prachtvollen Schmuck im erfrischenden Hauche des Morgens. In ihrem Schatten stellte sich der König des Festes, der allverehrte Georg, auf und eröffnete die Feier des Tages mit einem Gebet, worin er voll Glauben und Vertrauen die neugegründete Anstalt in die Hut des Herrn stellte und den Beistand des heiligen Geistes für sich und seine Zöglinge und die ganze Gemeinde anrief. Vor ihm standen, durch die steinerne Treppe, die zur Hausthüre hinan führte, von einander getrennt, seiner Rechten gegenüber die fremden, seiner Linken gegenüber die einheimischen Zöglinge in Reihe und Glied, und hinter ihm in gleicher Entfernung, aber in beliebiger Ordnung oder vielmehr Unordnung unter einander gemischt und in größeren oder kleineren Gruppen geschieden, die Angehörigen der Zöglinge und die übrigen Zuschauer, die das seltene Fest herbeigelockt hatte. Nachdem das Gebet gesprochen war, setzte sich der Zug in Bewegung. An der Spitze desselben flatterte eine blaue Fahne, worauf mit Silberplättchen die Worte gestickt waren: „Im Namen Jesu für Glauben und Wissen.“ Ein Schüler aus dem Dorfe, des Schulmeisters Sohn, der schon seit langer Zeit den ersten Platz behauptete und sogar den auswärtigen Zöglingen, welche zum Theil schon die höheren Lehranstalten der Hauptstadt besucht hatten, die Hoffnung abschnitt, ihm mit der Zeit den Vorrang streitig zu machen, der zwölfjährige Eduard erfreute sich der Auszeichnung, das heilige Banner zu tragen. Hinter ihm schritten paarweise die übrigen Secundarschüler des Dorfes und hinter diesen die auswärtigen, zum größten Theil erst eintretenden Zöglinge, Jeder seinen Pappelzweig emporstreckend; man hätte sie, ohne gerade Macbeths angsterhitzte Einbildungskraft zu besitzen, aus der Ferne für ein wanderndes Gehölze oder wenigstens für eine wandernde Allee halten können; zur linken Seite seiner Schuljugend ging der jugendliche Lehrer, der ruhmgekrönte Georg. Den langen Zug der gefeierten Helden des Tages schloß, im Doppelglied aufgestellt, das acht Mann starke Musikcorps des Dorfes, das an den hohen Festen den Gottesdienst mit den schmetternden Tönen seiner Blasinstrumente verherrlichte und heute besonders den ganzen Zauber seiner Kunst aufbot, die Feier des Tages zu erhöhen. Hinter ihnen gingen wieder paarweise, den würdigen Schulmeister des Dorfes zur Seite, die Primarschüler, ebenfalls Jeder seinen Pappelzweig in der Hand, zuerst die Knaben, dann die Mädchen. Eine unabsehbare Nachhut bildete das bunte Gemenge der übrigen Theilnehmer. Unter festlichem Glockengeläute und rauschender Trompetenmusik ging es zuerst dem Hause des Herrn zu. Dort wurde ein feierliches Hochamt und nach diesem eine der hohen Bedeutung des Tages entsprechende Predigt gehalten. Nach dem Gottesdienste bewegte sich der Zug, den Pfarrer des Orts, von zwei Meßgehilfen begleitet, mit dem Bilde des Gekreuzigten

an der Spitze, in der bisherigen Ordnung durch die Hauptstraße des Dorfes dem Schlosse zu, und wurde unter dem Portale desselben von dessen hochherziger Besitzerin, der Freifrau von Neudorf, und ihrem Gefolge empfangen und in den festlich geschmückten Lehrsaal eingeführt. Am obern Ende dieses Saales erhob sich, das ganze Zimmer beherrschend, der Katheder. Er war mit rothem Tuche belegt, das auf allen drei Seiten bis auf den Boden herabfiel. Auch die Tischbänke oder Subsellien, die zu beiden Seiten des Saales hinliefen, waren mit Tüchern von derselben Farbe, und der Gang, der den Saal der Länge nach in zwei Hälften theilte, mit grünen Teppichen belegt, die Wände aber und besonders die Fenster mit Blumenguirlanden und Laubgewinden behängt. Der Geistliche betrat den Katheder zuerst und segnete den Saal unter Gebet zum Heiligthume des Herrn ein, hielt dann eine ergreifende Rede über das Wesen und den Werth einer christlichen Erziehung und empfahl zum Schlusse die ganze Anstalt dem Schutze des Himmels. Nach ihm sprach der Schulmeister einige herzliche Worte an die Zöglinge, an ihren Lehrer und an die ganze Versammlung. Endlich eröffnete Georg sein neues Institut mit einem salbungsvollen Vortrage und verlas am Schlusse desselben die Haus- und Schulordnung. Sie begann mit den Worten: „Aller Anfang mit Gott," und stellte an die Spitze ihrer Grundgesetze den goldenen Spruch: „Ora et labora," — bete und arbeite — mit der weitern Ausführung: „Bete aber, als hälfe kein Arbeiten, und arbeite, als hälfe kein Beten." Geist und Gemüth waren in diesen Statuten gleich sehr bedacht; der ganze Lehr- und Erziehungsplan hatte seinen Angelpunkt im Glauben und stützte sich auf den einzigen Grund, der nicht trügerisch ist, den Herrn Jesum Christum, den Felsen, auf den der Weise sein Haus baut, damit es den Stürmen und Platzregen trotze, unter denen die Häuser zusammenstürzen, welche auf Sand gebaut sind. Georg hielt es mit seinen Zöglingen, wie er es mit sich selbst hielt. Er führte sie jeden Morgen, ehe sie an ihr Tagewerk gingen, in die Kirche und stellte sie dort dem Herrn zum Opfer dar. Aus dem Hause Gottes mit ihnen zurückgekehrt, eröffnete er seine Schule mit Gebet und begann sofort unter Anrufung des heiligen Geistes seinen Unterricht. Die Lehrgegenstände waren Religion, und zwar sowohl Glaubens- als Pflichtenlehre, Geschichte, besonders Kirchengeschichte, Erdbeschreibung, Völker- und Staatenkunde, Naturgeschichte, niedere Mathematik, Elementarphysik, deutsche Sprache, und in außerordentlichen Stunden, an denen man nicht gerade theilnehmen mußte, die französische, die lateinische und die griechische Sprache. All' diesen Fächern konnte natürlich Georg nicht allein genügen. Er bedurfte eines Gehilfen, und hatte sich einen solchen bereits von der obersten Schulbehörde erbeten, die ihm hierauf einen geprüften Lehramtscandidaten vorgeschlagen, die Annahme desselben aber lediglich seiner freien Wahl anheimgestellt und ihm ausdrücklich

die Vollmacht ertheilt hatte, sich aus der Zahl Derjenigen, welche die vorgeschriebene Prüfung erstanden hätten, die erforderlichen Lehrgehilfen selbst zu wählen. Georg hatte den Vorgeschlagenen angenommen, und er sollte es nicht zu bereuen haben. Die oberste Schulbehörde hatte den Geist seiner Anstalt erkannt und ihm einen Jüngling zugewiesen, der gleich ihm von dem Grundsatze ausging: „Die Furcht Gottes ist der Anfang der Weisheit.“ Dieser Jüngling nach dem Herzen Gottes ließ sich eben bei ihm melden, während er die Schulordnung verlas. Georg ließ ihm sagen, er möchte im Nebenzimmer warten, bis er ihn empfangen und einführen würde, und fuhr in seinem Vortrage fort. Er war mit der Schulordnung zu Ende und ging zur Hausordnung über. Die auswärtigen Zöglinge wurden im Schlosse beherbergt; sie schliefen in einem gemeinschaftlichen Saale, Georg und sein Gehilfe in einem daran stoßenden Verschlage. Sommers um fünf Uhr, Winters um sechs Uhr Morgens wurde mit einer Glocke das Zeichen zum Aufstehen gegeben. Eine halbe Stunde war für das Ankleiden und Waschen bestimmt. Nach Verfluß derselben versammelte man sich zum Morgengebet in einem eigenen Oratorium, worin ein kleiner Altar stand und die Bildnisse des Gekreuzigten und seiner gebenedeiten Mutter, der heiligen Jungfrau, Sinne und Herz zur Sammlung und Andacht riefen. Nach diesem häuslichen Gottesdienste trat man den Weg in die Kirche an. Von dieser zurückgekehrt, nahm man im Speisesaale das Frühstück, eine einfache Brodsuppe, ein, und erlustigte sich dann je nach der Jahreszeit und Witterung noch eine Zeitlang im Hofe oder in den Gängen, oder auf den beiden Studirzimmern. Um sieben Uhr, Winters um acht Uhr, begann der Unterricht und dauerte bis elf, Winters bis zwölf Uhr. Schlag zwölf Uhr rief das Zeichen der Glocke zum Mittagsmahle. Natürlich wurde jede Mahlzeit mit Gebet eröffnet und mit Gebet geschlossen, überhaupt jedes Geschäft durch Gebet geheiligt. Nach Tisch war Erholungsstunde bis zwei Uhr. Dann wurde wieder Unterricht ertheilt bis vier Uhr. Die Zeit von vier bis acht Uhr brachten die Zöglinge entweder hinter ihrem Pult auf dem Studirzimmer, theils mit Vorbereitung auf die Lehrgegenstände des folgenden Tages, theils mit Einprägung des bereits Vorgetragenen beschäftigt, oder, soweit sie sich an den außerordentlichen Stunden betheiligten, auf ihrer Bank im Lehrsaale zu. Um acht Uhr rief die Glocke zum Abendessen. Dann hatte man frei bis neun Uhr; und nun versammelte man sich wieder im Oratorium zum Abendgebete und begab sich von dort aus in den Schlafsaal. An den Sonn- und Feiertagen wurde kein Unterricht ertheilt, aber die Zöglinge sowie die ganze Schuljugend des Dorfes mußten im Hause des Herrn weilen, so lange Gottesdienst darin gehalten wurde. Den Abend hatten sie frei bis zum Nachtessen; sobald jedoch die Glocke zum Ave Maria rief, mußte Alles zu Hause sein. Am Schlusse jedes der beiden Schulhalbjahre trat eine Ferienzeit von vier

Wochen ein, welche die Zöglinge nach Belieben in der Anstalt oder je nach der Bestimmung ihrer Eltern oder Vormünder irgend anderswo zubringen konnten. Die einheimischen Schüler waren natürlich blos an die Schulordnung gebunden, sie wohnten bei ihren Angehörigen im Dorfe und waren der bei diesen eingeführten Hausordnung unterworfen.

Am Schlusse seines Vortrages setzte Georg seine Zöglinge von der Ankunft des erwarteten Gehilfen in Kenntniß, ging in das Nebenzimmer, begrüßte denselben und stellte ihn mit wenigen herzlichen Worten vor. Alsdann verließen die Einheimischen das Schloß und gingen nach Hause, die Auswärtigen versammelten sich im Speisesaale zu einem Festmahl, das ihnen die edle Besitzerin des Schlosses, Freifrau von Neudorf, hatte bereiten lassen, und bei dem sie selbst als Schirmherrin der jungen Anstalt den Vorsitz führte. An diesem Mahle nahmen außer dem jugendlichen Lehrer und seinem Gehilfen, sowie dem Pfarrherrn und dem Schulmeister, auf besondere Einladung auch Georgs Geschwister, Michael, Elsbeth und Maria, der würdige Tischlermeister und seine Ehehälfte, die älteste Tochter des Herrn Schulmeisters, die treue Pflegerin Karoline, und mit Haaren dazu herbeigezogen, sogar die Schloßbäuerin Theil. Die unbefangenste Heiterkeit führte den Scepter. Nach Tisch begab man sich in den Schloßgarten, den die edle Freifrau der Anstalt zur Benützung überließ, und bald konnte man mit dem wonnetrunkenen Jüngling das Lied anstimmen:

„Hier sitz' ich auf Rosen
Mit Veilchen bekränzt,
Hier will ich auch trinken,
Hier will ich auch trinken,
Bis lachend am Himmel mir Hesperus glänzt."

Die Sterne gossen ihre milde Silberfluth schon längst durch die tiefblauen Räume des Himmels, als man sich trennte, um die heiteren Bilder des Tages im Schweigen der Nacht zu noch heiterern Traumgestalten zu verklären.

Am folgenden Tage begann der regelmäßige Unterricht, und bald hatte sich Alles in die neue Ordnung der Dinge hineingelebt. Georg bewerkstelligte seinen Umzug aus dem Schulhause in das Schloß. Karoline übernahm die Besorgung der Küche und die Führung des Hauswesens; ihre treffliche Mutter ging ihr mit Rath und That an die Hand, und Elsbeth trat als Magd bei ihr ein. Die Kosten der Anstalt wurden aus den Geldern bestritten, welche die Zöglinge zu bezahlen hatten. Von Denjenigen, welche Kost und Wohnung im Schlosse nahmen, hatte, mit Ausschluß des Unterrichtsgeldes, Jeder zweihundert Gulden jährlich zu entrichten. Diejenigen, welche blos die Schule besuchten, hatten auch blos das Unterrichtsgeld zu bezahlen, und dieß betrug, so lange Georg noch seinen Gehalt bezog, dreißig Kreuzer, als

aber dieser später wegfiel, zwei Gulden halbjährlich. Die oberste Schulbehörde hatte es dem Gründer der Anstalt freigestellt, sie an den Staat zu übergeben und damit auch von dessen Mitteln erhalten zu lassen, oder sie als Privatanstalt für sich zu behalten und damit auch die ganze Verwaltung derselben auf seine eigenen Schultern zu nehmen. Georg hatte das Letztere vorgezogen, damit aber auch auf jeden Gehalt und jeden Staatsbeitrag verzichtet. Indessen blieb er darum stets noch an die Bestimmungen des Schulgesetzes gebunden und durfte die Grenzen nicht überschreiten, welche ihm von diesen gesteckt waren. Er hatte bis jetzt erst die gewöhnliche Reallehrerprüfung erstanden und war somit auch blos zur Leitung einer gewöhnlichen Realschule befähigt. Als solche wurde seine neue Anstalt vorderhand noch betrachtet. Aber er fühlte es wohl und die Behörde fühlte es mit ihm, daß sie auf einer höheren Stufe stand, und, wenn sie nicht in sich selbst zerfallen sollte, sich auf eine noch höhere erheben mußte. Sie war ihrer ganzen Anlage nach zum Mittelgliede zwischen der niedern und der hohen Schule bestimmt und sollte unmittelbar der Universität die Hand bieten. Einer solchen, die Stelle des Gymnasiums oder Lyceums vertretenden Anstalt vorzustehen, war Georg noch nicht befähigt, aber er arbeitete unter weiser und seinen Lehrerpflichten nie zu nahe tretender Anwendung seines alten Grundsatzes: docendo discimus mit unermüdetem Eifer darauf hin, sich diese Befähigung zu erwerben. Schon seit längerer Zeit so weit vorangeschritten, daß er des mündlichen Unterrichts entbehren konnte, schöpfte er nur noch unmittelbar an der Quelle und suchte seine Ausbildung im Umgange mit den Meistern selbst, d. h. im Studium ihrer Werke zu vollenden. Morgens um vier Uhr saß er schon über seinen Büchern und nicht selten überraschte ihn die Mitternachtstunde noch auf seinem Arbeitszimmer; durch seine Träume selbst zog sich der Faden seiner Studien.

Zwei Jahre waren seit der Eröffnung seiner Anstalt verflossen; die Zahl der auswärtigen Zöglinge war auf dreißig gestiegen; mit jedem Monate liefen neue Gesuche um Aufnahme ein, und viele, sehr viele hatte er schon ablehnen müssen; er durfte noch nicht unmittelbar auf die Universität vorbereiten. Aber bald fühlte er sich der höhern Aufgabe gewachsen, die er sich gestellt hatte. Er meldete sich zur Professoratsprüfung und erstand sie wieder mit glänzendem Erfolge. Er hatte sein Ziel erreicht; er konnte seiner Anstalt die Ausdehnung und Vollendung geben, welche er ihr von Anfang an bestimmt hatte, und er gab sie ihr, und weiter und weiter verbreitete sich ihr Ruhm, und höher und höher stieg die Zahl ihrer Zöglinge, und herrlicher und herrlicher erglänzte der Name des Waisenknaben. Da gedachte denn der liebende Bruder, der mit so unwandelbarer Vatertreue für seine Geschwister sorgte, sich endlich auch einen eigenen Herd zu gründen und die ganze Waisenfamilie um denselben zu versammeln. Aber er blickte nicht hinaus in die Ferne, er hielt sich, wie bei Allem, so auch bei der Wahl seiner Lebensgefährtin an den Grundsatz Göthe's:

„Willst du immer weiter schweifen?
Sieh', das Gute liegt so nah;
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da."

Er hatte in der nächsten Nähe ein bescheidenes Veilchen entdeckt, und seine ganze Seele erquickte sich an dem süßen Dufte der stillen Tugenden desselben. Es war die liebliche Anna, die Tochter des würdigen Tischlermeisters, der seinem Michael und seiner Elsbeth Vater geworden. Aber Jahre lang verschloß er seine Liebe in die Tiefe seiner Brust, und Diejenige, welcher sie galt, hatte kaum eine Ahnung davon, als er endlich, ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren, die neunzehnjährige Jungfrau um Herz und Hand bat. Vier Wochen darnach empfing das glückliche Paar den Segen des Priesters. Die edle Freifrau von Neudorf wohnte der heiligen Handlung bei und überreichte, die kinderlose Wittwe, nach Vollendung derselben dem wonnetrunkenen Bräutigam zur Hochzeitsgabe ein mit dem königlichen Siegel versehenes Pergamentblatt, das ihn zum Erben der Rechte und Titel der in ihrem Gemahl erloschenen freiherrlichen Familie von Neudorf und seine Anstalt zum Erben der Güter derselben erklärte. Nur noch Eines fehlte zur Vollendung seines Glückes. Der Bruder war schon vor fünf Jahren in die Fremde gezogen, und noch hatte er keine Silbe von sich hören lassen. Er mußte wohl todt sein. Auf dem höchsten Gipfel des Glückes gedachte Georg des Heißgeliebten, und eine Thräne schmerzlicher Wehmuth entquoll seinem Auge. Doch die Wonne des Tages sollte durch keine Thräne getrübt werden. Der Vermißte trat dem aus der Kirche tretenden Brautpaare unter dem Portale derselben entgegen. Er hatte sich nach Verfluß seiner Lehrzeit, ein fünfzehnjähriger Knabe, auf die Wanderschaft begeben, hatte, der Ermahnungen seines treuen Pflegevaters eingedenk, in den ersten Hauptstädten des In- und Auslandes bei den vorzüglichsten Meistern Arbeit genommen und sich unter dem Beistande Gottes, den er stets vor Augen hatte, vom gewöhnlichen Handwerker zum ausgebildeten Künstler hinaufgearbeitet. Wohl hatte sich dem aufstrebenden Jünglinge, wenn er sich seiner Geschicklichkeit und Berufstreue wegen überall bevorzugt sah, zuweilen der Versucher genaht, ihn in die Falle des Hochmuths zu locken und mit dem Netze des Verderbens zu umstricken. Aber sein Schutzheiliger, den er Morgens, wenn er aufstand, und Abends, ehe er sich niederlegte, zu Hilfe anrief, jagte den Feind in die Flucht, den er schon im Himmel niedergeworfen und in die Hölle geschleudert hatte, und Michael kehrte mit reinem Herzen aus den Irrsalen der Welt zurück, in denen er ohne den festen Grund des Glaubens, den er in seinem stillen Dorfe gelegt hatte, wahrscheinlich zu Grunde gegangen wäre.

Die beiden Brüder lagen sich lange sprachlos in den Armen. Da nahmen auch die beiden Schwestern, die wunderlieblichen Brautjungfern,

Elsbeth und Marie, ihren Theil an der unerwarteten Freude des Wiedersehens in Anspruch, und die Eltern der Braut und der würdige Schulmeister und seine Familie, und die Schloßbäuerin und Alles, Alles drängte sich um den neuen Ankömmling; und unter dem Getöse von tausend und aber tausend Fragen und Gegenfragen, dem Rauschen eines Bienenschwarmes vergleichbar, setzte sich der Zug, zum unentwirrbaren Knäuel zusammengeballt, wieder in Bewegung. Im Schlosse erwartete ihn das Hochzeitsmahl. Die edle Schirmherrin der Anstalt führte wieder den Vorsitz, und die reinste Heiterkeit war in alle Herzen und über alle Gesichter ausgegossen, und die Engel im Himmel sangen dazu das Gloria in excelsis. Nicht nur Bräutigam und Braut, alle Anwesenden ohne Ausnahme nannten diesen Tag den glücklichsten ihres Lebens.

Am andern Morgen hielt die Neuvermählte ihren feierlichen Einzug. Vier Gespielinnen ihrer Jugend trugen ihr die ländliche Garderobe in hochgethürmten Zainen voran. Ihre beiden Schwägerinnen, Elsbeth und Marie, zwei bildschöne Mädchen, das eine achtzehn, das andere sechzehn Jahre alt, folgten mit Spinnrocken und Rechen tragend, um sie an ihre Pflichten als Hausfrau und Landwirthin zu erinnern. An sie schloß sich das Musikcorps unter wahrhaft betäubendem Trompetengeschmetter. Hinter demselben knarrte ein vierspänniger Wagen, höher als der größte Heuwagen, beinahe unter seiner Last, der überreichen Aussteuer der Braut, zusammenbrechend. Dann erschien der lange Zug der ledigen Töchter und zuletzt noch als Nachhut die weibliche Schuljugend des Dorfes. Diese ganze unabsehbare Menge wurde zur Nachfeier der Hochzeit auf dem Schlosse bewirthet, und Lachen und Weinen stritten sich ohne Unterlaß dabei um den Vorrang; endlich, als es an's Abschiednehmen ging, gewann das letztere die Oberhand. Braut und Bräutigam reichten unter Bezeugung des innigsten Dankes noch einmal Jedem die Hand und reichlich flossen die Thränen auf beiden Seiten. Eins nach dem Andern zog sich zurück, die Räume des Schlosses lichteten sich mehr und mehr. Auch die bisherige Besitzerin desselben, die edle Freifrau von Neudorf, verabschiedete sich bei den Erben ihrer freiherrlichen Rechte und Titel, dem fremden Zweige, den sie, durch einen besondern Akt der königlichen Gnade dazu ermächtigt, auf den ausgestorbenen Stamm gepfropft hatte. Sie kehrte mit ihrem Gefolge in die Residenz zurück, in der sie schon längst ihre bleibende Wohnung genommen. Alles, Alles zog wieder fort, wie es gekommen war; nur die nunmehrige Gebieterin des Schlosses und Georgs drei Geschwister, sowie die Verwalterin des Hauses, die unersetzliche Karoline, die Lehrgehilfen Georgs, deren er bereits fünf hatte, und die auswärtigen Zöglinge, ihrer fünfzig an der Zahl, immerhin eine ziemlich starke Besatzung des vor wenigen Jahren noch so verödeten Schlosses, blieben. Michael wollte sich dem Drängen des liebenden Bruders lange nicht fügen.

„Mein Kind," sagte er, „spricht die Schrift, bleibe gern im niedrigen Stande. Du, lieber Bruder, hast dich zu hoch hinaufgeschwungen, ich kann dir nicht folgen; der armselige Schreiner und der hochadelige Freiherr taugen nicht zusammen; ich will mir meine Werkstätte im Hause deines Schwiegervaters einrichten; es würde ihm zu wehe thun, wenn ich nach einer fünfjährigen Abwesenheit nur gekommen wäre, um mich für immer von ihm zu trennen." — „Du sollst dich nicht von ihm trennen," erwiederte der Bruder, „ihr sollt euch Beide eine gemeinschaftliche Werkstätte hier im Schlosse einrichten, meine Frau kann ohnedieß nicht ohne ihre Mutter leben. Die ganze Familie soll unter Einem Dache beisammen wohnen, und Erde und Himmel sollen sich dessen freuen." Der Bruder mußte sich geben. Er zog mit seinen geliebten Pflegeltern zu seinem Georg, und richtete sich und seinem würdigen Lehrherrn in der ehemaligen Wohnung des Pförtners eine gemeinschaftliche Werkstätte ein. Dort findest du ihn an jedem Werktage vom frühen Morgen bis zum späten Abend an der Hobelbank, und nicht selten triffst du daselbst auch seinen Bruder, den Direktor der blühenden Anstalt, den hochbegnadeten Waisenknaben, mit der gleichen, ihm schon in zarter Kindheit so lieb gewordenen Arbeit beschäftigt. Du frägst, ihn für einen Gesellen haltend, voll Ehrfurcht vor dem allgefeierten Namen, nach Seiner Gnaden, dem Freiherrn von Neudorf, und verlierst vor Erstaunen die Sprache, wenn du vernimmst, daß der, den du suchest, in der Person des vermeintlichen Tischlergehilfen vor dir steht. Aber deine Bewunderung erreicht den höchsten Grad, wenn du am Arme des liebevollen Mannes, aus dessen mildem Lächeln dir die ganze Fülle des Friedens entgegentritt, die Räume des Schlosses durchwanderst, und überall, wo du gehst und stehst, nur Spuren einer stillen, aber unermüdeten, mit Ruhe und Ordnung vermählten Thätigkeit findest, und allen Gesichtern den Stempel der Gottseligkeit und der ihr entquellenden Seligkeit in Gott aufgedrückt siehst, und im Innersten erquickt und zu neuem Leben geboren, als wärest du im Hause des Herrn gewesen und hättest mit Gott geredet, trittst du heraus aus den heiligen Räumen.

Marienbilder.

Vom Verfasser von „Welt und Glaube.“

I. An die heilige Jungfrau.

(Im Versmaße des Gesanges Gottfrieds von Straßburg.)

1.

O Jungfrau, Mutter deines Herrn
Und Schöpfers, lichter Morgenstern,
Mitleid leuchtend fern
Den Schiffern auf dem Meere,
Erd' und des Himmels Wonn' und Zier,
Die ewig preisen Gott in dir,
Gelänge mir
Ein Lied von dir, o Hehre!
Du, deren kindlich heil'ge Macht
Der Welt, beherrscht von Geistern
Des Abgrunds und der ew'gen Nacht,
Durch deinen Sohn das Heil gebracht,
Der Lob gesagt
Von allen guten Meistern.

2.

O rühr' auch mich mit einem Strahl
Von deiner Wonn' im Thränenthal,
Laß schön zumal
Mein Saitenspiel erklingen.
Wer laut in ihm dein Lob erweckt,
Alsbald des Herren Frieden schmeckt;
Nichts ihn erschreckt
Beim fröhlichen Gelingen.
Doch, wer dir, süße Gottesmagd,
Vor allen Erdentöchtern
Erkoren, freudig Lob nicht sagt,
Dem hat noch Friede nicht getagt,
Ein Wurm ihn nagt,
Sein Loos muß sich verschlechtern.

3.

Laß Leiden und der Sünde Schmach
Vergessen, Gnaden mannigfach
Am trüben Tag
Aus deinem Schatz mich kosten.
Du, stärke mich und leite mich,
Nach ew'gem Gut dann lange ich,
Nicht, sicherlich,
Nach Schätzen, welche rosten.
Denn aus der sel'gen Heimat fällt
Ein höh'res Licht hernieder
Auf diese dunkle trübe Welt,
Im ew'gen Plane dargestellt,
Und freuderhellt
Schwingt Hoffnung ihr Gefieder.

4.

Schon glaub' ich ob den Sternenhöh'n
Im Himmelsäther dich zu seh'n
Dort hehr und schön,
Wo Engelharfen schallen,
Das Antlitz heiter, sonnenklar,
Die Augen licht, vom gold'nen Haar
Der Locken Schaar
Zu beiden Seiten wallen.
Zu deinen Füßen schwimmt der Mond
Sanft in der blauen Weite,
Ob deinem Haupt die Krone thront,
Womit, der in der Höhe wohnt,
Dich reich belohnt,
O du Gebenedeite.

5.

Und unter sel'gem Jubelschall
Tief dir zu Füßen liegt das All,
Der Erde Ball
Erblaßt in Dämmerfernen;
Weit von dem sel'gen Tag des Lichts
Noch harrt der Stunde des Gerichts
Sie, nach dem Nichts,
Und sehnet nach den Sternen.
Noch schlummernd träumt im Nachtrevier
Die Creatur der Erde
Mit Steinen, Pflanzen, Kraut und Thier,
Von der Stadt Gottes ew'ger Zier
Gewandt zu dir
Mit ängstlicher Geberde.

6.

Im Rosenhain, auf Lilienau'n,
Dich, Königin, der sie vertrau'n,
Sie hoffend schau'n
In Frieden aller Enden,
Die dem Dreieinigen gefiel,
Die seiner reichsten Liebe Ziel,
Zu der im Spiel
Sich sel'ge Engel wenden.
Und schreckt sie Angst, auf dich sie seh'n
In ihren bangen Träumen,
Wenn das Gericht auf jenen Höh'n
Erscheinet, werdest einzusteh'n,
Hervor du geh'n,
Fürbittend mild nicht säumen.

7.

O Jungfrau, in der Welt Gefahr,
Du in dem Reich, wo Alles klar
Und ewig wahr,
Walt' gnädig uns'rer Sachen,
Steh' bei uns in des Lebens Traum
Nicht finde Sünd' und Täuschung Raum,
Wo ahnend kaum
Uns dämmert das Erwachen.
O send' aus sel'ger Ewigkeit
Zum trüben Erdenrunde
Uns einen Strahl der Wirklichkeit,
Zeig' hier das Leid und dort die Freud',
Hilf in der Zeit
Und in der letzten Stunde.

II. Madonna

nach Dürer.

Sieh', jungfräulichen Blicks und hold, ehrwürdig die Mutter,
Ihr auf dem Kissen im Schoß stehet das göttliche Kind;
Engel, sie kommen herab und senken auf's Haupt ihr die Krone,
Die uns das rettende Heil, Krone der Menschheit gebar.
Engel zur Rechten begrüßen mit Trommeln und Pfeifen die Hehre,
Röthende Trauben dort bringt fröhlich zur Linken die Schaar.
Drunten trompetet mit Macht ein rüstiger Engel, ein and'rer
Hält voll Eifers erfreut Blätter der Noten ihm vor.
Ja aus der Ecke sogar vor luget ein schalkhaftes Englein,
Tragend die Flasche, als wollt' fragen es: Ist es erlaubt?

III. Das Bild am Meere.

Vom umbuschten Gestad' an des brandenden Ozeans Wogen
Schauet die off'ne Kapell' heiliger Jungfrau auf's Meer.
Segnend wandelt ihr Blick vom Ost zum verdämmernden Westen,
Frieden spendend und mild über die endlose Fluth.
Ueber dem dunkelnden Hain seh'n kreuzende Schiffer die Sonne
Frühe erstehen, von dort wandelnd die himmlische Bahn.
Flammend sie sehen von Glut umleuchtet die dämmernde Halle
Und aus erhobener Brust drängt sich ein Ave hervor.
Still und dunkel und kühl am lauten und brennenden Mittag
Scheinet die Stätte, von der heiliger Friede nicht weicht.
Doch, wenn sinket der Tag und zum Untergang neiget die Strahlen,
Und von dem Westen zum Ost flammend die Brücke sich zieht
Herrlich aus Demant und Licht, dann glüh't in dem sterbenden Strahle
Purpurumleuchtet und hehr drinnen das heilige Bild.
Staunend erblickt es vom Spiegel der Fluth im Nachen der Fährmann
Und wie vom Himmel bewegt betet ein Ave er leis;

Unter dem Sternengewölb' dort wünscht er bei Nacht zu verziehen,
Und in die dunkelnde Bucht treibt er den gleitenden Kahn.
Längst schon vom Strahle des Tags, vom Thaue der Nacht und vom Seewind,
Bleichten in Wetter und Sturm Farben und Züge des Bilds;
Aber dem Original bleicht keine der Blumen im Kranze,
Tief zu Füßen ihr dort zieh'n die Jahrhunderte hin.

IV. Hochbild.

Ich sah ein Bild: Ob dunklem Felsenthal,
In dessen wald'ger Schlucht, von Tod umdroht,
Ein bunt Gewirre sich dem Anblick bot
Von Menschen reich an Jammer, Noth und Qual,
Erglänzt urplötzlich hell ein gold'ner Strahl;
Wie eine Herrlichkeit vom höchsten Gott
Baut sich ein Wolkenzelt aus Morgenroth,
Die Jungfrau sieh, und Engel sonder Zahl!
Den Sternenkranz um's heil'ge Haupt, zu Füßen
Den Mond, die Schlange, hub die gold'ne Schale
Sie hoch empor, die sich mit Lichtglanz füllte;
Und abwärts in der Engel Schalen gießen
Sah hehr und mild ich sie den Glanz; zu Thale
Ausgossen die; schnell aller Gram sich stillte.

V. Der Tod Maria's.

Nach einer Legende.

Als sie, die uns den Herrn gebar,
Dem Ziel des Lebens nahe war,
Kam durch des heil'gen Geist's Bedeuten
Der Jünger Schaar von allen Seiten,
Nochmals die Heilige zu seh'n,
Durch die der Welt das Heil gescheh'n.

Und als vereint in stiller Nacht
Ihr Huldigung sie dargebracht,
Wo Sanct Johann der Heil'gen Bette
Bereitet, um die Lagerstätte
Still trauernd, fehlte Thomas noch,
Der fern in Indien verzog.

Doch als genahet der Moment,
Der von dem Leib die Seele trennt,
Sie kommen fühlt ihr irdisch' Ende,
Da faltete die Lilienhände
Die Heil'ge, und den Blick erhöh't,
Sprach sie mit sanfter Majestät:

„Mit inn'ger Liebe segn' ich euch!
Euch segne aus dem ew'gen Reich
Der Vater, seines Sohnes Jünger,
Zu ihm, dem Freund und Friedenbringer
Geh' jetzo ich, in jenen Höh'n
Für euch und für die Welt zu fleh'n.

Nimm Sohn, nehmt Alle meinen Dank
Für eure Liebe sonder Wank.
In Glaub' und Hoffnung euch beschieden,
Bewahrt die Lieb', bewahrt den Frieden,
Treu eurer Seele höchstem Gut.
Bald sinkt die Welt in Aschenglut!“

Sie sprach's; da ward ihr Aug' erhellt
Vom Glanz der überird'schen Welt;
Die Arm' erhebend in Verzückung,
Erfuhr sie nicht der Seel' Entrückung,
Den Geist bereits in jenen Au'n,
Nicht sollt' den Tod die Heil'ge schau'n.

Doch als die Jünger, unverwandt
Knieend im Staub, sie todt erkannt,
Von Himmelsschönheit sah'n die Leiche
Umstrahlt, die mehr als Engelgleiche,
Da ward der Schmerz des Scheidens wach,
Der vor in lautem Schluchzen brach.

Selbst in Johannes Augen war
Zu seh'n die Thräne demantklar;
Jedoch von höh'rer Lieb erschüttert
Zerdrückt er, die ihm Aug' ihm zittert,
Und durch des Trauergewölkes Nacht
Zuckt bessern Lebens ew'ge Pracht.

Beim Frühwind und der Hähne Schrei'n
Senkt man die heil'ge Leiche ein,
Gehüllt in köstliche Gewande
Mit Spezereien vielerhande,
Am Orte, den kein Weltlärm schreckt,
Von Blumenrasen überdeckt.

Jedoch seitdem am dritten Tag,
Als eben man Gebetes pflag
In sel'ger Trauer bei dem Grabe,
Kam Thomas her am Wanderstabe,
Von Schweiß und Staub bedeckt entlang,
Bang' weinend er die Hände rang.

So sollt' ich, o des Jammers Weh'n,
Nicht die Gebenedeite seh'n?
Mußt' Harm und Müh'n des Weges haben,
Daß unterdeß ihr sie begraben?
Weh mir! thut auf des Grabes Grau'n!
Herbei, ich will, ich muß sie schau'n!

Da ward der Jünger Herz bewegt
Von seinem Jammer, Mitleid regt
Sein Flehen, bald im Abendwinde
Eröffnen sie die Schauergründe,
Und heben in des Lichts Revier
Der Lade wunderreiche Zier.

Im Strahl des Unterganges stand
Der Sarg am off'nen Grabes Rand,
Den rothe Lichter süß umspielen,
Auf den des Frühlings Blüthen fielen.
Den Deckel öffnet man, ha! leer,
Und drinnen keine Leiche mehr.

Da überläuft sie mit Gewalt
Des Wunders Schauer heiß und kalt,
Aus Thomas Augen Blitze leuchten,
Anbetend all' im Staub sich beugten
Und priesen Gottes ew'ge Huld,
Die nicht gedenket unsrer Schuld.

Doch wie sie nochmals in das Grau'n
Des off'nen Sarges niederschau'n,
Seh'n sie von Lilien und Rosen
Erfüllt den Raum der Fleckenlosen,
Und Engellieder, Himmelsduft
Erfüllen weit umher die Luft.

Da schwinden Sarg und Ort und Welt.
Ein himmlisches Gesicht erhellt
Die Erstlinge im Christenvolke.
An Gottes Thron, in goldner Wolke
Seh'n sie der Jungfrau Majestät
Ob allen Geisterchör' erhöht.

Viel tausend Engel rechts und links
Dort harren selig ihres Winks.
Sie aber streckt die Arm' zum Sohne,
Ihr nahend von des Vaters Throne;
Doch keine Menschenzunge spricht,
Welch' Glanz von ihren Augen bricht.

Du, welcher in der Gottheit Schein
Darreicht des ew'gen Lebens Wein
Dein Sohn, o Mutter aller Gnaden,
Sieh uns auf der Versuchung Pfaden!
O fleh' für uns mit Blick und Mund
Jetzt und in herber Todesstund'!

Echte Liebe.

Von *

„Hast du schon die Kunstausstellung besucht?“ rief ein junger Mann seinem Freunde zu, als sie sich auf der Straße begegneten. Der Angerufene verneinte die Frage, worauf die Beiden gemeinsam, Arm in Arm, den Weg zur Bildergallerie einschlugen.

Eine große Mannigfaltigkeit von Gemälden bot sich hier der Bewunderung dar. Links neben dem Fenster hängt die Ansicht einer norwegischen Gegend. Mitten in einer von dunklen Tannen beschatteten Bergschlucht, durch welche der Gießbach schäumend braust, steht ein verirrter, einsamer Wanderer. Neben diesem schauerlich schönen Gemälde zieht eine liebliche Landschaft die Aufmerksamkeit an. Diese führt uns in das durch seine wunderbare Schönheit weltberühmte Neapel. Der tiefblaue Himmel spiegelt sich auf der Meeresfläche, und der südliche Glanz der Sonne hüllt die Bergeskette in einen violetten Schleier. Aber auch der magische Glanz des Mondes hat einen Darsteller gefunden. Ein ländlicher Gottesacker am Fuße des Gebirges ist von dem milden Glanze des Mondes beschienen, und die vergoldeten Kreuze und Inschriften scheinen im bleichen Silberschimmer zu schwanken.

Alle Jahreszeiten sind hier vereint. Dort hat der Winter seine Schneedecke ausgebreitet. Ein großer Zug buntgekleideter Landleute nähert sich der hellerleuchteten Kirche, um der heiligen Christmette beizuwohnen.

Die zweite Wand ist beinahe gänzlich von einem großen historischen Gemälde eingenommen, welches den französischen König Ludwig IX. darstellt, wie er eben die Pestkranken bedient. Der heilige König hält einen sterbenden Greis im Arme, während er mit seiner rechten Hand tröstend gen Himmel weiset.

Dort verwischt den tiefen Ernst, welchen dieses Bild in der Seele erweckte, ein niedliches Genrebild, auf welchem eine Schaar fröhlicher Kinder die Ostereier rings im weiten Garten sucht. Daneben prangt der Sommer in aller Herrlichkeit. Die tropische Blüthenwelt zeigt sich dem Blicke; ein schimmernder Kolibri und der in Azur gekleidete Achilles umflattern die Blumen.

Nun durchwandern die beiden Freunde die andern Abtheilungen, bis sie in der letzten ein Bildniß gewahren, vor welchem sie wie angewurzelt stehen bleiben. Es ist das Porträt eines achtzehnjährigen blühenden Mädchens. Ein frischer Kornblumenkranz liegt auf dem schwarzlockigen Haare, das ein lieblich geformtes Gesichtchen schmückt. Die Stirne ist sanft gewölbt, schön gezeichnete Augenbrauen und lange Wimpern vermehren die Schönheit der großen, blauen, krystallklaren Augen, deren heiterer und doch

wieder so seelenvoller Ausdruck sich besonders in das Herz des einen der jungen Männer — Ferdinand war sein Name — fast zauberhaft stahl. Während ein Strom von erwachenden Gefühlen seine schwärmerische Seele bestürmte, vernahm er folgende Worte, die ihm sein Freund leise in's Ohr flüsterte: „Wenn dich schon dieß Bild so hinreißt, wie würde dich erst der Anblick des Originals entzücken, denn die Schönheit des Mädchens ist in der That nur schwach wiedergegeben!"

„Du bist also so glücklich, dieses reizende Geschöpf zu kennen?" rief Ferdinand, wie aus einem schönen überirdischen Traum erwachend. — „O, sag an, wo wohnt sie? wem gehört sie an? wie heißt sie?"

„Nun, nun, du bestürmest mich ja völlig mit deinen Fragen," entgegnete der Freund lächelnd. „Doch ich will dir gerne Auskunft geben. Ihr Name ist Theodolinde, und sie ward aus Barmherzigkeit von meiner Hausfrau, deren arme entfernte Verwandte sie ist, aufgenommen."

„O ich bitte dich, lieber Freund, verschaffe mir so bald als nur möglich den Genuß, dieses Mädchen kennen zu lernen. Trügt mich nicht all' meine Menschenkenntniß, so muß dieß ein verkörperter Engel sein; dieß Auge kann nicht trügen! in dieß Auge versenke ich mit Zuversicht mein Lebensglück."

Da mahnte der Freund den schwärmerischen Ferdinand, daß die Bureaustunde bereits geschlagen habe, und daß sie sogar durch den langen Aufenthalt in der Bildergallerie das Mittagessen versäumt hätten. Aber Ferdinand dachte nicht mehr an solche materielle Genüsse; die rasch entstandene Liebe, wenn auch vorerst nur zu einem Bilde, hatte sie alle gänzlich verscheucht.

Dieses Mal kostete es dem jungen, sonst so fleißigen Beamten eine große Selbstüberwindung, seinen Beruf zu erfüllen, und wie entsetzlich trocken erschienen ihm heute die Akten! Endlich, endlich! — denn noch nie war ihm die Zeit so langsam verstrichen — durfte er dem Drange seines Herzens folgen und, von seinem Freunde aufgeführt, in die Nähe des lieblichen Wesens treten, das er bereits im Geiste zu seiner Braut erkoren hatte.

Mit klopfendem Herzen trat er in das Wohnzimmer, wo Theodolindens Pflegemutter ihn freundlich empfing und ein lebhaftes Gespräch anknüpfte. Wie schwer aber fiel es ihm, demselben zu folgen, indem sein Geist auf einen andern Gegenstand gerichtet war. Endlich trat aus dem anstoßenden Zimmer das schöne Mädchen, strahlend im Zauber holder, blühender Jungfräulichkeit.

Der junge Mann bemühete sich zwar, Theodolinden jenes wonnige Gefühl zu verbergen, das ihr Erscheinen in seiner offenen Seele verdoppelt hervorrief. Aber dieß schien ihm nicht gänzlich zu gelingen, da Theodolinde zu wiederholten Malen sanft erröthetete und das klare Auge fast verwirrt niederschlug.

O welch' eine leicht faßliche Sprache besitzt die reine Liebe!

Ferdinand war nun der tägliche Gast im Hause, und ehe eine Woche verstrichen war, hielt er feierlich um Theodolindens Hand an. Mit namenlosem Entzücken hörte er das Jawort des Mädchens, deren Wangen so herrlich erglühten, als beschiene sie der Purpur der aufgehenden Sonne. Auch die Pflegemutter war mit dieser Bewerbung einverstanden, denn Ferdinand vermochte ein gesichertes, wenn auch bescheidenes Auskommen zu bieten.

Jetzt benützte das glückliche Brautpaar jegliche sich darbietende Gelegenheit sich sehen und genießen zu können, wodurch sie auch in verschiedene Gesellschaften eintraten, und sich also theils zu Hause in trauter Einsamkeit, als auch unter Fremden, unter Bekannten und Freunden sahen. Aber ach! wie oft verliert das Ideal, wenn man es näher betrachtet, an seinem blendenden Glanze, gleichwie bei leiser Berührung von den Flügeln des Schmetterlings manch Purpurstäubchen zur Erde herabfällt. So entdeckte auch der Bräutigam neben Theodolindens vortrefflichen Eigenschaften eine sehr betrübende, welche ihn um so tiefer bekümmerte, als sie seinem eigenen Wesen gar so entgegengesetzt war. Theodolinde war schön, — aber auch ihrer Schönheit bewußt! Ihre Augen besaßen einen mächtigen Zauber, und sie wollte diesen auch geltend machen. Es war keine ausgesprochene Koketterie, aber doch ein kleines neckisches Spiel mit Andern; sie wollte gefallen, Allen gefallen, und Ferdinand hatte doch nur ein Auge für sie! warum beachtete sie aber noch die Andern? So fragte er sich oft unter eifersüchtiger Qual und machte seiner Braut hierüber auch zu wiederholten Malen herzliche, aber ernstliche Vorstellungen. Als er jedoch wahrnahm, daß seine Worte spurlos an Theodolindens Ohr verklangen, daß diese kleine Gefallsucht ihr zur zweiten Natur geworden sei, da erwachte ernstliche Sorge für ihr beiderseitiges Glück in seinem Herzen. Immer unzufriedener regte es sich in seiner Seele, wenn er aus einer Gesellschaft nach Hause kam, in der sich Theodolinde gefeiert sah. Nach langem Erwägen faßte er endlich den Entschluß, dem schönen und immer noch geliebten Mädchen zu erklären, daß der nähere Umgang ihn überzeugt hätte, ihre beiderseitigen Charaktere seien zu verschieden, um, durch das unauflösliche Band der Ehe vereint, wahrhaft glücklich werden zu können.

Mit diesem Vorsatze begab er sich eines Tages zu Theodolinden, aber nicht vermochte er, ihr denselben mitzutheilen, als sie ihm so freundlich entgegen kam, ihn so herzlich bewillkommte und mit ihren blauen Augen gar lieblich in seine traurigen hineinblickte. Mit schwerem Herzen verließ Ferdinand die Holde, denn es peinigte ihn der Gedanke, morgen den gefaßten Entschluß doch ausführen zu müssen.

Als er am andern Tage mit diesem schmerzvollen Vorhaben in das ihm so wohlbekannte Haus trat, wo er so viele frohe und wieder so traurige Stunden verlebt hatte, ward ihm die unerwartete Kunde, daß seine Braut

während der Nacht von heftigem Fieber ergriffen worden, und der Ausbruch einer schweren Krankheit zu befürchten sei.

Diese Nachricht erfüllte seine Seele mit tiefer Trauer. All die liebenswürdigen Eigenschaften seiner Braut strahlten in neuem Glanze vor seinem Herzen; die traurigen Schattenseiten waren gänzlich vergessen, und er fühlte nur, daß er Theodolinden unbeschreiblich liebe. Wenigstens dreimal des Tages erkundigte er sich nach Theodolindens Befinden, deren Krankheit rasche, erschreckende Fortschritte machte.

Eines Tages, als er an der Thüre von Theodolindens Krankenzimmer ängstlich ihre Athemzüge belauschte, vernahm er deutlich, wie sie in heftiger Fieberaufregung folgende Worte sprach: „Ferdinand, Ferdinand! o, warum siehst du so traurig aus? — warum lächelst du nicht? — welch ein Kummer lastet auf deinem Herzen? — Bin ich Schuld? — o, sag' es mir! dann verzeih, verzeih! — Reich' mir deine Hand zur Versöhnung!" rief sie heftig aus, indem sie nach dem Polster griff, es krampfhaft umfaßte und mit Thränen benetzte.

Fast konnte er sich nicht mäßigen in seiner Rührung und seinem Schmerze, und trat leise ein paar Schritte vor, bis er, vom Vorhange beschattet und verhüllt, die Kranke erblickte. Aber wie erschrack er über den Anblick, der ihm ward! Das vor Kurzem noch so reizende Gesicht war von den schwarzen Blattern gräßlich verheert, und die angeschwollenen Augen waren fest geschlossen.

Da sank er nieder zur Erde und flehte Gott an um die Erhaltung des theuren Lebens seiner Braut; er wollte ja liebende Geduld tragen und seine Liebe sollte sie von allen kleinen Seelenmängeln heilen.

In peinlicher Spannung brachte er diese Nacht hin, welche die Aerzte als die entscheidende erklärten. Von Zeit zu Zeit näherte er sich der Thüre, um die theure Kranke wenigstens von ferne beobachten zu können. Da gewahrte er zu seiner hohen Freude, wie Theodolinde in einen sanften Schlummer fiel und vernahm, wie ein glücklicher Traum sie umgaukelte, indem sie rief: „Dank, Ferdinand! Dank, daß du mir vergeben hast! O wie lieb und freundlich leuchtet dein Auge! Aber du sollst meinetwegen nie mehr einen Kummer haben!" Nach langem, tiefem Schlummer erwachte sie und erklärte ihrer Pflegemutter, sie fühle sich sehr gestärkt; während des Schlummers sei sie durch einen frohen Traum so erquickt worden, daß sie ihn noch immer um ihren Geist schweben sehe.

Nun verließ Ferdinand frohen Muthes das Nebenzimmer, um sich ein Stündchen Schlafes zu gönnen. Als er auf dem Heimwege in früher Morgenstunde Zeuge eines schönen Sonnenaufgangs war, sah er darin ein Bild seines eigenen, neu erwachten Glückes. Noch nie hatte ein ähnlicher Anblick einen so tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht, welches nach einer Nacht banger Sorgen wieder von dem Lichte der Hoffnung erhellt war.

Da erscholl das Frühmeßgeläute, welches ihn mahnte, sich in die Kirche zu begeben, um Gott für die gnädige Erhörung seines Gebetes herzinnigen Dank darzubringen. Diesem Rufe folgte er alsogleich; denn mit Freude opferte er die Ruhestunden Demjenigen auf, der ihm in liebender Vatergüte eine so große Sorge vom Herzen genommen hatte.

Immer näher schritt Theodolindens Genesung, und nach sechs Wochen endlich hatte Ferdinand die Freude, seine geliebte Braut wieder zu sehen. Aber sie wurde bitter getrübt. Er fand die einst so schöne, jetzt kaum mehr erkennbare Theodolinde im Lehnstuhle sitzend. Die langen Flechten waren abgeschnitten; eine Leichenblässe überzog das einst so holde, blühende Gesicht, welches mit rothen Blatternarben übersäet war. In den Augen brannte kein Licht, sie starrten öde und leer hinaus; langsam öffneten sich die fahlen Lippen und, indem sie ihm die Hand hinstreckte, sagte sie: „Wie lange schon sehnte ich mich nach deinem Besuche! Aber wäre ich doch so glücklich, dich zu sehen! ach, diese Nacht! diese ewige Nacht!“ seufzte sie.

Fast zu Tode erschrocken erwiederte Ferdinand: „Wie meinst du das? Sitze ich dir doch schon länger gegenüber! O Theodolinde, sag, wie meinst du das?“

„So haben Sie dir es also bisher schonend verschwiegen, daß ich blind bin? —“ Bei diesen Worten zog Theodolinde ihren Brautring ab und reichte denselben in den ungewissen Raum hinaus, während sie hinzufügte: „Nimm es zurück, dieß Unterpfand der Liebe! Mit meiner Erblindung ist dein Treueschwur gelöst! Wie könnte mein entstelltes Angesicht dich fürder erfreuen, und wie vermöchte die Blinde dir eine passende und glückbringende Lebensgefährtin zu sein!“

Aber tief ergriffen sank Ferdinand vor der bleichen, blinden Theodolinde nieder auf seine Kniee, steckte den Ring an ihren Finger und sprach unter Thränen: „Sprich nicht so, Theodolinde, Braut meiner Seele! Wie vermöchte ich es, dich jetzt zu verlassen, wo du mir von Gott, der mein heißes Flehen hörte, von Neuem wieder geschenkt bist! Nein, nichts soll mich von dir trennen; wie freue ich mich, deine Stütze zu sein, dich mit meinen eigenen Augen lenken und bewachen zu können.“

Nun folgte eine tiefergreifende Scene, die sich schwer beschreiben, aber desto besser nachfühlen läßt. Es ward endlich nach langem, großmüthigen Weigern von Theodolindens Seite fest beschlossen, daß die Hochzeit mit dem beginnenden Frühlinge, nach der schönen Osterzeit gefeiert werden sollte.

Endlich erschien dieser festliche Tag, und freundlich blickte die Sonne an jenem Morgen in Theodolindens Zimmer. Doch diese gewahrte sie nicht; ihre Seele aber war doch froh erhellt durch die Strahlen reiner Liebe und wonniger Hoffnung.

Es bot einen ergreifenden Anblick, dieses Brautpaar auf dem Kirchgange zu beobachten. Der junge schöne Mann, welcher in der Fülle seiner

Kraft stand, führte sorgfältig, gleich einer liebenden Mutter, die hochzeitlich geschmückte, aber so gänzlich der Schönheit beraubte, erblindete Theodolinde. Sie glich einer durch Ungewitter plötzlich verwüsteten und entblätterten Rose. Als sie am Altare knieten und der Priester vor ihnen stand, da klang aber in Ferdinands „Ja" eine so volle und hohe Zuversicht, daß alle Anwesenden sich tief ergriffen fühlten.

Von diesem Tage an begann für Theodolinde und Ferdinand eine lange Reihe der glücklichsten Jahre. Der zärtliche Gatte leistete seiner blinden Frau die sorgfältigste Pflege, und stand ihr immer treulich in jedem Liebesdienst zur Seite. Es gewährte ihm ein wahres Vergnügen, die blinde Theodolinde spazieren zu führen und so lange es Blumen gab, sie mit solchen zu erfreuen, deren Duft sie erquickte und die Erinnerung an ihre lieblichen Gestalten hineinmalte. In jeder freien Minute zu Hause las er ihr schöne Poesieen oder Erzählungen vor, oder sie sangen gemeinsam ein Lied. Theodolinde aber hatte Eines besonders lieb gewonnen, das sie mit ihrer weichen melodischen Stimme immer und immer wieder sang:

Das Lied der Blinden.

Mir fehlen die Augen zu schauen
Der Erde so herrliche Pracht,
Ich wand're in düsterem Grauen,
Umhüllet von ewiger Nacht.
Zwar hör' ich das Erdengetümmel,
Ich Arme! doch sehe ich nicht
Die flimmernden Sterne am Himmel,
Der Sonne so reizendes Licht.

Doch darf ich nicht seufzen und klagen,
Kann Gott ja im Geiste beschau'n,
Er liebet mich, darf ich mir sagen,
Froh will auf den Himmel ich bau'n.
Auf Erden, da müßt ich ja sehen
Viel Thränen, viel Jammer und Noth;
Drum will ich getröstet nun gehen
Durch's Leben zum einstigen Tod.

Aber nicht nur Ferdinand war bestrebt, seiner Theodolinde das Leben auszuschmücken, — diese wandte all ihren Seelenreichthum an, um dem guten Manne täglich Freuden zu bereiten und ihm so seine treue Liebe zu vergelten.

Als sie zum ersten Male den Jahrestag ihrer Hochzeit feierten, ward derselbe noch durch eine besondere Freude verherrlicht — nämlich durch die Geburt eines sehnlich erhofften Kindleins. Da die Mutter ihr Söhnchen nicht sehen konnte, was sie freilich tief und schmerzlich empfand, so ließ sie sich die Züge desselben von ihrem treuen Gatten genau schildern und betastete leise das liebe Kindergesichtlein.

Obgleich Theodolindens Leben größtentheils heiter verfloß, so gab es in demselben doch auch trübe Augenblicke, in welchen sie der Gedanke ängstigte, ihren für sie so liebevollen Gatten nicht ganz glücklich zu machen.

Als dieser eines Tages früher wie gewöhnlich nach Hause kam, fand er Theodolinde in Thränen. Ach, welch ein trauriger Anblick, eine Blinde weinen zu sehen! Als Ferdinand den Grund ihres Schmerzes erfuhr, beruhigte er sie mit folgenden Worten: „Obgleich der Glanz deiner Augen erloschen ist, der meine Liebe zu dir entzündete, so bist du mir doch viel, viel theurer als damals; denn gleich der Nachtviole, die nach Sonnenuntergang ihren Blüthenkelch erschließt und einen so herrlichen Wohlgeruch verbreitet, wie kaum eine andere Blume im Glanze des Tages, so entwickelte sich auch dein Inneres, seit dich die Nacht der Blindheit umgibt, auf eine mir so wohlthuende Weise, für welche ich Gott und dir, mein süßes Weib, nicht genug danken kann! — O, innere Schönheit ist beglückender, als jeder äußere Reiz!"

Miszellen.

Von Reding von Biberegg.

Von einem Einsiedel.

War mal ein Einsiedel im Frankenreiche, der diente gar inniglich der hl. Anna, weil sie die Mutter war jener wunderbaren Maid, die uns den Christ gebracht. Da kam es denn eines Tages, daß er gar keine Brosämlein mehr hatte, seinen Hunger zu stillen, ging also in die Stadt, um dort Brod zu bitten. Als der Tag unterging und er zu seiner Klausen rückwandelte, da begegnete ihm ein Mörder. Der aber gedachte in seinem Sinne, es wäre ein reicher Kaufmann, der nur aus Schalkheit solchen Habit angelegt, um des Nachts sicher seines Wegs zu fahren, griff ihn also und heischte Gold und Silbers. Der Eremit bat um Gnade, sprechend wie er nichts habe und seiner Armuth wegen Brod in der Stadt gebettelt hätte, wann er wäre ein armer Einsiedel. Das wollt' der Mörder nicht glauben, meinte, er wäre doch ein reicher Kaufherr, der eitel Gut in Fülle mit sich trüge, zog also sein Schwert aus und wollt' ihm den Hals abstechen. Der Eremit bat ihn um St. Anna, unser lieben Frauen Mutter willen, daß er seiner schonen möcht', wollte sein Leben lang für ihn bitten. Aber der Andere sprach: „Kannst du wohl bitten, so bitte nun St. Annen für dich selbsten, daß sie dich erlöse aus meinen Händen." Da rief der Einsiedel mit lauter Stimme St. Annen an; als das aber der Mörder hörte, zog er ihn nieder zu der Erden,

stach ihn durch die Kehle, schlug ihm das Haupt ab und warf es weit von dannen. Darauf zog er seinen Leichnam an ein Wasser und warf ihn darein. Da sah er plötzlich eine schöne Fraue, aus deren Augen und Angesicht blinkende Klarheit ging, gleich der Sonne Strahlen, deren Haupt ein schönes Band umgab, wie ein Regenbogen, und darinnen stunden geschrieben drei Namen, Jesus, Maria und Anna mit goldenen Buchstaben, und siehe da, die Fraue trug des Eremiten Haupt in ihren Händen und lief dem schwimmenden Leichnam nach. Als der Mörder das sah, blieb er in Schrecken stehen und vermochte seine Füße nicht zu rühren, um fortzugehen. Und wie die Fraue an den Leichnam kam, da setzte sie ihm das Haupt an und sprach: „O mein getreuer Diener, stehe auf und beweise, daß ich des Heilands Ahne bin." Alsogleich stund er auf mit fröhlichem Angesichte, gleich als ob er vom Schlaf erwacht wäre; die schöne Frau aber entschwand aus des Mörders Augen. Der fiel nun, als er das gesehen, vor dem Einsiedel auf die Kniee und bat ihn um Vergebniß und begehrte, daß er für ihn bitten wollte. Und diente darnach St. Annen inniglichen mit großer Andacht, ging in tiefe Wüstenei, wo er annoch sein Leben lang in großer Strengheit lebte, bis er seliglichen starb.

Von Gottes Gerechtigkeit.

Es war ein reicher Burger, der hatte einen Knecht und war lange Zeit bei ihm gewesen. Und auf einmal, da man ob dem Tisch saß essend, da begab sich die Rede, daß der Knecht sprach: Es ist dannoch ein hübsch Ding, daß die Wahrheit und Gerechtigkeit auf Erden noch ein Fürgang hat und das Banner trägt. Der Herr sprach: Das ist nicht; Falschheit und Untreue die haben das Regiment auf Erden und nit die Ehrbarkeit. Der Knecht sprach: Es wäre nicht so. Der Herr wettete mit ihm um hundert Gulden, und der Knecht sollte ihm seine beiden Augen daran setzen. Der Knecht sprach: Wer soll es aber urtheilen? Er sprach: Wir wöllen drei Richter nehmen, den Kaufmann in der Stadt, den Abt in dem Kloster auf dem Wald und den Edelmann auf dem Schloß, und welcher zwei Richter hat, der hat es gewonnen; hast du zwei Urtheil, daß die Gerechtigkeit und Wahrheit ein Fürgang hat, so nimm die hundert Gulden; hab' aber ich zwei Urtheil, daß die Falschheit und Ungetreue ein Fürgang hab', so gib mir deine zwei Augen. Sie waren der Sach' eins, und kamen zu dem Kaufmann und hielten ihm die Sach' für, was er meint, ob Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit das Banner trüg' auf Erden. Der Kaufmann sprach: Ich meine, die Falschheit regiere, das weiß ich wohl, wann ich nit Vortheil braucht' in Kaufen und Verkaufen mit dem Gewicht, Maß und Ellen, ich würde mager dabei fahren. Also thun Andere auch, darum regiert die Falschheit jetzt. Sie gingen hinweg; der Herr sprach: Ich hab' ein Urtheil gewonnen. Sie gingen

nun zu dem Abt und hielten ihm die Sach' für. Der Abt sprach: Wann Recht für Recht ging, so wär' ich nit Abt, aber ich hab' die Stimm' erbettelt und erkauft; Falschheit und Ungerechtigkeit regiert jetzt auf Erden. Sie gingen hinweg. Der Herr sprach: Ich hab' zwei Urtheil gewonnen. Kamen nun noch zum Edelmann und legten ihm den Handel vor. Der sprach: Wann ich nit raubte und mich nit des Sattels ernährte, so wär' ich ein armer Edelmann. Nun höret, wie es mir zu demnächst ergangen ist: Meine Diener und Reiter sind zweien Kaufleuten ankommen und haben wohl drei Gulden in den Taschen bei ihnen funden und genommen. Nun kamen die Kaufleute zu mir auf das Schloß und klagten, wie meine Knechte sie beraubt, ich sollt' es ihnen wieder geben. Fragt' ich darauf, ob sie die guten Röck' auch angehabt, sprachen sie ja. Da antwortet' ich, die seien nicht meine Knechte, die hätten ihnen die guten Röcklein nit gelassen, sondern auch genommen. Darum ist mein Urtheil, daß Falschheit das Banner trägt.

Da gingen der Herr und sein Knecht in den Wald und sprach der Herr: Wohlan, ich hab' drei Urtheil gewonnen! Band den Knecht an einen Baum, stach ihm beide Augen aus, gab ihm einen Stecken in die Hand und ließ ihn gehen. Der arme Blinde war traurig, wußte nicht, wohin gehen und gedachte: Ich will vorerst recht da in dem Wald unter dem Baum bleiben diese Nacht. In der Nacht da kamen die bösen Geister auf demselben Baum zusammen, hielten Rath und sprach jeglicher, was er geschafft hätte. Da rühmte der Eine: Ich hab' geschafft, daß der Meister seinem Knecht die Augen hat ausgestochen. Sprach herwieder ein anderer Teufel: Du bist ein Narr, wächst ja ein Kraut unter dem Baum, wenn er dasselbe in die Augen drückt, würden sie ihm wieder wachsen. Damit fuhren sie davon. — Der Blinde knieet nieder und bat Gott den Herrn, daß er ihm zu dem Kraut verhelfe, fing an zu suchen und wann er ein Kräutlein fand, drückt er es in die Augen, also ergriff er zuletzt das gerechte und ward gesehend, danket Gott und suchte des Krautes mehr. Nun war nit weit davon ein großer Landesherr, der hatte eine Tochter, die war blind, und ließ verkünden allüberall, wer sie sehend machte, dem wollte er sie zur Ehe geben und Gutes genug dazu. Da ging der Arme hin, machte sie sehend, gewann sie zur Ehe und viel Gutes darzu. Da sein Meister hörte, daß er sehend worden und so reich, kam er zu ihm, bittend, er möge ihm verzeihen, sollt' ihm doch sagen, wie das gegangen. Er sagt es ihm, von dem Kräutlein unter dem Baum und zeigt' ihm denselben. Da er den Baum fand und das Kraut suchen wollt', da ward es Nacht und mußte also unter dem Baum bleiben. Die bösen Geister hatten aber eine Versammlung darauf. Da sprach der Eine: Zunächst waren wir auch hier und ist der Blinde unter dem Baum gesessen und ist sehend worden, wann er hörte, was wir gesprochen; muß lugen, ob nit aber Einer darunter sei. Da fand er den darunter und stach

ihm beide Augen aus. Da ward offenbar, daß die Wahrheit ein Zeitlang war unten gelegen, aber sie hat überwunden und führt die Gerechtigkeit das Banner noch.

Das Studentenleben.

Das war am „gumpenden" Donnerstag des Jahres 1620, da haben die Studiosen auf der berühmten hohen Schul zu Altdorf einen großen Mummenschanz und wunderlichen Aufzug zugerichtet. Und das war solchergestalt, daß leicht zu befinden: Der, so das Ganze geordnet und gedichtet, müsse nicht blöde am Haupt gewesen sein.

Es verhielt sich aber so damit: Voraus fuhr ein Schlitten, wohlbespannt mit lustigen Rossen, drauf saßen die Stadthürmer und Zinkenisten mit Heerpauken und weitschallender Musica, schöne Tonweisen anhebend und blasend aus Herzenslust. Dem folgte der erste Wagen. Darauf fuhren etliche Bacchanten mit einem Magister, der sie wohl unterwies, wie nicht jedweder Tölpel zum Studiren der freien Künste und Wissenschaften geschickt sei, wie daß zum Ersten alles Grobe ausgehauen und abgeschlissen werden müsse. Diesen folgte auf dem andern Wagen ein fleißiger Student, so die Bücher aufgeschlagen, gelesen, geschrieben, und es ihm lassen einen sonderlichen Ernst sein. Auf dem dritten Wagen folgte item eine gar schöne und liebliche Musik; verstehe: daß ein Student nicht allein kalmäusen und unter den Büchern verschimmeln, sondern auch seine Lustbarkeit zu Zeiten haben dürfe. Darbei saße, von zween bösen und zween guten Gesellen umgeben, die Göttin der akademischen Freiheit, bald huldreich lächelnd, dieweilen auch die Hände ringend und über dem Haupt kläglich zusammenschlagend. Und hatte das seine gute Bedeutung, wie männiglich selbsten ein Einsehen und Verständniß haben wird. Weil dann nun mit ehrlicher Gesellschaft ein Trunk zu thun nicht auszuschlagen und zuläßig ist, folgte diesem der vierte Wagen, in welchem waren gar lustige Bürschlein, die zechten trefflich herum und hielten oft reinen Mund. In dem fünften Wagen waren etliche junge Gesellen und Jungfrauen, die courtesirten ganz artiglich und stattlich. Weil aber nicht Jedermanns Ding ist, mit Frauenzimmer umzugehen — denn Mancher wär' gern dabei (und ist von guten Frauen viel zu lernen) kann's aber nicht — derohalben war in dem sechsten Wagen eine Compagnia, die trieb Würfel-, Brett- und Karniffelspiel. Und war aus der Reihenfolge der Wägen abgesehen auf das alte Liedlein: „Wann die Eltern fragen, wo ist das Geld, so ist es verzecht, verthan und verspielet." Nun kommt es aber zum öftern vor, daß man sich bei dem Spiel verzürnet, derohalben kam auf den sechsten Wagen der siebente, darauf sich zween mit einander balgten und manchen unbequemen Stoß wechselseitig abkriegten. Weil nun dabei Mancher mit blutigem Haupt abziehen muß, bei Trunk und Gelage große Wehtage, bei

Jungfrauen geringe Ehre und Gunst, bei Spielen zerrissene Kleider, Karten, leere Beutel u. s. w., so ward solches darzustellen nicht vergessen. Kam Einer im achten Wagen mit verbundenem Haupt, zerschlagenem Gesicht, die Bücher lagen zerstreuet, die Kleider zerrissen, die Stühl zerbrochen, und vor ihm stund eine Jungfer, die ihn um des Kindes Vater ansprach. Darob ergrimmete der Arme so sehr und schlug ihm all sein Elend ein Fieber auf den Hals, daß er sehr siech ward; deßhalben fuhr er auf dem neunten Wagen krank mit dem Medico und Tod und Teufel, die, mit dem Arzt streitend, des Abgangs harrten. Der Krank' aber schlug immer an seine Brust und hatte seiner Sünden leid. Also kam er diesesmal noch davon, denn im letzten Wagen lag er als graduirte Person der Schutzgöttin Minerva zu Füßen, die ihn huldreich aufnahm in ihren Dienst.

„Fuhren die Herren Studiosen fast den ganzen Nachmittag umeinand, auch gen Nürnberg, und war in allen Gassen und Plätzen unzählig Volks, so schauend herzugelaufen. Glaube auch, es sei ein nützlich Spiel gewest, so nur Kurzweil, anderen aber gute Lehr gebracht. Heunt zu Tag seind die Leut anders worden.“ Mit diesen Worten schließt der Bericht eines meiner Vorfahren, des braven Claus von der Biberegg. Der gute alte Herr hatte in seiner Jugendzeit diesen Tag zur fröhlichen Erinnerung sorgsam aufgezeichnet, später, als er grämlich geworden, bereits mit veränderter Hand, den Schlußsatz dazu gesetzt. Vielleicht ein andermal mehr aus seinen Aufzeichnungen.

Rosa von Lima und das treue Vöglein.

Von P. L. Brunner.

Holde Rosa, Lima's Zierde, Himmelsau'n entstammte Blume,
Die in Peru's Palmengarten still erblüht zu Christi Ruhme:
Bald, o bald dein Herbst wird kommen. Sieh', es bleicht das Roth der Wangen,
Und die nächsten Blüthenkränze werden schon dein Grab umfangen!

Rosa fühlt den Tod die bleiche Hand auf's Herz ihr zögernd legen;
Doch der Heimat heiß Ersehnen drängt dieß nur zu vollern Schlägen.
Scheidend grüßt sie ihre lieben Blumen, die sie groß gezogen,
Und die Vöglein, die so traulich nicken rings vom Blüthenbogen.

Drauf, mit des Gebetes Lampe ihres Bräut'gams still zu warten,
Birgt sie sich im engen Häuschen, wandelt nimmer durch den Garten.
Seit sie nicht die Freundin schauen, senkt sich trauernd Baum und Flieder,
Und des Liedes voller Regen nimmer rauscht vom Laube nieder.

Aber wenn zur Rast die Sonne niedersinkt zum Purpurpfühle,
Mit des Duftes würz'ger Welle wehet süße Abendkühle,
Und das Lied aus Rosa's Munde Gott lobpreist im Liebesdrange,
Kommt ein Vöglein goldigschimmernd, froh bereit zum Wechselsange.

Als es war zuerst erschienen, jauchzte es so wonnetrunken,
Daß der Jungfrau zarte Stimme in der Töne Strom versunken.
„Vöglein, mußt bescheiden singen,“ mahnte Rosa, „wie es billig;
Laß im Wechsel Gott uns loben!“ und das Vöglein ward ihr willig.

Sieh', wie ist es jetzt so artig, schweigend harrt es lang am Aste,
Nur der Flügel leises Mahnen lenkt der Jungfrau Blick zum Gaste.
Freudig dann begrüßt ihn diese, winkt herbei den kleinen Dränger,
Hat gedichtet gar ein Liedchen zum Willkomm dem frommen Sänger:

„Singe, Philomele;
Aus der Brust, so klein,
Laß die Liederquelle
Rauschen voll uud rein!
Sing' ihm, der dir Leben,
Kleid und Kost verlieh'n,
Und zur Lust gegeben
Süße Melodie'n!“

Als die Jungfrau so das Vöglein zum Gefährten froh geladen,
Schickt sie auf des Liedes Schwinge Psalm um Psalm zum Herrn der Gnaden.
Doch nach jedem hält sie inne, und wenn sanft verhallt ihr Singen,
Darf des Liedes gold'ne Fäden Vöglein außen weiter schlingen.

Leise erst so wechseln Beide, ruhig schmiegt sich Ton zum Tone,
Aber bald zu rascherm Gange zwingt der Liebe heiße Sonne.
Mächtig wie aus vollem Chore jubelt Rosa's Tönereigen,
Und das Vöglein jauchzt als klänge Frühlingslied von hundert Zweigen.

In einander jetzt verschlingen rastlos sich der Beiden Töne,
Wie an's Ziel die Kämpfer ringen, daß zuerst der Sieg sie kröne.
Horch! jetzt helle in das Jauchzen schlägt das Wort aus ehr'nem Munde,
Glockenruf, zur Ruhe mahnend, weil genaht die nächt'ge Stunde.

Alles muß zum Opfer geben schnellbereit die treue Nonne
Am Altare des Gehorsams, selbst die liebe Liederwonne.
Deßhalb schnell, auf Jubels Höhen, stockt der Töne Flug, es wehret
Rosa's Winken still dem Freunde, der zum nahen Walde kehret.

Abend windet seine Rosen in der Bäume Kronen wieder,
Vöglein harrt vor Rosa's Fenster lange schon im duft'gen Flieder,
Schlägt die Flügel, daß sie rauschen, läßt schon leise Töne schweben;
Doch kein Laut grüßt durch die Schleier, die das Fenster heut umgeben.

Durch die weiße Hülle funkelt's wie vom Flammen vieler Kerzen.
Horch, jetzt tönt's wie stilles Stöhnen aus gebroch'nem Frauenherzen!
Ach, wo weilst du, liebe Rosa, komm', des Vögleins Bangen stille!
Sieh', wie ängstlich hüpft das arme, — hab' sein Sehnen nicht zum Spiele!

Sieh', ein Lüftchen scherzend fasset jetzt den Vorhang keck am Saume,
Zieht vorwitzig ihn vom Fenster; Vöglein blickt zum hellen Raume.
Ach, welch' Anblick! Rosa schlummert, eingewiegt von Todeshänden,
Kann das bleiche Leichenantlitz freundlich nicht zum Freunde wenden.

Lilie hat den Sarg umfangen, Rose schmiegt sich in die Locke,
Doch die Jungfrau nimmer grüßet zu der Blume Stern und Glocke.
Und der Schwestern Küsse glühen auf die Hand, um's Kreuz geschlungen,
Doch die Bleiche nimmer rühren treu'ster Liebe Huldigungen.

Und das Vöglein ohne Scheuen kommt an Rosa's Sarg geflogen,
Läßt entsprudeln, sie zu wecken, seines Liedes volle Wogen.
Singt und singt die schönsten Weisen, daß die Frau'n bewundernd lauschen;
Doch umsonst, — zum Gegengruße will kein einz'ger Laut entrauschen.

Schon ermatten ihm die Kräfte. Voll Erbarmen nähert leise
Eine Nonne sich dem Thierchen, will's erfrischen reich mit Speise.
Doch zur Höh' erschrocken flattert's, — plötzlich aber fällt es wieder,
Auf die Brust der todten Freundin sinkt das treue todt hernieder.

Das heilige Kreuz.

Ein Geschichtsbild von Dr. Lang.

Den Rest des römischen Weltreiches, das der Allmächtige aus winzigen Anfängen hatte entstehen und über die blühendsten Länder, über die gebildetsten Völker sich hatte ausbreiten lassen, damit das Reich seines Sohnes um so leichter und sicherer in den Herzen der Menschen aufgerichtet werde, beherrschte am Ende des sechsten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung der Kaiser Mauritius. Er genießt mit Recht den Ruhm eines trefflichen Fürsten, und zierte den oströmischen Kaiserthron mit mancher leuchtenden Tugend; aber er war zu schwach für jene böse, wirrenvolle Zeit, in welcher kaum der kräftigste, weiseste Herrscher den allenthalben brausenden Stürmen von Krieg und Aufruhr hätte widerstehen können.

Das Feuer der Empörung loderte bald da, bald dort empor in den Provinzen; Italien war der Schauplatz der greulichsten Wirren, und die Hauptstadt selbst, das glänzende, üppige Konstantinopel, erbebte unter den Schlägen der schmählichsten aller Parteikämpfe, die je die Blätter der Geschichte besudelt haben, nämlich jener elenden Eifersüchteleien zwischen den „Grünen" und „Blauen". Das waren bekanntlich die Bezeichnungen der in den Wagenrennen mit einander kämpfenden Parteien, deren Intriguen selbst die politischen und religiösen Verhältnisse des Reiches vergifteten, und deren Namen bald nur mehr die Erinnerung an ihren Ursprung erweckten

in der That aber die tiefe Ohnmacht der Regierung und die Zerrissenheit des Volkes charakterisirten.

Endlich stellte sich ein ehrgeiziger Feldherr an die Spitze eines Soldatenhaufens, der ihn in augenblicklicher Laune, die Prätorianer des alten Roms nachahmend, zum Kaiser ausrief und im Triumph nach Konstantinopel führte. Der Thron des Mauritius, längst von den Parteikämpfen unterwühlt, stürzte zusammen; der unglückliche Fürst, welcher in der allgemeinen Verwirrung den Kopf verloren, ward aus der Kirche, in die er sich geflüchtet, hervorgezogen und nach kurzem Prozeß nebst seinen Söhnen zum Tode verurtheilt. Nur einer derselben hatte sich nach Persien retten können.

Am Morgen des 27. Nov. 602 bestieg Mauritius bei Chalcedon, jenseits des Bosporus, seiner Hauptstadt gegenüber, das Blutgerüst. Fünf seiner Söhne wurden vor seinen Augen nacheinander hingeschlachtet. Er aber bewies dabei den Muth eines Helden und die Ergebung eines Christen. So oft der Scharfrichter den tödtlichen Streich nach dem Haupte eines seiner Söhne führte, rief Mauritius mit den Worten des königlichen Sängers aus: „Du bist gerecht, o Herr! und gerecht sind Deine Urtheile!“

In wilder Unruhe umgab das Volk, das zahlreich aus der Hauptstadt herbeigeströmt war, den Schauplatz dieses Greuels. Ueber ein Jahrhundert lang hatten die schauerlichen Parteikämpfe die Herzen der Menge zu einer blutgierigen Grausamkeit aufgestachelt; je schrecklicher die Scenen von Mord und Gewaltthaten aller Art waren, wie sie jedes Jahr brachte, desto mehr Unterhaltung fand die entmenschte Pöbelmasse. Nur Wenige bewahrten noch eine Gesinnung, die zu Opfern für das Vaterland fähig und bereit war. Unter ihnen erwähnt die Geschichte einer Frau. Aber die That derselben ist von jener traurigen Größe, die in Zeiten politischer Umwälzungen manchmal auftritt, wie ein Meteor durch den nächtlichen Himmel hinflackernd, ohne Wärme und Segen, nur zündend und überraschend.

Martina hieß diese Frau. Sie hatte die jüngsten Söhne des Kaisers gesäugt und erzogen und liebte sie wie ihre eigene Mutter. Als ihr Herr und Gebieter mit seinen Söhnen dem schmählichen Tode durch Henkershand entgegensah, sann sie in fieberhafter Aufregung nach einem Mittel, sie zu retten. Aber ihr Sinnen und Trachten blieb vergeblich; wie sie auch ihren Geist mit den verschiedenartigsten Plänen zermarterte, es blieb ihr zuletzt nichts übrig, als den Kaiser und seine Söhne das Schaffot besteigen zu sehen. Jeder Streich, der eines der theuern Häupter vom Rumpfe trennte, zuckte ihr in's Herz, als gälte er ihrem eigenen Leben. So lag sie, zitternd vor innerer Qual, ihr Söhnlein Theodor im Arm, hart am Blutgerüste. Ihre Augen irrten über die Stufen, die hinaufführten, über die Henker und Soldaten, von deren Tritten die Bretter erdröhnten, über den Kaiser, der betend gen Himmel sah.

Schon fiel das Haupt des vierten der kaiserlichen Prinzen unter dem Schwerte, und das um's Schaffot herum lärmende Volk, vom Anblick des vergossenen Blutes berauscht und bis zum Wahnsinn erhitzt, brach in ein furchtbares Freudengeheul aus. Jetzt war noch der letzte hinzuschlachten, ein blühender Knabe von sechs Jahren. Das Kind hatte die Binde von den Augen gestreift und sah, wie das Haupt seines Bruders in den Sand rollte; es fing zu schreien an und versuchte sich an der Brust des Vaters zu verbergen, als ein Henkersknecht nach ihm griff, um es zu entkleiden.

Da litt es Martina nicht länger. Sie flog die Stufen hinauf, ihr Kind mit sich fortreißend, warf sich über den Prinzen, bedeckte ihn mit Küssen und Thränen, beschwor das Volk mit der zarten Jugend des Kindes Mitleid zu haben, flehte um Erbarmen selbst die so lang an Blut und Tod gewöhnten Scharfrichter an. Diese aber ließen, im Kreise stehend, einen Krug Wein von Hand zu Hand gehen, und achteten nicht des jammernden Weibes.

Endlich riß sich Martina los und sank am Rand des Schaffots ohnmächtig zusammen, einen Knaben mit sich niederziehend. Aber dieß war nicht mehr ihr Theodor, sondern der Prinz, statt dessen sie, wie um den Henkern eine Arbeit zu ersparen, jenen entkleidet hatte, und der mit ihrem Söhnlein an Größe und Gestalt viele Aehnlichkeit hatte.

Aber so rasch und von Allen unbemerkt diese That war vollbracht worden, die mit dem Morde des leiblichen Kindes ein fürstliches hätte retten sollen, als wenn am Leben dieses einzigen Prinzen die Fortdauer des Reiches hinge, so war sie doch dem Kaiser nicht entgangen. Mit jener Seelengröße, die ihm in dieser erschrecklichen Stunde als kostbares Geschenk von Gott zu Theil geworden, machte der tiefgebeugte Vater den Henker auf die geschehene Verwechslung aufmerksam, entriß Theodor dem Tode und gab dafür mit der Gewissenhaftigkeit, die eines Christen würdig war, sein eigenes Kind in den Tod dahin. Bald sank auch er entseelt auf die Leichen seiner Söhne, und seine Seele ging zu Gott, um dort ihr Urtheil zu empfangen.

Martina büßte ihren Versuch, den Prinzen zu retten, mit lebenslänglicher Gefangenschaft. Ohne die Bitten und Thränen Theodors hätte das ergrimmte Volk sie gleich getödtet; jetzt ging er mit der Mutter in's Gefängniß. Die schönste Zeit seiner Jugend verlebte er nun in einem düstern Kerker zu Konstantinopel. In den Jahren, in welchen andere Kinder, in voller Freiheit sich umtreibend, Gottes herrliche Natur bewundern und von den Geschenken seiner Liebe auf jedem Tritt und Schritt sich überschüttet fühlen, sah der kleine Theodor nur selten das Licht des Tages, fühlte Monate lang keinen frischen Lufthauch, hatte keine andere Gesellschaft als die seiner weinenden Mutter und anderer Unglücklichen, die, wie sie, für ihre Anhänglichkeit an den ermordeten Kaiser mit lebenslänglichen Fesseln bestraft wurden.

Und doch war dem jungen Gefangenen der Aufenthalt in dem finstern dumpfen Kerker zum Heile, und nicht ihm allein, sondern allen seinen Mitgefangenen. Denn in ihrer Mitte, in Fesseln wie sie, lebte ein frommer Priester, der es gewagt hatte, das göttliche Strafgericht dem Kaiser Phokas für seine Grausamkeit anzukündigen. Anastasius betete, wenn seine Unglücksgefährten ihr Schicksal verwünschten, pries Gott, wenn sie murrten, sang heilige Psalmen, wenn sie weinten. Und daß dieser ehrwürdige Mann der einzige war, der nie klagte, der immer gleich freundlich und heiter blieb, wenn die Andern sich unmäßig dem Schmerz ergaben, der die Jammernden so sanft und liebreich tröstete, für Jeden ein Wort der Ermunterung hatte und, wenn manchmal Alle zusammen über das Elend des finsteren Kerkers bitter klagten, sie an den himmlischen Lohn erinnerte, der frommen Leidenden zu Theil wird, — das erfüllte des Knaben Herz mit einer innigen Ehrfurcht für ihn, das zog ihn mehr und mehr in seine Nähe, und endlich wollte er nicht mehr von seiner Seite weichen, und weil seine Mutter von ihm sich nicht trennen mochte, so saßen sie zuletzt Beide Tag um Tag zu den Füßen des frommen Anastasius und hörten gerührt, dankbar, oft freudig zu, wenn er sie ermahnte, ihre schweren Leiden dem lieben Gott zu opfern, dessen eingeborner Sohn unschuldig die bitterste Noth ertragen und selbst den schrecklichsten Martern sich unterzogen.

Wie wenn im Frühling einmal die liebe Sonne die ersten Blümlein aus dem vom Winterschnee befreiten Boden gelockt hat, nach und nach deren immer mehrere emporschießen, bis endlich der Wiesengrund im buntesten Schmucke prangt, so führte das Beispiel der Geduld und der christlichen Leidensfreudigkeit, welches Anastasius gab, nicht nur Theodor und seine Mutter, sondern nach und nach alle ihre Mitgefangenen in das Glück einer stillen, demüthigen Gottergebenheit ein, und das Auge des Herrn ruhte wohlgefällig auf diesen Armen, welche die Welt vergessen zu haben schien.

Die Bewohner von Konstantinopel waren inzwischen auch nicht auf Rosen gebettet. Phokas ließ sie und alle seine Unterthanen die Wucht seiner Herrschaft bitter fühlen, und oft wüthete in der Hauptstadt der Aufruhr des Volkes und der Grimm der Soldaten, welche die Empörungen niederschlugen. Von Osten her streiften die Perser, von Norden die Avaren bis an die Mauern von Konstantinopel; dann herrschte in der weiten Stadt Schrecken und Verzweiflung, Hungersnoth und Elend aller Art. Endlich, nach einer achtjährigen Regierung, wurde Phokas von Heraklius, dem Sohne des Statthalters in Afrika, vom Throne gestürzt. Von wilder Rachsucht entflammt, fielen jetzt seine Feinde über ihn her, stachen ihm die Augen aus, schleiften ihn durch die Straßen der Stadt und warfen endlich den zerfetzten Leichnam unter dem Jubelgeschrei des Pöbels auf den Scheiterhaufen. Die, welche Phokas in die Verbannung geschickt, wurden zurückgerufen, den

Beraubten ihre Güter, den Gefangenen ihre Freiheit zurückgegeben. Da verließen auch Anastasius und die, welche mit ihm die Leiden einer achtjährigen Gefangenschaft überstanden hatten, den engen Kerker. Der greise Priester wurde wieder in sein Amt eingesetzt; Martina aber begab sich in ein Kloster, denn ihr Sohn war trotz der Kerkerhaft zu einem blühenden Jüngling herangereift; die Luft der Freiheit stärkte seine Glieder, und er trat in die Leibwache des neuen Kaisers.

Heraklius, ein Mann von majestätischem Ansehen, stand in dem Rufe eines kriegserfahrenen muthigen Helden. Auf ihn baute das tiefgebeugte Volk die Hoffnung, daß er die auswärtigen Feinde bändigen werde, welche das Reich von allen Seiten anfielen. Aber er schien diese Hoffnung nicht erfüllen zu wollen; die sinnlichen Freuden, welche ihm seine Macht gewährte, fesselten ihn mehr als seine Pflichten. Dieß wurden die Feinde bald gewahr und erneuerten ihre Angriffe nur um so heftiger. Der gefährlichste unter ihnen war der stolze, eroberungssüchtige Chosroes, der Schach von Persien. Aus den Wüsten seiner Heimat drang er, Schlag auf Schlag die Römer besiegend und die blühendsten Städte Asiens zerstörend, im Jahre 614 bis nach Jerusalem vor. Die Stadt Davids wurde mit Sturm genommen; das Feuer verwüstete die prachtvollen Kirchen, welche vor dreihundert Jahren der große Kaiser Konstantin und seine heilige Mutter Helena da erbaut hatten. Die zahlreichen Juden in Jerusalem hatten in der Hoffnung, daß die Heiden ihnen das Land ihrer Väter zurückgeben würden, denselben die Eroberung der heiligen Stadt durch Verrath erleichtert; jetzt fielen sie über die Christen her und tödteten sie haufenweise, und deren sie nicht selbst habhaft werden konnten, die erkauften sie sich von den Persern, um sie zu ihrer Unterhaltung niederzumetzeln; so ermordeten sie deren neuntausend.

Das heilige Kreuz in der Grabeskirche hütete der fromme Patriarch Zacharias von Jerusalem mit seinen Priestern, zu denen in den letzten Tagen vor der Eroberung der Stadt der greise Anastasius aus Konstantinopel gekommen war. Das Verlangen, die heiligen Stätten zu sehen und, wie schon einmal in seiner Jugend und in seinem Mannesalter, am Grabe des Erlösers zu beten, hatte ihn hergeführt. Aber die wilden Heiden steckten mit den andern Kirchen auch die des heiligen Grabes in Brand, und als der Patriarch mit den Priestern das kostbarste Kleinod, das heilige Kreuz, aus den Flammen retten wollte, fielen sie alle zusammen nebst ihrem Schatz in die Hände einer Perserschaar. Darüber entstand großer Jubel im Heere der Feinde; jetzt erst glaubten sie der Christen für immer Meister zu sein. Zacharias mußte vor ihren Augen das heilige Kreuz in eine silberne Lade legen und versiegeln; sie dachten den Christen dafür ein großes Lösegeld abzupressen. Einstweilen schleppten sie es nebst seinen Wächtern

mit in die Heimat, dazu die unzähligen heiligen Gefäße der Kirchen, und was sonst die Pilger in fünf Jahrhunderten an Geschenken und Opfergaben am Grabe des Erlösers niedergelegt hatten.

Schwer bekümmerte diese Nachricht die ganze Christenheit, die zugleich an einer furchtbaren Hungersnoth und unter der Geißel einer so heftigen Seuche litt, wie sie noch nie erlebt worden. Rastlos brachen die Perser jedes Jahr aus ihren Sandsteppen hervor; Afrika, die blühendste Provinz des oströmischen Reiches, wurde von ihren wilden Schaaren mit Elend aller Art erfüllt; andere Haufen der Heiden unterwarfen das vordere Asien, zerstörten die Kirchen, opferten auf den christlichen Altären der von ihnen als Gott verehrten Sonne und dem Feuer, ließen zehn Jahre lang ihre Fahnen im Angesicht von Konstantinopel auf der gegenüber liegenden Küste von Asien flattern, und schwemmten ihre pfeilschnellen Rosse in den Wellen des Meeres, welches die Hauptstadt des oströmischen Reiches bespülte.

Aber nicht die Perser allein waren es, welche das, wie es schien, von Gott ganz verlassene Reich so schwer bedrängten; auch die Avaren streiften von Norden her weit herein. Heraklius konnte ihnen keinen Widerstand leisten; er mußte froh sein, im Jahre 618 um schweres Geld einen kurzen Frieden von ihnen zu erkaufen und sich eine trügerische Ruhe dadurch zu verschaffen, daß er zum Schrecken seiner Unterthanen zahlreiche Haufen dieser entmenschten Wildlinge in seinen Sold nahm, um sie gegen die Perser und die Empörer in Italien zu gebrauchen. Noch immer aber war Heraklius nicht zur Besinnung auf das, was Noth that, gekommen; die klägliche Frist, welche dieser schimpfliche Frieden gewährte, vergeudete er mit verschwenderischen Festen. Die Avaren jedoch benützten den unseligen Freudentaumel zu einem Versuch, den Kaiser mitten in seiner Hauptstadt gefangen zu nehmen.

Heraklius saß, von stolzer Pracht umgeben, in der Rennbahn zu Konstantinopel und weidete seine Augen an einem jener unsinnigen Vergnügen, welche damals Mode waren und die Aufmerksamkeit fast des ganzen Volkes mehr fesselten, als die Leiden, die Gott zu seiner Züchtigung über dasselbe verhängt hatte. Mit leidenschaftlicher Lust folgten seine Blicke den geschmückten Rossen, die wetteifernd in der Rennbahn dahin flogen, daß die leichten Wägen, die sie zogen, kaum den Boden berührten — da füllte sich plötzlich der ganze Circus mit jenen wilden Gestalten, die man in der Ferne schon fürchtete und die jetzt in schrecklicher Nähe erschienen. In sinnloser Flucht stürzten alle Zuschauer den Thoren zu. Die Avaren — das waren die ungebetenen Gäste — theilten sich; die Einen eilten den wehrlosen Frauen, den feigen Männern nach, um sie zu berauben und niederzustoßen; die Andern drängten dem Kaiser zu, der vor Schrecken regungslos auf seinem goldenen Stuhle saß. Aber das Auge Gottes wachte über Heraklius. Seine Leibwache, unter ihr der junge Theodor, bildete rasch einen Kreis

um ihn, und wie viele dieser Treuen auch todt oder verwundet niedersanken, der Kaiser konnte unter ihrem Schutz entfliehen, und die Barbaren begnügten sich mit der Plünderung der Vorstädte, aus denen sie große Reichthümer und eine Unzahl von Gefangenen davon schleppten.

Jenseits der Meerenge, an welcher Konstantinopel liegt, drüben auf dem asiatischen Ufer, stand das Heerlager der Perser. Chosroes war eben dort eingetroffen, um persönlich die Anstalten zur Eroberung der oströmischen Hauptstadt zu leiten, während er bisher meist in träger Ruhe und schwelgerischem Wohlleben in seinen Lustschlössern sich aufgehalten hatte. Verzweifelnd an der Rettung des Vaterlandes, griff der Kaiser zu dem äußersten Mittel: er sandte seine vornehmsten Kriegsobersten mit einem Gefolge der schönsten jungen Offiziere seiner Leibwache — unter ihnen Theodor — in's Perserlager hinüber. Reiche Geschenke bestimmten einen der persischen Feldherren, den Gesandten Zutritt beim Schach zu verschaffen. Auf ihr fußfälliges Flehen, Chosroes möge der Welt den Frieden geben und nicht länger unschuldiges Blut vergießen, antwortete der stolze Tyrann, eine wahre Geißel Gottes, den Gesandten und ließ es Heraklius melden: „Kein Friede zwischen mir und dem römischen Kaiser, bis nicht er und die Seinigen von ihrem gekreuzigten Gott ablassen und niederfallen vor der Sonne, der großen Gottheit Persiens.“

Diese Bedingung erschien dem Kaiser doch zu schmählich; er erinnerte sich, daß er ein christlicher Fürst sei, und indem er jener heldenmüthigen Martyrer gedachte, welche dem heiligen Glauben zu Lieb Hab und Gut, Leib und Leben geopfert, legte er in die Hände des Patriarchen von Konstantinopel den Schwur ab, mit seinem Volke leben und sterben zu wollen. Aber eben dieses Volk ließ ihn zuerst im Stiche; denn als er es, auf Gottes Hilfe vertrauend, wider die Feinde hinausführte, warf es, von plötzlicher Angst beim Anblick dieser wilden Schaaren betäubt, die Waffen von sich, lief auseinander wie eine Heerde von Schafen, in die der Wolf gefallen, und verkroch sich hinter den dicken Mauern von Konstantinopel, kaum fähig, den eigenen Herd, die letzte Zuflucht wider die Barbaren, zu vertheidigen. Erst als einige Angriffe der Perser an den starken Befestigungen der weiten Hauptstadt abprallten, gewannen die Bewohner wieder Muth; das Beispiel des Kaisers, der mit wunderbarer Aufopferung, mit rastloser Thätigkeit die Vertheidigung leitete, spornte zuletzt auch die Zaghaftesten an, und nach einigen Monaten sah Chosroes ein, daß es für dießmal unmöglich sei, Konstantinopel zu erobern. Da er sein großes Heer in der ausgesogenen Gegend nicht länger mehr halten konnte, war er williger zum Frieden als bisher. Als Preis desselben verlangte er von Heraklius einen jährlichen Tribut von tausend Talenten Goldes, tausend Talenten Silbers (ungefähr vier Millionen Gulden unseres Geldes), tausend Seidenkleidern, tausend

Pferden und eben so vielen Jungfrauen. Nachdem Chosroes für's erste Mal diesen Tribut in Empfang genommen, zog er ab, um nie mehr wieder zu kommen; aber Jahre lang trug das Land im weiten Umkreis um Konstantinopel die Spuren der greulichen Verwüstung, welche die Heiden da angerichtet hatten.

Die Gesandten, denen Chosroes jene übermüthige Antwort gegeben, hatten nicht mehr zu ihrem Herrn zurückkehren können. Sie wurden als Gefangene zurückbehalten und in das Innere des persischen Reiches geschickt; dem Feldherrn aber, welcher ihnen den Zutritt beim Schach verschafft hatte, ließ der Tyrann die Haut abziehen. Nach einer Wanderung von mehreren Wochen kam Theodor mit seinen Unglücksgefährten nach Destargadä, einem Lustschloß des Chosroes; da sollten sie und ihre Wachen einige Tage rasten. In diesem Lustschloß herrschte eine Pracht, die alle Begriffe überstieg; man führte die Gefangenen durch die Gemächer des Schlosses und durch den weitschichtigen Garten, in welchem der liebliche Gesang der Vögel und das Geheul der wilden Thiere zugleich zu hören war. In den Ställen standen 900 Elephanten, 12,000 Kameele, 8000 Dromedare, 6000 Pferde und Maulthiere. 6000 Bewaffnete bildeten die Leibwache des Schach; 12,000 Sklavinen und 3000 freie junge Mädchen waren zu seinem Dienste bereit; 30,000 reiche Teppiche schmückten die Wände, 40,000 silberne Säulen die Hallen; 1000 goldene Kugeln ahmten die Bewegungen der Sterne nach. All diese Pracht, deren Beschreibung die persischen Hofleute noch übertrieben, um den vornehmen Gefangenen eine um so höhere Meinung von der Macht und dem Reichthum ihres Herrschers beizubringen, verschwand aber in Theodors Augen vor einem einzigen Kleinod, welches die Perser in einem von Gold, Silber, Perlen und Edelgesteinen schimmernden Saal aufbewahrten und von zahlreichen Kriegern bewachen ließen. Das heilige Kreuz war dieses Kleinod, und die silberne Lade, in der es unter sieben Siegeln ruhte, glänzte wunderbar mild aus der heidnischen Pracht hervor. An den Freitagen aber, hieß es, erscheine über dem Schlosse ein strahlendes Kreuz, dessen Glanz am Tage mit dem der Sonne, bei Nacht mit dem des Vollmondes wetteifere. Wer es lang betrachte, der müsse erblinden, das habe man an einem Christen aus Jerusalem erfahren, der mit dem Patriarchen Zacharias gefangen hieher gekommen sei. Daher verschließe jeder Perser im Vorbeigehen die Augen, um von dem übernatürlichen Glanze des Kreuzes nicht geblendet zu werden.

Theodor hatte eine große Freude darüber, daß der ehrwürdige Patriarch von Jerusalem, von dessen Frömmigkeit der Ruf bis nach Konstantinopel gedrungen war, sich auch in Destargadä befand; noch höher aber stieg seine Freude, als er nicht blos diesen von Angesicht sah, sondern in seiner Umgebung auch den edlen Anastasius traf, von dem er seit dessen

Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe nichts mehr gehört hatte, als das dunkle Gerücht, daß er bei der Eroberung der heiligen Stadt in die Hände der Perser gefallen sei. Jetzt ertrug Theodor das Unglück der Gefangenschaft viel leichter und sah getrosteren Muthes in die Zukunft. Während die Gesandten und ihr Gefolge, die mit ihm hergeschleppt worden waren, nach einigen Rasttagen tiefer in das Innere des Landes geführt wurden, erlangte Zacharias, der selbst bei den Persern in nicht geringem Ansehen stand, durch seine Fürsprache, daß Theodor in Destargadä bleiben durfte. Es versteht sich, daß er ausführlich erzählte, was sich in den letzten Jahren in Konstantinopel und im Reiche überhaupt begeben hatte; daß er von dem verrätherischen Einfall der Avaren, von dem Anrücken des Chosroes und von der schmählichen Bedingung berichtete, unter welcher allein dieser Frieden gewähren wollte; „sonst,“ schloß Theodor, „habe ich nichts mehr erfahren, als daß der Kaiser bei Gott und allen Heiligen schwor, diese Schmach rächen und auf Tod und Leben kämpfen zu wollen; dieß geschah vor ungefähr drei Wochen an einem Freitage.“

„Und eben so lang,“ setzte Anastasius freudig erregt hinzu, „erstrahlt an jedem Freitag das wunderbare Kreuzbild über dem Schlosse! Das ist wohl ein göttliches Wahrzeichen, daß der Herr den Schwur des Kaisers wohlgefällig aufgenommen habe, und Heraklius bestimmt sei, das heilige Kreuz aus den Händen der Heiden zu befreien ...“

„Wenn der Kaiser nicht seinem heldenmüthigen Entschluß wieder untreu wird,“ bemerkte der ehrwürdige Patriarch. „Die Noth des Reiches ist groß, die Gefahr des Unterganges schrecklich nahe, die Macht und Grausamkeit der Feinde fast unwiderstehlich.“ — „O wüßte Heraklius, wie das heilige Kreuz ihm den Sieg prophezeit, falls er treu und standhaft ist, wie es sehnsüchtig seines Befreiers harrt, er vergäße gewiß seines Schwures nimmer, sondern böte alle seine Kraft auf, um die herrliche Aufgabe zu erfüllen, die der Allmächtige ihm zuweist.“

„Ich will hingehen und dem Kaiser melden, was hier sich begibt!“ rief Theodor begeistert aus.

„Und deine Fesseln, mein Sohn?“ sprach trauernd Anastasius.

„Gott wird mir sie brechen helfen, wird mir den Weg in die Vaterstadt weisen! Es gilt den Triumph des Kreuzes, die Rettung des Vaterlandes, da muß der Christ den drohendsten Gefahren trotzen!“

Die beiden Greise segneten unter Freudenthränen den muthigen Jüngling. Bereits hatten sie mit dem Beispiel ihrer erhabenen Tugend die Herzen einiger ihrer Wächter erobert; eine kleine Schaar von Christen betete mit ihnen zum Heiland in der Residenz seines bittersten Feindes. Mit ihrer Hilfe bewerkstelligte Theodor nach einigen Wochen seine Flucht, schlüpfte durch die Wachen, gewann das Freie. Dann führte ihn der gewaltigste,

weiseste Geleitsmann durch die Länder der Heiden, brachte ihn unversehrt durch das zahllose Perserheer, das eben von Konstantinopel abzog, stellte ihn endlich nach einer Wanderung, deren Gefahren und Noth ein minder begeisterter, minder heldenmüthiger, minder gottvertrauender Pilger unterlegen wäre, freudestrahlenden Angesichts vor den Thron des Kaisers.

Theodor kam gerade zur rechten Zeit. Die Noth des Reiches war so groß, das Volk so entmuthigt, die Staatskasse so erschöpft, daß Heraklius beinahe wieder in die frühere Unthätigkeit zurücksank. Aber Theodors Botschaft regte ihn von Neuem auf und begeisterte, als sie bekannt wurde, alle Klassen des Volkes dergestalt, daß man sich zu den äußersten Opfern entschloß. „Das heilige Kreuz ruft uns!" schallte es durch die ganze Stadt. Die Männer bekamen wieder Muth, die Frauen brachten allen Schmuck, den ihnen die Avaren nicht geraubt hatten, die Geistlichen lieferten die goldenen und silbernen Gefäße der Kirchen aus. Mit dem Gelde, das man aus dem Einschmelzen der Kostbarkeiten gewann, warb Heraklius, weil die vorhandenen Truppen kaum genügten, um die weitschichtige Hauptstadt bei einem neuen Anfall der Avaren zu schützen, tapfere Krieger aus den Slavenländern und aus dem Türkenvolke, welches von jeher die Perser haßte. Unter den Gebeten und Segnungen der Priester und des Volkes setzte er nun nach Asien hinüber und zog die Besatzungen in den Städten von Syrien und Cilicien an sich. So hatte er bald ein zahlreiches Heer beisammen. Vor den Augen dieser tapfern Legionen ließ er ein Bildniß Jesu Christi, das nach der Sage von keiner Menschenhand gemalt worden, hoch erheben und schwur vor demselben mit einem feierlichen Eide, daß er mit den Seinigen bis in den Tod kämpfen und, wie ein zärtlicher Vater bei seinen lieben Kindern, unzertrennlich bei ihnen verbleiben wolle. „Ihr sehet," setzte er hinzu, „wie unsere hochmüthigen Feinde sich vielmehr noch für Feinde Gottes erklären. Nicht zufrieden damit, daß sie unsere schönsten Provinzen in Einöden, unsere blühendsten Städte in erbärmliche Schutthaufen verwandelten, hören sie nicht auf, das Feuer in das Heiligthum zu werfen, die Altäre, die zum Opfer des unblutigen Lammes bestimmt waren, mit Blut zu bespritzen und die heiligsten Orte durch die abscheulichsten Unfläthigkeiten zu entweihen. Soldaten des dreimal heiligen und allein allmächtigen Gottes! lasset uns nur auf unsere edle Bestimmung sehen und die Gefahren verachten, die Er abwenden oder zu unserm Vortheil lenken wird." So entfaltete der Kaiser das Banner Christi, das allzeit siegreiche; als ein ächter christlicher Heerführer ermahnte er die Völker, die von den Heiden entweihten und gestürzten Altäre wieder aufzurichten; als ein rechter Feldherr ertrug er geduldig alle Entbehrungen und feuerte dadurch seine Krieger zu gleicher Ausdauer an. Die Perser, die zu weit vorgedrungen waren, wurden im Jahre 622 auf's Haupt geschlagen, und die siegreichen Legionen überwin-

terten an der Grenze des Perserreiches, während der Kaiser nach Konstantinopel zurückkehrte.

Einer der ersten Feldherren des Chosroes war Magundat. Aus der Niedrigkeit — er war der Sohn eines gewöhnlichen Gauklers und Zauberers — hatte er sich durch seine Tapferkeit zu den höchsten Würden emporgeschwungen. Aber der Glanz seiner Stellung blendete ihn nicht. Er kam, tiefgebeugt von der Niederlage, welche die persischen Truppen erlitten hatten, nach Destargadä. Da leuchtete ihm das schimmernde Kreuz über dem Schlosse tief in's Herz und erweckte in ihm seltsame, wundermächtige Gedanken. Er gedachte der Erzählungen, die er von der Herrlichkeit des Kreuzes weitum vernommen hatte, der Verehrung, die man ihm überall in den Christenländern erwies, und es entstand in ihm das lebhafte Verlangen, eine Religion näher kennen zu lernen, welche das Werkzeug öffentlicher Schande so hoch in Ehren hält. Bald saß er, demüthig und tief gerührt zuhörend, zu den Füßen der ehrwürdigen Priester, welche den edlen Zacharias umgaben; bald auch lag er, in Andacht hingegossen, an den Stufen des kleinen armen Altares, der in einem tief verborgenen Winkel der Stadt zu Ehren des Heilands errichtet war. Die Geschichte Jesu und der Heiligen, ihrer Thaten und Leiden ergriff und fesselte ihn so mächtig, daß die brennende Begierde in seiner edlen Seele entstand, sein Blut für den christlichen Glauben vergießen zu können. In dieser Gesinnung erhielt er von dem Patriarchen Zacharias die heilige Taufe und von dem Priester Anastasius dessen Namen. Dann aber brach er auf und floh nach Konstantinopel, denn Chosroes, wüthend über den Abfall des Feldherrn, strebte ihm nach dem Leben. Heraklius aber empfing ihn mit herzlicher Freude, wurde innig erbaut von den Berichten über den wunderbaren Glanz des Kreuzes im fernen Heidenlande und der stillen Gewalt, die es auf die besseren Gemüther ausübte, und ließ ihn endlich sicher nach Jerusalem geleiten, wohin es den Neubekehrten mächtig zog.

Neu ermuthigt durch alles das, was er von Anastasius Magundat vernommen, schiffte sich Heraklius im Frühjahre 623 zu einem zweiten Feldzug gegen die Perser ein und drang, den Chosroes vor sich hertreibend, selbst in Persien vor. Auf dem ganzen Feldzug ließ er die Feueraltäre und Sonnentempel zerstören; um Jerusalem zu rächen, wurde die Landschaft Ormea in Persien verheert, welche für das Vaterland Zoroasters, des Stifters der persischen Religion, galt. Nach einem glänzenden Sieg eroberte Heraklius die Stadt Gaza, welche von den Ungläubigen für eine heilige Stadt gehalten wurde und wo sie einen berühmten Feuertempel hatten. Hier stand die Statue des Chosroes unter einem Dach, welches den Himmel vorstellte, mit den Bildern der Sonne, des Mondes und der Sterne verziert, zwischen denen Engel, aus Gold getrieben, vor dem Bilde des Tyrannen sich

neigten. Künstlich gearbeitete Maschinen ahmten den Regen und das Rollen des Donners nach. Heraklius ließ alle diese Denkmäler der Abgötterei in's Feuer werfen. In Gaza war es auch, wo er fünftausend gefangene Perser frei entließ und ihnen auf den Rückweg in ihre Heimat alles Nöthige mitgab. Tief gerührt rief das Volk dem christlichen Helden die heißesten Segenswünsche zu und bat ihn, er möchte den Chosroes völlig stürzen und die Herrschaft von Persien antreten. Mit reicher Beute beladen, kehrte das christliche Heer beim Eintritt des Winters zurück.

In der Hoffnung, Chosroes werde jetzt eher zum Frieden geneigt sein, schickte Heraklius von Neuem Gesandte an ihn; aber der erboste Unmensch ließ die Friedensboten grausam ermorden und schwor, er wolle jetzt erst den Krieg mit Vernichtungswuth führen. Daher eröffnete Heraklius im folgenden Jahre 624 sogleich wieder den Feldzug und drang in's Herz von Persien bis nach Ispahan vor, wohin vor ihm noch kein Römer gekommen war. Die Sage erzählt von gewaltigen und wunderbaren Kämpfen, welche der Kaiser da zu bestehen hatte; er habe unter Anderem gegen einen Riesen zu kämpfen gehabt, aber gesiegt, da ein leuchtendes Kreuz in der Luft erschienen sei und den Riesen geblendet habe.

In höchster Bedrängniß zog jetzt Chosroes alle seine Streitkräfte an sich und sammelte in größter Schnelligkeit ein zahlloses Heer. Heraklius aber, zugleich Held und Christ, rief den Seinigen zu: „Fürchtet nicht die Zahl der Feinde, mit Gottes Beistand kann Ein Römer tausend Barbaren besiegen. Fallen wir für's Heil der Brüder, so wird Gott und die Nachwelt uns die Krone der Unsterblichkeit reichen." Das neuermuthigte Römerheer trieb die Feinde zurück und schloß sie in die Festungen von Medien und Assyrien ein. Da stellte Chosroes im Jahre 625 noch einmal drei Heere auf. Eines davon sollte hinterm Rücken des Kaisers gegen Konstantinopel vorrücken, während zugleich die Avaren auf sein Anstiften von Norden her die Hauptstadt anfielen. Die Avaren kamen wirklich vor Konstantinopel an und bestürmten die Stadt, wurden aber zurückgeschlagen. Im folgenden Jahre rückten sie nochmals an. In sechs Wochen unternahmen sie acht schreckliche Stürme, die entsetzlich viel Blut kosteten. Aber die Bewohner von Konstantinopel, durch die Siege des heldenmüthigen Herrschers begeistert, boten Alles auf, was Kunst, Verzweiflung, Vaterlandsliebe und Frömmigkeit zur Vertheidigung der Stadt beitragen konnte, bis die Barbaren endlich den Rückzug antraten. Die so wunderbar Geretteten schrieben der Fürbitte der heiligen Jungfrau, die sie inständig angefleht hatten, ihre Befreiung zu, und das anrückende Perserheer wagte gar keinen Sturm mehr auf die Stadt, sondern zog wieder durch Kleinasien zurück.

Das Jahr 627 brachte den Römern neue Lorbeeren. Sie fochten mit um so größerer Tapferkeit, als Chosroes den Ingrimm über seine Nieder-

lagen an den unschuldigen Christen seiner Länder ausließ. Er plünderte die Kirchen und zwang die Christen mit einer recht höllischen Bosheit zur Annahme der nestorianischen Ketzerei, bewirkte aber dabei nur, daß die Zahl der heiligen Martyrer sich vergrößerte. Unter den Helden, welche da ihr Blut für den christlichen Glauben vergossen, befand sich auch der ehemalige Feldherr Magundat, jetzt Anastasius. Aus der Einsiedelei bei Jerusalem, wohin er sich zurückgezogen, war er bis in's Lager der Perser gekommen und hatte den Soldaten über ihre Grausamkeit gegen die Christen harte Vorwürfe gemacht. Nach vielen Martern brachte man ihn vor Chosroes selbst. Da wurde er drei Tage nach einander fürchterlich gepeitscht, dann auf dem Rücken liegend ausgespannt; über seine Schenkel legte man einen großen Holzstock, an dessen äußersten Enden zwei starke Männer sich auf- und abschwangen, bis seine Glieder zermalmt waren. Unter andern Martern, die man ihm anthat, war diese: der christliche Held wurde an einer Hand in die Höhe gezogen und an einen seiner Füße ein schweres Gewicht gehängt. Auch diese Marter machte ihn nicht wankend. Endlich wurde er enthauptet (am 28. Jänner 627). In ähnlicher Weise wurden noch viele Christen grausam gemartert, die Perser aber dafür von den Römern schwer gezüchtigt. Mit 300,000 Reitern rückte Heraklius über den Euphrat und Tigris unaufhaltsam vor und zerstörte ohne Schonung alle heidnischen Tempel. Am Vorabend des dritten Sonntags im Advent siegte er in einer blutigen Schlacht und tödtete mit eigener Hand drei feindliche Feldherren.

Im Jahre 628 schlug endlich auch dem frommen Patriarchen Zacharias und seinen Mitgefangenen, die bisher noch der Christenverfolgung entgangen waren, die Stunde der Erlösung aus vierzehnjähriger Gefangenschaft. Heraklius eroberte Destargadä, gewann die Fahnen wieder, die in früheren Schlachten waren verloren worden, und die vor Allen heiligste Beute, das heilige Kreuz. Chosroes floh in das Innerste seines Reiches und brütete krank, aber noch voll Ingrimm, über den Trümmern seiner Paläste. Sein tapferster Feldherr fiel von ihm ab; er beschloß zu Gunsten seines Lieblingssohnes Merdezan abzudanken. Aber sein ältester Sohn Siroes bemächtigte sich mit Gewalt des Thrones, ließ den Vater in's Gefängniß werfen, wo er unter den rohesten Mißhandlungen starb, nachdem achtundzwanzig seiner Kinder vor seinen Augen waren ermordet worden.

An Heraklius schickte Siroes Gesandte mit den Versicherungen einer aufrichtigen Freundschaft und dem Anerbieten eines dauerhaften Friedens. Die Perser mußten Alles herausgeben, was sie vom römischen Reiche erobert hatten, und der Kaiser kehrte im Frühling 628 siegreich in seine Hauptstadt zurück. Zum wohlverdienten Lohne für so viele Heldenthaten empfingen ihn die Gesänge der Geistlichen und das Beifalljauchzen des Volkes, als er durch die mit Oelzweigen bestreuten Straßen auf dem von

vier Elephanten gezogenen Wagen seinen triumphirenden Einzug hielt. Mit unendlicher Begeisterung und jubelnder Freude aber hingen die Augen des Volkes an dem heiligen Kreuze, dem das Reich durch die Fügung Gottes seine Rettung verdankte, und das so wunderbar die Anstrengungen belohnt hatte, die zu seiner Wiedereroberung gemacht worden.

Im folgenden Frühjahre begab sich der Kaiser nach Jerusalem, um das durch seine Siege wiedergewonnene Kreuz zurück zu bringen. Er selbst wollte es im kaiserlichen Ornate durch die Straßen der heiligen Stadt nach Golgatha hinauftragen. Aber als die Prozession unter Glockengeläute, Musikgetöne und freudigen Hymnen sich in Bewegung setzte, vermochte Heraklius keinen Fuß zu heben; es war, als hielten ihn unsichtbare Arme auf. Der erstaunte Patriarch blickte zum Himmel auf und, wie von Oben erleuchtet, sprach er: „Herr, du bist mit kaiserlicher Pracht bekleidet, Jesus Christus aber trug, als er diesen Weg ging, eine arme Kleidung. Dein Haupt prangt mit einer kostbaren Krone, Jesus war mit Dörnern gekrönt; du hast reich besetzte Schuhe, Er keine!" Heraklius warf nun alle weltliche Pracht von sich, und in einen geringen Mantel gehüllt, schritt er ohne Hinderniß mit dem heiligen Kreuze vorwärts und brachte es an den geziemenden Ort. Dieß geschah am 14. September, am Fest der Kreuzeserhöhung, das schon früher gestiftet, von dieser Zeit an noch feierlicher begangen wurde.

So hatte Gott das oströmische Reich gerettet; denn nach seinem Rathschlusse sollte es erst achthundert Jahre später untergehen. Unter seinem Schutze hatte es den furchtbarsten Anprall der Feinde ausgehalten, und wie dieses, steht jedes Reich so lang, als Gott und nur Gott allein es stehen läßt.

Mathilde.

Von Gedeon von der Heide.

Ich weiß eine alte Mähre,
Die muß ich singen fürbaß,
Und kostet sie dich eine Zähre,
Ich's gerne geschehen lass'.

Es blühte die schönste Blume
In eines Königes Haus,
Der Ruf drang von ihrem Ruhme
Weit über's Land hinaus.

Der König war ein Heide
Und haßte die Christen laut,
Doch that er nichts zu Leide
Der Tochter, Christi Braut.

Wer war so sanft und milde,
So fromm und engelrein,
Holdselig wie Mathilde,
Des Königs Töchterlein!

Es kamen hundert Freier
Zu werben um ihre Hand;
Doch sie bat um den Schleier,
So oft vor dem König sie stand.

Drob zürnte er endlich: „Mit nichten!
„Das enden muß mit dir!
„Es bringt dein schnödes Verzichten
„Nur Schmach und Schande mir!"

„Drei Tage noch und Nächte
„Magst du bedenken dich,
„Dann aber mit dir rechte
„Ich streng und königlich!"

Mathilde schwieg; sie kannte
Des Vaters strengen Sinn;
Doch heiße Thränen sandte
Sie betend zum Himmel hin.

Sie lag seit dieser Stunde
Auf den Knieen Tag und Nacht,
Nicht Speis' und Trank zum Munde
Hat sie seitdem gebracht.

Der König hat's vernommen,
Der tritt zu ihr herein,
Als der vierte Morgen gekommen:
„Nun gib die Antwort dein!"

Da ist sie aufgestanden,
Wie eine Leichengestalt:
„„Mein Vater, ich hab's verstanden,
„„Ich halte Hochzeit bald!""

„So sprich, wen du gewählet!
— Der König spricht zu ihr; —
„Denn heut' noch soll vermählet
„Der Bräutigam sein mit dir."

„„Er ist nicht unter den Freiern,
„„Der edle Königssohn;
„„Ich soll die Hochzeit feiern
„„An seines Vaters Thron!""

„„Da stehen seine Boten;
„„Siehst du sie, Vater, nicht?
„„Der auferweckt die Todten,
„„Wie mild durch sie er spricht!""

„„Sie sollen mich geleiten,
„„Daß mir kein Leid gescheh',
„„Doch segne du mein Scheiden,
„„Eh' ich so ferne geh'.""

Sie faltet ihre Hände,
Sie liegt auf ihren Knie'n:
„„O Vater, segnend wende
„„Zu deinem Kind dich hin!""

Doch grimmig das Auge funkelt
Des Heidenkönigs wild,
Die Stirne sich finster verdunkelt,
Im Zorn sein Busen schwillt.

Es blitzt sein Schwert, das breite,
In seiner furchtbar'n Hand:
„Wo ist dein stolz' Geleite?
„Sprich, wer hat Boten gesandt?"

„Sprich, wer will dich bewahren?
„Dein Christ? — so thu' er's gleich!"
Er faßt sie bei den Haaren
Und führt den Todesstreich.

Doch sieh, sein Schwert zersplittert
An dem Kreuze auf ihrer Brust;
Das leuchtet so schrecklich, daß zittert,
Der nie von Furcht gewußt!

Und aus dem Kreuze fluthet
Ein Quell ihm entgegen so roth,
Als hätte das Herz sich verblutet,
Dem er geschworen den Tod.

Da flieht der König entsetzet
Zur Stunde aus seinem Haus;
Es ist, als ob ihn hetzet
Die Hölle durch Nacht und Graus.

Er kann keine Ruhe finden
Und findet keine Rast;
All seine Kräfte schwinden,
Sein feurig Auge erblaßt.

Drei Tage sind verflossen,
Er nahm nicht Speise noch Trank;
Am vierten kalt übergossen
Von Angst er niedersank.

Und brechen will sein Auge,
Und brechen will sein Herz;
Da seufzt er mit letztem Hauche:
„Mathilde!" himmelwärts.

Es hören den Namen der Frommen
Ihre heiligen Engel gleich;
Die Boten sind es, die kommen:
„Mathilde suchet euch!"

Der König liegt von Sinnen;
Er sieht sie nicht, — er weiß
Es nicht, was sie beginnen; —
Sie tragen ihn sanft und leis'.

Es lag nicht fern vom Orte
Ein Kloster frei im Wald';
Da öffnet sich die Pforte
Den heiligen Trägern bald.

Da lag auf ihren Knieen
Mathilde Tag und Nacht;
Da hatt' sie mit Beten und Weinen
Die ganze Zeit verbracht.

Da hat sie Gott erhöret,
Da pflegte den Vater sie;
Da hat sich der König bekehret
Und gebeugt vor dem Kreuze sein Knie.

Und wo seine Burg gestanden,
Und durch sein ganzes Reich
Bei seiner Heimkehr verschwanden
Die Götzenaltäre sogleich.

Da ließ er Kirchen bauen
Und Priester zogen ein,
Die predigten voll Vertrauen
Den wahren Gott allein.

Geheiligt hat die Sage
Den König und sein Kind; —
Ich aber traure und klage,
Und draußen seufzt der Wind.

Die Heiden sind im Lande,
Das Jene für's Kreuz gewinnt;
Die Christen sind's, o Schande,
Die keine Christen sind.

Fensterbetrachtungen.

Von Isabelle Braun.

Es gibt ein Vergnügen, dem Unzählige ergeben sind, wenn sie es auch in verschiedenem Geiste pflegen. Das ist ein müßiges Hinausschauen aus dem Stubenfensterlein. Wie oft habe ich die Feder beiseite gelegt und meinen Kopf in die Luft getaucht, und wenn dann so ein milder Zephyr über meine Stirne wehte, war mir's wie ein Kuß vom lieben Gott, und mein Geist fühlte sich erfrischt und verjüngt. Oft schaute ich in Sommernachtsstunden zum besternten Himmel hinauf, und das Schimmern und Flimmern der Gestirne erzählte mir Geschichten vom lieben Himmel und den schützenden Engelein droben; die Nachtschatten machten mein Gemüth weich und feierlich, und die lautlose Stille schläferte alle Leidenschaften ein, die in meiner bewegten Brust wogen mochten. Als ich einmal den Bergen gegenüber wohnte, da sprachen diese in solchen Stunden zu mir wie ernste Prediger, daß mir eine Thräne der seligsten Rührung über Gottes Güte in's Auge trat. Der Himmel mit seiner wechselnden Wolkenschrift, die Strahlen der Sonne, wenn sie über den grünen Rasen zogen, der jubilirende Gesang der Vögel, das Getreibe der unzähligen Thierlein, — vor Allem aber das stille Blühen und Duften der Blumen: — all' das redete so laut an meinen Geist, daß er ihnen mit immer neuen Gedanken antwortete. Und wenn ich dann wieder den Kopf zurückzog, war mein Herz selig still und fromm geworden wie ein Kind, das auf die Sprache der Mutterliebe gehorcht hatte.

Aber auch die Fensterbetrachtungen in der menschenreichen Stadt hatten ihr Lehrreiches. Auch hier fand ich mich durch Manches, was ich erlauschte, von einer heiligen Sprache, die aus einfachen Herzen kam, angeredet, und

wenn ich etwas Böses sah, dann legte ich auf mein blutendes Gemüth den Balsam des Gebetes und fühlte innige Liebe und tiefes Mitleid mit den Menschen.

Was ich in solchen Stunden erlauscht, will ich nun einfach und bunt durcheinander wieder erzählen und auf diese Weise die also versäumte Zeit hereinbringen.

I.

Ich bewohne das Eckhaus eines Landstädtchens. Von der einen Seite überblicke ich den weiten Kirchenplatz; die andere wendet sich gegen ein schmales Seitengäßchen von armseligen Gebäuden. Da ist stets ein bewegtes Leben, denn die Häuser umfassen selten viel mehr als die Werkstätte und Schlafstube, und so treibt sich das junge Völkchen meist in der Gasse herum, selbst die Hausfrau hat ihren Waschzuber auf ein Bänkchen davor gestellt.

Mein vis-à-vis ist eine Schuhmachersfamilie, mit keinem andern Reichthum als sechs Kindern gesegnet, zu denen noch der Armenpflegschaftsrath einen Waisenknaben that, der also gleichsam mit zum Erwerbszweige gehört; denn es werden für ihn fünzig Gulden bezahlt, und wie die Mutter sagte: „Wo man für Sechse kocht, muß es auch für den Siebenten reichen.“ Und so war's: es mußte reichen. Freilich ging hie und da beim Vesperbrod der Laib gerade zu Ende, wenn die Reihe an Heinrich kam, und mit den Kleidern stund's auch nicht besser: sie mußten es eben noch thun. Im Uebrigen war der Knabe wohl gelitten, und wer hätte auch dem stillen scheuen Kinde etwas anhaben wollen? Er war so recht durchdrungen von der Wahrheit, daß er hier nur aus Gnaden das Heimatsrecht genieße und es sich von selbst verstehe, daß die eignen Kinder hier ein Vorrecht haben. Nur wenn er in der Schule um eine Bank zurückrutschte, dann setzte es rauhe Püffe und Vorwürfe ab, denn das gehört ja zur Erziehung, für die seine Pflegeltern verantwortlich waren. Und gerade damit hatte Heinrich kein Glück. Auch der Katechet nannte ihn einen faulen Burschen, der seine Aufgabe nie fließend hersagen könne, und versprach ihm drohend, ihn das nächste Mal auf's Korn zu nehmen.

Als ich heute zum Fenster hinaussah, fiel mein erster Blick auf Heinrich. Mein Fenster war etwas höher gelegen als die niedere Hofmauer, welche ein enges Plätzchen umschloß, wo ein kleiner Schuppen sich an den Stall für die einzige Kuh lehnte. Im erstern befanden sich allerlei Geräthschaften, und der Anblick bot ein höchst unordentliches Durcheinander. In dem hintersten Winkel des Schuppens saß Heinrich und hielt ein Buch in der Hand. Es war Sonntag; Alles vergnügte sich auf einem Spaziergange; tiefe Stille herrschte in der Gasse, und so drangen einzelne Worte des Knaben zu mir herüber. Er wiederholte auf kindliche Lernweise zu Dutzendmalen immer

wieder denselben Satz. Aber er unterbrach sich oft, indem er auf jeden Laut horchte und sich zu fürchten schien.

Endlich ertönte aus dem Hause ein lauter, ungeduldiger Ruf: „Heinrich! fauler Bursche! wo steckst du denn?" Des Knaben erste, unwillkürliche Bewegung war, sich zu ducken und zu verbergen. Als aber rasch nach einander die Stimme ihn rief, schob er sein Buch unter die Jacke und knöpfte sie darüber zu. In demselben Augenblicke erschien die Mutter, entdeckte ihn in seinem Schlupfwinkel, und nun brach das Gewitter los. Sie zerrte ihn zwischen den Geräthschaften hervor und schrie dem Knaben in die Ohren, daß mir die Lust kam, die meinen zuzuhalten. „Hab' ich dir nicht befohlen, bei der kleinen Lisi zu bleiben und sie zu hüten? Dafür laufst du davon und lässest den armen Wurm schreien als ob er am Messer stecke. Aber warte nur, bis der Vater heimkömmt; der soll dir den Denkzettel geben." Heinrich wollte sich vertheidigen, daß die Lisi ja geschlafen habe — aber das setzte neue Püffe ab, und so begnügte er sich, mit dem Aermel über die Augen zu fahren und still zu weinen.

Nun sah ich das Bild durch den Rahmen des geöffneten Stubenfensters. Heinrich stand vor der Wiege, schaukelte sie, neigte sich beschwichtigend zum Kinde, und als nichts half, nahm es die Mutter heraus, und bald darauf erschien Heinrich damit vor dem Hause. Er lockte die grauen, weißen und röthlichen Täublein, worüber bald das Kind lachte und auf seinem Arme lustig strampelte.

Ich ging aus und ließ beim Vorübergehen eine Birne in Heinrichs Hand gleiten, und als ich umsah, hielt diese das kleine Kind in den beiden Händchen und fuhr damit zum Munde; Heinrich aber lächelte selig dazu und that auch einen Biß.

Es ging bereits gegen Abend als ich zurückkehrte. Auf dem Bänkchen drüben war es lebendiger geworden, und der Schuhmacher mit den Kindern heimgekehrt, die sich nun auf der Gasse herumtrieben. Lisi schlummerte in der Wiege und bedurfte wohl keines Hüters mehr, da die guten Engelein ihm den Schlaf fest gewebt hatten. Da schaute ich über die niedere Hofmauer und sieh! da saß Heinrich wieder auf dem alten Platze mit seinem Buche.

Nun lehnte sich der Vater zum Fenster heraus und frug seinen größten Buben, ob er den Katechismus schon gelernt habe. Mürrisch murmelte dieser eine Entschuldigung, ging träge in's Haus, griff zum Schulsacke, suchte darin herum, fand das Buch nicht, warf ungeduldig Alles durcheinander, daß die Schiefertafel zu Boden fiel und klirrend in Stücke zerbrach. Da kam der Vater, und nun klang's wirr durcheinander — ein derber Klatsch auf den Kopf — lautes Weinen mit Worten vermischt, die Scheltworte des Vaters, seine drohende Frage nach dem Buche, und endlich mischte sich auch Heinrichs Name darein.

Der Knabe wurde gesucht und bald war er entdeckt. Der gestrafte Hanns aber schrie immer noch unter Weinen: „Hab' ich's nicht gesagt, Heinrich hat mir mein Buch genommen, und dann krieg' ich's, weil ich nicht lerne.“ Jetzt ging's über Heinrich her, und der Vater rief: „Schämst du dich nicht, Duckmäuser, dich hier mit dem Buche zu verstecken und deinen Bruder vom Lernen abzuhalten? Was sind das für boshafte Streiche? Gleich komm' hervor aus deinem Winkel!“ Heinrich suchte sich zu vertheidigen, daß er kein Buch habe — „Kein Buch habe?“ fiel ihm der Vater in's Wort. „Wo ist dein Buch? Habe ich dir nicht bei Anfang der Schule eines gegeben?“

„Ja, aber es war schon alt und es fehlten viele Blätter,“ wagte Heinrich zu entgegnen. „Wart' Bursche,“ sprach nun noch erzürnter der Vater, „ich will dich lehren, dein Buch in Ordnung zu halten. Und war's dann nöthig, heimlich den Katechismus zu nehmen? Und warum hast du das Lernen auf die letzte Stunde verschoben? warum ist es nicht schon längst oder heute Nachmittags geschehen, wo du müßig daheim saßest?“

Da stieg eine glühende Röthe auf Heinrichs Wangen; aber er schwieg und ließ sich geduldig in die Stube und in's Strafwinkelchen zerren. Gleich darauf sah ich den andern Knaben sich mit seinem wiedergewonnenen Buche zum Fenster hinausbiegen und — während er seine Aufmerksamkeit zwischen Gasse und Buch theilte — weinte Heinrich leise und heftig im dunklen Hintergrund der Stube. — Still, still, mein Knabe! wiederhole in deinem Herzen das, was du gelernt hast: „Und es wird dir wohl gehen, und du wirst lange leben auf Erden.“ Denn du bist ein gutes, gehorsames Kind und thust, was dein Katechismus sagt: „Die kindliche Unterwürfigkeit und Treue sind wir auch Allen schuldig, die Elternstelle bei uns vertreten.“ Mag auch Hanns seine Aufgabe morgen fließender sagen als du, wisse, daß der liebe Gott dein Betragen ansieht, und die Note bei ihm gilt doch noch mehr als die beim Katecheten.

Warum hat dieser Herr doch heute nicht aus meinem Fenster geschaut!

II.

Es gibt Zeiten im Leben, wo der Mensch so gerne in Extreme verfällt und seine Mitgeschöpfe entweder für Engel oder für Teufel ansieht, wo er gegen Alle gläubig die Arme ausbreiten und sie an's Herz ziehen möchte, oder, gestört in seinem Glauben, überall Trug und Tücke wittert.

Ich hatte in rascher Hingebung meiner Seele eben eine traurige Erfahrung gemacht und war von dem einen Extrem in's andere gerathen. Zerrissenen Gemüthes saß ich in meiner Stube und rächte auf diese Weise das Böse, so man mir zugefügt hatte, an mir selbst. Der Abend rückte heran, einer jener köstlichen Sommerabende, wo nach der ausgeglühten

Tageshitze ein erfrischender Hauch durch die Luft weht, und der Mensch denselben mit langen Zügen einathmet.

Ich war aufgestanden und an's geöffnete Fenster getreten. Es gewährte mir den Ueberblick des Kirchenplatzes. Allabendlich versammeln sich daselbst die spielenden Kinder aus allen Ständen, und mancher Vorübergehende bleibt lächelnd stehen, das bunte Treiben beachtend. Die muntern Töne, welche zu mir herüber klangen, drangen mir wie ein Wiegenlied in's Herz hinein, und bald hörte ich in ihnen ein friedlich frohes Morgengeläute, das mich aus innerer Umnachtung zu heiterer Zuversicht weckte. Schon war eine Umwandlung mit mir geschehen. „Ja, sprach ich zu mir selbst, das Menschengeschlecht ist ursprünglich engelrein. Sind ja doch die Kinder nicht allein das Bild der Unschuld, wie die Lilie, sondern die Unschuld selber."

Immer und immer schaute ich zu den Kindern hinüber, bis allen in meiner Phantasie die Engelsflügel wuchsen, und es mich gewaltsam zu ihnen hinunter zog. Da folgte ich diesem Zuge und näherte mich dem Kinderkreise. Als mich Einige bemerkten, sprangen sie mir entgegen, reichten mir zum Gruße die Händchen, und mein Herz jauchzte innerlich: „O liebliche Engelsfreundlichkeit!" Nun ergötzte ich mich an den muntern, oft lärmenden Spielen, und wenn der Ball zum Abendhimmel empor flog, die Kinderreihen sich im Kranze drehten, die Einen sich auf den Brettern schaukelten, die Andern sich im Wettlaufe übten und verschieden Kurzweil trieben, da war ich gänzlich der Gegenwart entrückt und in die eigene Kinderzeit zurück versetzt. „Harmlose Geschöpfe!" flüsterte wieder mein Herz, „wie rein sind eure Freuden!"

Ich gesellte mich zu einigen Müttern, die strickend daneben standen, und sah lächelnd dem lustigen Treiben zu. Da gewahrte ich zwei Mädchen, welche eifrig plaudernd bei einander standen. Das interessirte mich, und unbemerkt trat ich näher. „Ja, wenn ich auch so schmeicheln könnte," sagte eben die Eine, indem sie verächtliche Blicke auf ein ferne stehendes Mädchen warf, „und wenn du deines Vaters Kramladen ausleertest und ihn ihr brächtest, dann kämen wir auch voran."

„Hast du bemerkt," fiel ihr die Andere in's Wort, „wie sie neulich bei der Sprachlehre stotterte und nicht mehr weiter wußte? Aber die Lehrerin streichelte ihr das Haar und sagte: „„Sei nicht erschrocken! fürcht' dich nicht, Kind!"" Die sich fürchten! so eine Ausrede ist bequem. Wenn wir einmal stocken, heißt's gleich: „„Hast wieder nichts gelernt? setz' dich!""

Ich hatte genug gehört. Das war ein kleiner Stich in die Seele. Ich wandte mich ab und trat zu der schüchternen Marie, der Zielscheibe der Beiden. Da flog ein Stein durch die Luft. Ich sah den, der ihn scharf zielend warf, und den, der auswich. Feindliche Blicke flogen auf einander, und die Beiden lagen sich raufend im Arme. Mehrere gesellten sich zu ihnen und feuerten beide Theile an. Es hatten sich zwei Parteien gebildet, und

der Kampf endete nicht eher, als bis der Eine auf dem Boden lag und schreiend mit beiden Händen zum Kopfe fuhr. In der allgemeinen Verwirrung war einem kleinen Knaben sein neuer Spielball verloren gegangen. Emsig suchte er ihn unter den aufgeschichteten Brettern. Ich wandte mich zu ihm, um mit zu suchen. Da gewahrte ich einen jungen Schelm, der hinter dem Kinde stand, mit einer losen Bewegung den bunten Ball gegen dessen Rücken zeigte, und — als mein Auge ihn traf — ihn rasch in die Tasche steckte und ganz unbefangen sich umdrehte und von dannen ging.

In einiger Entfernung spielten zwei Kameraden mit schön gefärbten Schussern, die sie in ein Grübchen zu rollen versuchten, und wem es gelang, der war der Gewinnende. Bereits floß mildes Dämmerlicht durch den Raum, und der Meßner näherte sich in seinem schwarzen, talarähnlichen Rocke dem Thurme, die Abendglocke zu läuten. Mehrere Knaben drängten sich ihm nach, um läutend sich an den Glockenstrang zu hängen. Da wendete sich der Eine von den Spielenden dem Thurme in kindlicher Neugier zu, der Andere schob den Schusser, welcher aber weit vom Ziele abrollte. Rasch griff er ihn auf, steckte ihn ein und schrie: „Gewonnen! — Komm', setz' von Neuem, Eduard!"

Ich hatte genug gesehen und wendete mich meinem Hause zu. Es wollte mir weh um's Herz werden. Da klang vom Thurm herab die Abendglocke gar feierlich ernst und doch mild. Ich betete, und alle die spielenden Kinderhände hoben und falteten sich gleichsam zum Gebete.

Als ich wieder in meiner Stube angekommen war, sagte ich zu mir selbst: „Hast du endlich gelernt, die Menschen richtig zu beurtheilen? Engel sind sie nicht, und die Engelsflügel fehlen uns sogar bei der Geburt. Gut und Bös ringt im Menschenherzen um die Oberhand. Aber hörst du den Ton der Glocke? Er möchte die Seele hinaufziehen zu Gott, und Gott steigt hernieder voll Mitleid, sie zu empfangen. Willst du weniger Geduld mit den Schwächen deiner Mitgeschöpfe fühlen, du, selbst der Nachsicht bedürftig? Und, was können die Menschen dafür, daß du sie für Engel hieltest, während sie doch nur Menschen sind?"

Das war meine heutige Erfahrung. Ob sie mich für die Zukunft weise und billig und gerecht machen wird, das weiß ich nicht. Aber ich will die Scenen auf dem Kirchenplatze nicht so leicht vergessen.

III.

Ich bin in einem Gebirgsdörflein, um die erquickenden Freuden des Landlebens zu genießen. Da sah ich in oftmaligen Betrachtungen von meinem Fenster aus auch etwas, was ich erzählen will.

Dort drüben steht ein armes einstöckiges Häuslein, und schon den ganzen Tag über ziert ein Weiblein mit Hilfe der Nachbarinen Thüren und Wände mit Blumenkränzen; was nur immer Blumen hat, gibt Spenden dazu. Ich

will das Räthsel lösen: in einer Stunde zieht der Primiziant, der armen Wittwe einziger Sohn, in's Vaterhaus, und das alte Mütterlein hat gar viel zu thun in ihres Herzens Jubel und Ehrfurcht. Wie lang sie sich nach diesem Tag gesehnt hat! Von Nacht zu Nacht fürchtete sie ihn nicht mehr zu erleben, und nun ist er angebrochen und sie hat ihn doch erlebt! Ihr Joseph ist ausgeweiht und wird in wenig Tagen seine Primiz halten, und sie ist seine Mutter! Welche Ehre, welcher Stolz!

Seit Monaten hat sie für diese Zeit gespart, sich kaum den Bissen Brod gegönnt, um nur Alles recht schön herzurichten. Manch' Gänslein mußte sein Leben lassen und im Marktkorbe zur Stadt wandern. Mit liebender Habsucht hat sie die erlösten Sechser zusammengespart, Einkäufe gemacht, das leere Bettlein mit den weichsten Federn vollgestopft, daß es ganz schwellend aussieht, und es schön rosenroth überzogen. Nun ist Alles fertig, und das alte Mutterherz klopft fast so laut wie die Schwarzwälder Uhr dort an der Wand, die heute, dünkt ihr, langsam geht, als ob die Zeit lahm geworden wäre. Sie horcht oft mit eingehaltenem Athem, denn der reiche Bauer, ihr Nachbar, hat die Rößlein vor den mit Tannenzweigen geschmückten Wagen gespannt und ist in die Stadt gefahren, um den jungen Herrn im Triumphe abzuholen und heimzufahren in das heimatliche Dorf; denn er gehört demselben, nicht allein der Mutter, und es theilt mit ihr den Stolz und den Jubel.

Wenn die Alte etwas zu hören vermeint, klopft das Herz ihr noch schneller, und fast wünscht sie, es möchte das Wägelchen nicht sein; sie ist noch nicht gefaßt auf die Freude. Endlich knallt es lustig in der Ferne, denn die Peitsche ist des Bauern Posthorn. Immer lauter wird das Zeichen; Leute treten aus den Hausthüren; Kinder springen auf die Gasse, und die alte Mutter? — nein, die eilt ihrem Sohne nicht entgegen. Sie tritt im Gegentheile in das Stüblein zurück, wirft sich vor dem Kreuze in der Stubenecke nieder auf die Kniee, faltet die Hände, möchte beten, aber sie vermag es nicht vor Aufregung. Das Wägelchen hält; — im nächsten Augenblicke steht Joseph in der Stube beim alten Mütterlein, und seine Augen glänzen freudwundersam zum Gruße.

Was ist mit ihr? sie rührt sich nicht; sie hat die beiden Hände vor's Gesicht gedrückt. Er tritt hinzu in banger Angst und ruft: „Mutter, was ist Euch? Habt Ihr gar keinen Gruß für mich?" Da bricht das übervolle Mutterherz in ein lautes Freudenschluchzen aus. Ist das noch ihr Sohn, ihr Joseph, den sie so oft gescholten und gestraft hatte? Ist sie nicht zu arm, zu niedrig für ihn? Darf sie ihn noch anreden mit dem mütterlichen „du", ihn, den Priester, den Gesalbten des Herrn, der ihr die Sünden vergeben, den Leib Christi reichen kann?

Solche Zweifel schluchzt sie unter dem seligen Wogen des Herzens. Da schmilzt des Sohnes Herz in kindlicher Liebe und Rührung. Er neigt

sich hernieder, schlingt seine beiden Arme um ihren Hals und sucht sie empor zu ziehen. Und nun ist jedes andere Gefühl als das der Mutterliebe entschwunden. Die ganze Glückseligkeit einer Menschenseele strahlt auf den Runzeln der abgehärmten, gebräunten Wangen, und sie ruft: „Grüß dich Gott, mein Joseph! O, warum hat dein Vater diese Freude nimmer erlebt! Ich aber darf dich am Altare stehen sehen!"

Nun leuchtet ein Strahl des Mutterstolzes in ihrem Auge, und mit dem Gefühle hohen Triumphes blickt sie auf den reichen Bauer, welcher, die abgezogene Haube in beiden Händen haltend, demüthig unter der Thüre steht. Wie überreich ist sie nun gegen ihn, den kinderlosen Mann! Aber sogleich wandelt sich der Stolz in Demuth. Sie kniet wieder auf den Boden, und ihr fromm flehender Blick sagt dem Sohne, was sie begehrt. Segnend legt er seine beiden Hände auf ihr graues Haupt, seine Augen suchen in liebendem Glanze und inbrünstiger Andacht den Himmel, als wollten sie durchdringen bis zum Throne Gottes. Alle Sorgen und Entbehrungen um seinetwillen, welche die Mutter jahrelang ertragen, werden zu Flügeln, die sein Gebet emportragen. Nun spricht er die lateinischen Segensworte über das Mutterhaupt, und bei jedem wird seine Stimme weicher und inniger, bis die Rührung sie alle erstickt und eine helle Thräne aus seinem Auge auf das gebleichte Haar tröpfelt.

Da wischt sich auch der reiche Bauer die Augen und fühlt im tiefsten Herzen: „Aecker und Wiesen, Haus und Hof und Geld — das Alles ist nichts gegen ein frommes Kind. So eine Thräne im Haar wiegt alle Schätze auf." Nun kniet er sich auch nieder, und bald ist die kleine Stube gefüllt mit Kindern und Greisen, und Männern und Frauen.

Elternsegen, wie kostbar bist du! Aber wenn ein Kind den Segen über Vater und Mutter ausspricht, sei es nun in solchem Gebet oder in liebenden Thaten, dann jubeln die Engel durch die Himmelsräume, und das also gesegnete Haupt legt sich dereinst doppelt ruhig zum ewigen Schlafe. Ein Abendroth kindlicher Liebe senkt sich auf sein Grab und verkündet ein himmlisches Wiedersehen.

IV.

Es ist der erste September. Die Sonne scheint versengend hernieder; die Blumen vor meinem Fenster senken halb verschmachtet die Köpfchen und Blätter; ich muß sie herein stellen in kühlenden Schatten. Wie muß es erst draußen im Felde sein! Kein Tröpflein Regen seit vielen Tagen. Ich möchte die Fischlein beneiden in ihrem kühlen Palaste! Auf der Straße ist es fast leer; wer nicht ausgehen muß, der wartet hübsch den Abend ab. Nur ein dicker Herr wälzt sich mühsam dahin; er trägt den Hut in der Hand und wischt sich mit seinem Tuche die Stirne.

Gerade meinem Fenster gegenüber ist ein Wirthshaus; angelehnt an dasselbe steht die Bude einer Obsthändlerin, von weit herabhängendem Schirmdache beschattet. Herrlich saftige Birnen und rothe Frühäpfel lachen bis zu mir herauf, daß mein Gaumen nach kühler Labsal begehrt. Unter der Thüre des Wirthshauses steht das Wirthstöchterlein und klagt der Mutter eben ihren unlöschbaren Durst. Die lacht laut auf und sagt: „Geh' hinab in den Keller, dummes Ding! Du hast ja die Schlüssel." Das Mädchen entgegnet: „Das nützt mir nichts! Bier ist wie Oel zum Feuer geschüttet; es macht mich nur noch durstiger; ich mag keinen Tropfen mehr trinken. Gib mir lieber ein paar Kreuzer, damit ich dort in der Obstbude saftige Birnen kaufen kann." So ist's geschehen, und das Mädchen erlabt sich mit sichtlichem Behagen und klagt nimmer über Durst.

Ueber eine Weile wischt sich auch die Obstfrau ihre schweißtriefende Stirne; die Zunge klebt ihr am Gaumen. Nun ruft sie dem Mädchen, das eben die letzte Birne verzehrt, langt vier Kreuzer hervor und sagt: „Kleine, bring' mir 'mal ein Krügel Bier; ich kann's nimmer aushalten vor Durst." Die Kleine lacht in sich hinein; mir kommt's vor, als lache sie die Obstfrau aus und als denke sie: „Sitzt die Alte da vor aufgehäuften Aepfel- und Birnkörben; all' das wächst in ihrem eignen großen Garten, kostet sie keinen Heller, und sie verlangt von unserem bittern Bier! Mir ist's recht! das Faß geht ohnedem zur Neige, und der Rest muß auch getrunken werden; ich aber möcht's nicht trinken." Sie bringt das Krüglein mit dem künstlich aufgetriebenen Schaum, unter dem das Bier weite Augen aufreißt. Die Alte trinkt mit langem Zuge und mit behaglichem: „Ah! das war frisch!" stellt sie es zur Seite.

Ich aber denke mir: sonderbare Welt! Jeder will immer das, was er nicht hat und verschmäht den von Andern so beneideten eigenen Besitz. Geht mir oft auch nicht anders. Wir sind doch tolle Käuze, wir Menschen!

V.

Ich ging Abends nach Hause. Es war so neblicht, daß alle Gegenstände in der Entfernung von wenig Schritten dem Auge entschwanden. Plötzlich sah ich vor mir eine Gestalt langsam dahinschreiten, und als ich näher kam, drohte ein unter dem Arme durchgesteckter Stock, gleich einer eingelegten Lanze, mir entgegen. Ich wendete mich zur Seite und eben im selben Augenblick machte der Mann die entgegengesetzte Bewegung, so daß die Spitze seines Stockes mich an die Stirne traf. Ich konnte einen Schmerzensruf nicht unterdrücken, und der Mann entschuldigte sich, daß er solches nicht beabsichtigt habe. Zwar schwieg ich; aber mein Herz machte ihm innerlich den Vorwurf gänzlicher Rücksichtslosigkeit.

Von jenem Tage an waren meine Fensterbetrachtungen gestört. Was ich früher nicht bemerkt hatte, fiel mir erst jetzt auf. Immer sah ich nur die Männer mit Stock oder Regenschirm unter dem Arme. So oft ich hinausschaute, stets dasselbe Bild. Oft gab es in unserer belebten Straße ein dichtes Gedräng, aber dennoch ragte der Stock eine halbe Elle weit unter dem Arme vor, als ob der Mann hier allein ginge.

Mit Recht sagt ein Schriftsteller, daß der Mensch, den ein ausschließender Gedanke beherrsche, nie bei vollem Verstande sei. Ich war, wenigstens bei meinen Fensterbetrachtungen, nunmehr im nämlichen Falle. Die Spitzen der Stöcke hatten es mir angethan, so, daß ich nichts mehr sah, als sie, daß mein Herz dabei empört klopfte und ich den sämmtlichen Stockträgern geradezu jede Rücksicht absprach. Ich glaube, hätte mich damals eine Freundin um Rath gefragt, ob sie ihrem Bewerber die Hand reichen solle, ich würde allererst die Frage gethan haben: „Trägt er den Stock unter dem Arme? — dann heirathe ihn nicht; er ist ein Rücksichtsloser, und das gibt keine gute Ehe."

Wenn ich des Abends zu den Sternen empor blickte, die übersäete Milchstraße bewunderte, und mein Herz eben aufjubeln wollte, fielen mir die Stöcke ein, und ich dachte bitter: „Gut, daß dieß da oben nicht der Brauch ist. Die Sternlein würden sich die funkelnden Augen ausstechen. Bedeutet doch auch der Komet, der seinen langen Schweif in das Sternenheer hineinstreckt, nichts Gutes." Ich weiß nicht, wie lange das gewährt hätte ohne einen Zwischenfall, den ich erzählen will.

Es war ein Wintertag; die ganze Nacht über hatten sich die Schneeflocken mit Ungestüm gejagt, Wände gebildet, Gräben ausgefüllt und jede Wegspur vertilgt. Aber die vielen Fußtritte bahnten Morgens doch ein schmales Weglein, ein sehr schmales, denn Jeder folgte den Fußstapfen seines Vorgängers; nebenzu aber lag ein silberblinkendes Schneefeld, wohl Schuh hoch. Wer nicht ausgehen mußte, blieb zu Hause, und so war die Straße ziemlich menschenleer. Ich hatte einen Gang zu machen, und zwar in zierlicher Fußbekleidung und gutem Anzuge, daß ich also höchst bedächtig dahinschritt.

Da wankte ein steinaltes, armes Mütterlein mir entgegen und trug einen halbgefüllten Topf mit dampfender Suppe. Wir mußten an einander vorüber, und der betretene Weg gewährte nur Einem Platz, wenn er seine Fußbekleidung schonen wollte. Ich blieb sehr ärgerlich stehen. Mir war nicht anders, als sei ich in meinem guten Anzuge die allein Berechtigte. Die Alte schien das auch zu meinen und trat ohne Säumen zur Seite in die Schneemasse hinein, recht demüthig weit weg von meinem ausgebreiteten Kleide. Aber sie sank nicht einen Schuh tief, nein, der trügerische Schnee barg einen Graben, und da lag nun die Alte — und da lag der Suppentopf.

In diesem Augenblicke zuckte und wogte es in meiner Seele. Während ich die Alte aufrichtete, drohten mir alle Stöcke und Regenschirme entgegen. Die ganze Männerwelt stand damit bewaffnet zum Rachekrieg mir gegenüber. Alle meine vom Fenster auf sie herabgeschleuderten Gedanken flogen nun an mein eigenes Herz, und der, so mich einst unversehens gestoßen, sagte mit finstrer Miene: „Was, du willst uns einer unbewußten Gewohnheit wegen tadeln, und hast nicht so viel Rücksicht, deinen jungen Fuß ein wenig in Schnee zu setzen, damit die Alte, Arme mit ihrer einzigen Mahlzeit sicher vorüber gehen kann? Geh', schäm' dich! und wenn du verbessern willst, so mache den Anfang bei dir!"

Gut gesprochen! ich will es mir merken.

VI.

Krank am Leibe zog ich in die Berge, und wenn der Körper sich mühsam hinschleppt, hängt meist auch die Seele ihre Flügel. Da suchte ich mir ein einsam Stüblein, fern von jedem Menschengetriebe, so einsam und still, daß nur Naturlaute zu mir hereinklangen. Vor mir lag das freie Wiesengrün, und gegenüber erhob sich ein Bergesriese mit seinen kleinern Gesellen. Frische Bergesluft wehte zu mir herüber; sie war immer kräftig und bewegt, spielte mit meinen Haaren, blies mir die Wangen an, sauste um meine Stirne und drehte mich bisweilen im Kreise, als wolle sie mit mir frohen Jugendtanz halten. Bald hatte sie den Unhold, der in meinen Nerven saß, besiegt und trieb als ächter Geisterbeschwörer auch die Melancholie aus meiner Seele.

Ich war also allein mit der Natur, und wir schlossen Freundschaft mit einander. Leib und Seele übergab ich ihrem Einflusse. Sie zog mich fort in Wiesen und Wälder, und wenn ich in ihrem Schooße lag, mußten die Vögel mir aufspielen, die Mücken und Schmetterlinge mich umtanzen, die Cyklamen Wohlgerüche spenden, das Moos mir als Polster dienen, Gesträuche den Schatten weben, Grashalme mein Haupt umwallen und bekränzen, und während sie mit Waldbeeren die Tafel deckte, glitzerte das ausgespannte blaue Gezelt ober mir von goldnen Sonnenstrahlen und silberne Wölklein hingen wie Draperie daran. Bald gab das Eichhörnchen eine graziöse Balletvorstellung, bald krabbelten schimmernde Käfer an mir herauf und zierten mein Kleid gleich Edelsteinen; die Bäume waren die Coulissen, und dazwischen spielten die Thiere und Blumen das poetische und mannigfache Lustspiel der Natur.

Wie mir da zu Muthe ward, mag sich Jeder selbst denken; ich genas an Leib und Seele. Dafür liebte ich die Natur herzinnig und jeden Tag mehr. Wenn ich mich aus ihrem Schooße gewaltsam losriß und heimkehrte in mein Stübchen, zog es mich an's Fenster. Ich öffnete es, lehnte mich

hinaus und sah meine Freundin liebend an. Aber die Natur ist ein gar reich ausgestattet Wesen: sie scherzt und tändelt nicht nur, sie birgt in sich auch tiefen heiligen Ernst, und wenn ich mit ihr lange genug gespielt hatte, sprach sie, besonders Abends, manch lehrreiches Wort.

Einst war ich von Wald und Wiese heimgekommen. Die Jugendfrische der Natur, welche sich ewig neu verjüngt, hatte mir schier trübe Gedanken gemacht: daß es mir nicht so wohl gehe und kein Frühling mehr über meine Wangen zöge, nachdem der erste verblüht, und daß es um Jugend und Schönheit doch etwas Herrliches sei, daß Alles sich diesen zuwende in Liebe und Bewunderung.

Mit diesen Gedanken schaute ich zum Fenster hinaus. Da fiel mein Blick auf den Berg drüben, und sein kahles Haupt sah mich ernst an. „Bist auch ein alter Geselle," sagte ich. „Auf deinem Haupte sitzt ein nie schmelzendes Schneekäppchen; tiefe Furchen haben sich in deine Stirne gegraben; in deinen Falten rinnen Bächlein herab, wie Thränenströme vom Menschenauge. Um dich grünet und blüht Alles, und du mußt zuschauen; dein Haupt wird nie ein Frühlingskranz schmücken."

Da glühte die Bergesspitze plötzlich in rothem Schimmer wundersam herrlich, als ob Begeisterung dort auflodere, wie ich's hie und da im Menschenauge gesehen. Mir war's, als ob der Berg also zu mir spräche: „Alt bin ich, das ist wahr; Schnee liegt auf meinem Haupte; kein andrer Kranz ziert es; Furchen durchkreuzen mein Antlitz, und auch Thränen rinnen die Wangen herab, wenn das Unwetter mich, wie alles Erschaffene, heimsucht. Warum aber beklagst du mich, und warum dich? Lieben mich, trotz meines Alters und Aussehens, die Menschen weniger, als sie die grünen Hügel lieben? Siehst du nicht, wie viele Hunderte herziehen zu mir in Liebe und Sehnsucht, und mir treu bleiben mit ihrem sonst so wandelbaren Gemüthe? Und verschmähen es die Blumen und schlanken Tannen, an meinem Fuße zu weilen? Sei weise und lerne von mir, ich will dir mein Geheimniß verrathen. Ich habe mit dem Himmel einen Bund geschlossen. Mein Haupt erhebt sich zu ihm. Früh Morgens, wenn er die Sonne aussendet, kommt sie zuerst zu mir und gibt mir einen sanften Kuß. Weine ich, dann versiegen unter ihrem Lächeln meine Thränen. Sie hält dieß junge Volk zu meinen Füßen üppig blühend; sie schmückt Tags über mein Gewand mit Lichtstreifen und Abends bietet sie mir den glühenden Abschiedskuß, wie du eben gesehen hast. Das gefällt den Menschen besonders, und sie vergessen mein Alter und meine Furchen, und können sich kaum satt an mir sehen und kaum von mir trennen. Aber auch ohne all' diesen Schmuck, umflort von Nebel und Wolken, eingehüllt in Schnee, lieben mich die Menschen. Sie wissen selbst nicht, warum; ich aber weiß es, und ich will es dir sagen. So kahl und so kalt ich aussehe, glüht doch innere Wärme in mir.

Das ist ein Zauber, dem Niemand widerstehen kann. Darum fühlen sich Menschenherzen zu mir gezogen, und kommen immer und immer wieder, Alt und Jung, Alles bunt durcheinander."

So sagte in seiner geheimnißvollen Natursprache der Berg zu mir, und mein Herz wogte in Jubel ob dem, was ich vernommen. Da wurde es dunkler; der Berg stand vom Mantel der Nacht umhüllt — ich sah ihn nimmer. Aber dort, wo sein Haupt zuvor herabgeschaut hatte, glitzerten nun helle Sternlein. „Folge meinem Beispiele," schien der Berg zu flüstern, „dann geht dir's in alten Tagen auch nicht schlimmer, und wenn dich des Todes Dunkel verbirgt, glühen da, wo du gewandelt, goldne Sternlein der Erinnerung."

Das war meine Fensterbetrachtung im Gebirge.

Wallfahrt nach Frankenthal.

Von P. Petrus Köhler.

Frühling ist so hold den Auen,
Hold dem Sä'mann auf der Flur;
Bringt vom Himmel, dem schön blauen,
Lust und Leben der Natur:
Baum und Wiesen kann er schmücken
Und zu neuer Pracht erheben;
Möchte gerne hoch beglücken
Alle Wesen, die da leben.

„Glücklich bin ich!" ruft die Meise,
Singt die Lerche in der Luft;
„Glücklich bin ich!" schwillt es leise
Aus der Blüthen süßem Duft.
O, das ist der Preis der Tage! —
Weil du waltest, Sohn der Wonne,
Will die Sorge, will die Klage
Weichen unter dieser Sonne!

Was da leidet, will gesunden,
Grüßt dich hoffend unverweilt.
Selig preise ich die Wunden,
Die dein milder Odem heilt!
Marianne nicht darf hoffen,
Marianne kann nur trauern,
Denn das Leid, das sie getroffen,
Heilet nicht, wird immer dauern.

O wie lieblich ausgegossen
Ist des reinen Lichtes Strahl;
Wonnetrunken, lichtumflossen
Jubelt Wald und Wiesenthal!
Und die Blümlein, voll Verlangen,
Wie sie da vor Augen stehen,
Und zu winken schon anfangen, —
Ach, mit Augen muß man's sehen!

„Toni soll zum Spielen kommen,
Toni, mein herzliebstes Kind; —
Toni hat es nicht vernommen;
Ach, mein Toni ist ja blind!
Ach, mein Toni, nimmer, nimmer
Wirst erlöst von Nacht und Grauen,
Nimmer sollst du einen Schimmer
Von des Lichtes Wundern schauen!"

So erregt von Kindesminne
Mutterherz sich laut ergoß;
Und es schwinden ihre Sinne,
Denn ihr Jammer ist so groß!
Sprachlos, mit verblaßten Wangen
Zu dem Knäblein auf die Erde
Sinkt sie, hält es starr umfangen
Mit verzweifelnder Geberde;

Bis des Grames düstre Wehen,
Liegend auf beklomm'ner Brust,
Schmelzend wie das Eis vergehen
In der Thränen süßer Lust.
Also weint sie zum Erbarmen,
Daß es hören Fels und Eiche;
Fels und Eiche mit der Armen
Mitleid fühlend thun das Gleiche.

Und es weinet auch der Kleine;
Aengstlich er zur Mutter spricht:
„Gute Mutter, nicht mehr weine!" —
Er versteht ihr Weinen nicht.
Horcht, und — „Ei, was gibt's doch heute?
Dort, wo Stimmen uns nachklingen,
Fängt es an wie Kirchenleute
Schön zu beten und zu singen."

„Was denn, Herzchen, hörst du wieder?
Was soll dir mein Auge seh'n?
Hörst du bis zu uns hernieder
Muntre Hirten auf den Höh'n?
Doch, bei Gott, das ist nicht Scherzen,
Nicht das Jauchzen froher Knaben;
Das sind fromme Christenherzen
Gottbegeistert und erhaben!"

„Seht die Leute, wie sie wallen,
Wie sie singen, wie sie fleh'n!
Thal und Hügel wiederhallen
Wunderbar, wie Gottes Weh'n!
O ihr Lieder, o ihr Zungen!
O ihr himmlischen Gewalten!
Haltet freundlich mich umschlungen,
Helft auch Gnade mir erhalten!"

Alles um sich her vergessend,
Zu des Glaubens Muth erwacht,
Weder Pfleg' noch Weg ermessend,
Noch der Elemente Macht,
Rafft sie auf ihr Kind im Fluge,
Schließt sich an mit frommen Grüßen,
Schließt sich an dem Pilgerzuge,
Eilt dahin mit leichten Füßen.

Wie von Engelhand gehoben,
Fühlt sie nicht des Kindes Last;
Fleht zum guten Vater droben
Unermüdet, ohne Rast:

„Ew'ger Vater, voll der Güte!
Du magst schlagen oder heilen,
Deine Hand ist voll der Güte;
Zu Dir, Vater, laß mich eilen!

„Vater, heilig ist dein Walten,
Was du thust, ist wohlgethan;
Doch kann Gnade ich erhalten,
Deine Güte bet' ich an!
Christus Jesus, voll der Gnaden!
Hast Dich unser angenommen,
Hast die Kleinen eingeladen,
Will auch Ton'chen zu Dir kommen!"

Gläubig sprach in dieser Weise
Ihre Seele manches Wort,
Sang es laut und sprach es leise,
Betete beständig fort,
Wie vor Allen sie gesungen
Andachtglühend, muß man sagen;
Engeln hat es werth geklungen,
Haben's Gott schön vorgetragen.

Mählig war der Tag entschwunden,
Blinkte schon der Abendstern:
„Pilger, nur noch wen'ge Stunden!
Frankenthal ist nicht mehr fern.
Doch jetzt wollet hier einkehren,
Gönnen Ruh' dem müden Leibe;
Gastlich wird man Pilger ehren,
Daß als Lohn ihr Segen bleibe."

Eh' der Gastfreund mocht' es ahnen,
Man sein „Gott vergelte" bot,
Wehten hin die heil'gen Fahnen
Feierlich im Morgenroth;
Bis die Sonne aufgegangen —
Seligkeit und hohe Wonne! —
Schön sah man die Kirche prangen
Dort im Glanz der Morgensonne.

„Aber was ich jetzt erblicke,
Toni, auf dem Hügel dort;
Heil jetzt deinem Mißgeschicke!
Jetzt erscheint der heil'ge Ort,
Wo dir aus dem Himmelsgarten
Jesuskind will Gaben reichen,
Wo die vierzehn Heil'gen warten,
Holden Engeln zu vergleichen.

„Was dir schon in diesen Gauen
Manches gute Kind erfuhr,
O, was Freuden wirst du schauen!
Bete, Toni, bete nur!“
Und des Beters zarte Wangen
Blühen auf im heil'gen Lichte;
Gottes Auge wie gefangen
Ruht auf solchem Angesichte.

Ernstvoll hallte von den Thürmen
Aller Glocken Feierton,
Schauer das Gemüth bestürmen
Gleichwie vor des Ew'gen Thron.
Mariannens Kniee wanken,
Sie muß Ton'chen niederlassen,
Weiß im Strome der Gedanken
Nimmermehr sich selbst zu fassen.

Und — o seligstes Erwachen!
Wunderdinge sind gescheh'n:
Wie sie leuchten, wie sie lachen,
Wie die Aeuglein frisch sich dreh'n!

„O du schöner Himmelsgarten!
Mutter! bist du auch herinnen?
Schaue da, was aller Arten
Schöne Sachen wir gewinnen!“

„Mutter! weißt du nichts zu sagen?
War nicht Jesukindlein da?
Von der Mutter war's getragen, —
Schöneres ich nimmer sah!
Jesukind hat mich umfangen,
Hat zwei Küsse mir gegeben;
Sag' mir, wo sie hingegangen;
O das war so süßes Leben!“

Mutterherz, wie das sich freute
Und frohlockte dazumal,
Wie das „Lobet Gott“ der Leute
Laut erscholl zu Frankenthal,
Solches mag der Geist ermessen,
Doch der Zunge fehlt's an Worten;
Frankenland hat's nicht vergessen,
Noch erzählt man's aller Orten.

Dithmarscher Sagen.

Von C. Wagner.

Graf Rudolph auf der Böckelnburg.

Der Wandrer wird seltsam überrascht, wenn er von der braunen Haide in das üppige, mit kleinen Wassermühlen übersäete Wiesenthal tritt, im Angesicht gegen Nordost das romantisch schöne, auf einer steilen und hoch emporragenden Bergwand liegende Kirchdorf Burg. Die Natur scheint hier gleichsam Reste des Alterthums Jahrhunderte hindurch hoch, wie mit ausgestreckten Armen in der Sturmfluth die Mutter ihr Kindlein empor zu halten, um noch den Generationen der spätesten Tage das Bild einer längst versunkenen Riesennatur zu bewahren. Gleich nachdem der Wanderer durch eine enge Schlucht die Höhe des Ortes erreicht hat, blickt derselbe auf ein rings von hohen Erdwällen eingeschlossenes friedliches Plätzchen, die sogenannte „hohe Burg,“ jetzt eine Ruhestätte der Todten. Unter den Urnen und Weiden der Gräber ruhen hier zugleich auch die Trümmer einer in heiligem Eifer für die angestammte Freiheit gestürzten Despotie, und die Thränen der über die stillen Schlummerstätten Wandelnden fließen nieder auf den altehrwürdigen Boden der Sage.

Innerhalb der obengenannten hohen Erdmauer stand vor Alters ein Schloß, die Böckelnburg, welches vom Grafen Lippold, einem Verwandten der Stader Grafen, welche zum Besitze Dithmarschens gelangt waren und dieses Land bis dahin von ihrem Stammsitze aus beherrscht hatten, zu Anfang des elften Jahrhunderts erbaut und zu einer Veste gemacht worden. Dieser wählte die Burg zum Wohnsitze und beherrschte von da aus den umliegenden Gau, hat aber für seine Kühnheit vermuthlich bald mit dem Leben büßen müssen. Gewiß ist, daß Lippolds Nachfolger, Etheler und Dedo, als Opfer der Freiheitsliebe der Dithmarscher haben fallen müssen. Kaum zehn Jahre nach dem Tode des Letzteren sah indeß das frei gewordene Ländchen wiederum mit der überelbischen Herrschaft sich vereinigt, doch waren die Grafen fast ein ganzes Jahrhundert hindurch zu wenig lebenssatt, um als Herrscher in Dithmarschen sich niederzulassen. Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts endlich war es, als das Fallthor der Böckelnburg zum Schutze des Stader Grafen Rudolph II., der hier seinen Einzug gehalten, niedersank. Rudolph, wohl wissend, daß seinen Untergebenen die Nähe eines Herrschers nichts weniger als erträglich sei, war weit entfernt, denselben mit Vertrauen entgegen zu kommen. Er fuhr fort, mit unnachsichtiger Strenge die Steuern einzutreiben, und selbst dann, als Mißwachs und Theurung den Wohlstand des Landes zu vernichten drohten. Zum Zeichen der Dienstbarkeit mußten die Bauern in damaliger Zeit am Halse sogenannte Klawen tragen, mittelst welcher man im Stalle das Vieh zu befestigen pflegte.

Eben als neben den erwähnten Uebeln ein so strenger Winter eintrat, daß die Vögel in der Luft erfroren und todt zur Erde fielen, und Menschen und Vieh vor Frost und Hunger in großer Menge starben, legte Rudolph, von seiner Gemahlin Walburg aufgestachelt, seinen Unterthanen eine außergewöhnlich große Schatzung auf. Die Bitte um Erlassung derselben wurde jedoch in der Voraussicht, daß jetzt alle Strenge wirkungslos sein werde, bewilligt, allein nur unter der Bedingung, daß im folgenden Jahre das Doppelte zu leisten sei. Außer Andern lud der Graf im folgenden Jahre einen reichen, auf Heine Viert wohnenden Bauer zu einem Gastmahl. Saitenspiel rauschte während des Mahles durch die Gemächer der Burg. Nicht lange, da gab Jener dem Grafen zu Ehren gleichfalls eine Fête und bewirthete seine Gäste stattlich. Die Bänke, auf denen diese saßen, bestanden zum Theil aus gefüllten Kornsäcken. Alles Vieh des Gastgebers wurde später auf den Hofraum geführt, um durch Schreien und Springen den Grafen zu belustigen. Voll Neid und Mißgunst begann jetzt Walburg ihren Gemahl zu noch größeren Härten zu reizen, und dieser bestand in Folge dessen mit rücksichtsloser Strenge auf sofortiger Ablieferung der jetzt fälligen und rückständigen Steuern, schürte aber zugleich in den nach Freiheit

dürstenden Seelen den Plan der Rache, und die Dithmarscher ermannten sich zum Kampfe gegen die Tyrannei.

Am St. Martinsabend sollte das sogenannte Herrenkorn auf die Burg gebracht werden. Eine Menge mit Säcken beladener Wagen wurden von den Bauern vor das Schloß geführt, vorgeblich behufs der Ablieferung jenes Korns, und nebenher ging die zum Abtragen bestimmte Mannschaft. Auf den ersten Wagen hatte man eine junge rosige Maid gesetzt, um deren Liebe der Graf lange vergebens gebuhlt hatte, und der Letzte der Reihe blieb im Thorhause stehen, damit das Fallthor nicht könne niedergelassen werden. Der Graf ahnte nichts Arges, als plötzlich von dem Ausgange des Burghofes her der Ruf erscholl:

„Röhret de Hände,
Schnidet de Sacksbände!"

Und siehe, schnell traten aus den Säcken bewaffnete Männer hervor, die, mit den Fuhrleuten und der übrigen Mannschaft vereint, jetzt mit schonungsloser Entrüstung das Schloß zu stürmen begannen. Nachdem die Gräfin die entsetzlichsten Mißhandlungen erduldet, gelang es ihr zu entspringen, sie fand jedoch in der nahe vorüberfließenden und nach ihr benannten Wolbersau den Tod. Erst am dritten Tage, als man begonnen das Schloß zu schleifen, ward Rudolph verrathen durch das Geschrei einer zahmen Elster, die er beständig um sich hatte, in einem im Keller befindlichen ausgehöhlten Baume liegend entdeckt und von einem Bauer erstochen. Die Böckelnburg wurde der Erde gleich gemacht und damit die Zwingherrschaft gebrochen.

Die Stellerburg.

Bei Stelle, einem kleinen Dorfe, etwa eine Meile nördlich von dem norderdithmarschen Hauptflecken Heide, am Stellersee, zeigen dem Wandrer noch jetzt sich freilich nur schwache Spuren einer vor vielen Jahrhunderten im Kampfe für die Freiheit zertrümmerten Ritterburg.

Nachdem die Dithmarscher durch die Zerstörung der Böckelnburg abermals die Herrschaft der Stader Grafen abgewälzt, zog im Jahre 1156 Herzog Heinrich der Löwe Dithmarschen unter seine Botmäßigkeit und übergab das Land als Lehn dem Grafen Reinold von Artelnburg, für den sogleich bei Stelle eine Veste, die Stellerburg, erbaut wurde. Obgleich diese von Marsch, tiefem Morast, dichten Holzungen und dem Stellersee eingeschlossen, jeder feindlichen Macht trotzen zu können schien, galt doch die Zerstörung derselben in der Hand der Dithmarscher, die ihren Charakter, dessen Hauptzug unbegrenzte Freiheitsliebe und Tapferkeit blieb, bei keiner Gelegenheit verleugneten, ein leichtes Spiel, und viel mehr unter der Gunst des Zufalls.

Im Jahre 1164 rief Heinrich der Löwe seine Lehnsmänner in den Kampf gegen die Wenden, und in einer von diesen gewonnenen Schlacht

bei Demmin in Mecklenburg fand Graf Reinold den Tod. Kaum hatten dieß die Dithmarscher vernommen, als sie ihre Kräfte zu sammeln sich bemühten, um alsbald den neuerbauten Thron der Zwingherrschaft zu vernichten. Am heiligen Pfingsttage erscholl aus den hohen Gemächern der Stellerburg ein lautes Pfeifen und Jubeln und Jagen, und bald sah man in langem Zuge einen großen Theil der Besatzung durch die gewölbten Thorhallen wandern, um in dem nicht fernen Dorfe mit Spiel und Tanz sich zu belustigen.

Wie blutgierige Ungeheuer, die mit hellfunkelnden Augen aus dem Hinterhalt die nahende Beute anstieren, schauten die in der Waldung versteckten Dithmarscher auf die gräfliche Burg, bis sie endlich, mit grünen Maien bedeckt, um mehr unbemerkt an das Schloß zu gelangen, herannahten. Der Pförtner erblickte den Zug und rief: „De Wald de kummt, de Wald de kummt!“ Nachdem die Heranziehenden die Mauern erreicht und den Pförtner überwältigt hatten, drangen sie in die Burg, ermordeten die Heimgebliebenen und wehrten mit leichter Mühe am Abend den Angriff der aus dem Freien Zurückkehrenden ab. Wenige Tage vergingen, als schon die Mauern der Burg niederdonnerten und die letzten Trümmer der Knechtschaft begruben. Feierlich rauchte es aus der Asche wie von einem Opfer des Herrn, und losgebunden schwebte der Geist der Freiheit jetzt wieder triumphirend über den blutgedüngten Boden des Landes hin. Die Siegesbotschaft verbreitete sich alsbald zu allen Marken und ganz Dithmarschen frohlockte, daß es sein ihm stets heiliges Urerbe wieder gewonnen.

Die beiden Brüder.

Eben südwärts der Eider, in dem nordöstlichen Theile Dithmarschens, ist ein hoher Bergrücken, an dessen nördlicher Seite an einem steilen Abhange ein friedliches Dörfchen, gleichsam wie das Kindlein zu den Füßen des stumm vor sich hinstarrenden Vaters ruht. Gegen Mittag hin überblickt man ein weit ausgebreitetes, idyllisch schönes Thal, an dessen gegenüberliegenden Seiten auf den Höhen die Strohdächer der Bauernwohnungen aus dem dunkeln Grün der Eichen und Buchen hervorragen. Braunes Haidefeld und blumige Wiesen, üppige Kornäcker und schattige Haine wechseln auf der weiten Fläche mit einander ab und in der Mitte des Thales erhebt sich das niedlich gebaute Kirchdorf Tellingstedt, um dessen hohen und schlanken Thurm rings mit braunen Strohgiebeln und grünlaubigen Bäumen hin und wieder rothe Ziegeldächer überraschend schön contrastiren. Lieblich verschmilzt, wie im Walde der Nachtigallengesang mit dem Murmeln der Quellen und Bäche, hier das Läuten der Thurmglocken mit dem Flöten und Singen der Hirten, die langsam zu Berge treiben.

Plötzlich, nachdem man eben auf der breiten Fahrstraße, die zu dem anmuthigen Thalort hinabführt, die Höhe verlassen, steht man an den

Pforten einer in Nacht versunkenen, schaurig ernsten Welt, an den Pforten der Sage. An der linken Seite der Straße erhebt sich nämlich ein roher, etwa fünf Fuß hoher Sandstein, an dessen westlicher Seite zwei weiße Herzen neben einander ruhen, die beide durch einen von einem gegenüber liegenden schwarzen Herzen ausgehenden Pfeil tief verwundet werden.

Zu Schalkholz, einem an dem nordseitigen Fuße der oben erwähnten Höhe liegenden Dörflein, lebten zwei Brüder, Groth, denen noch der Wonnemond des Lebens nicht entwichen war, und deren in reicher Fülle der Empfindung wallende Herzen den üppigen Blumen glichen, welche die duftigen Kelche weit ausgebreitet haben, um alle Reize des Frühlingsmorgens zu trinken. Beide liebten gleich heiß und innig ein stattliches Bauernmädchen, das nicht fern von ihnen wohnte und das beide Jünglinge gleich sehr zu begünstigen schien. Läuteten Sonntags die Glocken zur Kirche, dann geleiteten die Brüder selbander die festlich geschmückte Jungfrau den steilen Bergpfad hinab, an dessen Seite noch heute jener Fels in abstechender Färbung das Bild der liebenden Herzen dem Wandrer entgegenhält. Und wallten mit der Sense am Abend die muntern Schnitter zu Dorf, dann suchte Einer dem Andern zuvorzukommen in der Erwiederung des Grußes, mit dem die Angebetete sie zu bewillkommnen pflegte. Daß indeß neben den üppigen Rosen der Liebe in der Brust der brüderlichen Nebenbuhler, die bis dahin ihre Tage in Frieden und Freude mit einander verlebt hatten, auch bald die scharfen Dornen der Eifersucht hervorzubrechen begannen, wird uns nicht Wunder nehmen. Endlich zog die Maid den jüngern Bruder Carsten vor, und mit einer desto größeren Gewalt wucherte jetzt die gefahrdrohende Leidenschaft, die bald das schöne Band brüderlicher Eintracht gänzlich zernagt hatte, hervor in der Brust des Zurückgesetzten, und vernichtete in der Frühe eines goldenen Morgens jählings die reiche Krone des Glückes, in welcher ehedem drei jugendfrische Herzen von den Träumen reicher Liebeswonne umfangen geruht hatten.

Früh machten sich die Brüder auf zu einer Fußwanderung, und kaum hatten dieselben den Schauderort erreicht, den jetzt noch der erwähnte Stein bezeichnet, als der ältere Bruder, Claas Groth, die vor dem Ausgange zu sich genommene und bis dahin gut verborgen gehaltene Mordwaffe hervorzog und den jüngern Bruder erschoß. Die Sonne hatte, hinter den östlichen Höhen die goldenen Strahlenarme emporstreckend, das schwarze Gewand der Nacht zurückzurollen begonnen, gleichsam um dem Mörder zu zeigen, wie das Blut des sterbenden Bruders einem Wurme gleich, der im Gefühl des Schmerzes sich krümmt und windet, in der braunen Haide sich fortschlängelte. Noch einmal streckte der Sterbende die matten Hände empor, dem Scheine des jungen Tages zu, der, fast stechenden Blitzen gleich, hinter den Bergen in der Ferne emporflammte, und — in dem brechenden Auge trennten sich

Welt und Ewigkeit. Nicht mehr von jenen seligen Wonneträumen der Liebe umfangen, wandelte der Mörder in eisiger Ruhe den einsamen Pfad dahin und erbebte erst ganz vor dem Greuel seiner Leidenschaft, als er am Abend die Geliebte, deren Blicke durch die Thränen erstickt schienen, die den blutigen Leichnam des Ermordeten deckende Hülle emporheben sah. Aus ihrem Herzen war der letzte Hauch irdischer Liebe gewichen, und in der Seele des Mörders grinste bald aus der brennendsten Reue und dem wilden Schmerze getäuschter Hoffnungen der starre Schauder der Verzweiflung hervor. Der oben bezeichnete Fels wird bis jetzt sorgsam erhalten. Die Ostseite desselben führt die Inschrift:

„Klaas Groth
sloeg hyr synen Broder doet.“

Der Urtheilsspruch.

Bald zu dem auf den Spiegel der ruhenden Fluth hingegossenen eignen Bilde hinabschauend, und bald wieder umrauscht von den zu wilder Jagd emporgeschreckten Wogen des Ozeans, liegt hart an dem Rande des südwestlichen Dithmarschen der Kirchort Büsum. Ein vormaliges Büsum soll, der Sage nach, Wineta gleich, zur Tiefe hinabgesunken sein, und hat man in früherer Zeit, bei stiller und heiterer Luft, den Kirchthurm zuweilen noch erblicken und Geläute vom Grunde des Meeres herauf hören wollen. Gewiß ist übrigens, daß ein Theil des alten Kirchspiels Büsum ehemals vom Meere hinweggerissen worden. Jedes Dorf desselben hatte, älteren Chronisten nach, seine eigene Kapelle, in der die Bewohner Morgens und Abends ihre Betstunden abzuhalten und neben welcher dieselben die Leichen der vor der Taufe verstorbenen Kinder zu begraben pflegten. Als das einflußreichste und mächtigste Geschlecht daselbst wird das der Isemann genannt, welches die Anmaßung so weit trieb, daß kein Gottesdienst vor der Ankunft seiner Glieder beginnen durfte, und soll sogar ein dortiger Geistlicher wegen Mißachtung dieser Forderung vor dem Altare erschlagen worden sein.

Zu Büsum lebte in alter Zeit der Sage nach ein alter Mann Namens Dammer, der wegen seiner sehr hervorragenden Verstandesgaben in großem Ansehen stand. In einer Nacht wurde bei demselben an das Fenster geklopft. Dammer erwachte, und siehe, zwei Männer waren da mit der Bitte, er möge mit ihnen gehen, um die einen gefundenen Schatz betreffende Streitsache zu entscheiden. Anfangs zwar sich weigernd, gab der Befragte endlich doch den Bitten nach und schickte sich an, den beiden Unbekannten zu folgen. Diese schritten feldeingehend voran und nach einer nicht gar langen Wanderung führte der Pfad in die Erde hinab. Fast erschreckt zwar, folgte doch Dammer auch jetzt ihnen nach, und bald traf er dort unten ein ganz neues Büsum ähnliches Kirchspiel, wo man den Weisen sehr freundlich und ehrerbietig

empfing. Mit entblößtem Haupte berichtete man, daß Einer allda einen Acker gemiethet und beim Pflügen desselben in der Erde ein mit Geld gefülltes eisernes Gefäß gefunden; doch wolle der Eigenthümer des Ackers dem Pflüger den Besitz des gefundenen Schatzes streitig machen. Dammer ließ sich hierauf das Gefäß und an demselben die von dem Pflugeisen berührte Stelle zeigen und nach einigem Nachsinnen auf diese deutend, hob er an: „Was drüber, dem Pflüger, und was drunter, dem Eigenthümer des Ackers!"

Alle waren ob dieses unvorhergesehenen Spruchs eben so überrascht als erfreut und schenkten dem Richter ein großes gebogenes Horn, und zwar mit der Verheißung, daß es seinem Geschlechte, so lange dieses Horn bei demselben verbleiben werde, wohlergehen solle. Hierauf ließ Dammer sich aus dem unterirdischen Büsum heimführen. Der um 1500 in Büsum lebende Pastor Brus hatte das erwähnte Horn mit Silber belegen lassen, worauf ein gewisser Hans Heske dasselbe für hundert Thaler kaufte. Dieser überließ die Antiquität wiederum der Büsumer Brandgilde, welche dasselbe renoviren, auf's Neue mit Silber belegen und mit folgender Aufschrift versehen ließ:

Dat Wittmann Slacht*) in guter Acht
Mi lang Tidt hebben geholden.
Hans Hesk mi kofft, ock Hudmann klofft**)
Wolden mi nich beholden.
Itzt de Brand gild betert mild,†)
Bi der will ick verolden.

Der Jerusalemsritter.

Ehe und nachdem die Seldschuken im Orient viele Länder des Khalifats sich unterworfen hatten, wandelten sehr oft auch einzelne fromme Pilger aus den weitesten Fernen nach Jerusalem hin, um auf der gottgeweihten Todesstätte des Herrn zu knieen. Auch ein angesehener und frommer Mann aus Lunden, Claus Nannen, dessen im Volke noch zuweilen unter dem Namen „der Jerusalemsritter" erwähnt wird, wallfahrtete der Sage nach in jener, durch Glaubenseifer so vielbewegten und thatenreichen Zeit zum Grabe des Heilandes hin. Kaum trillerten die ersten Frühlingsboten den verheißungsvollen Gruß durch die nordischen Lüfte, da nahm Nannen, wohl ausgerüstet und von den herzinnigsten Segenswünschen begleitet, den Pilgerstab. Nach mancherlei abenteuerlichen Irrfahrten und Bedrängnissen erreichte er endlich die Gestade des heiligen Landes, doch mit welchen Gefühlen wohl? — denn fern von der Heimat stand er dort mitten in einer fremden

*) Wittmannsgeschlecht.
**) Hudmannskluft.
†) Bessert sehr.

und unbekannten Welt, und durch die weite und höchst unglückliche Wanderung aller Mittel beraubt, erwartete er kein anderes Schicksal, als bald ein Sklave der morgenländischen Barbarei zu sein. Farblos für ihn blühten um seinen Pfad die herrlichen Rosen Sarona's und in der Ferne erhoben, drohenden Schreckensgestalten gleich, ihre Häupter die Berge von Juda. Furcht und Bekümmerniß erfüllten ganz sein Herz, und fast mit jedem Seufzer, den die peinliche Lage seiner Brust entpreßte, verwünschte er seine Pilgerfahrt. Kidron und Gethsemane, Gabbatha und Golgatha, diese Seraphsklänge in dem Hymnus der Erlösung, fuhren jetzt schreckhaft, fast wie Sturmesbrausen durch die Winternacht, durch seine geängstete Seele.

Nannen näherte sich endlich dem Ziele seiner Wallfahrt. Die sinkende Sonne zog ihre rosigen Strahlen in die grauen Fluthen des äußersten Meeres hinab und todtes Schweigen hing über den Zinnen Jerusalems. Ein verlassener Pilger, wanderte er stumm und in sich selbst versunken durch das Thor, die lautlosen und öden Gassen der heiligen Dreihügelstadt hin.

Kaum war der nächste Morgen angebrochen, da schritt Nannen auf der Via dolorosa schon dem Schmerzenshügel zu, wie er von jetzt an täglich ohne Unterlaß alle heiligen Orte in und um Jerusalem besuchte, welche einst die Grundsteine des ewigen Welttempels getragen hatten. Eines Abends saß der Pilger, den Arm, auf welchem er sein finsteres und gedankenschweres Haupt ruhen ließ, auf die Kniee gestützt, am Golgatha. Die dunkeln Schatten der Nacht begannen im Osten emporzusteigen und vor ihm ruhte von dichten Nebeln, wie von einem Trauerflor umwunden, mit seinen hervorragenden Kuppeln und Zinnen das alte Jerusalem. Rings lag die Natur in Schweigen versunken, und Nannen war es, als traure sie noch ob alter Herrlichkeit, welche jene Greuel gegen den Heiligen zum Reiche der Schatten hinabgebannt hatten. Und siehe, auf dem Wege von Jerusalem her näherte sich eine hohe Gestalt langsam daherschreitend dem heiligen Berge. Nannen beobachtete gleichgiltig und furchtlos die seltsame Erscheinung, die bald den Golgatha erreicht hatte und zu dem trübsinnigen Pilger hinantrat. Es war ein langer hagerer Greis; ein weites hin und wieder durchlöchertes Gewand hing in großen Falten von seinen Schultern herab und ein langer, bis auf die Brust reichender Kinnbart hob das Seltsame in dem nachtumfangenen bleichen und melancholisch ernsten Antlitz des Greises, so daß dieser fast einem der Todtengruft entstiegenen Wiedererwachten glich. Ruhig und kalt blickte Nannen auf den Fremden, der auf einen langen Stab gestützt vor ihm stand, und nur mit einem leisen Nicken des Kopfes erwiderte er den Gruß desselben.

Endlich brach mit hohler Stimme der Greis das Schweigen, doch der Pilger vom Eiderstrande antwortete nicht, bis er endlich, als Jener die Ursache seines Mißmuths zu wissen begehrte, in ergreifenden Worten gestand, daß er nach einer höchst mühseligen Pilgerfahrt ohne Hoffnung sei, jemals

die ferne Heimat wieder begrüßen zu können, indem mancherlei unglückliche Zufälle aller Reisemittel ihn beraubt hätten. Der Greis blickte Nannen eine Weile stumm und mitleidsvoll an und zog dann eine Börse hervor, die er ihm mit den Worten reichte: „Getrost ziehe heim, o Wanderer, und so du mehr bedarfst, will ich dir's geben." Freudig überrascht richtete Nannen sich auf und rief: „Aber wie soll ich es Euch wieder vergelten?" — „Du heißest Claus Nannen," erwiederte der Unbekannte, „und wohnest in Kleinlehe; bald stehe ich vor deiner Thür" — und ohne noch auf die Danksagungen des Beglückten zu hören, verließ er den Hügel.

Nannen stand noch eine Weile, nach seinem Wohlthäter, der in die Nacht verschwunden war, umherspähend auf der Stelle, wo vor Jahrhunderten eine Welt war gerettet worden, und da, wo einst die Blutstropfen des sterbenden Erlösers hinabrannen, da rollten jetzt die Freudenthränen des plötzlich so reich getrösteten Pilgers auf die Erde nieder. Langsamen Schrittes wanderte er darauf nach Jerusalem zurück. Dieser Abend war sein letzter in der heiligen Stadt. Ohne seinen Helfer wieder erblickt zu haben, pilgerte er am andern Morgen schon durch die Thore seinem Vaterlande zu.

Mehrere Jahre vergingen und Nannen gedachte während derselben oft des wohlthätigen Greises vom Golgatha. Eines Abends, als er eben in einem hell erleuchteten Saale viele Freunde zu einem reichen Gastmahl um sich versammelt hatte, wurde an die Thür geklopft. Die Luft war kalt und schaurig, und der Mond schien hell. Es ward aufgethan und siehe, ein ärmlich gekleideter hagerer Greis trat ein und begehrte Nannen zu sprechen. Als dieser kam, erkannte er sogleich seinen einstmaligen Wohlthäter, der sein Geld zurücknahm und dann ohne Säumen sich entfernen wollte. Trotz alles Bittens war kein Bleiben. Die Thüre wurde wieder aufgethan, der Fremde trat hinaus und — war verschwunden.

Die Kirche zu Hemme.

Das unweit der Eidermündung liegende Kirchspiel Hemme war in ältester Zeit dem Lundener Kirchspiel eingepfarrt, doch wird schon 1374 Hemme's als eines selbstständigen Kirchspiels erwähnt. In dem nordwestlich von Hemme liegenden Dorfe Zennhusen soll in alter Zeit eine in altfränkischem Styl gebaute Kirche gestanden haben, genannt „de Karke to Kampen", und unweit dieser auf einer Anhöhe eine St. Johanneskapelle. Letztere wurde der Sage nach vorzugsweise heilig gehalten, und aus dem ganzen Lande trafen in jener durch Glaubensdrang so reichbewegten Zeit fortwährend fromme Wallfahrer ein, um in derselben der Andacht zu pflegen. Auch viele Kranke und Krüppel wurden aus der Nähe und Ferne dieser heiligen Stätte zugeführt und manche derselben kehrten, nachdem sie zum Zeugniß der Genesung Krücken

und andere nunmehr nutzlos gewordene Hilfsmittel der Gebrechlichkeit dort eingesteckt hatten, mit der innigsten Freude über die gefundene Hilfe zurück, die Uebrigen dagegen nicht weniger trostreicher Hoffnung voll. Das von sehr Vielen im vorweg abgelegte Gelübde, im Falle der Genesung dem Bethause ein Opfer darbringen zu wollen, wurde in der Regel treulich gehalten.

Ueber das Ende der St. Johanneskapelle hat sich nichts auffinden lassen. Vermuthlich werden die Wogen der oft andringenden Wasserfluthen auch dieser heiligen Stätte nicht geschont haben, da man über die Anhöhe hinweg, auf welcher die Kapelle gestanden, einen Deich aufgeführt hat. Und drüben von dem Orte her, wo die jetzige Hemmer Kirche steht, hörte man in jener Zeit bei Nacht zuweilen ein Glöcklein klingen. Manche, die vorüberwandelnd den Klang vernahmen, eilten ängstlichst von dannen, indeß die Herzhafteren demselben mitunter wohl entgegenschritten, doch Keiner vermochte je das Glöcklein selbst zu finden, und mancherlei Vermuthungen wechselten daher über die seltsame und räthselhafte Erscheinung. Als eine bedeutende Fläche Landes bald dem Zennhusener Gebiet vom Meere entrissen wurde, mußte auch die Kirche „to Kampen" abgebrochen und der dortige Kirchhof zu freiem Spiel der Fluth überlassen werden. Bei der Wahl des Ortes für den Wiederaufbau der Kirche erhoben sich auch hier dieselben Schwierigkeiten, wie zu Delve und an anderen Orten, indem die verschiedenartigsten Wünsche und Meinungen geltend gemacht wurden und Keiner zum Nachgeben geneigt war. Bald vereinigten sich jedoch die Streitenden zu dem Beschlusse, daß dort das Gotteshaus sich erheben solle, wo zwei zusammengejochte Kühe zu weiden beginnen würden. *)

Der Tag der Entscheidung war da, und gar Viele versammelten sich, um den vermeintlich einer höheren Bestimmung nach eingegebenen Urtheilsspruch zu vernehmen. Aber zu allgemeiner Ueberraschung, wie wenn ein geheimer Antrieb die vernunftlosen Wesen den Weg hätte gehen heißen, um die Verderblichkeit des Unfriedens den befangenen Blicken zu enthüllen, eilte das Orakel sogleich einem mit Schilf und Rohr bewachsenen Sumpfe zu, um dort die Würfel fallen zu lassen. Von Stund an suchte man mit großem

*) Nach Mohr (dessen Verfassung Dithmarschens alter und neuer Zeit) ließ man in Wörden durch ein weißes Pferd den Ort der dortigen Kirche bestimmen, weil man dafür hielt, daß Menschen die Wahl desselben nicht beikomme. Der genannte Chronist sagt nämlich: „Als unsere Väter für Colonie und neuen Anbau in der weiten Marschgegend nun auch an Grabhügel und Gottesverehrung dachten, da schien aller Menschenrath ihnen zu wenig zu sein und nur ein unmittelbares Zeichen des Himmels konnte ihnen die Stätte des neu zu begründenden Heiligthums deuten." Das hier Angeführte möchte auch auf Hemme, Delve und andere Oerter sich beziehen lassen, und erscheint jedenfalls viel wahrscheinlicher als die Angabe anderer Chronographen, bei denen die erwähnten, allerdings etwas seltsamen Entscheidungen überall durch Zwistigkeiten veranlaßt worden.

Fleiße durch Ausdämmung und Erhöhung des Bodens das zu gewinnen, was die Natur an vielen andern Orten schon die müßige Hand hätte finden lassen. Ein von einem breiten Graben umzogener Kirchhof ward zuvörderst angelegt und demnächst die bis jetzt erhaltene Kirche aufgeführt. Von jetzt an hörte man aber bei Nacht von dieser nunmehr geweihten Stätte nicht mehr jenes Glöcklein klingen.

Auch die noch heutigen Tags dem Kirchspiel Lunden angehörenden Ortschaften Flehde und Groven hatten in jener Zeit mit der Hemmer Gemeinde sich vereinigen zu wollen beschlossen und nahmen deßhalb den thätigsten Antheil an dem Bau der Kirche; doch als diese bis zu den Fenstern emporgekommen, ließen dieselben durch eingetretene Zwistigkeiten sich bestimmen, der angebahnten Gemeinschaft wiederum zu entsagen und ihrer Kirche, der sie abtrünnig geworden, fortan zu verbleiben. Nur ein geringer Theil der genannten Dörfer harrte aus, und waren daher noch lange ein Haus in Flehde und zwei Häuser in Groven der Hemmer Kirche eingepfarrt, während die andern daneben dem Bezirk der Lundener Jurisdiction angehörten. Das letzte jener Häuser in Groven wurde unlängst abgebrochen, doch das zu Flehde ist noch bis heute in dem erwähnten Verhältniß verblieben.

Auf dem Kirchhof zu Hemme hatte man zwei Linden gepflanzt, die zu einer bedeutenden Höhe emporgewachsen waren. Unter diesen wurden lange Zeit hindurch alle zu wichtigeren Berathungen angestellten Versammlungen abgehalten, wie man auch sämmtliche Proklamationen allda zu verlesen pflegte.

Pastor Johannes.

Als ein Muster des Priesterthums wird ein Pfarrer, Johannes Wendler, genannt, der in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts zu Lunden, einem Flecken unweit der Eider, lebte. Derselbe war geboren zu Liebenwalde in der Mittelmark, weßhalb er selbst in seinen Schriften Erosilvanum sich zu nennen pflegte. Er wurde Feld- und Hofprediger bei dem Herzog Adolph, und demnächst Schloß- und Hofprediger bei der Herzogin Augusta zu Husum. Während der Belagerung der Festung Krempe im Jahre 1628, und zwar einige Tage vor der Uebergabe derselben, wurde ein schlesischer Edelmann, der Kapitän Joachim Friedrich von Rothkirchen, erschossen, dessen Leiche nach Husum gebracht und daselbst am 12. November in der Stadtkirche zur Erde bestattet. Auf Befehl der Herzogin, wie auf den Wunsch des Generals, hielt Wendler dem Gefallenen eine vortreffliche Grabrede über Hiob 7, 1., welche jedoch von dem dortigen Ministerio wie von dem Hauptprediger Peter Dankwirt sehr gemißbilligt wurde, und schrieb Letzterer, daß der Redner in eines Andern Ernte seine Sichel gebraucht und durch seine Predigt mehr Gelächter als Thränen verursacht habe. Im Jahre 1639

wurde Wendler Pastor in Lunden, wo man ihn gewöhnlich nur Pastor Johannes zu nennen pflegte, unter welchem Namen seiner noch häufig allda gedacht wird.*) Mit seiner Beförderung von Husum nach Lunden hatte es folgende Bewandtniß. Der Kapellan M. Hinrich Fischer, den die Herzogin Augusta während seiner Studien durch Geldmittel unterstützt hatte, und der auf die Empfehlung seiner hohen Gönnerin in Lunden war erwählt worden, hatte etwa ein Jahr dort sein Amt verwaltet, als sein Kollege, der Pastor Petrus Danäus starb. Der Kirchspielvogt und Andere vocirten den Pastor Samuel Rachel zu St. Annen. Dagegen opponirten jedoch andere Eingesessene der Gemeinde, die den Magister H. Fischer zum Pastor verlangten und deßhalb im Jahre 1638 ein fürstliches Mandat behufs der Durchführung ihrer Sache zu erwirken suchten. Da indeß der Kirchspielvogt und dessen Anhänger zum Nachgeben nicht zu bewegen waren, so geriethen die Parteien in eine weitläufige Rechtssache. Mittlerweile starb die Herzogin Augusta, und wurde darauf im Jahre 1639 Wendler vom Herzog Adolph, um allem Hader ein Ende zu machen, zum Pastor in Lunden ernannt. Mit Feuereifer wie mit mächtig ergreifender Beredsamkeit kämpfte Wendler gegen die ungestümen Irren und Wirren seiner Zeit, während er daneben durch ein stilles und fleckenloses Leben seiner Gemeinde als der würdigste Führer vorging. Sehr erfolgreich und tief in viele Verhältnisse seiner Gemeinde einschlagend, war allerdings sein rastloses Wirken, doch mußte er inzwischen auch manchen Pfeil werfen ohne zu treffen, und besonders da, wo der von seinen Zeitgenossen so beharrlich geschützte alte Brauch zu bekämpfen war.

Mit dem damaligen dritten Pfingsttage pflegte die Lundener Schützengilde jährlich ein Vogelschießen zu feiern, bei welchem pompöse Umzüge und allerlei tumultuarische und höchst gemeine Auftritte nicht selten waren. Pastor Johannes, derartige Erscheinungen an solchen Tagen als eine Störung der Gottesverehrung und einen frevelhaften Mißbrauch des Heiligen bezeichnend, bat flehentlich seine Gemeinde um Abstellung dieser Sitte, donnerte Strafpredigten und drohete endlich, da alle Bemühungen fruchtlos blieben, Jehovah werde in gerechtem Zorne ein Zeichen vom Himmel geben und durch seine

---

*) Das in Lebensgröße gemalte Bildniß Wendlers ist erhalten worden bis zu dem im Jahre 1833 erfolgten Brande der Lundener Kirche. Unter demselben las man einige in lateinischer Sprache geschriebene Verse, in deutscher Uebersetzung also lautend:

So sah er aus, Wendlerus; so war er.
Abscheu erfüllte sein Herz vor dem Frevel der Höfe und jeglichem Unrecht.
Eine glückliche Kühnheit machte die Zunge ihm
Zu einer Waffe, dem Volk und dem Fürsten gewichtig.
Ihn beugte nicht Furcht, nicht Hoffnung, auch die Gewalt nicht,
Wie sehr auch gegen ihn sich wandten die Hörner des Neides.
Drum wie du tapfer für strenges Recht hast gesprochen,
So möge dir Gott nicht strenge, so mög' er ein billiger Richter dir sein.

Blitze hindernd und strafend dem Frevel ein Ende machen. Doch das Volk lachte ob solcher Drohung und blieb unbeweglich in seinem Vorhaben.

Ein neues Pfingstfest war wieder da, und die Gilde schickte sich an, den Vogel an seinen Bestimmungsort zu bringen. Eine große Zuschauermenge hatte die Stange, zu deren Spitze der Gilde Kleinod emporsteigen sollte, umringt, als in langem Zuge die lustigen Schützen mit Büchsen bewaffnet und unter Kanonendonner und mit Hörnerschall hinantraten. Der Himmel war heiter und kein Wölkchen schwamm im blauen Aethermeer. Unterdeß lag Pastor Johannes daheim mit emporgestreckten Armen auf den Knieen und flehte, der Himmel möge in den nächsten Stunden den ausgesprochenen Drohungen seines Eiferers ein vollgiltiges Zeugniß ertheilen und durch rasselnde Blitze störend eingreifen in das zügellose Treiben des Volkes. Und siehe, im Angesicht der lasterhaften Menge erhob sich vom Spiegel der nicht fernen Nordsee ein blaues Wölkchen, das allmälig höher stieg. Johannes hatte sich vom Gebet erhoben und das sorgenvolle Haupt an's Fenster gelehnt. Fester war sein Glaube an den Schutz der göttlichen Macht, als der Fels, den kaum der Hammer zerschlägt. Mit freudiger Ahnung erblickte er das winzige Wölkchen, das ihm galt als die ersehnte Botschaft des Himmels, als ein Baldachin, der seinen Genius trug. Noch war nicht der erste Schuß gethan und wider Erwarten verbreitete das Anschauen der Wolke ein leises Zweifeln und Grauen unter den Haufen des Volkes. Und siehe da, plötzlich fuhr ein Blitzstrahl hernieder, und die Vogelstange krachte in zahllosen Splittern auseinander. Entsetzt und beschämt schlich die Menge von dannen, und des so herrlich gekrönten Pfarrers bis dahin von Betrübniß und Sorge erfülltes Herz war voll Dank und Freude. Oft noch feierte seitdem die Lundener Schützengilde ihr Jahresfest, doch niemals mehr an den allein dem Herrn geweihten Tagen.

Auch gegen die gewöhnlich mit mancherlei scandalösem und unsittlichem Treiben vereinten Tanzbelustigungen hatte Pastor Johannes nicht selten geeifert, doch gleichwohl nur zu häufig tauben Ohren gepredigt. Ein neuer, den entehrendsten Orgien geweihter Festtag trat vor die Thüre, allein der mit Eifer gewappnete Diener der Kirche konnte denselben keineswegs schweigend nahen sehen. Wiederum schwang er die Geißel an heiliger Stätte und rief endlich in seinem Eifer: „Es müssen die Balken brechen und einstürzen, und die Frevler zermalmen, die in frechem Uebermuthe trotzen dem Hüter Israels!" Allein die versteinerten Herzen waren nicht zu erweichen und vernahmen eben so gleichgiltig und unerschrocken die drohende Donnerstimme, wie vordem gefühllos das eindringliche Bitten und Flehen des frommen Hirten.

Der von Vielen ersehnte Freudenrausch sollte beginnen und Bachus hieß die Glücklichen nahen. Die Festklänge erschollen und bald rauschte,

gleich den vom Sturm in ihrem Bette gewälzten Wogen des Stromes, durch das Gedränge die wildeste Lust. Unerwartet trat jetzt auch der Pastor Johannes ein, der an einem etwas entlegenen Plätzchen sich niederließ und mit gleich ernsten und trüben Blicken das wilde Treiben der Unerweichlichen eine Weile beobachtete. Bald hatte sich durch das Haus die Kunde von dem Erscheinen des an diesem Orte so seltenen Gastes verbreitet, und einige der Trotzigsten, vom Weine bereits erhitzt, traten zu ihm, um in Spöttereien ihren Muthwillen über ihn ergehen zu lassen. Der starke Glaubensheld blieb jedoch fest und unerschüttert gleich der ehernen Säule, an der beim Anprallen jeder Pfeil wirkungslos stumpfen muß. Johannes wandte inzwischen oft den Blick zu einem Balken empor, worauf ihn Einzelne, des im Gotteshause vernommenen Wortes eingedenk, um die Ursache jenes Anschauens befragten. „Ich harre des Augenblickes," erwiderte Pastor Johannes, „wo das schwere Holz brechen und einstürzen wird." Während diese Antwort bei Vielen abermaliges Hohnlachen hervorrief, ließen die noch etwas weniger entarteten Gemüther durch die mit großer Festigkeit und Glaubenszuversicht wiederholte Drohung sich wankend machen und schickten sich, vielleicht auch des endlosen Gespöttes müde geworden, zum Heimgange an. Auch Johannes entfernte sich. Und siehe, nicht lange, da krachte das Gebälk und, niederstürzend, erschlug es was eben unter demselben weilte. Jammergeschrei und allgemeine Bestürzung unter den nicht Betroffenen verbreitete dieses Ereigniß, und der ganze Wonnerausch des ersehnten Freudentages hielt plötzlich an, wie der Gang des Stromes, der an Mauern und Felsen sich bricht.

In Lunden lebte in jener Zeit ein roher Wüstling, der in sehr unzweideutiger Weise dem Pastor Johannes als der boshafteste Sabbatsverächter sich kund gegeben und jedes an ihn gerichtete Wort der Liebe und des Ernstes gleich frech und trotzig zurückwies. Fortwährend war derselbe bemüht, auf jede ersinnliche Weise seinem Uebermuthe Luft zu machen, bis er sogar endlich während der Sabbatsfeier, auch dem eifernden Priester zum Trotze, die dem Gotteshause zunächst belegenen Straßen des Ortes entlang auf einem Pferde tobend und Aufsehen erregend zu galoppiren pflegte. Johannes warnte und strafte in der ihm eigenthümlichen höchst eindringlichen Weise, allein vergebens. An einem Feiertage, da wiederum die andächtigen Beter im Hause des Herrn versammelt waren, hatte abermals der Unhold sein geräuschvolles und feststörendes Treiben begonnen, doch plötzlich stürzt das Roß und der Unsinnige wird dermaßen daniedergeworfen, daß er schwerverletzt mußte heimgetragen werden und nach kurzer Zeit seinen Geist aufgab. Ein glatter Stein wurde nach damaliger Sitte auf sein Grab gelegt. Johannes, den jedes Sittenverderbniß, wo und wie es sich zeigen mochte, betrübte und der überall unablässig bemüht war, die Verirrten auf bessere Wege hinzu-

leiten, hatte kein ihm zu Gebote stehendes Mittel unversucht gelassen, um den Verstockten zur Umkehr zu bewegen, wie er auch nach dem Tode desselben nicht abließ, für die vielleicht unbußfertig heimgegangene Seele zu beten. Da man den dem Tode nahen Unglücklichen erst bei völliger Bewußtlosigkeit betroffen, so hatte der theilnehmende Pfarrer über den Seelenzustand desselben in seinen letzten Lebensaugenblicken wenig erfahren können. Oft betrat der Pastor Johannes Abends das um die Kirche liegende Feld der Verwesung, wo der Engel der Sterblichkeit unablässig seine Saaten streuet, und weilte dann nicht selten auch an dem Grabe des so plötzlich abgerufenen Sabbathverächters, bekümmert, ob wohl die Seele desselben von dem Richter der Todten in Gnaden sei angenommen worden. Und siehe, auf dem Steine wucherte schon Moos. Die verschiedenartigen Formen desselben erregten ganz die Aufmerksamkeit des Pfarrers, bis er endlich diese gar für Zeichen einer geheimnißvollen Schrift zu halten sich versucht fühlte, die er nicht zu enträthseln vermochte. Als eines Abends Johannes wieder die immer mehr ihn anziehende Grabstätte betreten hatte und allda forschend weilte, trat ein Unbekannter zu ihm, den er sogleich auf die vermeintlichen Schriftzüge hinwies. Der Fremde blickte auf den Stein und las:

„Zwischen Pferd und Erd'
Hat der Sünder sich bekehrt."

Seitdem aber wurde derselbe nicht wieder dort gesehen.

Auch die äußern Rechte der Kirche fanden in dem Pastor Johannes einen eben so eifrigen als mächtigen Vertheidiger, wie dieß sehr entschieden auch hervorgeht aus einer zunächst von ihm gegen den Landesbevollmächtigten Johann Fehring zu Wesselburen und dessen Consorten geführten Rechtssache. Fehring, der seiner Bosheit und Parteisucht wegen gehaßt, aber auch seiner List und Beredsamkeit wegen nicht weniger gefürchtet wurde, war bemüht die Lundener Kirche um ein Kapital von 3800 Gulden, ein enormes in damaliger Zeit, zu beeinträchtigen. In den zunächst zwischen ihm und Wendler hervorgerufenen Rechtshandel ist jedoch im Laufe der Verhandlung eine Landessache, wie es heißt, hineingesponnen worden. Vom 20. März des Jahres 1642 bis zur Beendigung des Streites las Wendler ein auf denselben bezügliches Gebet, und zwar unter Genehmigung des Herzogs Friedrich, öffentlich von der Kanzel. Wiederholt standen die Parteien vor dem damals in Lunden befindlichen Norderdithmarschen Untergerichte einander gegenüber, und die Angelegenheit machte sowohl ihrer damaligen Wichtigkeit, wie zugleich der hervorragenden Begabtheit der Kämpfer wegen das größte Aufsehen. Das Gericht hatte zur ersten Verhandlung des Prozesses sich versammelt, und die vor dem Gerichtssaale eingetroffenen Parteien harrten des Winks zum Eintritte. Bald öffnete sich zwar die Thüre, doch Fehring allein wurde gerufen. Pastor Johannes, der, bei all seinem Vertrauen auf den

Sieg des Rechts, menschlichen Richtern gegenüber die große Klugheit und Redegewandtheit seines Gegners fürchtete, wurde durch diese seiner Ansicht nach dem Gerichte nicht beikommende und ihn selber verletzende Vorladung des Gegners dermaßen erregt, daß er in der heftigsten Zorneswallung vor dem Gerichtshause auf- und abwandelte, wobei er, der Sage nach, seine Fußspuren in die Steine drückte. Noch heutigen Tages zeigt man in Lunden einen Stein, der vor Jahrhunderten soll nachgegeben haben der Wucht der Tritte jenes gottesfürchtigen Eiferers.

Endlich wurde auch Wendler citirt. Ihm gegenüber stand Fehring, dessen Antlitz glühte gleich der Flamme des Ofens, und auf dessen Zunge die noch gehemmte Rede schwoll wie der Strom vor dem Damm, der mit jeder Minute zu brechen droht. Erwartungsvolles Schweigen herrschte im Saale, bis der Vorsitzende des Gerichts mit einer Anrede an die Parteien diesen die Schranken öffnete. Fehring wies mit glänzender Beredsamkeit die gegen ihn vorgebrachten Anklagen zurück und der Sieg des Tages neigte demselben sich zu. Im festen Vertrauen auf den gerechten und wandellosen Beschützer der Kirche und den endlichen und unausbleiblichen Sieg des Rechts wandte sich Johannes abermals an das Gericht. Die Kanzel wankte fast, wenn er inzwischen von der Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit weltlicher Richter redete, und es mochte seinen Hörern mitunter sein, als ob selbst der Himmel erbebte, wenn der Diener desselben an heiliger Stätte mit Eliaseifer den Schirm der Unschuld und des Rechts herabbeschwor. Die Stunde der Entscheidung nahte abermals. Ein großer Volkshaufen war um die Thüren und Fenster des Gerichtshauses versammelt und Alles harrte erwartungsvoll des Ausganges. Unterdeß wandelte Wendler noch in den schattigen Laubgängen seines Gartens. Seine Wangen waren bleich und die Augen wurden bald trübe, bald hell, denn hinter dem Spiegel derselben hatten Furcht und Hoffnung zu kämpfen begonnen. Plötzlich stand er, den Blick nach Oben gerichtet und die Arme emporgestreckt zum Gebete. Und siehe, aus einer leichten Wolke, die über ihm zu weilen schien, schwebte, der Sage nach, eine schneeweiße Taube hernieder, die im Schnabel ein Blättchen trug, das sie leise zu den Füßen des frommen Pfarrers niederfallen ließ. Ein leichtes Roth überfloß beim Anblick desselben sein Antlitz. Verwundert schaute er eine Weile der Heimkehr des stummen Himmelsboten nach, worauf er mit zitternder Hand das noch vor ihm liegende Blättchen emporanahm, auf welchem mit klarer Schrift geschrieben stand, daß Fehring einen Goldring an seiner rechten Hand trage, der demselben vom Finger zu nehmen sei, sobald sie wieder mit einander vor dem Gerichte würden stehen. Kaum hatte Wendler diese Botschaft vernommen, als unvermerkt aus seiner Hand das Blatt verschwunden und nirgends mehr zu sehen war. Voll Dank und Rührung sank der Pfarrer auf seine Kniee; eine helle Thräne

hing an seinem Auge, und mit lauter Stimme pries er die Hilfe des Herrn, auf die unverwandt seine ganze Hoffnung gerichtet war.

Darauf erhob er sich und eilte fort nach dem Gerichtshause. Die Menge wich ehrerbietig vor seinem Nahen, und bald trat er mit seinem Gegner vor die Richter. Wendlers Auge blitzte auf Fehrings Hand, an der er sogleich den goldenen Zauberreif gewahrte. Er ging auf diesen zu und faßte seine Rechte, um den Ring vom Finger zu ziehen; doch Fehring weigerte sich deß, bis der Pfarrer endlich — auf welche Weise weiß man nicht — ihn zum Nachgeben bewog. Aber welch ein Dämon in dem genannten Kleinod ruhen mußte, war bald ersichtlich; denn der sonst so beredte und listige Kämpfer stand von jetzt an meistens stumm und verwirrt seinem Ankläger gegenüber.*)

So weit die Sage. Die ganze Streitsache wurde völlig erledigt durch das am 3. Juni zu Gottorp gesprochene Endurtheil, welches Fehring als schuldig bezeichnete und dem Pfarrer die muthvolle Ausdauer mit dem herrlichsten Erfolge lohnte. Nachdem der verworfene Fehring kurz nachher in einer Nacht verbrecherischerweise Weise den Westtheil des Fleckens Heide niedergebrannt und damit offen als Landesfeind sich kundgegeben hatte, entfloh derselbe nach Büsum, um von da auf jenseitiges Gebiet sich hinüberführen zu lassen. In der Nähe des genannten Ortes weidete, der Sage nach, unfern des Weges eine Heerde Schafe. Durch diese scheu geworden, rannten Fehrings Pferde unaufhaltsam mit ihm davon und über das Gestade des Meeres hinweg zu den brausenden Fluthen der Nordsee hinab, in denen der Bösewicht seinen Tod fand. Auf dieses Ereigniß bezieht sich der noch nicht in Vergessenheit gekommene Volksreim:

„De Lundener Paag und de Büsumer Schaag,
De broch'n Johann Fehring in'n langen Schlaag."

Am Johannistage des Jahres 1642 wurde zu Lunden in Folge der endlichen Niederlage Fehrings unter der Theilnahme einer aus dem dortigen Kirchspiele wie dem ganzen Lande zusammengeströmten Volksmenge ein öffentliches Dank- und Jubelfest gefeiert. Der Herzog Friedrich erwies von da an dem Wendler alle mögliche Gnade und schenkte ihm, als Fehrings sämmtliche Güter confiszirt wurden, den besten und größten Ochsen für seine Küche, wie die Lundener Gemeinde und die Landschaft Norderdithmarschen ihre Erkenntlichkeit durch eine sehr ansehnliche Geldsumme ihm bezeigten. Als im Jahre 1643 das Gerücht sich verbreitete, daß der Herzog entschlossen sei, die Fehring'schen Güter zu frommen Stiftungen zu verwenden, reiste

*) Nach einer andern Relation der Sage wurde dem Wendler die durch die Taube vermittelte Offenbarung durch einen Traum zugeführt, und von dem Augenblicke an, wo man dem Fehring den Ring von der Hand genommen, war dessen Rechtfertigungsschrift plötzlich eine ganz andere, aller Kraft einer rechtskräftigen Vertheidigung ermangelnde.

Wendler sogleich nach Schleswig und erbat aus dem vorhandenen Complex für die Lundener Kirche einen im dortigen Kirchspiel belegenen Hof Landes. Die Bitte wurde gewährt und eine eigene Donationsakte ihm ausgestellt, in welcher die Größe des Hofes zu 37 Morgen, 17 Scheffel, 19 Ruthen, 0 Fuß, $3^{17}/_{600}$ Daumen angegeben wurde, der bis zum heutigen Tage im Besitz der genannten Kirche verblieben ist, und dessen jährliche Intraden zum Besten derselben verwendet werden.

Verbannte Geister.

In Lehe bei Lunden wohnte in alter Zeit ein Mann Namens Vogt, dessen Haushälterin, Antje, man gewöhnlich Vogts Antje zu nennen pflegte. Diese war über alle Maßen geizig und ließ nur in höchst seltenen Fällen sich bewegen, einem Dürftigen auch die kleinste Gabe zu verabreichen. Bat ein Vorübergehender oder eine arme Nachbarin auch nur um einen Trunk Milch, dann erwiederte die Hartherzige: „Die ist für mein Schwein." Die mitleidigere Magd, die von der Erfolglosigkeit ihrer Fürbitte ohne Zweifel oft genug war überzeugt worden, spendete zuweilen, goß jedoch die Milch, um der Herrin ihre Mildthätigkeit zu verbergen, in die durch die Küchenwand führende Röhre des sogenannten Handsteins, welche alsdann mittelst einer Schüssel draußen von den Bittenden aufgefangen wurde. Vogts Antje starb, doch für ihre Seele war im Tode nicht Ruhe. Oft erschien sie in ihrem ehemaligen Hause und erschreckte die Bewohner desselben. Ihr gewöhnlicher Gang war zum Schweinekoven, und das Schwein, welches fast unaufhörlich und selbst vor dem vollen Trog zu schreien und zu lärmen pflegte, war stille, sobald sie nahte. Nach vielen schreckenvollen Nächten wendete man sich an einen Prediger mit der Bitte, die Gefürchtete auf immer hinwegzubannen. Nachdem der Geistliche die nächtliche Erscheinung durch fromme Sprüche zum Weichen gebracht, trieb er sie einen dem Eiderstrom zuführenden Deichpfad entlang, einer neben diesem befindlichen Wassergrube zu. Als jedoch hier die Ruhelose die Absicht ihres Verfolgers erkannte, wurde aus dem Widerstreben derselben bald ein Kampf, dem sie jedoch endlich erlag, worauf sie in das Wasser hinabsank. Im letzten Augenblick wurde ihr indeß die Bitte noch gewährt, daß sie alljährlich einen Hahnentritt gewinnen möge. Später soll Antje bei nächtlicher Weile die Vorübergehenden nicht selten erschreckt haben. So oft sie aber auch ihrem ehemaligen Hause zu einen Hahnentritt mag gewonnen haben, so ist doch heutigen Tages von ihrem Sein und Treiben weiter keine Spur als diese Sage.

In dem an der Nord- und Westseite von der Eider eingeschlossenen Lundener Kooge finden bis jetzt sich zwei Bauerhöfe. Den nördlichen derselben bewohnte in alter Zeit eine Frau, welche in lasterhafter Verstocktheit beharrlich den Weg des Verderbens dahinwandelte. Ob spät, kam endlich

doch das letzte Stündlein und öffnete der Unbußfertigen die Pforten der Ewigkeit; doch die Ruhe der Todten Gottes vermochte die durch marternde Erinnerungen hin- und hergeworfene Seele dort nicht zu finden; denn in der Mitternacht schaurigen Stunden, wo die Sterne des Himmels und mit diesen, nach altem Glauben, die ruhelosen Geister zu wandeln pflegen, begann bald die Abgeschiedene auf dem Hofe wieder zu erscheinen, wie wenn sie die Ruhe der dort schlummernden Müden zu stören sich nicht zu enthalten vermöchte. Mit fortwährendem Getöse und Gepolter durchschritt sie alsdann nach einander fast alle Räume des Hauses und erregte Entsetzen und Schrecken unter den Bewohnern desselben. Nach einigem Zögern wurde ein Prediger gerufen, um die so häufig aus dem Grabe wiederkehrende Verstorbene auf immer zu vertreiben. Dieser kam und erwartete die Stunde, in welcher die Erscheinung nach gewohnter Weise ihren Rundgang zu beginnen pflegte. Das von den Bewohnern des Hauses bereits so oft vernommene Getöse verkündete in der Stille der Nacht endlich das Nahen der Erwarteten, und gewappnet mit der Macht des Glaubens trat der Wächter vom Hause des Herrn derselben herzhaft entgegen. Die Frau, aus dem Munde des Geistlichen die Kunde von dem über sie verhängten Banne vernehmend, erinnerte denselben an die ehemals von ihm selber begangenen Fehltritte und wies namentlich darauf hin, daß er in seiner Jugend Jemanden ein Waizenbrod entwendet habe, worauf der Prediger erwiederte, daß dieser Fehltritt aus kindlichem Unverstand hervorgegangen. „Aber du bist auch durch ein Kornfeld geschritten," fuhr die Erscheinung fort, „und hast allda Aehren abgerissen," worauf der Beschuldigte versetzte, daß er dieß unvermerkt mit seinen Schuhschnallen gethan. Als nunmehr der Gottesbote die Sünderin forttreiben wollte und für diese keine Gnade sich erbitten ließ, begehrte sie, auf dem an der Kette auf dem Hofe liegenden großen Hunde reitend von dannen geführt zu werden. Dieser Wunsch wurde gewährt. Ein Knecht löste das Thier und führte es, unter der Last seiner ehemaligen Herrin dahingehend, in Begleitung des Geistlichen über Feld einem der Eider nahe liegenden Teiche zu. An den Ufern desselben ließ der Knecht auf Befehl die Kette aus der Hand und der Hund sammt der Gebannten fuhren in die Tiefe hinab und wurden von da an nicht wieder gesehen.

Die Nacht in den Bergen.

Von Herrmann Geiger.

Die Sonne sank — ich steh' an deiner Pforte,
Du Alpentempel reich an Marmorhallen,
Und hör' es laut aus deinem Innern schallen,
Als tönten fort in dir die Schöpfungsworte.

Die dumpfen Donner, die von Hort zu Horte
An tausend Wänden mächtig wiederhallen,
Lawinen, Bäche, die zur Tiefe fallen —
Das sind des heil'gen Palmensangs Akkorde.

Und oben deckt die Nacht den Dom — dort glimmen
Am hohen Altar Myriaden Kerzen,
Die rings des Mondes „ewig' Licht" umstieben.

Ihr Lichter all' und all' ihr heil'gen Stimmen,
Ihr ruft so laut herab zum Menschenherzen:
„O kehret heim zum Glauben — Hoffen — Lieben!"

Des Glaubens Boden.

Erzählung aus den Papieren eines Seelsorgers, von Dr. Joh. Em. Veith.

I.

„Gar oft geschieht es, daß wir nicht wissen, was wir vermögen; aber die Prüfung bringt zum Vorschein, was wir sind." Diese Worte eines großen Meisters sind mir heute wieder einmal recht klar geworden. Die Ueberraschung des Augenblicks, wie wenig fand sie mich vorbereitet! Auf den stillen Wegen der Seelsorge, unter den Armen und Kleinen, in deren Gemüth kein Zweifel den Eingang findet, ist es, wenn schon mühsam, doch anmuthig zu wandeln; aber selbst auf diesen Gängen wird man zuweilen von eisigen Lüften angeweht, an welchen ein kränklicher Geist sich gar leicht erkältet.

Ich suchte einen Arbeiter heim, der auf keinen irdischen Taglohn mehr rechnen konnte, und dem ich die Heilsmittel der Kirche schon früher gebracht. Mehr als einmal hatte ich hier die Großmuth und Güte eines angesehenen Arztes preisen gehört, der, sowie manchem andern dürftigen Kranken, auch diesem seine Sorgfalt widmete, und den die Familie als ihren großen Wohlthäter ehrte. Frau Ludmilla meinte, sie könnte ihn schier für einen Heiligen halten, wenn nicht der Umstand ihr einiges Bedenken machte, daß er ihrem

Hausaltar mit den vielen auf Glas gemalten Bildern keine Aufmerksamkeit schenke; die Kinder erzählten von ihm mit leuchtenden Augen. Wie groß war mein Verlangen, den edlen Mann persönlich kennen zu lernen! Als ich dießmal in das niedrige Haus eintrat, sah ich seinen Wagen vor der Thüre halten; mein Wunsch war erfüllt, er saß beim Lager des Kranken. Ich sprach eine kurze Zeit mit der Mutter und den Kindern; der Arzt schien meiner Anwesenheit nicht zu achten. Um so öfter konnte ich, wie verstohlen, den Mann in's Auge fassen, der mir, wohl schon von lange her, genau bekannt schien. Endlich als er, um Abschied zu nehmen, sich erhob, wandte er wie zufällig seinen vollen Blick auch auf mich. Ich schrie auf, ich breitete meine Arme ihm entgegen. „Blahomir," rief ich, „sind Sie es oder träume ich nur?" Lange konnte ich ihn nicht ansehen; sein gleichgiltig frostiger, ja verächtlicher Blick beschämte mich oder schien mir wenigstens zu sagen: Du bist im Irrthum, Menschenkind; eine Aehnlichkeit hat dich getäuscht; im Uebrigen mag ich mit Deinesgleichen nichts gemein haben; für mich bist du so viel als nicht da. In der That ward ich an meinem Urtheile irre; auch hatte der Fremde ein viel zu gealtertes Aussehen, um der zu sein, für den ich ihn gehalten. Gab ihm jedoch meine Anrede ein Recht, mir so wegwerfend zu begegnen? Noch wechselte er mit Mutter und Kindern einige freundliche Worte und ging, ohne sich weiter um mich zu kümmern; und dieß Benehmen verstimmte mich dermaßen, daß ich kaum die rechte Weise fand, um den Kranken, der täglich dem Tode entgegen harrte, zu erbauen und zu trösten.

Die gute Frau Ludmilla mußte das Alles scharf genug bemerkt haben. „Bester Herr Ivo," sagte sie zu mir, „es gibt zweierlei Religionen in der Christenheit, eine für uns gemeine und dumme Leute, die andere für die feinen Gelehrten oder Vornehmen, die etwas Apartes haben. Ich meinerseits halte die unsere für besser und möchte um keinen Preis in der Welt tauschen. Aber was den Doktor anbelangt, so meine ich, daß sein Glaube wohl eine nachhaltige Kur nöthig hätte; es ist mir jedoch nicht bange darum, denn Zeit und Weile sind ungleich, und wo so viel Barmherzigkeit und gute Werke vorhanden, da wird die Gnade Gottes auch nicht fern bleiben." „Ja wohl," erwiderte ich; „aber —" und weiter sagte ich nichts, denn dieß Aber mahnte mich, daß mein Selbstgefühl gekränkt und mein Herz erbittert war. Die Beleidigung konnte oder mußte ich verzeihen; was ich mir erlauben durfte, war der Versuch, über die Person des vermeintlichen ehemaligen Freundes in's Reine zu kommen. Ludmilla hatte versprochen, von seinem nächsten Besuche mir gleich Nachricht zu senden, und dieß fand sich bald. Wie im Vorbeigehen und gelegentlich trat ich in die Krankenstube, wo mir von Seiten des Arztes die nämliche Begegnung zu Theil ward. Allein je genauer ich mir den Mann betrachtete und seiner Stimme horchte, desto mehr ward ich

meiner Sache gewiß; und so brachte ich es endlich über mich, ihn anzureden. „Herr,“ sprach ich, ihn fest anschauend, „Sie sind dennoch Vlahomir!“ — „Ich brauche es nicht zu leugnen,“ erwiderte er; „allein was folgt daraus?“ — „Wenn Sie es sind, so müssen Sie mich kennen!“ — „Warum nicht? Jedenfalls sind Sie ein Priester, und mit dieser Kaste habe ich nichts zu thun. Adieu.“ Hiemit ging er und überließ mir die unangenehme Aufgabe, wie versteinert stehen zu bleiben und ihm nachzuschauen.

Wie arm und kraftlos fühlt sich der Mensch mit seinen besten Absichten, mit seiner innigsten Ueberzeugung einem starren und unzugänglichen Gemüthe gegenüber! Selbst die Kinder machten große Augen und auch ihre Mutter seufzte über dieß Benehmen. Sie meinte in ihrer Einfalt: wenn schon die verschiedenen Stände mit Kisten und Kasten verglichen würden, so sei ihr die Schublade, in welcher die Priester sich befinden, doch immer heilig und hochverehrt. Zeit und Weile sind ungleich, und so müsse man bald in der einen, bald in der andern, bald auch in beiden Hilfe suchen; aber jedenfalls bleibe wahr, was geschrieben steht: der Leib ist mehr als die Speise und die Seele ist mehr als der Leib.

Die wackere Frau ging aber noch weiter; sie hatte sich's in den Kopf gesetzt, den Arzt auf andere Gedanken zu bringen. Dazu kam es ihr ganz gelegen, daß wenig Tage nachher, wie sie von erster Hand, von einer Hand, welcher die Zügel anvertraut waren, nämlich vom Kutscher, es in Erfahrung gebracht, sein Geburtstag eintrat. Sie ließ das älteste Mädchen zur Krankenpflege daheim, putzte die andern Kinder auf's beste heraus und zog mit ihnen in aller Frühe drei Viertelstunden weit in das Haus des Arztes. Die Kinder durften ihren Spruch aufsagen, dann nahm Frau Ludmilla das Wort. „Gnädiger Herr,“ sagte sie, „mir ist so leid um den hochwürdigen Herrn Ivo, der für meines Mannes unsterbliche arme Seele sorgt, wie Sie für seinen elendiglichen sterblichen Leib. Das wäre auch ein Patient, dem Sie wehe gethan haben und dem Sie helfen könnten, wenn Sie ihn nicht so despektirlich behandelten.“ Der Doktor lächelte ein wenig und zwar — nach Ludmilla's Bericht — ungefähr so, wie ein Sonnenblick, der im Winter durch die gefrornen Fenster schielt; dann sprach er: „Dieß Kapitel lassen wir auf sich beruhen.“ — „O ich weiß wohl,“ entgegnete Ludmilla, „daß die heiligen Evangelien in verschiedene Kapitel eingetheilt sind; allein gar viele darunter lehren von der Gottes- und Nächstenliebe, und daß alle Menschen als Brüder sich betrachten sollen.“ — „Gewiß,“ sagte der Doktor; „aber wer am wenigsten von diesen hohen Lehren der Humanität begreift, das sind eben die Priester. Aber ich will dich in deinem Glauben nicht irre machen.“ — „Hat keine Noth,“ erwiderte Ludmilla; „gegen meinen Glauben werden Sie mit allen Ihren Rezepten nichts ausrichten. Aber mit dem Herrn Ivo sollten Sie doch eine Ausnahme machen. Einmal ist er ein Mann von aufrichtigem Herzen

und für's andere: wer weiß, ob es Ihnen nicht selber gut ist. Zeit und Weile sind ungleich."

„Mehr als das," so setzte Ludmilla ihren Bericht fort, „traute ich mir nicht zu reden, denn der Doktor ward ungeduldig und rief: Genug! Aber wir Frauen müssen nun einmal, außer im Kyrie eleison, das letzte Wort haben. Ich blieb in der Thüre stehen; ich fragte kleinlaut: So darf ich ihm gar nichts Freundliches melden? Nun, was er darauf erwiderte! Er war wie außer sich und sein Blick war schrecklich; so erzürnt und verstört habe ich ihn nie gesehen!" — „Aber was erwiderte er denn eigentlich?" — „Der arme Mann! „„Ich hatte einst einen Freund,"" rief er, „„der mein Vertrauen betrogen, der mich unselig gemacht, der mir Alles geraubt hat, was mein Lebensglück ausmachte. Jede Erinnerung an ihn empört mich; und dieser Priester, dieser Ivo — ist jenes Menschen leiblicher Bruder!"" Ich erschrack über die Rede, und dießmal vergaß ich auf's letzte Wort. Zeit und Weile sind ungleich, dachte ich bei mir, nahm meine Kinder und begab mich auf den Heimweg."

II.

Der arme Kranke hatte seinen Leidensweg vollendet, und die Wittwe suchte ihr Hauswesen fortzuführen, so gut es gehen wollte. Wenn Sorgen sie drückten, wenn die Kinder übellaunig waren, wenn es bald an Holz, bald an Mehl oder sonst etwas mangelte, hielt sie tapfer an ihr Trostwort: Zeit und Weile sind ungleich, aber Gott der Herr ist immer derselbe. Ihr Wohlthäter, der Arzt, vergaß ihrer nicht; er sendete ihr mancherlei Hausbedarf, und was ihr noch lieber war, er gab ihr Arbeit; was ihr jedoch, wie sie versicherte, das liebste gewesen wäre, das wollte sich nicht fügen. Sie wagte nicht mehr, meiner Person zu erwähnen, und noch weniger schien es ihr rathsam, ihrem Bekehrungseifer freien Lauf zu lassen. „Dagegen beten wir für ihn jeden Abend und Morgen, und es sollte mich Wunder nehmen, wenn das Gebet meiner Kinder nicht erhört würde. Neulich vor Tagesanbruch wacht meine Große, die Marianka, auf, sieht mich bei der Lampe sitzen und nähen. „„Mutter,"" sagte sie, „„Abends, während wir einschlafen, sitzest du da bis in die späte Nacht, und in aller Frühe sitzest du noch immer und arbeitest für uns und schläfst gar nie, und wir dummen Kinder können nicht wach bleiben und dir helfen."" Und husch war sie wieder eingeschlafen Nun, wer sollte es ihnen nicht gönnen?"

So vergingen Wochen und Monate, ohne daß, wenigstens in diesem Kreise, Zeit und Weile sonderlich ungleich wurden. Allein Ludmilla's Wahlspruch mußte endlich doch wieder das Feld behaupten. Als sie des Morgens mit ihrem Einkaufskorbe ausging, erblickte sie eine dürftig, doch reinlich gekleidete bleiche Fremde, die, ein junges Mädchen an der Hand führend, mit

schwankendem Schritte ihr entgegenkam, und die Lippen bewegte, ohne zu reden. „Wo fehlt's?" fragte Ludmilla. „Ach, eigentlich an Allem. Ich wollte mir eben ein Herz nehmen und Sie anreden, ob Sie mir keine Wohnung wissen. Die bisherige wurde mir aufgekündigt; mein kleiner Koffer ist noch in fremden Händen. Ich habe durch Weißnähen mir fortzuhelfen gesucht, aber ein längeres Kranksein brachte mich um Arbeit und Verdienst. Ich war einst etwas Besseres gewohnt." — „Das merkt man wohl," erwiderte Ludmilla; „aber Zeit und Weile sind ungleich." Dabei ließ sie es jedoch nicht bewenden, denn es war ihre Sache nicht, sich lange zu besinnen. Bald nachher klopfte sie an meine Thüre. „Schon wieder etwas angerichtet, Herr Ivo." — „Was denn, Frau Ludmilla?" — „Ich habe an die Frage gedacht: „„Wer ist denn mein Nächster?"" Nun, wer denn? Der erste beste, der mir auf den Fuß tritt? Nein, den mir der liebe Gott recommandirt und quer in den Weg schickt. Da ist denn eine feine, zarte, blasse Frau bei mir im Hause, der ich nichts Böses nachsagen kann, weil Niemand sie kennt, und mit ihr ein schmuckes, gar junges Mägdlein, blond und goldhaarig wie ein Engel: denn die werden alle so gemalt, wiewohl es auch brünette geben kann, wer weiß das? Meine Kinder sind brünett, und eben nicht die schlimmsten. Aber damit ich auch wieder zu Sache komme: da habe ich die Geschichte auf dem Halse. Ist mein Quartier so groß oder habe ich es umsonst? Der heilige Erzengel Michael wird es wissen und der heilige Georg, denen man die Ehre angethan hat, sie dem Termin vorzusetzen. Nun, da müssen sie auch ein wenig rathen und mithelfen, bester Herr Ivo." Ich überzeugte mich bald, daß die Wackere wohl gethan, da sie dem Zug ihres Herzens folgte, und als ich bei mir die vielgequälten gutwilligen Leute musterte, bei deren Thüre ich zu Gunsten der Fremden und ihres auszulösenden Koffers anklopfen könnte, fiel mir der Arzt, oder wie ich ihn lieber nannte, Blahomir ein. Gerathener schien es zwar, Ludmilla hingehen zu lassen; allein ich wollte diesen Anlaß zu einem letzten Versuche der Annäherung benützen. Ich setzte ihn von meiner Bitte schriftlich in Kenntniß; am nächsten Morgen trat ich in sein Vorzimmer und ließ mich melden. Der Diener kam sehr bald zurück, brachte mir unter Siegel eine nicht geringe milde Gabe für die Hilfsbedürftige; im Uebrigen richtete er mir aus, sein Herr sei seit einigen Tagen unwohl und könne Niemanden vorlassen. Von einem höflichen Leidwesen oder Bedauern war nicht die Rede. Dieser Trost war mir also genommen. Aber auch die arme Ludmilla sollte eines Trostes entbehren und in der Schule der Charitas eine Stufe weiter gehen; sie mußte auf die Befriedigung ihrer Neugierde verzichten.

Johanna, so hieß die Fremde, war mit ihrer engen Dachkammer sehr zufrieden, zeigte sich stets gelassen, sanftmüthig und freundlich; sie nahm sich der Kinder an, denen sie allerhand schöne Kenntnisse und Fertigkeiten bei-

brachte, und die Kinder hatten an ihr und der neuen Gespielin, die sich Marietta nannte, eine herzliche Freude. Doch über ihre Lebensgeschicke verlor sie kein Wort. Inzwischen nahm Ludmilla ihre Phantasie zu Hilfe, und da fand sie es bald heraus. „Betrachtet ihre feinen Hände, Kinder, und ihre schönen Manieren. Jedenfalls ist die stille Frau so etwas, was die Leute eine Aristokratin nennen, und mindestens eine Gräfin. Vielleicht haben die Sensen- und Dreschflegelmänner ihr Schloß angezündet und sie vertrieben; jedoch wenn's gut geht, denn Zeit und Weile sind ungleich, wird das prächtige Schloß wieder neu aufgebaut; dann, Kinder merkt es euch, werdet ihr alle hineinziehen und ganz neue schöne Zeiten erleben! Aber um deßwillen sollt ihr euch nicht freundlich erweisen; das wäre schmutzig, pfui doch! — sondern thut ihr Alles zu Liebe, rein weil es Gott so will. Habt ihr deßwegen weniger zu essen, seit das Kind mit dem aparten Namen euch die Kartoffeln schälen hilft? Aber Mariette oder Marianka, das geht am Ende auf Eines hinaus." Doch außerdem, daß Ludmilla auf die vielen Anfragen der Nachbarinnen, Arbeitgeberinnen und Gehilfinnen keine Auskunft zu geben wußte, hatte sie noch ein anderes Leid. Ihre neue Hausgenossin wollte sich auf Unterredungen religiöser Art nicht einlassen. An der Frömmigkeit ihres Wandels wußte selbst Ludmilla, die in solchen Dingen etwas streng urtheilte, nichts auszusetzen, wohl aber an ihrer Schweigsamkeit und Zurückhaltung. Sie suchte sich dieß aus den gelegentlichen Aussagen der Marietta zu erklären, die sich erinnern konnte, daß sie mit ihrer Mutter durch vieler Herren Länder gereist und in schönen Kutschen herumgefahren, wobei dann Ludmilla bemerkte, daß dergleichen bei einer Gräfin Kind oder Comtesse etwas Gewöhnliches sei. Um so mehr freute sie sich, als sie sah, daß der Kleinen die Kartoffeln trefflich schmeckten. Aber während Marietta zur rosigen Fülle der Gesundheit erblühte, erkrankte ihre Namensschwester Marianka. Ludmilla hatte ihre besten Hausmittel schon erschöpft und war bekümmert; da begegnete sie dem Arzte, welcher sehr angegriffen aussah. Er ließ halten, rief sie heran, und als er ihre Sorge vernahm, nöthigte er sie, trotz alles Deprecirens, gleich mit ihm nach ihrer Wohnung zu fahren. Er fand die Kranke schon im Umschwung zur Genesung, verordnete das Nöthige und wollte eben wieder fort, als ein liebliches Kind an der halbgeöffneten Thüre erschien und schüchtern sich entfernen wollte. „Bleib' da, Marietta!" riefen die Andern ihr zu. „Marietta?" fragte der Arzt, „wer heißt so?" — „Nun, die Kleine dort." Er war sehr bleich geworden; mit Mühe warf er sich auf einen Sessel, verhüllte sein Angesicht und konnte doch seine Thränen nicht verbergen. „Wem gehört das Kind?" fragte er wieder. „Einer armen Wittwe," erwiderte Ludmilla, „die bei mir in der obern Kammer wohnt." Der Arzt ließ ihr die Muße nicht, ihren Bericht weiter auszuspinnen, er eilte fort mit dem Versprechen, wiederzukommen. Noch an demselben Abend erhielt ich ein Schreiben

von ihm, worin er mich sehr dringend einlud, ihn sobald als möglich mit einem Besuche zu beehren. Ich staunte, ich traute meinen Augen nicht; es war aber doch so; sein Diener, den ich schon gesehen, legte den Brief in meine Hände und die Unterschrift lautete ganz leserlich: Ihr alter Freund Blahomir.

III.

Blahomir war so artig gewesen, mir einen Wagen zu senden. Ich fand ihn im Bette. „Verzeihung," rief er mir entgegen, „daß ich Sie zu mir bemühte, statt zu Ihnen zu kommen. Sie könnten mir wohl sagen: Arzt, hilf dir selber. Allein ich fühle in einer Weise mich angegriffen, die gerade Ihren Beistand mir nothwendig macht." Diese Rede überraschte mich, und es mag wohl etwas Seelsorgerisches und Salbungsvolles auf meinem Angesichte zum Vorschein gekommen sein, denn er nahm gleich wieder das Wort und sprach: „Sie dürfen mich nicht mißverstehen, als meinte ich damit Ihre priesterliche Hilfe. Wenn übrigens mein früheres Benehmen unartig gewesen, so kann ich es nur damit entschuldigen, daß ich an Ihnen überhaupt nur den Priester sah, dessen Anblick mich empört und anwidert, besonders wenn ich eben hypochondrisch bin. Denn woran erinnert mich ein Mann dieses Berufes, auch wenn er schweigt? An einen zürnenden Gott, der alle Lebensfreude verpönt, an ein Dogma, das der Natur und Vernunft widerspricht, an eine Kirche, die Alles, was außerhalb ihres Zwingers lebt, verurtheilt, an eine Armesünderlehre, die alle geistige Freiheit knechtet, und an noch vieles Andere, worüber ich mich nicht ausbreiten will; denn ich habe Wichtigeres auf dem Herzen." — „Schönen Dank," erwiderte ich, „für das aufrichtige Bekenntniß. War dieß nicht schon eine Art von Beichte?" — „Keineswegs; ich verlange vielmehr ein Bekenntniß aus Ihrem Munde. Wissen Sie von Ihrem Bruder nichts, noch von anderen Dingen, die mich angehen?" — „Von Zdenko? Nicht das Geringste. Meine ersten seelsorglichen Stationen waren fern im Gebirge mir angewiesen. Erst seit einem Jahre wurde ich in einen entlegenen Winkel der Hauptstadt berufen. In der Wohnung der friedlichen Armuth war es, wo ich zum ersten Male Sie wieder gesehen; ich von meiner Berufspflicht, Sie durch Ihre Philanthropie dahin geführt." — „So haben wir uns dennoch auf demselben Boden zusammengefunden?" — „Dem Anscheine nach, allerdings. Allein die christliche Liebe steht auf dem Boden des Glaubens, die humanitarische auf dem der Vernunft oder der Natur, wie man zu sagen pflegt."

„Lassen wir jetzt," sprach der Arzt, „diese Fragen ruhen, die sich um Ideales und Reales drehen, wiewohl ich weiß, daß Ihr in Eurer Phantasie auch das Ideale als ein Wirkliches betrachtet. Der Boden, auf welchen ich bisher nothdürftig meinen Frieden gebaut, ist gänzlich erschüttert. Ich sah

gestern ein blühendes Kind; die Gestalt, der Name weckten die schmerzlichsten Erinnerungen. Ich sah mein Leben wieder in seiner ganzen trostlosen Verödung vor mir, und an diesem Elend ist allerdings der Unglaube schuld, nämlich der meiner Frau. Frauen sollen auf dem Standpunkt der religiösen Anschauung bleiben, das ist ihr Lebensgebiet. Allein ich selber habe sie um den Himmel ihres naiven Glaubens gebracht und so ihre sittliche Grundveste gelockert; mein Unglück ist mein eigenes Werk. Mit der Erkenntniß, daß die Natur die Verkörperung der ewigen Vernunft ist, und die Welt nichts anderes als der werdende Mensch, mit andern Worten, daß der Weltgeist im Menschen, als dem vollendeten Sinnenwesen, zum Bewußtsein und Denken aufleuchtet, freilich in endlicher Beschränkung, mit solchen Erkenntnissen und von jeder Täuschung und kindischen Vorstellung entledigt, vermag nur der Mann durch's Leben zu schreiten und dabei seiner sittlichen Aufgabe zu genügen. Das Gemüth des Weibes kann in dieser Region der reinen Vernunft sich nicht bewegen, sie bedarf eines überweltlichen Gottes, den sie im menschlichen Bilde sich vorstellen kann, bedarf eines Beseligers im Jenseits zum Ersatz für ihre irdischen Leiden, und einer himmlischen Trösterin, deren Hoheit ihr eigenes Leben verherrlicht." — „Wie Sie das alles so schön wissen," erwiderte ich, „und doch so über die Maßen ungründlich! Man soll also das angeblich schönere und schwächere Geschlecht in einer Täuschung lassen, die das stärkere und häßlichere Geschlecht von sich wirft. Ich halte das einmal für ungerecht, weil dem Weibe dieselbe geistig-menschliche Würde zukommt wie dem Manne, und weil das Weib überdieß zur Erzieherin und Bildnerin der Kindheit berufen ist. Warum sollte aber die Frau in der Täuschung fortträumen, daß sie als ein Geisteswesen unsterblich sei, und wohl gar in den Himmel eingehen werde, während ihr Mann auf diese Aussicht verzichtet und mit der Spanne Zeit vorlieb nimmt, die sein ganzes Dasein umfassen soll? In der alten Welt, und jetzt noch im Harem und im Urwald, war der Mann der herrschende Geist, das Weib das sich schmückende und dienstbare Thier. In der neuesten gebildeten Welt verlangt man das Gegentheil. Den Frauen wird gestattet, an einen Vater im Himmel und an ihre persönliche Fortdauer zu glauben, während der Mann sich blos als eine geistig-gesteigerte Thierseele und als ein Individuum betrachtet, das hier auf Erden total sich auslebt und dann zu nichte wird. Und warum verlangt man, daß die Frau in dieser Sicherheit ihres Glaubens nicht gestört werde? Einzig aus eigennützigen Beweggründen. Denn hat man einmal ihre Seele von den religiösen Vorurtheilen geläutert und ausgeklärt, so wird sie auch die Ehe als eine Verbindung ansehen, die blos auf der Anziehungskraft beruht und die von selbst wieder sich löset, sobald die Verwandtschaft der Seelen durch ein neues Element gestört und aufgehoben wird." Vlahomir war mit einem Satz aus dem Bette, fröstelte jedoch und legte sich wieder. „Ivo," rief er, „woher wissen

Sie alles das?“ — „Aus dem neuen Weltevangelium, aus den Schriften Ihrer Weisen.“ — „Das war nicht meine Frage. Woher wissen Sie um meine Geschicke?“ — „Ich habe keine Kenntniß davon.“ Er schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er fort: „Sie werden meine Mutter noch gekannt haben. Was diese fromme Frau mir in's Herz gepflanzt, wollte nie recht bis in die Wurzel verdorren. „„Unkraut verdirbt nicht,““ sagt Ihr Bruder Zdenko, und wendet das auf die religiösen Gedanken an, gegen die ein Mann von Geist unaufhörlich zu kämpfen habe. Auf meinen Reisen durch aller Herren Lande war er mein steter Begleiter. Sein ätzender Witz, seine schwärmerische Beredsamkeit, die überall herrschende Weltanschauung halfen mir stets zum Siege. Als ich jedoch, seit meiner Rückkehr, meine unglückliche Frau kennen lernte, als ich ihre Hand erwarb, als ihre geistige Schönheit, ihre heitere Güte, ihr freudiger Glaube mächtig auf mich wirkten, da ward ich in meinen bisherigen Ansichten so unsicher, daß ich Zdenko's Zorn und Hohn gegen mich herausforderte. „„Ich sehe es schon kommen,““ sagte er oft, „„deine Frau wird dich zu einem Betbruder umgestalten, sie wird dich dadurch vor aller Welt lächerlich machen, und wenn immer eine Kur dir gelingt, wird sie es nicht deiner Wissenschaft, sondern der Gnade Gottes zuschreiben und so dein Ansehen untergraben. Denn einen frommen Arzt hält man allgemein für einen Esel.““ Er ging aber noch weiter; er wußte mir gegen einen unbescholtenen Mann, den meine Frau zu ihrem Gewissensrath erkoren, das Gift der Eifersucht einzuflößen. Es dauerte nicht lange, so gingen wir gemeinsam an's Werk, die arme Frau aus ihrem innern Frieden an das grelle Licht des gemeinen Weltverstandes hinaus zu führen. Nach Eurer alten Mythe wurde Eva von der Schlange belogen, um dann Adams Verlockerin zu werden; in meinem Paradiese ließ Adam von der Schlange sich bethören, um dann seine Frau zu verderben. Diese Schlange war Zdenko, und unsere Ueberredungen und schlau angelegten Künste gelangen nur zu gut. Bei der ausnehmenden Schönheit meiner Frau konnte es ihr, seitdem wir die Zerstreuung ihr zum Bedürfniß gemacht, an Bewunderung nicht fehlen: die Eitelkeit verleitete sie auch als geistreich glänzen zu wollen, sie gefiel sich darin, gelegentlich etwas emanzipirt zu erscheinen.

„Da ich dabei überall gegen Zdenko im Schatten stand, so mußte ich die Hölle der Eifersucht in meiner Brust empfinden; und wenn ich ihr Vorwürfe machte, oder gar an Gott und sein Gesetz sie mahnte, lachte sie mich aus, und war sie damit nicht ganz in ihrem Rechte? — Ich will mich kurz fassen. Als ich einmal von einer längeren Kommissionsreise zurückkehrte, fand ich mein Haus verödet, meinen Namen beschimpft, mein Kind mir geraubt; die Mutter hatte es mit sich genommen und war mit ihrem Vermögensantheile dem tückischen Freunde gefolgt; Niemand wußte wohin. Damals brach meine Kraft, ich bin seit der Zeit nimmer lebensfroh geworden. Aber

meine Nachforschungen blieben erfolglos. Was mir heute im Hause der armen Wittwe begegnete, hat aus der stumpfen Ruhe mich aufgerüttelt. Marietta! heiliger Gott, oder heilige Natur, oder Spiel des Zufalls — sollte es möglich sein? Mensch, Freund, Priester, was wissen Sie von Marietta's Mutter, von der Frau, die dort wohnt?" Ich sagte ihm, daß sie eine feine Bildung verrathe, aber auch einen tiefen Kummer, daß sie sehr zurückhaltend sei, die Einsamkeit und die Arbeit liebe; mehr wußte ich nicht. Seine Unruhe ward immer größer. Er bat, er beschwor mich, genauere Erkundigungen einzuziehen, mich um das Vertrauen der Fremden zu bewerben und ihm bald möglichst, und sollte es in der Nacht sein, Nachricht zu bringen. Ich war selber erschüttert und wünschte den Pferden des Lohnkutschers Flügel. Als ich Ludmilla's Haus erreichte, gab es allerhand Leute vor der Thüre, und die treffliche Frau stand ebenfalls draußen, um auf mich zu warten.

„Erschrecken Sie nicht, bester Herr Ivo," sagte sie, „es ist etwas vorgegangen, was Sie vielleicht im Traume nicht geahnt hätten; denn Zeit und Weile sind ungleich. Drinnen in der Hausflur finden Sie einen Kirchendiener aus Ihrer Pfarre und einen Mann von der städtischen Wache. Sie haben einen Menschen hergeführt, der sehr zerlumpt und elend aussieht, und der behauptet, er sei ihr Bruder."

Ich erschrack so heftig, daß meine Kniee schlotterten; ich trat in die Thüre. „Ivo," rief eine hohle Stimme mir entgegen, „kennst du mich? Jakob, kennst du deinen Bruder Esau?" — Meines bedauernswerthen Bruders Erscheinen wäre allein schon hinreichend gewesen, mich aus meinem Frieden aufzustören, hätte es auch unter minder verwickelten Umständen statt gefunden. Welch ein Widerspruch von Armseligkeit und Hochmuth, von Trotz und Erniedrigung! „Du bist zwar ein Priester," sagte er, „aber hoffentlich doch noch ein Mensch. Ich habe mich zu dir geflüchtet, weil mir die Mutter Natur in ihrem blinden täppischen Treiben dich zum Bruder gegeben hat. Ich habe mich auf deine Ehrwürden berufen, damit man mich nicht wie einen Vagabunden behandelte. Du weißt, oder nein, du weißt es nicht, was der große Lessing sagte: „„Das zahme Pferd wird im Stalle gefüttert und muß dienen; das wilde in seiner Wüste ist frei, verkommt aber vor Hunger und Elend."" Daß Zdenko offenbar im Fieber redete, das zeigte die düstere Röthe auf seinen hohlen Wangen. Ehe ich ihn beruhigen und in meine Wohnung bringen konnte, war schon ein neuer Zwischenfall eingetreten. Die Kinder, die ihre Neugierde zur offenen Stubenthür geführt, waren über die Schwelle geschlichen und hatten sich uns ziemlich genähert, als Zdenko von ungefähr seinen Blick auf Marietta wendete. Marietta schrie auf, barg sich hinter den Gespielen und weinte; ihre Mutter, die oben den Schrei vernommen, eilte ängstlich über die Wendeltreppe herab, um nach dem Kinde

zu sehen; unten angelangt, blieb sie, von Schreck getroffen, stehen; sie hielt sich am Geländer, sie zitterte heftig, und selbst Zdenko schien seine Fassung verloren zu haben. Allein die Verwirrung sollte noch höher steigen. Ein Wagen rollte rasch heran und hielt vor dem Hause. Es war Blahomir. Er hatte die ängstliche Spannung nimmer ertragen mögen; bald nach meiner Entfernung hatte er mit Macht sich aufgerafft, um nicht von der bangen Erwartung gefoltert zu werden. Nun trat er auch in den engen Kreis, in welchem schon so viel herber Stoff sich angehäuft; sein starrer Blick haftete zuerst auf Zdenko, dann auf Johanna. Diese bedeckte ihr Angesicht mit den Händen und sank dann ohnmächtig zu Boden. Weinend kniete Marietta neben der todesbleichen Mutter. Ludmilla suchte bald nach Kamillenthee, bald nach herzstärkenden Tropfen; sie lief ängstlich hin und wieder und rang sogar die Hände; ein Zeichen, daß sie für diesen Augenblick ihr Sprüchwort vergessen.

Der Knotenpunkt, in welchem hier so verschiedene auseinander gerissene Lebensbahnen sich kreuzten, machte wohl eine baldige Entwirrung und Lösung nöthig; und wem anders sollte die Aufgabe zugedacht sein, dieses Geschäft zu fördern, als mir? Und wie sollte ich, um nichts zu verderben, es beginnen, und bei wem? Alle diese Fragen zeigten sich überflüssig. Die Aufgabe war mir keineswegs zugedacht; ich mußte eben von Neuem lernen, daß man nicht immer da nothwendig sei, wo man sich für nothwendig hält. Ich ward eiligst abgerufen; es galt einen Mann noch am Leben zu finden, den der Schlagfluß getroffen. Der Weg war weit, das Geschäft nicht schnell abzuthun, und die Familie des Sterbenden, mit ihrem eigenen Schmerz beschäftigt, hatte keinen Sinn für die Leiden, die mich bedrängten. Als ich endlich nach einer langen Stunde wieder dem Hause der Wittwe zueilte, war diese die erste, die ich antraf; sie hatte eben draußen nach mir umgesehen. „Wie geht's?" rief ich ihr entgegen. „So gut als möglich," erwiederte sie. „Als Sie fort mußten, war mir wohl bange, wie alles das sich wenden möge; allein ich vertraute der Trösterin der Betrübten und dachte mir, es werde sich schon finden, denn Zeit und Weile sind ungleich." — „Wo ist Zdenko?" — „Ja, wo? Könnten Sie es errathen? Da zeigt sich's, daß man über Niemanden urtheilen und richten darf, auch wenn er ein halber Heide ist, wie der Herr Blahomir. Erst wechselten die Beiden einige französische oder griechische Worte, die ich recht gut verstehen konnte, denn Ihr Bruder war störrisch und und der Doktor großmüthig; gleich darauf half ich ihm, den elendigen Mann in den Wagen zu bringen; der Doktor gab dem Kutscher einige Aufträge und ließ den Kranken in seine Wohnung führen. Darüber hat der ganze Himmel sich gefreut." — „Und wo ist Blahomir? — „Er sitzt drinnen in der Stube, hat die kleine Fremde auf dem Schooße sitzen, plaudert mit ihr, weint und lacht, alles durcheinander. Denn damit Sie es nur wissen, daß Marietta eine Comtesse ist, darin habe ich mich geirrt; sie ist des Doktors

Töchterlein in allen Ehren." — „Und die Mutter?" — „Ja, diese möchten Sie besuchen, so erschöpft sie ist; sie wünscht es sehnlichst und Blahomir läßt ebenfalls darum ersuchen."

Sie führte mich hinauf in die ärmliche Kammer und entfernte sich. Schweigend näherte ich mich der Leidenden, die mit geschlossenen Augen dalag, mich aber doch erkannte. „Ich kann nur wenig reden," sagte sie mit leiser Stimme, „aber Gott ist mein Zeuge, daß Sie keine verstockte Sünderin vor sich sehen. Die himmlische Mutter der Menschen hat ihr Auge von mir nicht abgewendet. Ich habe meine Verblendung erkannt, meinen Frevel schmerzlich bereut und die Gnadenmittel der Kirche längst wieder empfangen. Die Leiden, die ich dulde, sind gering gegen den Schmerz über meine Thorheit und die Schmach, die ich meinem edlen Gemahl zugefügt. Muß er jedoch selber eingestehen, daß er alles Erdenkliche gethan habe, um die Leuchte des heiligen Glaubens in meinem Herzen auszulöschen und dann meine Liebe zu ihm durch stetes Zürnen und Quälen zu ermüden, so mag er auch darauf achten, daß ich den Eid, ihm allein anzugehören, nicht gebrochen habe. Ich betheure vor meinem ewigen Richter, daß ich im Wesentlichen keiner Untreue mich schuldig gemacht. Ich schauderte zurück vor dem Abgrund, der mir sich aufthat; ich verließ den Verführer heimlich in eiliger Flucht, all' meinen Besitz in seinen Händen lassend. Und mußte ich seitdem mit meinem Kinde viel Elend erdulden, so habe ich es nicht anders verdient. Nur Eines ist, was ich sehnlichst wünsche: meines Gemahls Verzeihung. Wieder an seiner Seite zu wandeln, verlange ich nicht; ich bin dieser Ehre nicht würdig. Aber Marietta . . . möchte er mir nicht nehmen!" Sie verfiel in ein krampfhaftes Weinen und Schluchzen, ich aber wollte nicht zu viel unzeitige Worte machen, und ging hinab in die Wohnstube. Blahomir sah ganz verändert aus; seine harten Züge waren in milder Wehmuth verklärt. „Bringen Sie mir Nachricht?" rief er mir entgegen. Wir gingen hinaus; ich theilte ihm mit, was ich gehört. Blahomir schwieg, aber er drückte mir die Hand und seine Augen füllten sich mit Thränen. Es war spät geworden; meine Berufspflicht gebot mir, nach Hause zu gehen. Ich hatte mir in Gedanken schon die stille Kammer ausersehen und eingerichtet, worin ich meinen Bruder beherbergen wollte; ich hatte schon die Opfer der Geduld und Liebe vorberechnet, auf die ich mich gefaßt machen mußte. Es war anders gekommen, und es sollte mir vielleicht die Gelegenheit genommen werden, an dem schönen Werke mein Selbstbehagen zu nähren.

Am nächsten Morgen stand ich vor Zdenko's Lager. Der verstörte Mensch blickte mit seinem gewohnten hämischen Lächeln um sich. „Was für ein honetter Kerl," sprach er, „bin ich wieder geworden! Ein schön möblirtes Zimmer, bequemes Bett, schneeweiße Wäsche mit den Merkzeichen meines erhabenen Feindes, des tugendstolzen Blahomir, und ein Pfäfflein zu meiner Seite, das mein eigener Bruder ist! Willst du mir die Seele aussegnen,

dieses wunderliche unsichtbare Ungeheuer und Unding, diesen Funken, Rauch und Hauch?" Er fing furchtbar zu husten an, eine Masse schaumenden, übelaussehenden Blutes folgte nach. Ich reichte ihm die Arznei, die bereit stand, und etwelche gute Worte.

„Spotte nicht immer, Zdenko," sagte ich; „du stehst vielleicht schon dicht an der Pforte eines neuen Lebenszustandes; leugne nicht Gott und dich." — „Da sei ruhig, du Knecht der Kirche. Gott ist der universelle Geist, der Weltgeist, und er allein ist mein wahrhaftes Ich und Selbst; denn in mir, ohne Ruhm zu melden, hat er sein endliches Bewußtsein." — „Ich kenne diese Teufelslehre wohl; sie ist gerade das Gegentheil von dem, was der heilige Glaube lehrt." — „Behalte ihn für dich, Brüderlein; mir wirst du ihn nicht aufzwingen. Du kennst das norddeutsche Sprüchwort: „„Man kann einen Esel wohl in't Water trieven, aber nicht twingen, dat he süpt."" Was ist der Tod? Die Aufhebung des endlichen Fürsichseins, die Rückkehr des Einzelnen in das All. Für meine Seele hast du also nicht zu sorgen; für meinen faulen Leib kannst du wenig thun, denn du bist ein dienender Geistlicher und folglich ein armer Teufel; auch ist dir das pathetische Biederherz Blahomir schon zuvorgekommen. Sage ihm, er möge mich mit seinen Visiten verschonen; es sei dann, wenn ich gerade schlummere. Er will glühende Kohlen über mein Haupt sammeln, doch wird er mich nicht dahin bringen, daß ich in dummer thierischer Dankbarkeit, wie ein Pudel, wehmüthig zu ihm aufschaue und mich schäme."

Der unglückliche Mensch wurde allmälig doch etwas zahmer. Da die Behörden über ihn Auskunft verlangten, mußte er dulden, daß Blahomir mit ihm sprach. Auch fing er an zu klagen, daß er „das abstrakte Denken" nimmer recht in seiner Macht habe. Hingegen ist es als ein schöner Zug ihm nachzurühmen, daß er in Blahomirs Gegenwart mit Eifer und Wärme Johanna's Unschuld und unverbrüchliche Treue bezeugte und bei dem „allgegenwärtigen Weltgeist" beschwor. Einige Zeichen, die er, des Redens unfähig, in seinen letzten Stunden gab, und der vielsagende innige Händedruck, womit er meine Mahnungen und Fragen beantwortete, berechtigte mich, ihm die letzte Oelung zu geben. Ich fühlte mich getröstet. Ungleich größeren Trost erlebte ich an Blahomir. Er hatte seiner Frau mit schonender Güte sich genähert; sein Entschluß war nach einigen Tagen reif geworden; sie aber zögerte; sie wagte nicht, seinem Antrage zu folgen. Marietta gab den Ausschlag. Sie war der Friedensengel, der um die Getrennten das unlösbare Band wieder enger schlang als je vorher. Der Vater wollte sie nicht missen, er mochte auch der Mutter sie nicht rauben; da schlug endlich diese in die getreue Hand, die Blahomir ihr darbot, und vor Freuden weinend, rief Ludmilla: „Sehen Sie nun, Herr Doktor, das hat die heilige Gottesmutter so gefügt, nicht die Allmutter Natur, wie Sie zu sagen pflegen."

Johanna trat in ihre früheren Rechte ein; sie erblühte wieder in Schönheit und Lebensfülle. Ob auch der Glaube wieder aufblühte in Blahomirs Herzen? Was durch falsche Weltweisheit zerstört worden, will durch echtes und gründliches Denken wieder hergestellt werden. Ich redete wohl manchmal davon, wie der Boden des Glaubens, der nicht die Erscheinungen, sondern das Wesen der Dinge betrachtet, eben so sehr in der Denkkraft als in der Willensfreiheit des Geistes zu suchen sei, und wie der gute Wille unter der Herrschaft des Gewissens die Vernunft für die Wahrheit befähige. Mehr aber als auf meine Worte vertraute ich auf das Werk der Vergeltung, das Johanna an ihm ausüben werde. Denn ich gedachte des großen Ausspruches, daß der ungläubige Mann geheiligt wird durch das gläubige Weib, und so hinwiederum. Inzwischen verrieth Blahomir selbst durch Benehmen und Rede, daß er in aller Stille mit einem Umbau seiner Denkweise beschäftigt war. „Wie ich mir immer Gott oder den ewigen Weltgrund denken mag," sagte er, „die sogenannte „vernünftige Nothwendigkeit" kann mir nimmer genügen; jedenfalls muß ich an eine Vorsehung glauben. Welche eigenthümliche Fügung! Ein Zufall führt mich in Ludmilla's Haus, dort widme ich meinen geringen Dienst, zu dem ich ohnehin verpflichtet bin, dem Hausvater, dessen Leben ich doch nicht erhalten kann; dafür rettet, pflegt und tröstet die arme Wittwe mein Weib und Kind, bewahrt sie für mich, wird meine größte Wohlthäterin. Und auch Sie, Freund Ivo, den ich so thöricht verachtete, mußten in's Mittel treten, damit Zdenko's Dazwischenkunft mein Glück und meinen Hausfrieden befestige."

Was geschah mit Ludmilla? Marietta hing so mit zärtlicher Liebe an ihrer Marianka und den übrigen Kindern, und die Eltern waren ihr so sehr zu Dank verpflichtet, daß sie ihren Antrag nicht ablehnen konnte. Sie übersiedelten in ein schönes Landhaus, das dem Arzt gehörte und wo Johanna wohnte; hier ward ihr die Aufsicht über die gesammte Wirthschaft anvertraut. Besseres konnte sie sich gar nicht wünschen. Und so sprach sie auch zuweilen zu den Ihrigen: „Kinder, gedenket der Dinge, die ich euch gesagt, als unsere Herrin mit Fräulein Marietta in unser dürftiges Haus kam. Ich sagte euch damals voraus, daß sie in ihr prächtiges Schloß wieder einziehen und euch Alle mitnehmen werde. Nun, in der Hauptsache habe ich doch recht gesehen. Ihr seid hier in einem schönen Landhause, könnt im Garten spazieren gehen, habt reinliche und nette Kleider und Semmeln statt des schwarzen Brodes; auch lernt ihr, wenn ihr fleißig seid, viele gute und nützliche Dinge. Aber bleibt nur dankbar gegen Gott und euere Wohlthäter und werdet mir nicht hoffärtig und träge. Wie es heute euch geht, wisset ihr; was morgen geschehen kann, wisset ihr nicht. Denn Zeit und Weile sind ungleich."

Scheingröße.

Von Johann Gabriel Seidl.

Du beugst dich tief vor mancher Größe Bild,
Hast du's wohl auch bedacht, wie hoch sie mißt?
Ob nicht ihr Haupt sie d'rum in Weihrauch hüllt,
Damit sie größer scheine als sie ist —?

Sieh' jenen Berg! ein Riese dünkt er dich,
Weil er sein Haupt in Wolken schlau versteckt;
Bis in den Himmel, glaubst du, hebt er sich,
So lang' du seinen Gipfel nicht entdeckt.

Frisch auf, erheb' dich auch, hinan, empor!
Versuch' es einmal auch so hoch zu steh'n;
Vielleicht gelingt dir's über'm Wolkenflor
Von stolz'rer Höh' auf ihn herab zu seh'n!

Begreifst du dann, was seine Größe war? —
Daß And're es ertrugen, klein zu sein! —
Die wahre Größe wird dir droben klar,
Wo du zum Himmel schwindelnd siehst hinein.

Dieß tiefe Blau, das immer weicht und weicht,
Auf jeden steil'ren Gipfel ferner rückt,
Und wenn du doppelt Adlerhöh' erreicht,
Aus zehnfach höherer herunterblickt.

Dieß klare, ruhige Gewölbe nur,
Hoch über'm Nebel, wo die Wolke schwillt,
Und noch im Kampfe gähret die Natur, —
Das ist der wahren Größ' erhab'nes Bild.

Das Leben und Treiben in der neuen k. k. Irrenheilanstalt in Wien.

Dargestellt von Bruno Schön, Seelsorger dieser Heilanstalt.

Motto: Was verlangst du, warum bangst du,
Armes, leidenvolles Herz!
Sei zufrieden, denn hienieden
Ist viel bitt'rer Gram und Schmerz.
Luise Hensel.

Vorerinnerung als Einleitung in das Leben und Treiben der Geistesgestörten.

Ja wohl, hienieden ist viel bitterer Gram und Schmerz, verschuldeter und unverschuldeter, wie es eben kommt, steht und liegt! Wenn ich früh

Morgens aus meiner stillen ruhigen Wohnung in der Alservorstadt gehe, um in die Irrenheilanstalt zu wandern (meine Wohnung ist außerhalb der Anstalt, doch nahe daran) und in die Alsergasse gelange, so liegt vor mir eine ganze Welt- und Jammergeschichte: rechts das großartige Kriminalgebäude, diese Zwangsveste wilder grauser Leidenschaften, links das k. k. Findelhaus, allwo ein Menschenkind um eine verlorne Unschuld eine nagelneue Unschuld austauscht, wie Meister Shakespeare etwas übermüthig sagt; gegenüber das großartige k. k. allgemeine Krankenhaus, wo erst unlängst als höchster Krankenstand 2500 Kranke verpflegt wurden, eine kleine Fegefeuerstadt. Da wende ich meinen Blick zum Thurmkreuz der Pfarrkirche, welches hoch oben über diese irdische Zeugen menschlichen Elendes versöhnend hinschaut, da sie in Mitte dieser drei Anstalten liegt und gleichsam die tröstliche Einladung durch den Glockenklang ergehen läßt: Kommet Alle zu Mir, die ihr hilfsbedürftig seid und beladen, Ich will euch erquicken! Nun, wie gesagt, da schaue ich zum Thurmkreuz empor und denke so in meinem Sinne an das Kreuz, dieses mathematische Additionszeichen, welches gegen Himmel weisend, die Erde zum Himmel addirt und addiren muß, soll sie nicht ein Jammerthal bleiben; ich denke dann an das, was unter dem Kreuze: an den Hochaltar und an das wahre Leben, sintemalen ja der Herr als neuer Menschensohn sich Selber den Weg, die Wahrheit und das Leben genannt, und Der ist unter den Brodsgestalten im Tabernakel; — ich denke dann an das liebe Muttergottesbild oberhalb des Tabernakels, und so habe ich das neue Paradies gefunden: den neuen Adam, die neue Eva und den Lebensbaum.

In der Welt draußen vor der Kirche ist das alte Paradies und zwar recht nahe dabei, in derselben Gasse: das Findelhaus, das Kriminalgebäude und das allgemeine Krankenhaus, worauf so mancher Text passen dürfte, wie zum Exempel: „Du sollst deine Kinder mit Schmerzen gebären;“ „An welchem Tage du ißt, mußt du sterben;“ den Teufel aber in Schlangengestalt findet er vielfach im Kriminale. Was aber meine Menschheit anbelangt, so liebe ich nicht gar stark das Dogmatisiren und Moralisiren auf der Gasse, ergo mache ich solche Betrachtungen nicht gerne, so ich meiner eigenen Welt, id est meiner Irrenheilanstalt zuwandle, sondern ich simulire, poetisire, argumentire, recitire mir lieber etwas in der Stille vor, weil das Irrenfach mich näher angeht, und pfeife dann drauf, doch so, daß es nur die nördliche Seite meines linken Ohres, und sonst kein anderes Menschenkind vernimmt, folgende Verslein:

Was verlangst du, warum bangst du,
Armes, leidenvolles Herz?
Sei zufrieden, denn hienieden
Ist viel bitt'rer Gram und Schmerz.

Ringe, meide, bis dem Leide
Dieser Welt ein Ziel gesetzt;
Schau' zur Höhe, bis das Wehe
Dich nicht mehr so wund verletzt.

Habe ich mich nach dieser Produktion ausgepfiffen und schreite so fürbaß nach Hegel'scher Manier und Logik, nämlich in Satz, Gegensatz und Ausgleichung, d. h. philosophire ich so mit den Füßen, indem ich mit dem linken Fuße einen Satz mache, den rechten Fuß nachziehe als Gegensatz und das Ganze mit meinem sich fortbewegenden Corpus wieder ausgleiche, so geschieht mir's schon manchmal, daß mir die Philosophie von Unten nach Oben, id est in den Kopf fährt und daß ich so gewaltig gescheidt werde, insonderheit wenn ich mich an den Spruch des alten Gundling erinnere, der einen gar großen Respekt für das Handwerk der Philosofei an den Tag legt, wenn er sagt: „Man kann Einem kein ärger Ding anwünschen, als daß er die Philosofei verachten thue; denn verachtet ein Menschenkind die Philosofei, so wird aus ihm entweder ein Phantast oder ein Tropf.“ Nicht wahr, lieber Leser, dieser Spruch ist ein wenig massiv? Zur näheren Aufklärung muß ich dir noch sagen, daß der alte Herr Gundling in seiner „Geschichte der Wissenschaften“ nur diejenigen geißelt, welche das Denken, ihm gleichbedeutend mit Philosophiren, nicht leiden können, und die Poesie, Phantasterei u. dergl. hoch über das Denkleben setzten. Doch jetzt wieder zur Sache.

Wie oben gesagt, ich schreite fürbaß, lasse zur Linken das Findelhaus, zur Rechten das allgemeine Krankenhaus und kaum sechzig Schritte gemacht, biege ich in eine neue Gasse ein, von dem dort ein Eck machenden Spitale die Spitalgasse genannt. Auf diesem Wege rumoren mir so manche Gedanken im Kopfe, wie die Bienen in einem Bienenkorbe, herum, wie etwa zum Exempel, wenn es an einem Sonn- oder Feiertage ist: „Welchen Ton, welche Wendungen . . . werde ich heute in meinen Predigtvortrag legen, um meine Patienten zu tröften, zu belehren und zu erbauen?“ In unserer mit kaiserlicher Pracht ausgeschmückten Anstaltskapelle wird nämlich, lieber Leser, unsern Geistesgestörten Messe und Predigt gehalten, die Beichte abgenommen, kurz die ganze Pastorirung wie den Gesunden besorgt, wozu ich ja eben Seelsorger bin. Ist es aber an einem Wochentage, so denke ich: „Wie werde ich diesen Selbstmordversucher, Melancholischen, Hallucinaten u. dergl. behandeln?“ Das Alles, wie du, lieber Leser, mir leicht glauben wirst, ist keine Kleinigkeit, setzt viele Vorbereitung und Vorkenntnisse voraus, die man weder aus Büchern noch durch Doktordiplome, und hätte man sie auch aus allen vier Fakultäten zugleich, ersetzen, noch irgend anderswo, sondern geradezu nur aus den lebendigen Psychosen der Geistesgestörten erlernen kann. So wenig Jemand aus einer theoretischen Anleitung das Schwimmen, eben so wenig kann er die psychiatrische Manipulation und Moralisation aus Büchern, sondern nur in dem Strome der Irrsinnspsychosen erlernen.

Seit dreißig Jahren beschäftige ich mich mit Philosophie, und die Menschenkunde war von jeher mein Lieblingsstudium, weil sie mir die Seele aller übrigen Wissenschaften schien, und dennoch, wie oft ließ mich meine Kenntniß darin im Stiche, besonders im Anfange meiner psychiatrischen Laufbahn! Zu deiner Unterhaltung und zu meiner Verdemüthigung will ich dir zwei kleine Beispiele erzählen: das eine von einer Predigt, das andere von einer Moralisation.

Nachdem ich ein halbes Jahr jeden Sonntag gepredigt und immer vorher die geschriebene Predigt der ärztlichen Direktion zur Einsicht vorgelegt und vom Herrn Medizinalrath und einem dirigirenden Arzte censurirt zurückerhalten hatte, wurde ich endlich von der Censur freigesprochen. Es war am Ostersonntage, als ich die erste nicht censurirte Predigt hielt. Mein Grundgedanke war: wie Christus nach seinen bitteren Leiden glorreich auferstand und seinen erfreuten Lieben erschien, so werdet auch ihr, liebe Patienten, aus dem Grabe eurer Leiden mit Gottes Hilfe und Willen hervorgehen und in die Arme eurer Lieben heimkehren. — Was geschah?

Wie gewöhnlich war die Aufmerksamkeit der natürlich sehr nervengereizten Zuhörer äußerst gespannt; wie gewöhnlich hingen sie wie magnetisch an meinem Munde, den Mienen und Gesten. So was muß man sehen, um einen Begriff davon zu haben. Ach, stärker sehnt sich die von der Sonnenhitze ausgetrocknete Erde nicht nach Regen, als der durch oft entsetzliche, namenlose Leiden geprüfte Patient nach dem Worte Gottes, um Trost und Belehrung zu erhalten! —

Meine Augen umkreisten wie gewöhnlich die Mienen der Zuhörer, um den Eindruck zu bemessen, da er weder zu stark sein darf, um sie nicht zu exaltiren, noch zu schwach, um sie nicht zu deprimiren; das Eine wie das Andere kann monatlanges Bemühen des Arztes vereiteln. Wie gewöhnlich bemerkte ich hier eine Thräne, dort ein Lächeln; hier ein Nicken, dort ein Verneinen mit dem Haupte; hier glänzende, dem Irren so eigenthümliche Augen, dort ein blödes Vorsichhinstarren; hier das Farbewechseln, dort ein unterdrücktes Grimassenspiel im Antlitze, als Folge des somatischen innern Reizes; daher ich denn auch nach Beschaffenheit des entdeckten Eindruckes jetzt den Ton anschwellte, dann ihn milderte; jetzt ernst, dann milde predigte; jetzt die Rednerphrase so, dann wieder anders stellte; als auf einmal eine Bewegung auf der Frauenseite entstand. Männer und Frauen sind durch Bänkeabtheilungen streng geschieden. Eine Patientin wurde convulsivisch und mußte fortgetragen werden. Nach einer kurzen Pause setzte ich meine Predigt wieder fort, natürlich ohne den Grund der Störung zu wissen, was mich nicht wenig im Vortrage hemmte. Mit wo möglich noch größerer Vorsicht und Aufmerksamkeit fuhr ich in meinem Vortrage zwar mit genügender äußerer, aber schon nicht mehr mit der nöthigen intensiven inneren Ruhe fort. Ich trug

kaum einige Minuten weiter vor, als von Neuem eine Bewegung auf der nämlichen Frauenseite und zwar in der Nähe des leeren Platzes entstand. Wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf: „sympathetisch angesteckt.“

Nun machte ich den Schluß und verließ die Kanzel. Nach dem ganzen Gottesdienste erfuhr ich den Grund der Unruhen, und worin bestand er? Als anschauliches Beispiel der feurigen Liebe des Heilandes zu uns bediente ich mich des brennenden und nicht verbrennenden Dornbusches und der Worte: „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, auf dem du stehst, ist heilig.“ Das Bild des brennenden Dornbusches war für die ohnehin gereizte Phantasie der ersten Patientin zu stark, daher ihre Convulsionen; die andere Patientin, durch die erste schon magnetisch angeregt, zuckte an allen Nerven und fing an, die letzten Worte wörtlich zu befolgen, indem sie anfing, ihre Schuhe wirklich auszuziehen.

Aus diesem Vorfalle, lieber Leser, kannst du ersehen, wie vorsichtig eine Predigt für Geistesgestörte eingerichtet sein muß, um nicht mehr zu schaden als zu nützen, und wie ein auf das Wohl seiner Patienten bedachter Seelsorger es sich gerne gefallen lassen wird, ja muß, von Laien zu lernen und censurirt zu werden. Der Nutzen einer gut eingerichteten Predigt aber ist unermeßlich groß, und die Kraft des Wortes Gottes nirgends ersichtlicher als bei uns; denn es hat hier, in rechter Form dargereicht, wirklich g ö t t l i c h e Heilkraft und Tröstung in sich. Die vielen Stellen der hl. Schrift des alten und neuen Bundes vom Worte Gottes finden in unserer Anstalt volle, ausnahmslose Bewahrheitung. Manche meiner lieben Leser werden sich denken: „Das hätte ich nicht geglaubt, daß man Irrsinnigen auch predigt, wie gescheidten Leuten, daß man ihnen Messe liest und sie Beichte hört.“ Vor wenig Jahren noch war das freilich nicht der Fall, als man die armen Irren entweder mit Verbrechern unter einem Dache verwahrte, oder hinter eisernen Gittern und in Ketten gefangen hielt, der Schläge und üblen Behandlung von Seite eines rohen Wartpersonals nicht einmal zu gedenken. Es ist noch gar nicht lange her, daß Dr. Edler v. Viszanik, als er noch dirigender Primärarzt der Irrenabtheilung im k. k. allgemeinen Krankenhause war, in welchem der runde Thurm steht, über 200 Zentner Eisen von Ketten und Gittern, mit welchen die Armen gefesselt und hinter welchen sie gefangen gehalten wurden, für immer verbannte. O ihr ehemals armen, armen Irren! Wenn es wahr ist, und wer steht auf, um es zu läugnen, daß es das größte Unglück für den Menschen ist, den Verstand zu verlieren, so ist es ja folgerichtig das größte Glück, ihn wieder zu erlangen. Und dazu sollen die Gesunden, ihres Verstandes Mächtigen, helfen, so weit sie es können; dazu fordert sie das Gebot der Liebe auf, das in jeder Religion als Hauptgebot, besonders aber in der christlichen, enthalten ist; je unglücklicher unser Nächster, desto mehr hat er auf unsere Liebeswerke Anspruch.

Wer ist aber unglücklicher als der Irrsinnige? Darum seit Pinel, dem Vater der Psychiatrie, haben sich eben die Edelsten den armen Geistesgestörten hilfreich und auf die Gefahr hin, selbst so unglücklich zu werden, zugewendet, und ihnen ihr ganzes Leben geweiht.

Der zweite Fall, den ich dir, lieber Leser, als Beispiel meiner Ungeschicklichkeit erzählen will, betraf einen reichen adeligen Herrn unserer Anstalt, den ich zum Beichten vorbereiten sollte. Ich ging, da ich ihn vorher nicht kannte, auf sein Krankenzimmer, um mir die Kenntniß seiner Psychose und anderweitiger wissensnöthiger Umstände einzuholen. Er lag auf seinem Krankenbette ruhig und gefaßt da, und die Wärterin saß neben ihm. Er war ein schöner Mann, noch in den besten Jahren, und schien bei seinem ruhigen klaren Blicke nicht im Mindesten irrsinnig zu sein.

Neben sein Bett tretend, grüßte ich ihn, und es entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch: „Wie geht es Ihnen?"

„Danke, sehr gut, wie Sie hoffentlich sehen, geistlicher Herr." — „Sehr gut?! Haben Sie keine Schmerzen mehr?"

„Nein, nie welche gehabt, mir und meiner Allmacht gedankt." Hierauf wendete er sich der Wand zu, sah verwundert und starr auf einen Fleck derselben hin, horchte aufmerksam auf und sprach: „Wie? — ein Lügner bist du, so du das behaupten kannst! Viertausend Gulden sind es, der Schuldschein weist es aus; die vier Millionen läugnest du ja nicht? Was mich doch der Mensch schon geärgert hat! O Schurke, hätte ich dir doch nie getraut!" Nach dieser Aeußerung war er wieder ruhig und schien etwas ermattet; denn er drückte die Augen zu, um anscheinlich zu schlummern.

Ich fragte die Wärterin, was denn diese seine Worte sagen wollten? worauf sie mir erzählte: „Herr von N. ist zwar wirklich sehr vermögend, hält sich aber für weit reicher und wähnt, Millionen zu besitzen. Was die viertausend Gulden anbelangt, so phantasirt er immer davon, ohne daß ich je etwas anderes davon verstanden hätte, als daß er einen Schuldner, der mit ihm durch die Wand spricht, stets mit Namen nennt. Mehr weiß ich nicht, denn auf seine weiteren Einbildungen achte ich nicht; es sind ja eben solche Krankheitsäußerungen, wie sie bei sehr vielen Patienten uns vorkommen, auf die wir Wärtersleute natürlich, ihr Alltäglichkeit wegen, kein Gewicht legen."

Auf dem Kopfzettel, den mir der herbeigerufene Oberwärter reichte, stand zwar der Vor- und Zuname, Charakter, Religion, Stand, nämlich ob ehelich oder unehelich, Alter und der Tag des Eintrittes; rückwärts desselben die spezifische Aufzählung seiner Kleidungsstücke und anderer Effekten vollständig aufgezeichnet; was mir aber vorzüglich zu wissen nothwendig war, fand ich natürlich nicht darauf, und ich war jetzt wieder so klug wie zuvor. Es blieb mir nichts übrig als entweder den dirigirenden Arzt zu

fragen oder meine Manipulation von Neuem anzufangen, um nämlich zu erfahren, ob er den nöthigen Grad des Selbstbewußtseins besitze, die hl. Beichte ablegen zu können. Ich wählte das letztere Mittel und begann: „Herr von N., schlafen Sie?"

„Nein, doch ich will schlafen." — „Gut, so werde ich später wieder kommen."

„Wozu? Geistlicher Herr, ich bedarf Ihrer gar nicht und danke für Ihren Besuch." — „Wünschen Sie nicht, daß ich Ihnen vorbete? Es wird zur Herstellung Ihres Herzensfriedens und zu Ihrer schnelleren Wiedergenesung, so es Gottes Wille ist, viel beitragen."

„Wiedergenesung? bin ich denn krank? Glauben Sie mir, nie war mir wohler, nie war ich gesunder als eben jetzt." — „Wo sind Sie denn? liegen Sie nicht eben auf dem Krankenlager?"

Nachdem er sich verwundert umgesehen und geschreckten Blickes sich selbst betrachtet hatte, sprach er: „Richtig, ich bin an das Krankenbett gefesselt. Welcher Behandlung bin ich unterworfen, seitdem ich in dieses Haus gebracht worden?! Behandelt man einen Mann von meinem Stande so? Geistlicher Herr, es ist Ihre Pflicht, einem armen, unschuldig verfolgten Manne beizustehen und seine Freiheit ihm wieder zu verschaffen. Himmelsherrschaft und Engelsgehorsam, wo bist du?! Meine Verwandten, was habt ihr aus mir gemacht!" — „Sie sind nicht verfolgt, lieber Herr von N., sondern krank, schwer krank, und eben deßwegen hier auf dem Krankenlager."

„Auch Sie mit einverstanden? Sie als Priester reden so, mir gegenüber? Glauben Sie, ich kenne Sie nicht durch und durch? Meine Priester sind entartet, verdienen mein Reich nicht, verdienen nur meinen Zorn, wie die Aerzte!" — „Fassen Sie Vertrauen zu mir, lieber, guter Herr von N.! Vom Herrn Medizinalrath und Direktor angefangen bis zum letzten Arzte herab will Jedermann nur Ihr Bestes, und ich, als Ihr Seelsorger, gewiß auch im vollsten Maße. Sammeln Sie Ihre Gedanken, ermannen Sie sich, und Ihre Einsicht muß das erkennen."

„Ermannen? mich sammeln? Wenn Sie wissen, wer ich bin, warum führen Sie eine so eitle, verkehrte Sprache?" — „Nun ja, ich kenne Sie, Sie sind der Herr von N., und ich ehre Sie als solchen. Eben bin ich da, um Ihnen als Priester beizustehen, über Sie zu beten und so den göttlichen Beistand und Segen auf Sie herabzuflehen."

„Sie über mich beten? Gott soll mir beistehen? Donner und Wetter, jetzt lassen Sie mich in Ruhe! Ich brauche Ihr Gebet nicht, ich bedarf des göttlichen Beistandes nicht, und nun Amen, Amen! ich will Ruhe haben." — „Sie bedürfen des Gebetes und des göttlichen Beistandes nicht? Jeder Mensch, um so mehr ein Patient, bedarf desselben. So viel sehen Sie schon ein, wenn Sie auch so sehr krank sind, daß eine solche Sprache führen

durch Hochmuth Gott beleidigen heißt. Bereuen Sie vorerst diese hochmüthigen Worte und dann alle ihre übrigen menschlichen Schwachheiten, die Sie je, besonders seit Ihrer letzten Beichte, begangen haben. Der hl. Geist selbst sagt uns in der hl. Schrift, daß wir Menschen alle Sünder sind, und wer sagt, er sei ohne Sünde, ist ein Lügner und die Wahrheit nicht in ihm."

„O Himmelsherrschaft und Engelsgehorsam, wo bist du! ich habe keine Sünden, kann keine haben. Lassen Sie mich doch in Ruhe." — „Die Aerzte erklären Sie für krank, gefährlich krank; ich habe den Auftrag, Sie mit den ihnen möglich zu empfangenden heiligen Sakramenten zu versehen, und muß meine Pflicht thun; Sie aber haben als Christ die Pflicht, die hl. Sakramente zu empfangen und sich mit Gott zu vereinigen. Folgen Sie mir, lieber Freund, es wird Ihnen leichter werden."

„Freund? — Erlauben Sie sich keine solche Sprache mehr, reden Sie in keinem solch vertraulichen Tone mit mir, das verbitte ich mir; Sie haben mich zu verehren und anzubeten und damit Punktum. Nun entfernen Sie sich, ich schenke Ihnen die Anbetung, nützt Ihnen so nichts, da Sie Gott beleidigen. Merken Sie, welches Loos ich Ihnen bereiten kann?"

Nach diesen Aeußerungen sah ich natürlich klar ein, daß von einer Beichte in dieser seiner totalen Verwirrungspsychose gar keine Rede sein konnte, und es war mir nur noch die Aufgabe übrig, ihm die hl. Oelung und die Generalabsolution zu ertheilen; darum bemühte ich mich, ihm doch wenigstens einen Funken von Reue und die Kenntnißnahme der hl. Handlung beizubringen, und sprach daher: „Herr von N., ich bitte Sie recht sehr, schenken Sie mir nur noch eine kurze Aufmerksamkeit und ich verlasse Sie dann gerne."

Er kehrte mir den Rücken und sein Gesicht der Wand zu und sagte: „Nun, so reden Sie, aber kurz; denn die Schaaren der Himmlischen bedürfen meiner zu ihrer Seligkeit." — „Reden Sie schon wieder so hochmüthig? Lassen Sie doch solche Sprache, indem Sie wissen, daß die Hoffart die erste der sieben Hauptsünden und Gott so mißfällig ist, daß er Selbst der Engel deßwegen nicht schonte, sondern sie —"

„Ja, sondern sie — sondern ich sie deßwegen in die Hölle auf ewig verstieß, muß man sagen. Kann sie nicht leiden, die Hoffart, ich bin — der ich bin (mit majestätischer Stimme und einem grenzenlosen Hochmuthe im Angesichte), ich bin dreimal heilig und bedarf Ihres Gebetes nicht, und wenn Sie es nicht glauben wollen, so fragen Sie den hl. Geist, und der bin ich. Nun, da Sie es wissen, so werden Sie auch einsehen, daß ich Ihrer Gebete nicht bedarf."

Da stand ich nun und wußte mir gänzlich nicht mehr zu rathen und zu helfen. Die Wärterin sah meine Verlegenheit, erbarmte sich meiner,

übernahm meine Stelle und brachte den Patienten nach kurzer Zeit dahin, daß er ganz willig zur Ertheilung der hl. letzten Oelung und der General-absolution sich mir überließ. Was mir, dem dreißigjährigen Anthropologen, nicht möglich war, bewirkte ein ungelehrtes Weib. Wie sie es anfing, will ich dir, lieber Leser, noch in Kürze sagen: Der Ton ihrer Stimme, ihre Theilnahme, kurz ihr ganzes Benehmen war von dem Geiste der herzlichsten Liebe durchweht und schmolz den starren Patienten wie Wachs. Bald gab sie seinem Hochmuthe etwas zu, bald nahm sie ihm etwas weg und so bröckelte sie den Felsen seines Hochmuthes stückleinweise zum Staub der Demuth, während ich, zu schroff, ihn mit dem Hammer der Gewalt auseinander schlagen wollte. Der Patient starb nach wenigen Tagen.

Nach diesen zwei Beispielen kehre ich wieder zu meiner Morgenwanderung auf den Weg nach der k k. Irrenheilanstalt zurück. Hat man beiläufig drei Viertheile der Spitalgasse auf dem Wege nach der neuen Heilanstalt zurückgelegt, so gelangt man auf einen Punkt, wo sich dem Blicke nicht weniger als fünf öffentliche Anstalten auf ein Mal darbieten, nämlich zur Rechten der sogenannte weltsprüchwörtlich gewordene „runde Narrenthurm", der aus dem kolossalen k. k. allgemeinen Krankenhause emporragt und melancholisch über das Häusermeer der Residenzstadt hinwegschaut. Er wird gegenwärtig als Pflegeanstalt von dreihundert Irrsinnigen benützt und gehört daher auch zu meiner Seelsorge. Da ich später meine lieben Leser in denselben führen werde, um ihnen einige der interessantesten Psychosen zu zeigen, so übergehe ich ihn hier kurz. Unweit dieses Thurmes, nur durch den botanischen k. k. Josephinischen Akademiegarten getrennt, blickt aus den Bäumen und Gebüschen das Kreuz des Thurmes des Johannes- oder Lazarethkirchleins heraus, der ersten und ältesten Kirche Wiens, wo der hl. Severinus, der Apostel Wiens und so des ganzen Erzherzogthums Oesterreich, predigte und das heidnische Wien zum christlichen machte. Dieses sehr malerisch sich präsentirende höchst merkwürdige Kirchlein liegt innerhalb der Ringmauer des Lazareths mit hundert irrsinnigen Pfleglingen, und unterstand somit auch meiner Jurisdiction. Erst zu Ende des Jahres 1855 wurden, wegen der Baufälligkeit des Lazareths, die Irrsinnigen von dort entfernt und in verschiedene Anstalten vertheilt. Auch auf dieses Lazareth werden wir, lieber Leser, noch zurückkommen und sehr interessante Psychosen kennen lernen. Dort machte ich meine ersten psychiatrischen Studien, als die k. k. neue Irrenanstalt gar noch nicht bestand, und ich noch gar keine Ahnung hatte, daß ich einst psychiatrischer Seelsorger werden würde; aus Lust und Liebe blos zur Menschenkunde ging ich freiwillig oft dahin, um Erfahrungen aus dem Leben und nicht blos aus Büchern zu sammeln. Eisenfest stand bei mir die Ueberzeugung schon lange: wer das Menschenleben gründlich kennen und verstehen will, muß nicht nur die gesunde, sondern auch die kranke Seite, nicht nur die Licht-, sondern auch die Nachtseite

desselben, nicht blos die Bücherphilosophie, sondern auch die grüne Lebensphilosophie kennen lernen und zwar hauptsächlich an Sterbenden, an Berauschten und an Narren, denn diese geben sich in der Regel wie sie sind. Dem Lazareth nördlich gegenüber liegt das magistratische Arbeitshaus für beiläufig drei- bis vierhundert Personen, da der Wechsel natürlich sehr groß ist. Dieses Haus, in welchem diejenigen durch Wollspinnen, Nähen u. dergl. Arbeit erhalten, welche anderwärts keine finden, beherbergt viele Candidaten des Irrsinns, weil viele Lumpen und von allen möglichen Leidenschaften Besessene; die Leidenschaft ist aber eine reiche Quelle des Irrsinns. In dieser Anstalt gibt es schon an Knaben und Mädchen von 12 bis 15 Jahren rechte Galgengesichter, denen der Stempel der Verworfenheit auf der Stirne steht, und in die mit eisernem Stempel das Laster sich eingravirte. Ihr Blick, ihre Mienen, ihre Sprache, ihr Gang, kurz die ganze Persönlichkeit eines solchen Insassen ist für einen Psychologen äußerst merkwürdig und lehrreich. Was z. B. ihre Sprache anbelangt, so nennen sie einen Taschendieb einen Fingerer, auch Taschenspieler, Changeur u. dergl. Synonymen haben sie sehr viele; ein Dieb, der gewaltsam eingebrochen, heißt ein Kunstschlosser, ein Genielieutenant oder Offizier, und der so genannt wird, bildet sich nicht wenig darauf ein, während ein Fingerer oder Taschenspieler nur über die Achsel angesehen wird. Da heißt es z. B.: „Rede nicht, sondern schweig, Fingerer, wenn unser Einer vom Geniecorps den Mund aufmacht; was kann so ein A-B-C-Schütz der Kunst, der kaum die untere Abtheilung erster Klasse durchmachte und im Examen durchfiel, auch viel verstehen; haben sie dich nicht wegen deiner letzten Ungeschicklichkeit eingesteckt? dummer, ungeschickter Mensch!" Der so Angeredete schämt sich auch hierauf vor seinen Genossen, die einzige Scham, die er kennt, und erwiedert kleinlaut: „Mein Meister hat mich aber auch zu frühe aus der Schule gelassen, und damals war das Volksgedränge zu gering; doch warte nur, künftighin werde ich meinen Fehler schon verbessern, dafür stehe ich dir." Den höchsten Respekt erweisen sie dem, der schon nahe daran war, an den Galgen zu kommen und schon öfters und viele Jahre im Kriminale schmachtete. Wenn so ein Kerl auftritt, rücken Alle ihre Holzmützen und treten voll Ehrfurcht und Scheu um ihn in einen Kreis zusammen. „Herr von N., wir bitten, Herr von N., lieber, lieber Herr von N., wir bitten, erzählen Sie uns doch wieder, wie Sie die Federfuchser und Coderwürmer bei der Nase herumführten, als Sie neulich auf Nr. 2 (die Nummer des Kriminalgebäudes) die altgebackenen Bretzen (eiserne Hand- und Fußketten) verspeisen sollten." — Wer das erste Mal unter diese verrottete Menschenklasse tritt und ihre Sprache hört, glaubt unter Teufeln in Menschengestalt zu sein. So erging es wenigstens mir; ich brachte das grausenhafte Gefühl, das mich beschlich, wochenlange nicht aus mir heraus, und wahrlich, lieber Leser, das darfst du mir glauben,

ich kann viel vertragen; ein Grauen überfiel mich, so oft ich an diese Candidaten der Hölle dachte.

Unmittelbar an das freiwillige Arbeitshaus stößt ein großartiges, schönes, drei Stockwerk hohes Gebäude, das magistratische erst kürzlich vollendete Versorgungshaus, welches bis 700 alte Leute beherbergt, die anderwärts den Lebensunterhalt nicht finden, hier aber ruhig ihre Tage beschließen können. Dreißig bis vierzig Irre, die sonst unschädlich, wenigstens die mechanische Lebensweise eines Menschen noch an sich haben, werden dort stets seit der Aufhebung des Lazareths verpflegt. Ich erwähne dieses, weil darunter manche interessante Psychose, auf die wir noch zu sprechen kommen, sich befindet.

Nur durch eine Mauer getrennt, stößt an diese Anstalt die k. k. neue Irrenheilanstalt.*) Biegt man nämlich am Ende der Spitalgasse zur Linken um, so gelangt man nach wenig Schritten an eine beiläufig drei Klafter hohe röthliche Mauer, welche einen Flächeninhalt von 60,000 Quadratklaftern umfaßt. Mitten darin befindet sich, von der übrigen Welt abgeschlossen, unsere Heilanstalt. Das schöne, auch in architektonischer Hinsicht ausgezeichnete palastähnliche Gebäude, in der Fronte von zwei Stockwerken, rückwärts aber mit zwei Seitenflügeln, als Corridore benützt, mit einem Stockwerke, liegt auf einer sehr gesunden Anhöhe, hat zwei Nebengebäude für nöthige Requisiten, Waschanstalten u. dergl., und ist mit einem Kostenaufwande von 1,200,000 Gulden erbaut; von Gärten, Buschanlagen, Alleen, Feldern, Teichen, kurz von Allem umgeben, was zu einer eigenen Welt im Kleinen gehört, und wie gesagt, mit einer Mauer umschlossen; nur rückwärts gegen den Ort Währing zu macht die Mauer des Stadtgrabens eine eigene Mauer überflüssig.

Staunst du nicht, lieber Leser, über diesen großen Flächeninhalt von 60,000 Quadratklaftern, also mehr als 37 Joch? — und diese schönen im Frühjahr und Sommer von den herrlichsten Blumen, Obstbäumen und anderm Buschwerke von Föhren, Fichten, Lerchen, duftenden Gärten und Gärtchen! Da ein kleines Wäldchen, dort ein Lusthäuschen: da ein Teich, dort eine Kegelbahn. In dem großen künstlichen Bassin, aus dem ein Springbrunnen emporsteigt, und in den kleinen Teichen wimmelt es von kleinen Fischen, meist Goldfischen — keine geringe Freude für manchen Patienten, der sich seine Semmel vom Munde abspart, um die Thierchen zu füttern. In den

*) Es gibt in der ganzen Welt keine Stadt, um so weniger eine Vorstadt mehr, die auf so verhältnißmäßig geringem Flächeninhalt so viele öffentliche Gebäude zusammengedrängt hätte, als die Alservorstadt; nebst diesen genannten Anstalten zählt sie noch die Josephinische Militärakademie mit einem Militärfindelhause, die civilmedizinische Akademie und die großartige Militärkaserne. Der Bau der neuen Universität auf demselben Grunde begann im April dieses Jahres.

Buschwerken nisten die Vögel ungestört; Finken, Grasmücken, Spottvögel u. dergl., besonders aber viele Schwarzamseln, die sich wahrscheinlich aus den nahen Wäldern bei Dornbach und Sievering hieher verirrt haben. Es macht einen eigenen Eindruck, diese lustigen harmlosen Thierchen singen zu hören, während die Patienten in den verschiedenen Gärten unter Aufsicht der Wärter und Aerzte lustwandeln oder arbeiten; scheint es doch, als wollten sie die armen, oft sehr traurigen Patienten aufheitern und auch das Ihrige zur baldigen Wiedergenesung derselben beitragen; scheint es doch, als wären sie Boten des lieben Gottes, der sie hieher geschickt, um den Armen durch sie zu sagen: Verzaget nicht am Leben, sehet die Lilien auf dem Felde und die Vögel in der Luft: sie säen nicht, ernten nicht, sammeln nicht in die Scheuer, und doch ernährt sie der himmlische Vater; seid ihr nicht mehr als diese, ihr Kleingläubigen? —

Nun will ich dich, lieber Leser, zum Haupteingange in den großen Garten führen, durch welchen der Besucher zu Fuß oder zu Wagen kommen muß, wenn er in die Anstalt gelangen will. Dieser Haupteinlaß ist durch zwei eiserne Gitterthore stets geschlossen; das eine ist für die Fußgänger, das andere für die Wagen. Rechts und links prangen zwei kleine nette Häuschen im gothischen Baustyle, das zur Rechten für den Portier und das zur Linken für den Obergärtner. Der Portier, als strenger umsichtiger Wärter, in schöner kaiserlicher Uniform, im Winter in einem bordirten Wolfspelze, mit goldenen Treffen besetzten Sturmhute und Beinkleidern, wacht Tag und Nacht, damit weder ein Patient entwischen noch ein Unberufener von Außen in die Anstalt gelangen könne. Der Gegenwärtige ist ein ausgedienter Militär, ein großer schöner Mann voll Ernst und Würde, der wegen seiner Dienstgewissenhaftigkeit, seines religiösen Sinnes und seiner gemüthlichen Freundlichkeit der Liebling Aller ist, vom Herrn Direktor angefangen bis zum letzten Beamten. Er ist einer der glücklichsten Menschen, die mir je vorgekommen, und das hauptsächlich wegen seiner Frau, die er mehr als sein Leben liebt, und die es auch verdient, denn nebstdem, daß sie ein Muster weiblicher Würde und Frömmigkeit ist, hat sie auch mehr Bildung als Frauen ihres Standes. Von guten Eltern abstammend, die auf ihre Erziehung viel verwendeten, schlug sie einen Beamten mit einem bedeutenden Gehalte aus und heirathete aus Liebe den damals armen ausgedienten Militär, in sich die feste Ueberzeugung tragend, daß ihrer Hände Arbeit beide zu ernähren im Stande sei. Sie hat diesen Schritt noch nie bereut.

Ein kleines Gespräch mit dem Portier wird dich in sein Herz blicken lassen. Nach den üblichen Begrüßungen frage ich gewöhnlich: „Kein Zuwachs heute Nacht?"

„Ja, und noch was für einen! traurige Geschichte das!" — „Wie denn, was ging vor?"

„Einen Familienvater gebracht — verwirrt, ganz verwirrt gewesen, seine Frau mit drei kleinen Kindern begleitet — arm, sehr armer Schuhmacher das — alle Vier bitter geweint! eine rührende herzzerreißende Scene das — Abschied genommen — kein Brod zu Hause haben — Donner und Wetter — ich konnte nicht viel schenken — hm! hm!" — „O ho, Schnurrbart, ist denn heute Thauwetter, daß Ihr Bart naß ist? oder hat es gedonnert und darauf geregnet?"

„Donner und Wetter, von Eisen sein müssen! eine Scene das gewesen — Kinder den Vater nicht hergeben wollten — an seine Beine sich geklammert — Mutter und Kinder geweint —" — „Ah ja so, dabei haben Sie sich im Grase den Bart naß gemacht, indem Sie die Kinder von dem Vater trennten, Sie Grausamer, nicht? Doch nein, Sie haben schon wieder mit Ihrer Frau gezankt, mit dieser verschwenderischen Person, die Alles an die Armen verschenkt, und da sind Sie in die Hitze gerathen und sie hat Ihnen zur Abkühlung Wasser in's Gesicht geschüttet. Richtig, ich hab's!"

„Donner und Wetter, meine Frau auch mit den Kindern und der Mutter geweint — zu Hause dann geführt — gute Seele, — hm, hm!"

Nach solchen und ähnlichen Gesprächen, die wir mitsammen wechseln, dreht er militärisch, die linke flache Hand an seinen Sturmhut legend und so grüßend, sich um und geht wieder in sein Vorhaus, durch seine Glasfenster schauend und wachend. So geht es schon bei ihm durch drei Jahre, denn so lange ist die neue Anstalt eröffnet, und so lange ist er wohlbestellter Portier, dabei noch immer von Außen ein Bramarbas, von Innen aber weich wie eine Jungfrau, und auch die herzzerreißendsten Scenen, die natürlich hier vorfallen müssen, können seine Kinderseele nicht abstumpfen. Was mich und die Aerzte anbelangt, so sind wir durch die Zeit an diese Scenen gewöhnt und einem Müller zu vergleichen, der das Klappern seiner Mühle auch nicht mehr hört. In ähnlicher Weise ergeht es bei uns bei den Klagen und Leiden der Patienten, deren oft Mark und Bein erschütternde Leiden uns zwar rühren, aber die Besonnenheit und wo möglich kalte Berechnung in der Diagnose nicht nehmen dürfen, widrigenfalls wir jenen leicht schaden, uns aber der größten Gefahr aussetzen würden. Daß manchmal Lebensgefahr für uns dabei ist, versteht sich wohl von selbst, kommt aber in einer so gut eingerichteten Anstalt wie die unsrige doch äußerst selten vor.

Steht man in dem Garten und hat einige Schritte darin gemacht, so erblickt man links und rechts zwei Buschwäldchen von Zwergfichten durch eine Sandfläche getrennt. Nun geht es steil an, besonders auf dem breiten Fußwege, der eine ziemlich gerade Linie zur Anstalt hinan beschreibt und beiläufig zehn Minuten währt; der Fahrweg aber ist eine krumme Linie und daher viel länger. Ist man oben bei der Anstalt angekommen, so überblickt man unten das Häusermeer von mehreren Vorstädten, welches einen imposanten

Anblick gewährt. In der schönen Jahreszeit sieht man mehrere Gruppen von Männern und Frauen mit Gartenarbeit beschäftigt, hier graben, dort pflanzen, hier Erde zu-, dort wegführen. Die Meisten sind munter und guter Dinge, plaudern und mischen ihren Gesang in den der Vögel auf den Bäumen und Buschwerken. Weder die männlichen noch die weiblichen Arbeiter haben etwas Auffallendes an sich, sind gekleidet wie andere Leute, reden und benehmen sich wie Vernünftige und doch sind es Irrsinnige. Wenn ich oder ein Anstaltsarzt mit ihnen reden und du zuhörst, merkst du auch nicht eine, nicht die kleinste Spur irgend einer Narrheit, und du wunderst dich nicht wenig, wie man denn diese Menschen als Wahnsinnige behandeln könne; ja du geräthst sehr leicht auf den Gedanken, es seien hier unschuldig Detinirte, welche die Geld- oder Rachsucht ihrer Feinde hieher gebracht hat. In dieser deiner Ansicht wirst du noch bestärkt, wenn du sie reden hörst. Da heißt es gar oft: „Schauen Sie mich an, hören Sie mich reden, beobachten Sie mein ganzes Benehmen, finden Sie denn auch nur eine Spur des Wahnsinns an mir? und dennoch muß ich hier in einem Narrenhause so und so lange schon schmachten. Setzen Sie sich in meine Lage und urtheilen Sie, ob es einen unglücklicheren Menschen geben kann als mich" u.s.w. Du, lieber Leser, kannst stundenlang mit ihnen reden über was du willst; mit dem Künstler über seine Kunst, mit dem Gelehrten über sein Fach, mit dem Handwerker und Bauer über seine Arbeit, du wirst ihn so gescheidt wie jeden andern Menschen in der Welt draußen, ja vielleicht noch bescheidener, artiger, überlegter als jene finden, denn sie sind schlau und berechnen meist jedes Wort, um Andern die Ueberzeugung beizubringen, daß sie keine Irrsinnige seien. Hat doch ein Besucher bei einer solchen Gelegenheit gesagt: „Jetzt weiß ich nicht mehr, wo der Narrenthurm steht, hier oder dort" (auf Wien hinzeigend). Hat doch ein Irrenseelsorger aus einer Provinzialhauptstadt, den ich bei uns herumführte, wörtlich zu mir gesagt: „Ich kann die Aerzte, Wärter und Irren nicht von einander unterscheiden und gebe nur stets auf Ihr Benehmen mit dem Einen oder dem Andern Acht, das mir einiges Licht gibt." Das ist auch gar nicht wunderlich, denn im Anfange meiner Seelsorge ging es mir eben so, nämlich ich hielt gar oft den Wärter oder die Wärterin für den Patienten, so daß ich oftmals die Correktur einstecken mußte: „Hochwürden, ich bin ja kein Patient." Nach und nach schärft man seinen Blick so, daß man die oft verborgensten Irrsinnszüge und Merkmale nicht nur bei schon wirklich Irrsinnigen, sondern auch bei zum Irrsinn disponirten Personen schnell und sicher herausfindet, worin besonders unser Direktor eine bewunderungswürdige Fertigkeit hat. Ihm ist es ein Leichtes, ein halbes Jahr vorher den Irrsinn zu prädiziren.

Nun, wie gesagt, wenn du, lieber Leser, mit unsern Patienten, freilich Reconvalescenten, redest, findest du nichts Irrsinniges heraus; ganz

anders aber stellt sich die Sache, wenn ich oder ein Hausarzt mit ihnen conversiren, die wir die verstimmte Seite des Patienten kennen. Wir brauchen sie nur zu berühren, so zeigt sich der Irrsinn. Er erinnert an ein musikalisches Instrument, das bis auf eine oder zwei Saiten vollkommen stimmt; aber sobald diese angeschlagen werden, ist die Disharmonie fertig.

Zu deiner Unterhaltung will ich dir einen solchen Fall vorführen. Wir durchschreiten den großen Garten, in den wir vorher mit einander getreten, und sehen eine Gruppe Arbeiter, eben mit Graben und Pflanzen beschäftigt, treten hinzu und beginnen ein Gespräch. Alle kommen unserm Gruß auf das freundlichste zuvor, halten bescheiden etwas bei der Arbeit inne und setzen dieselbe nach kurzer Pause wieder fort. Unter ihnen wollen wir einen jungen, blühend aussehenden, elegant gekleideten Mann*) mit einer geistreichen Physiognomie wählen. Er ist in der Wirklichkeit Beamter, in seiner fixen Idee aber ganz was Anderes, was du, lieber Leser, sogleich erfahren sollst. „Was machen denn Sie dahier, lieber Herr N., mir scheint, Sie wollen ein Gärtner werden?"

*) Den hohen Behörden und dem Publikum gegenüber, da dieses vielgelesene „Hausbuch" auch in Wien und Oesterreich verbreitet ist, gebe ich hiermit ein Mal für alle Mal die feierliche Erklärung, daß ich bei Schilderung meiner psychiatrischen Charaktere das Familiengeheimniß niemals verletzen, Niemanden mit Namen, Geburtsort und andern kenntlichen Merkmalen bezeichnen, noch auf irgend eine Weise auch nur leise verletzen werde, indem ich nur solche Typen auswähle, welche, zwar der Grundidee nach durch eigene Anschauung entstanden, doch auf viele andere Patienten eben so gut passen, was in unsern Anstalten von 700 Patienten, und wo zugleich jährlich der Wechsel so groß ist, ferner, da ich nebst diesen noch andere Irrenanstalten besuchte, nicht anders möglich ist. Sollte sich Jemand getroffen fühlen, so bedenke er das und gebe nicht mir die Schuld. Auch muß ich noch bemerken, daß ich durch meine Schilderungen nebst der Unterhaltung auch und vorzüglich Trost und Belehrung unter das Publikum verbreiten möchte: Trost für die Anverwandten der Patienten; denn wenn Eltern, Geschwister und Freunde derselben erfahren, wie in unserer Anstalt ihre schmerzlich Beklagten behandelt werden, wie mit ihnen in somatischer, psychischer und religiöser Hinsicht umgegangen wird, so müssen sie Beruhigung und Trost schöpfen; Belehrung, weil gegen den Wahnsinn Niemand einen Freibrief hat, und weil daher eine Belehrung, Warnung u. dergl., besonders vor gewissen Gemüthsstimmungen und Leidenschaften höchst nothwendig ist und bei Befolgung derselben, auch bei bedeutender Disposition zur Geistesstörung, vor dem größten Unglück, das einen Menschen treffen kann, schützt. Besonders in unserer Zeit halte ich diese Belehrung dringend nothwendig, indem der Wahnsinn seit dem Jahre 1848 schauderhaft zugenommen hat, und weil die höchst gefährliche heutige Romanen- und Feuilletonslektüre sehr vieler Zeitungen, durch welche die Phantasie des Lesers furchtbar und fieberhaft aufgereizt wird, unsere Anstalt sehr bevölkert. Der Schaden, der aus dem Lesen schlechter Bücher erwächst, ist unermeßlich groß, und zwar nicht blos für die Sittlichkeit, sondern auch für die leiblich-seelische Seite des Menschen. Die Verfasser schlechter Novellen, Romane u. dergl. können gar nicht ermessen, welche furchtbare Verantwortung sie sich aufladen und welchen gräßlichen Raub sie an der Menschheit begehen. Diebe und Räuber sind der menschlichen Gesellschaft nicht so schädlich als jene, was eben so evident ist, als daß die inneren Güter die äußeren übertreffen.

„Ja, zur Unterhaltung pfusche ich sehr gerne in die Gärtnerei hinein, habe deßwegen die Direktion gebeten, mich manchmal hier herumwirthschaften zu lassen.“ — „Welche Blumen pflanzen Sie hier?“

„Georginien, die ich sehr liebe, besonders eine Gattung derselben, die Victoria regia, die ihrer großen Krone und ihres schönen Farbenschmuckes wegen in der That auch diesen Namen verdient.“ — „Ja, die ihren Namen Englands Königin zu Ehren erhielt.“

„Daphne mezereum und Heleborus niger sind im heurigen Winter alle erfroren; Erantheus hiemalis, Crocus susianus und Galanthus rivalis als erste Frühlingsboten liebe ich zwar auch, aber am liebsten bleibt mir stets die Victoria regia.“ — „Der Farbenschmuck und die blos äußere Pracht dieser Blume läßt aber doch zuletzt kalt, es fehlt ihr der Geruch, eine nicht zu verachtende Eigenschaft. Das Veilchen, die Reseda und die Königin der Blumen, die Rose, liebe ich mehr.“

„Mag sein, und wie in anderen Dingen so auch in der Blumenauswahl, hat Jeder seinen eigenen Geschmack, worüber, wie das bekannte Sprüchwort sagt, nicht zu streiten ist. Man könnte zur Rechtfertigung Ihres Geschmackes auch anführen, daß die geruchlosen, wenn gleich schönsten Blumen den Parademenschen gleichen, die keine Liebe im Herzen tragen; sie lassen zuletzt kalt, wenn sie auch in vielen Dingen unsere Bewunderung verdienen. In dieser Welt kann schon nicht Alles auf einen Leist geschlagen sein und muß eine Mannigfaltigkeit herrschen.“ — „Wohl,“ sagte ich, „das liegt schon so in der Anordnung des Schöpfers, der das Naturprincip zur Entfaltung der Vielheit, den Menschengeist aber zur Beibehaltung der Einheit geschaffen hat; eine Vielheit und Mannigfaltigkeit der Steine, Pflanzen und Thiere, so auch der verschiedenen Farben und andern Nuancen derselben; beim Menschengeiste aber eine unzertheilte Einheit in der Thatsache des Selbstbewußtseins. Meinen Sie nicht auch so, Herr N.?“

„Ja,“ antwortete er, „aber gehen wir jetzt nicht auf die Wurzel, sondern bleiben hübsch bei den Zweigen und Blättern unseres Gegenstandes; der Reichthum Gottes zeigt sich hier wie dort, nur hier viel anschaulicher. Wenn ich in meiner Lage hier in der Anstalt oft traurig geworden bin, nahm ich meinen Hut, eilte in den Garten, betrachtete die frischen Gräser und Blumen und dachte mir: wie doch der liebe Gott mit uns Menschen gar so gut ist! so verschiedenartige Blumen zur Auswahl für Jeden, für Aug und Geruch, und damit die übrigen drei Sinne nicht leer ausgehen: welch liebliche Luft hauchen sie aus und reinigen unsere Lebensatmosphäre, hauchen Sauerstoff aus, den wir so nothwendig zum Athemholen haben und liefern uns süße Früchte für unseren Geschmack.“ — „Wie aber wird das Gehör befriedigt, da Sie von den fünf Sinnen des Menschen reden?“

„Sehen Sie da diese Altsängerin Schwarzamsel auf dem Baume dort? Hören Sie den Sopranfink? und dort den Spottvogel, den Komiker der Naturoper, der ein ganzes Orchester in seiner einzigen Kehle birgt? — Nun, wie gesagt, wenn ich so in dem Garten herumwandle, so wird mein wundes trübes Gemüth wieder besänftigt; ich fange an ruhiger zu werden und danke dem lieben Gott für diesen seinen väterlichen Segen an uns armen Menschenkindern. Wie oft fällt mir bei Betrachtung der Naturschönheiten, besonders der Blumen, des Heilandes Spruch ein: Und Salomo selbst in all seiner Pracht ist nicht so schön gekleidet, als eine dieser Lilien. Salomo war ein König, auch ein König — ja, a u c h ein König, wie —"

Ich unterbrach ihn, da ich seinen weiteren Gedankengang errieth: „Wir haben früher von den Georginien geredet, und Sie nannten die victoria regia Ihre Lieblingsblume, wollen Sie uns nicht ihre Eigenschaften näher beschreiben?"

„Victoria regia, königliche — Georginie, Königin — König — Salomo war auch ein König — man könnte sie auch Salomo-Georginie nennen — auch eben so gut m e i n e Blume." — Nun, lieber Leser, stehen wir bei der Enthüllung seiner Krankheit, die du gewiß schon errathen hast; ein Druck auf diese verstimmte Taste und der Gemüthsmißton ist fertig. Wir wollen diesen Druck leise versuchen: „I h r e Blume könnte man sie nennen?"

„Freilich, König ist König, und der Eine regiert und der Andere darf nicht regieren." — „Diese Rede ist mir ein Räthsel, wollen Sie sich nicht deutlicher erklären?"

„A u c h i c h b i n e i n K ö n i g!" Sein Gesicht, seine ganze Physiognomie, seine Haltung, Alles ist auf einmal majestätisch geworden. „Ich bin ein ganz Anderer als der ich scheine." — „Ein Anderer? wenn ich nicht irre, so sind Sie der Herr Beamte N."

„Ja, ehemals; aber aus einem Beamten, wenn er seine Sache versteht, kann Vieles noch, kann Alles werden; er sammelt sich nach und nach Verdienste für die Bürger des Staates und —" — „Und für seinen Monarchen, der ihn auch dafür bezahlt und manchmal auch mit Orden auszeichnet, nun und nimmer aber ihn selbst zum Monarchen machen und ihm sein Reich abtreten wird."

„Ja freilich, da wäre er nicht gescheidt, ein Narr. Es gibt aber Fälle, wo A n d e r e einen verdienstvollen Beamten zum Kaiser machten, denken Sie an Louis Napoleon!" Mit majestätischer Stimme und Geberde fuhr er fort: „Mich hat das Volk zum Kaiser von Oesterreich gemacht, zur Zeit der Republik, im Jahre 1848 wählten mich die Wiener und in Uebereinstimmung mit den Bewohnern der Haupt- und Residenzstadt Wien wählten mich die gesammten Völker Oesterreichs zu ihrem Kaiser — verstehen Sie das? Doch nein, nein, ich muß Ihnen die Wahrheit sagen: Anfangs nur

zum Präsidenten der großen österreichischen Republik und wissen Sie, so — so — so nach und nach bringt man es auch, wie Napoleon, zum Kaiser."

Hier, lieber Leser, hast du den psychologischen Schlüssel zu den Motiven vieler Revolutionäre des Jahres 1848, die am Ende statt einer Krone eine Narrenkappe als wohlverdienten Lohn erhielten. Zum weiteren Verständnisse, warum diese Narren ihres Wahnes noch nicht losgeworden sind und gleichsam zu ihrer Schmach ihn beibehalten müssen, nachdem sie in's Tollhaus gekommen, diene dir, daß die Lieblingsidee des Menschen auch dann noch die Oberhand behält und auf den Wogen ihrer Gedanken schwimmt, wenn schon der ganze Kram ihrer Ideen verwirrt oder von den Wellen der tosenden Leidenschaften verschlungen und in den Abgrund des Nachtbewußtseins begraben worden ist. Gibt doch mancher Einfaltspinsel, in der Welt draußen für gescheidt gehalten, kaum im Tode seine fixe Idee auf und will als der große Gelehrte, der unerreichte Künstler, der berühmte Volksbeglücker auch noch in seinem Sterbestündlein angesehen werden.

Unweit unserer Männergruppe, die wir nun verlassen, um der Anstalt näher zu wandern, sind fünf bis zehn weibliche Irren beschäftigt, ein großes Blumenbeet zu begießen, wozu sie das Wasser aus dem nahen Teiche holen. Wir wollen uns ihnen nähern und ein Gespräch mit einer oder der andern Dame einleiten. Sie tragen Alle steierische breite Sommerhüte, die ihnen ein idyllisches Aussehen geben und sie vor der Sonnenhitze schützen, sind nett, jede nach ihrem Stande gekleidet*) und gesunden fröhlichen Aussehens. Die Eine singt ein Liedchen, die Andere plaudert und lacht mit ihrer Nachbarin, die Uebrigen begießen, gehen zu und ab. Während wir ihnen zuwandeln, trillert die Sängerin:

Blumen blühen, Herzen glühen,
Neigen sich und sterben ab.
In das Grab, tief hinab
Sinkt der Mensch nach Erdenmühen.
Tag und Nacht, Liebe wacht
Ewig wohl in Tod und Leben.
Weiche Schmerz, juble Herz,
Einst wirst dich daraus erheben.

Unter den Mädchen gibt es manchmal außergewöhnlich schöne Stimmen, und wir haben in unserer Anstalt gegenwärtig ein junges Fräulein, welches eine bezaubernd schöne Altstimme hat. Doch wir wollen jetzt bei unsern Gärtnerinen bleiben und mit ihnen ein Gespräch beginnen. Wir wenden uns an die Sängerin und loben ihren frischen mit ziemlicher Kehlen-

*) Die sonst übliche Uniformirung der Patienten, die ehemals zur Zeit der Kindheit der Psychiatrie den Besucher anwiderte, ist bei uns gänzlich verbannt und Jedes trägt seine eigene Familienkleidung nach Stand und Würde wie in der Welt draußen: der Soldat seine Uniform, der Geistliche sein Priesterkleid u. s. w. Nur die Armen erhalten die Hauskleidung.

fertigkeit vorgetragenen Gesang, ihre Stimme und den Vortrag, um ein Gespräch einzuleiten. Sie hört uns freundlich an und erwidert: „Danke Ihnen, meine Herren; geht eben mit; ich singe wie ein Vogel in dem Vogelhaus eingesperrt. Zum Singen muß man Freiheit haben und nicht, wie ich, eingesperrt sein."

Der Ton ihrer Sprachstimme oder vielmehr der Nachgeschmack derselben, wenn ich so sagen darf, ihre Mienen und ihr ganzes Benehmen, lassen nur auf ein halbes Selbstbeistichsein schließen, und woran sie noch stark leidet, sollst du, lieber Leser, gleich erkennen, wenn du mit ihr das Gespräch weiter fortführst. Du sagst etwa: „Wie, eingesperrt? so wäre denn dieser freundliche schöne, große Garten ein Vogelhaus?"

„Ja freilich, und wir die Vögel darin. O staunen Sie doch nicht so, sehen Sie mich nicht so befremdet an; ich bin nicht verrückt, wie man mir nachsagt, ich meine nur, in das Narrenhaus hat man mich gesperrt und das bleibt sich gleich, ob dasselbe groß oder klein ist, es bleibt immer ein Gefängniß, darum wünsche ich mir den Tod, ha, ha, ha! und darum gefällt mir so gut das eben gesungene Liedchen, besonders die letzte Strophe:

Tag und Nacht, Liebe wacht
Ewig wohl im Tod und Leben.
Weiche Schmerz, juble Herz,
Einst wirst dich daraus erheben."

Antwortet man ihr: „Dieß ist auch ein schönes tröstliches Lied" — so fällt sie schnell ein: „Nein, das Lied ist garstig, pfui, es ist nicht wahr. Ach Gott, nicht wahr: „Liebe wacht im Tod und Leben!" pfui, schändliche Lüge!"

„Nein, liebes Kind! der Vater im Himmel liebt uns ja wirklich Alle, besonders die Leidenden und daher auch Sie." — „Ha, ha, ha! das weiß ich ja so; unser Pfarrer zu Haus hat es auf der Kanzel gepredigt und dabei — sie fängt an bitterlich zu weinen — und dabei sah ich Karl, und dann er mich, und als wir aus der Kirche gingen, kam er zu mir und gab mir diesen Blumenstrauß." Sie zieht verwelkte Blätter aus dem Busen hervor und küßt sie. „Sehen Sie ihn da? wie schön er ist, wie er duftet! — und den Blumenstrauß hat er für mich gepflückt — der Karl machte mich so glücklich damit — der gute Mensch, — und so blieb's ein Jahr, und er sagte zu meiner Mutter: „„ich möchte die Emma heirathen,"" und ihr war's recht, und ich sagte, den Blumenstrauß habe ich bei der Kirchthür erhalten — den werde ich in den Brautkranz flechten, den werde ich in die Kirche hineintragen. Ach Gott, ich hätte ihn ja hineingetragen! Ha, ha, ha!! es geht sehr lustig in der Welt zu!! — meine Mutter hat man hineingetragen — o ja, es war eine schöne Leiche, und viel Leute gingen mit, und ich, die arme, arme Waise, ging auch mit! — o es war sehr schwarz! — und

dann hat sie sich tief hinein, o tief, tief, tief hinein schlafen gelegt. Und warum nicht? nein, nein, laßt sie nur singen. Ich weine ja nicht — sie sind ja noch nicht fertig. Wie?

Blumen blühen, Herzen glühen,
Neigen sich und sterben ab.
In das Grab, tief hinab
Sinkt der Mensch nach Erdenmühen.

Ach Gott ja, der Karl! und darauf gab es eine Hochzeit, bald darauf, so, so, so lange darauf, wie ich doch vergeßlich geworden bin! — Und die Hochzeit war sehr traurig, ich weinte bitter, seine Braut bekam 300 Gulden mehr als ich — er liebte mich nicht mehr — aber ich ihn. Ach mein Herz that weh, recht weh! — Nicht wahr, ich weine nicht? — aber als man mich vom Hause fort hieher führte, da weinte ich — warten Sie, ich singe Ihnen ein Lied.“ Und Sie begann mit unnachahmlicher Wehmuth:

„Ein Vöglein sitzt am Aste dort
Und ruft: zirp, zirp, komm, komm!
Ein Weibchen hört's und fliegt zum Ort,
Und singt: zirp, zirp, ich komm.
Das Männlein frägt: bist wohl du reich?
Es sagt, ach nein! bin arm!
Und er verließ sie allsogleich,
Sie blieb in bitt'rem Harm.“

„Nicht wahr, das ist lustig?“ So und Aehnliches würde diese arme, schändlich verlassene Braut noch lange fortgeplaudert haben, wenn nicht die Wärterin herbeigetreten wäre, sie zur Arbeit ermahnend, um sie wieder auf andere Gedanken zu bringen.

Solch unglückliche und oft sehr edle Geschöpfe, die von Natur aus wegen reizbarer Nerven den Verlust einer Mutter und eines Bräutigams zugleich nicht ertragen können, sind in den Heilanstalten nicht selten, werden aber, wenn gleich anfangs zur psychiatrischen Heilkunde Zuflucht genommen wird, gewöhnlich nach nicht gar langer Zeit wieder hergestellt, wie es denn auch bei der erwähnten Patientin wirklich der Fall war. Sie verdiente es wohl, ihres edlen Gemüthes wegen. Hier kann ich mich nicht enthalten, einen schönen Zug ihres Herzens anzuführen. Einmal hörte sie in der Predigt: „edle Herzen vergessen ihr eigenes Leid und kommen den Betrübten zu Hilfe.“ Was that sie? Neben ihr befand sich eine Patientin, welche an der Manie litt, alle ihre Speisen seien vergiftet, und daher mehrere Tage keinen Bissen aß. Da verschwendete sie alle ihr zu Gebote stehende Beredsamkeit, um die Manistin vom Gegentheil zu überzeugen und pflegte sie wie eine Schwester. Natürlich half dieses nichts. Nun ersann ihr edles Herz ein anderes Mittel, nämlich sie gab ihre eigenen Speisen, nachdem sie zur Aufmunterung zuvor etwas Weniges davon verkostet hatte, der Manistin und litt so selber Hunger. Auch dieses Mittel führte nicht zum erwünschten Ziele. Eines Morgens kam

sie mit thränenden Augen und klagte mir ihre Noth, zugleich mich um Rath fragend, was sie denn zu thun habe, um der Armen zu helfen; sie sei zu jedem Opfer bereit, um den Willen Gottes, auf der Kanzel vernommen, zu erfüllen: „Edle Herzen vergessen ihr eigenes Leid, um den Betrübten zu Hilfe zu kommen."

Begeben wir uns von dieser Mädchengruppe hinweg und machen wir einige Schritte vorwärts, indem wir den Teich rechts liegen lassen, so gelangen wir in Gänge, die mit Buschwerken von Hollunder, Zwergacazien, Terapinthen und Staudenwerken eingefaßt sind. Hier sehen wir Patienten ganz allein, ohne alle Begleitung, herumwandeln; es sind solche, deren Wiedergenesung schon stark vorwärts geschritten ist, und die ihrer baldigen Entlassung aus der Anstalt entgegen harren. Einige davon wandeln ohne alle Beschäftigung herum, indem sie ihren Gedanken freien Lauf lassen, die Andern lesen Bücher, Zeitungen u. dergl., die ihnen aber nach der Wahl der Direktion in die Hände gegeben werden. Sie gehören meist der gebildeten Klasse an, sind Grafen, Barone, Maler, Dichter, Gelehrte, Doktoren aus allen vier Fakultäten. Damen sind nicht unter ihnen, da diese von jenen stets abgesondert lustwandeln und dazu einen eigenen Garten haben. Wenn eine in dem großen Garten, der auch dem Publikum mit Auswahl dient, spaziert, so geschieht es stets in Begleitung einer Wärterin, die ihr auf ihrem Zimmer als Kammermädchen beigegeben ist. Gefährliche Patienten mit Selbst- oder Nächstenmordmanieen bleiben meist in der Anstalt und schon ziemlich wiedergenesen, werden sie nach langen und sicheren Proben erst in den Gesellschaftsgarten gelassen.

Das versteht sich wohl von selbst, wirst du dir, lieber Leser, denken. Dennoch sage ich dir, daß dieses sich nicht so ganz von selbst versteht; denn es gibt auch periodisch Wahnsinnige, die zu einer gewissen Zeit sehr gefährlich, zur andern wieder, die der Arzt genau kennt und angeben kann, wie Lämmer zahm sind. Da ist Einer, der elf Monate im Jahre denkt, wirkt, fühlt, handelt wie jeder andere gescheidte Mensch, im zwölften aber ist er der gefährlichste Narr. Der Andere hat in einem Monate, Vierteljahre, nach neun Monaten u. dergl. wieder seinen Raptus. Kurz, man bemerkt hier staunenswerthe Erscheinungen des Menschenlebens. Der Arzt kann somit in gewissen Zeiten den Patienten ganz ruhig herumwandeln, ja sogar zu seiner Familie auf Besuch gehen lassen, während er ihn zur andern Zeit hinter Thor und Riegel halten muß. Nur der Arzt und sonst Niemand kann beurtheilen, wie es mit dem Patienten steht, wie er ihn zu behandeln und was er zu thun und ihm zu erlauben hat, z. B. Besuche von Seite der Anverwandten, Ausgänge, Speisen u. dergl.

Diese hier gemachte Bemerkung ist sehr wichtig und beherzigungswerth, besonders für die, welche die Ihrigen besuchen wollen, in die Anstalt oft

von Weitem herkommen und wieder fortgehen müssen, ohne den Patienten gesehen und gesprochen zu haben; dann auch für die, welche es besser als der Arzt wissen wollen, daß er schon vollkommen gesund und eine Zurückhaltung in der Anstalt nur Eigensinn der Direktion sei. Wir werden noch einmal auf diesen Punkt zurückkommen.

Wir wollen zum Schlusse, bevor wir in das Innere der Heilanstalt treten, um dort die Zimmer, Maschinen, Bäder, kurz die innere Einrichtung zu besichtigen, nur noch einen Reconvaleszenten kennen lernen. Er wandelt eben zwischen Gebüschen dahin, ein Manuscript in den Händen und darin aufmerksam lesend. Es ist ein selbstverfaßtes Gedicht, durch welches er seinen Trübsinn zu verscheuchen und sich wieder Lebensmuth einzuhauchen sucht. Seine Psychose, sowie andere Eigenthümlichkeiten von ihm, müssen wir hier aus manchen Gründen übergehen und fügen nur noch die Bemerkung bei, daß er mir die Bitte gewährte, dieses Gedicht meinem Freunde Dr. L. Lang zur Aufnahme in das „Hausbuch für christliche Unterhaltung" schicken zu dürfen. Nun mag das Gedicht folgen:

Ermuthigung.

Nur Muth, mein Herz, wie groß dein Mißgeschick,
Es kann und wird ja doch nicht ewig dauern:
Drum wende aufwärts deinen Geistesblick
Und überwinde deiner Seele Schauern.

Du schmachtest lang zwar unter schwerem Druck,
Doch vorwärts nur! wenn gleich ein müder Wandrer:
Dir birgt das Leben ja noch Reiz und Schmuck
Wie Wenigen der Millionen Andrer.

Und dennoch tragen sie ihr bitt'res Loos
Mit stiller Fassung und gedämpfter Trauer:
Nimm sie zum Vorbild dir, sei stark und groß,
Wird gleich der Sturm des Wetters täglich rauher.

Dir blieb ja doch noch eine reiche Welt,
Die du durch ernstes Mühen dir errungen:
Die Welt des Geistes, die als Himmelszelt
Die Strebenden der Erde hält umschlungen.

Des Glaubens und des Wissens hohe Kraft,
Die an dem Reich des Herren baut und zimmert,
Das über'm Erdendunst der Leidenschaft
Als reiner Sternenhimmel flammt und schimmert.

Der Welt Betrachtung und der Kunst Genuß,
Die reine Freude an dem Biederherzen,
Die sich mir treu bewähren bis zum Schluß,
Sie überwiegen wohl die Wucht der Schmerzen.

Drum frisch getaucht in all der Leiden Strom!
Der Mensch auf Erden ist ja nur ein Krieger;
Triumph! wenn er im Welten-Hippodrom
Zuletzt die Fahne jubelnd schwenkt als Sieger.

Ist man oben vor dem Prachtgebäude angelangt, so gewährt der Anblick auf den Ozean der Stadt Wien mit den unzählbaren Häuserreihen, Gärtchen und Gärten der Vorstädte, Giebeln und Thürmen einen bezaubernd schönen Anblick und läßt uns erst erkennen, wie groß die Stadt Wien sei, besonders auf der Altane im ersten Stocke. Dieser imposante Anblick wird erst vollständig, wenn man die Wartaussicht erstiegen, die über dem Dache der Anstalt eigens erbaut ist, allwo man die bezauberndste Aussicht besser noch als auf dem Stephansthurme genießt, und ich wüßte in ganz Wien sammt seiner Umgebung keinen schöneren Um- und Aussichtplatz als hier. Nebst der Residenzstadt und den meisten Vorstädten überschaut man südöstlich das ganze Marchfeld mit den bekanntlich so fruchtbaren Feldern, Fluren, Auen, durch welche sich die Donau wie eine Riesenschlange durchwälzt; nördlich die Klosterneuburger Gebirge, Leopolds-, Kahlen-, Kovenzelberg, Himmel und nordwestlich die wellenförmig fortlaufende Gebirgskette bei Dornbach und Neuwaldeck; kurz die ganze schöne nächste Umgebung Wiens mit den hübschen Hügelweingebirgen von Sievering, Heiligenstadt und über der Donau die Brigittenauen, Prater u. s. w.

Unterdessen, lieber Leser, während du dir das Alles im Geiste vorüberziehen lässest, und dessen ermangelst du gewiß nicht, so du auch nur ein Mal in dem schönen Wien gewesen, nehme ich von dir freundlichen Abschied mit dem Versprechen, bald wieder vor dir zu erscheinen, um dir von Dingen und Irrsinnigen der inneren Anstalt zu erzählen, die dich interessiren dürften, so ferne du mit meinem etwas ungehobelten Style nicht gar unzufrieden bist.

Blick in's Freie.

Von C. Jacker.

Von den Büchern durch die Scheiben
In mein Stückchen Welt hinaus
Schau' ich lauschend diesem Treiben
In des Vaters grünem Haus.

Diesem Treiben, diesem Sprossen,
Diesem leisen, linden Weh'n,
Ist das Ohr ihm auch verschlossen,
Mag's die Seele doch versteh'n.

Nur der Mühle dumpfes Tosen,
Gleich dem Pendel an der Uhr,
Schlägt den Takt zum zeigerlosen
Stillen Ablauf der Natur.

Gold'ner Sommer, noch wie viele
Werden sonnen diese Wiesen?
Wellen dort in leichtem Spiele
Noch wie viele niederfließen?

Und mein eigen Thun und Treiben,
In das Uhrwerk eingefüget,
All' dieß Sinnen, all' dieß Schreiben,
Ob dem Meister es genüget?

Ob der Strom, mit dem ich walle,
In des Ozeans Umarmung
Hinstrebt, wo die Wellen alle
Aufnimmt ewige Erbarmung?

Ströme Bächlein, Mühlrad tose,
Grünet Wiesen fort und fort!
Meister, einst bei dir im Schooße
Wahre mir den Ruheort!

Die Externsteine.

Von Dr. M. Brühl.

O lindes Säuseln im tiefen Thal,
O erster Duft des Märzen,
Nun blüht und klingt die Welt zumal,
Nun klingt's auch mir im Herzen.
Em. Geibel.

„Wir finden die Natur als ein Räthsel und Problem vor uns, das wir ebenso aufzulösen uns getrieben fühlen, als wir davon abgestoßen werden: angezogen, der Geist ahnt sich darin; abgestoßen von einem Fremden, in welchem er sich nicht findet." Dieser tiefe Ausspruch Hegels hat von je einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht, denn ich fand darin einen Schlüssel zu dem unwiderstehlichen Drang, der in mir lebt, Alles, was mich freut und reut, hinauszutragen in die Natur, im Frühling oder im Herbst, wenn auch nur auf einzelne Tage dem Dunst der Stadt und den Anforderungen der Berufsthätigkeit zu entfliehen, Felder und Wälder, andere Fluren und andere Menschen zu sehen. Und insbesondere zur Zeit, wo die Natur aus dem Winterschlafe erwacht, oder auch, wenn sie sich wieder anschickt zur Winterruhe, da steigert sich jener Trieb fast bis zur Krankhaftigkeit. Ich muß ihm folgen und ich habe es noch nie bereut; wird man doch in der Stadt kaum gewahr, was zu den poetischsten Erscheinungen der gemäßigten Zone gehört: der Wechsel der Jahreszeiten. Wenn die kräftigere Sonne die ersten Feldblümchen hervorruft, wenn um Wald und Feld es grün zu schimmern beginnt und hoch über der halb noch schlummernden Erde das Lied der Lerche frohlockt — was ist schöner, herzerquickender? Aber nicht blos das wiedererwachende Frühlingsleben oder die vollentfaltete Sommerpracht, auch des Herbstes versinkende Stimmungen — ja diese noch mehr — bewegen unser innerstes Empfinden. Da hat die unsichtbare Hand schon das Ende geschrieben, die Sonne versprüht ihren letzten Glanz und bekleidet Flur und Wald mit den

buntesten Farbentönen; das macht den Herbst wenn nicht schöner so doch tiefer als seine Vorgänger, und kein empfängliches Gemüth entzieht sich seiner ernstrührenden Symbolik.

In diesem Jahre brach die holde Osterzeit so schön und heiter an, daß wir uns rasch entschlossen, den Vorfrühling schon zu einem Ausfluge zu benützen, um so mehr, da das nicht eben freundliche Klima der großen niederdeutschen Ebene besonders im Frühling einen erstaunlichen Reichthum an Unliebenswürdigkeit zu entfalten pflegt, wir daher einer Dauer des milden Wetters nichts weniger als sicher sein konnten. Beschlossen war schon, diesen Ausflug den vermittelst der Eisenbahnverbindung zwischen unserm Wohnorte Münster und Paderborn leicht erreichbaren Externsteinen im Fürstenthume Lippe-Detmold (von Paderborn etwa $3\frac{1}{2}$, von Detmold etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden, zu Wagen, entfernt) zu widmen, denn sie sind bekanntlich das Interessanteste, was das nordwestliche Deutschland aufzuweisen hat, als merkwürdige Naturbildung sowohl, wie in Beziehung auf Geschichte und alte bildende Kunst. Unsere Tour erstreckte sich bis zum reizenden Detmold, dessen liebliche und an historischen Erinnerungen an die deutsche Vorzeit reiche Umgebung wir genau kennen lernten. Vorläufig aber gedenke ich den Lesern des „Hausbuchs" nur von den Externsteinen zu berichten, die in Deutschland noch lange nicht nach Gebühr gekannt und gewürdigt sind.

Die malerische Felsengruppe liegt, von der Landstraße nach Detmold und Pyrmont so durchschnitten, daß zwei der Felsen zu einem großartigen Thore sich über ihr wölben, im sogenannten Lipperwald. Dieser ist ein Theil der großen Gebirgskette des Osning, welcher sich am linken Ufer des Diemelflusses zwischen dem alten Herzogthum Westfalen und dem Fürstenthum Paderborn erhebt, durch letzteres in das Lippe'sche und aus demselben in die Grafschaft Ravensberg streicht, das Fürstenthum Osnabrück und die Grafschaft Tecklenburg durchzieht und in der Gegend der an der Ems gelegenen Stadt Rheine sich zu verlieren scheint. Jenseits der Ems jedoch zieht sich die Bergkette, wenn auch in geringer Höhe, fort und endet, in ähnlicher Formbildung wie die Externsteine, mit dem Schloßberge zu Bentheim, gekrönt mit einem alten gothischen Zinnenschlosse. An dem Bentheimer Felsen steht die zum Theil schon verwitterte Inschrift: Hic Drusus dixit Jura Tubantibus; allein es läßt sich von des Drusus Anwesenheit in dieser Gegend nichts und nur so viel historisch erweisen, daß die Grafen von Bentheim sich ehemals Grafen Tubant, nach dem in jener Gegend wohnenden altdeutschen Volksstamme der Tubanten, genannt haben.*) Dieser Höhenzug des Osning (auch Osnegge

*) Das Schloß zu Bentheim soll übrigens in uralten Baulichkeiten noch Spuren des heidnischen Kultus zeigen, und vielleicht war darauf der bekannte volksthümliche Ausruf: „Herrgott von Bentheim!" zurückzubeziehen

genannt, am bekanntesten aber unter dem Namen Teutoburger Wald) bildet im Lippe'schen Lande drei mit einander gleichlaufend aus Südost nach Nordwest sich fortsetzende Bergreihen; die mittlere ist der eigentliche Lippe'sche Wald, und ihr gehören nebst den Externsteinen noch dreizehn aus diesen öden, nur mit Rasen bedeckten Bergrücken hoch emporragende Felsspitzen an, welche, gleichsam aus der Vogelperspektive betrachtet, zu der Benennung Egge-Gebirge Anlaß gegeben haben.

Die Externsteine nun lösen sich nach Westen zu aus dieser festen Bergmasse in fünf getrennten Felsenbildungen (als Hauptgruppe, denn einzelne Felsen ziehen sich gegen Osten den aufsteigenden Bergrücken hinan, treten aber immer unermeßlicher aus dem Boden hervor) und strecken, wie die Finger einer Riesenhand, ihre Spitzen einzeln zum Himmel empor, bilden also für sich eine selbstständige feinkörnige Sandsteingruppe, die offenbar durch Auswaschungen von mächtigen Gewässern entstanden ist, welche hier ihren Durchbruch suchend nach der Nordsee abströmten und die unbezwinglichen Riesen in erhabener Nacktheit zurückließen. Jetzt stehen diese altersgrauen, mit Gestrüpp und Moosen malerisch verzierten Felsmassen aus dem frischen Laube der sie umgebenden Eichen- und Buchenwaldung, zum Theil von ebenem Boden bis zu einer Höhe von 125 Fuß emporstrebend, als ein überaus imposantes Naturphänomen da, und von ihren Spitzen beherrscht der Blick weithin das blühende Land und die dasselbe umgebenden Berghöhen.

Die angegebene Höhe vom Boden bis zur Spitze hat jedoch nur der äußerste Felsen gegen Westen (der zweite dichtanstehende Felsen überragt den ersten zwar, aber nur weil er auf bereits ansteigendem Boden fußt; dieser zweite Felsen, fast gleichmäßig gegen dreißig Fuß dick und breit, neigt sich nach Oben über den dritten hin und hat die seltsamste Gestalt von allen), und diese Höhe kommt dem Durchmesser fast gleich. Er erhebt sich steil am Abhange des engen Thales, in welchem er mit der westlichen Kante ruht. Seinen Fuß bespült ein, den Reiz des ganzen landschaftlichen Bildes wesentlich erhöhender, künstlicher See, gebildet durch das Aufstauchen des hier vorbeifließenden Waldbaches, die Mienbecke, auch Lichtheubte, genannt. Eine Treppe in die mächtige, durch Niederschlag von Eisenocker braungelb gefärbte Felsenwand gehauen, führt auf den umfangreichen abgeplatteten Gipfel, wo man einen Tisch in der Mitte angebracht und mit Bänken umgeben hat. Unterhalb des die Aufstauchung des Flüßchens bewirkenden Dammes, in welchem ein kleiner Wasserfall rauscht, etwas tiefer als die sichtbare Basis des Felsens, und zwar in der östlichen Ecke desselben, ist im Rundbogenstyl ein heiliges Grab ausgehauen. Dieser von der Sohle des Flüßchens mittelst einiger Stufen erreichbare Halbbogen ist etwa 6 Fuß groß und 3 Fuß breit. Auf der östlichen Seite dieses Felsens, nach Westen zu, zeigt sich in einer Höhe von 60 bis 70 Fuß ein großes, ziemlich tiefes Loch, welches, der Sage

nach, der Teufel hineingedrückt hat, als er den Felsen umwerfen wollte. (Auf die an die Externsteine sich anknüpfenden Sagen komme ich am Schlusse dieser Schilderung.) Am Fuße derselben östlichen Felswand befinden sich drei zusammenhängende Grotten, welche drei Eingänge haben und durch ein Fenster Licht erhalten. Der eine dieser Eingänge, über welchen eine kegelartige Gestalt ausgehauen ist (die beiden kleinern Eingänge führen zur mittlern Kammer) ist der Construktion nach jedenfalls auch ein Fenster gewesen und nach Oben erweitert worden, wodurch die hier angebrachte Inschrift, von der später die Rede, Beschädigung erlitt; der eigentliche Haupteingang aber ist im Rundbogenstyl construirt und weist nach Innen byzantinische Säulenconstruction auf, von welcher noch die Kapitäle zu erkennen sind. Die Grotten bestehen aus einer großen und zwei kleineren; die Hauptgrotte mit zwei Nischen an der südlichen Wand, 34 Fuß lang, 11 Fuß breit, etwa 10 Fuß hoch, führt, in östlicher Richtung absteigend, zu der zweiten, 12 Fuß langen und 6 Fuß breiten, in welche das erwähnte Fenster gebrochen ist; von da führt ein enger Durchgang in nordöstlicher Richtung zur dritten, 18 Fuß langen, in der Mitte nur 2 Fuß breiten Höhle mit einem abschüssigen Boden; am Ende befindet sich ein Abflußloch. Rechts von der dritten hier angebrachten Thür ist von Außen im Felsen die etwa $5\frac{1}{2}$ Fuß hohe Figur des heil. Petrus, am Schlüssel kenntlich, ausgehauen. In der mittlern Grotte befindet sich noch ein im Fußboden konisch eingehauenes, rundes, $1\frac{3}{4}$ Fuß tiefes, im Durchmesser etwa $4\frac{1}{2}$ Fuß großes Becken, welches höchst wahrscheinlich zum Weihwasserbecken diente in den Zeiten, wo die Gläubigen sich beim Betreten des Gotteshauses nicht blos die Finger netzten, sondern förmliche Waschungen an Gesicht und Händen vornahmen. (Ein ähnliches, aber ganz roh ausgehauenes Becken befindet sich links von dem kleinern Eingange.) Zwischen den beiden Eingängen, an der äußern östlichen Wand, ist ein großes Sculpturwerk in lebensgroßen Figuren, die Kreuzesabnahme Christi vorstellend, ausgehauen, dem im ganzen westfälischen Lande nichts Aehnliches an die Seite zu stellen, als ein Basrelief in der Kirche zu Erwille, der heil. Michael als Drachentödter mit dem Patron des Klosters Corvey, St. Veit, zur Seite. Ich komme auf jenes großartige Sculpturwerk zurück.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Grottenraum dem gottesdienstlichen Gebrauch diente, und zwar ehe man den kühnen Plan faßte, in der Höhe des zweiten Felsens eine andere Kapelle auszuhauen. Eine genauere Auskunft darüber gibt die erwähnte, leider etwas verstümmelte Inschrift über dem kleinern Eingang, welche Inschrift folgendermaßen zu lesen:

✝ Anno. Ab. JNC̄. D̄N̄I. M. C. XV. IIII. KL··· Dedit ✝ Te. . . .
Heinric°. . E. . . T. FF. . . TAR.

Das heißt ergänzt:

Anno ab incarnatione Domini MCXV. IV. Kalend. Dedicavit Sanctae Cruci (hoc) Templum

Heinricus Episcopus Dei Gratia Patarprunensis. (Im Jahre nach der Fleischwerdung des Herrn 1115, am 4. Tage vor dem Anfange des (?) Monats widmete dieses Gotteshaus dem heil. Kreuze Heinrich, von Gottes Gnaden Bischof von Paderborn). Laut Urkunde wurde die Kapelle i. J. 1119 zu Ehren des heil. Kreuzes eingeweiht. Dieselbe blieb ein sehr besuchter Wallfahrtsort, namentlich am Tage der Kreuzerhöhung, bis das Lippe'sche Land von der Kirche sich lossagte.

Wir gelangen nun zum zweiten Felsen, der vom ersten nur durch eine schmale, aber einen reizenden Blick auf den schönen See mit seiner Insel und seinen Schwänen gewährende Spalte geschieden ist. Fast am Fuße desselben war eine Kanzel angebracht, und die in den Felsen gehauenen schmalen Stufen sind noch erkennbar, während in der Höhe von 70 Fuß die oben erwähnte zweite Kapelle ausgehauen ist. Dieselbe, welche man früher, jedoch nach neueren Forschungen fälschlich, für einen altgermanischen Kultusort gehalten, ist ohne die eingehauenen Nischen 18 Fuß von Osten nach Westen lang und 10 Fuß breit. Ein gelehrter Freund, genau bekannt mit der Lokalität*), beschreibt die Kapelle folgendermaßen: „Die noch mehrere Fuß höher aufsteigende nördliche Felswand ragt nur, bogenförmig ausgehauen, über einen Theil des Kapellenraumes hinüber und läßt den anderen offen. Dieser sollte offenbar eine gewölbte Bedeckung erhalten, hat aber nur, wie die angebrachten Löcher zur Aufnahme und Befestigung von Balkenlagen zeigen, eine hölzerne erhalten, so wie auch die ganze südliche Wand der Kapelle, die jetzt gänzlich fehlt, nur eine provisorische hölzerne gewesen ist. Eine dafür angebrachte hölzerne Barrière schützt den jetzigen Besucher vor der Gefahr des Hinunterstürzens. Alles Uebrige in der Kapelle, die Altarnische, der Altar, die Fenster, zeigen den byzantinischen Styl in fester, würdiger Form; so sind auch die Ecken der hintern westlichen Nische, die entweder zur Aufnahme eines Beichtstuhles oder als Sakristei gedient hat, mit byzantinischen Säulenformen abgerundet. In der nördlichen Wand, neben dem Meßaltare, ist auch eine kleine Nische, ungefähr in gleicher Höhe, eingehauen, offenbar zur Aufnahme eines Reliquiariums oder einer kleinen Monstranz, denn ganz deutlich ist daran zu sehen, wie das metallene Verschlußgitter angebracht gewesen. Wenn man auf den Altar steigt und den Kopf durch die darüber ausgehauene runde Fensteröffnung bringt, sieht man ganz deutlich, daß hier bedeutende Felsstücke abgesprengt sind und diese ganze

*) Herr Geh. Oberfinanzrath C. Carvacchi in Münster hat im historischen Vereine daselbst einen höchst interessanten vollständig erschöpfenden Vortrag über die Externsteine gehalten, welchem ich obige Darstellung zu entnehmen mir erlaube.

östliche Wand dünner und äußerlich glatt hat gearbeitet werden sollen. Man kann ziemlich sicher annehmen, daß diese Absprengungen zum Zweck hatten, einen steinernen Balkon in dem festen Felsen an der östlichen Wand zu construiren, von wo man die Externsteine selbst, so wie die vor ihnen betende Menge bequem übersehen konnte. Zu diesem Balkon sollte man höchst wahrscheinlich gelangen können mittelst der vier Treppenstufen, welche die Sage durch ein Wunder entstehen läßt, und die im Bogen, von der nördlichen Wand ausgehend, zu der östlichen Wand nach Außen führen, um von denselben mit der Monstranz der gläubigen Menge den Segen zu ertheilen, auch wohl noch, um in die hier vierkantig dazu ausgehauene Oeffnung ein Kruzifix auf die Zinne des Tempels zu stellen. Entweder haben die Mittel zur Vollendung dieses Balkons nicht ausgereicht, oder die Sprengungen in diesen harten Felsen, der doch auch durch lange und gedehnte Spalten zerklüftet ist, sind nicht nach Wunsch gelungen und unvollendet geblieben. Es scheinen für diese Annahme auch noch erkennbare Spuren von Säulenverzierungen an der nordöstlichen Kante dieses Felsens, unmittelbar unter den vier Wunderstufen, zu sprechen."

Auf dem Altar ist das Wappen des früheren Besitzers der Externsteine, des nun aufgehobenen Paderborner Benediktinerklosters Abdinghof — zwei Schlüssel — und in der Mitte der Altarplatte die vierkantige Oeffnung, das sogenannte Sepulchrum, ausgehauen, wie es sich auf jedem zur Darbringung des hl. Opfers bestimmten Altare behufs Aufnahme von Reliquien befindet. Wie alle katholischen Altäre ist auch dieser so gestellt, daß der celebrirende Priester das Gesicht nach Osten kehrte. Alles weist darauf hin, daß dieser Kapellenbau wie die andern erwähnten Sculpturwerke (die übrigen Felsen zeigen nichts dergleichen) der deutschen Blüthezeit der Byzantinik, welche von Anfang des 11. bis in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts dauerte, angehören.

Vom dritten Felsen, welcher der niedrigste, ist die Kapelle in der Höhe des zweiten erreichbar durch eine 78 Stufen bis zum Gipfel des Felsens zählende, in den Stein gehauene Treppe, von wo die Verbindung mit der Kapelle durch eine eiserne, zum Nachbarfelsen hinübergeschwungene Brücke hergestellt ist. Dieselbe, 18 Fuß lang, 10 Fuß breit, ist wohl auch nicht gemäß dem ursprünglichen Plane vollendet worden. An der Treppenwand, etwa auf halber Höhe, zeigen sich noch mehrere schwer zu erkennende Inschriften; die zusammenhängendste lautet: Arnold Comes de Bentheim hoc ipso loco prans° est. (Dieser Graf Arnold von Bentheim starb 1606.)

Zwischen diesem und dem vierten Felsen führt die Chaussee durch. Der letztere Felsen ist merkwürdig durch eine an seiner obern Kante hängende gewaltige Steinmasse, so zwar, daß man unwillkürlich bei jedem leisen Windstoße ihr Herabfallen fürchtet, aber schon in der Lippe'schen Chronik

des Piderit vom Jahre 1627 heißt es: „Es hänget ein großer Stein auf der Höhe, der Drauel, als wenn er jetzt fallen wollte; so der Wind stark wehet, so bewegt er ihn, aber er bleibet gleichwohl hangen. Wie er aber oben angeheftet sei, deß weiß Niemand als Gott selber." Indeß auch die mittelalterliche Sagendichtung weiß es, und wir werden später vernehmen, was sie darüber berichtet.

Der letzte Felsen der Gruppe überragt alle übrigen um 10 bis 15 Fuß, aber nur weil er bereits auf dem ziemlich erhabenen Bergrücken (Knickhage genannt) steht; vom Fuße an gemessen erreicht seine Höhe die des ersten und zweiten Felsens nicht.

Diese fünf Riesensteine, welche sich in gleicher Linie den Knickhage hinauf in mehr und mehr unmerklichen Erhebungen fortsetzen, bildeten offenbar in vorhistorischer Zeit Eine ungeheure Masse. An und für sich einen Anblick darbietend, wie man malerischer ihn kaum sich denken kann, übt diese Felsengruppe, mit dem stillen See zu ihren Füßen, auf den Beschauer einen Reiz aus, von dem man sich nur schwer losreißt. Die seltsame Masse des zweiten, der mit dem schwebenden Steine gekrönte weite Felsen, die hoch in den Lüften geschlagene zierliche Verbindungsbrücke, die wechselnde Beleuchtung, die geschmackvollen Parkanlagen um den See, das Alles sind Elemente, aus denen sich eines der wunderbarsten Landschaftsgemälde zusammensetzt. Man mag es mit Muße genießen, denn dicht bei den Felsen liegt ein bescheidenes, aber für die Bedürfnisse der zahlreichen Besucher — an schönen Tagen finden aus den nahen Städten Detmold und Paderborn, so wie aus dem Bade Pyrmont viele Besucher sich ein, so daß dann dem Bilde auch die Staffage nicht fehlt — vollkommen genügendes Wirthschaftsgebäude. Eine reiche und anmuthige Aussicht von der Nähe der Weser bis zu den äußersten Kuppen des Osning im Osnabrückischen bietet sich vom Gipfel des ersten oder zweiten Felsens dar. Von den Städten Horn und Detmold im Vordergrunde ergeht sich der Blick über ein mit zahlreichen Dörfern belebtes, anmuthiges, ziemlich bewaldetes Land; im Hintergrunde haftet er an den Thürmen der Städte Salzuffeln und Herford, von denen letztere gegen 6 Meilen von den Externsteinen entfernt ist, bis Gebirgswälle den Horizont abschließen. Nach Hinten und von den Seiten erscheinen hohe und prächtige Kuppen des Teutoburger Waldes fast in unmittelbare Nähe gerückt.

Versuchen wir eine nähere Beschreibung des erwähnten großartigen, in die östliche Wand des ersten westlichen Felsens gehauenen mittelalterlichen Sculpturwerkes, das, noch ziemlich gut erhalten, allein schon einen Besuch der Externsteine lohnt. Die 16 Fuß hohe und 12 Fuß breite Reliefsculptur stellt das erhabene Mysterium von der Erlösung der sündigen Menschheit dar; ihr Inhalt ist also der höchste christlich-religiöser Kunst, dabei in einer selbstständigen

tiefergreifenden Auffassung des vollendeten Opfertodes des Herrn, der Abnahme des hochheiligen Leibes vom Kreuze. Dieses theilt mit seinen mächtigen, fast gleichschenkeligen Armen das Bild architektonisch in eine obere und eine untere Hälfte, noch bestimmter ausgedrückt in drei Stufen. Rechts vom Beschauer hat — in der mittleren Stufe — Joseph von Arimathia einen zierlich geformten Sessel bestiegen und läßt mit seinem linken Arm, indem der rechte sich zur festern Stütze um des Kreuzes Mittelbalken schlingt, den Herrn hinabgleiten; Nikodemus, eine kräftige Gestalt, empfängt, an der andern Seite des Kreuzesstammes stehend, den theuren Körper mit beiden Armen, und hält die Last des Zusammensinkenden auf seiner linken Schulter. Ueber ihn hinweg würde das göttliche entseelte Haupt sich niedersenken, wenn nicht die hinter Nikodemus stehende Mutter des Herrn mit beiden Händen liebevoll es stützte. Das eigene Haupt aber, wie es, trotz der Zerstörung, doch noch leicht erkennbar ist, lehnt sie, im Uebermaß des Mutterschmerzes, an das Haupt des innigst geliebten Sohnes. Der heiligen Maria entsprechend, auf der andern Seite der Gruppe, hinter dem Stuhle des Joseph von Arimathia, steht Joannes, der Lieblingsjünger, in seiner linken Hand das Buch der Offenbarung haltend, seine Rechte wie zur Klage erhebend, mit schmerzvoll gesenktem Haupte. In dieser mittlern Abtheilung ist also das eigentliche Erlösungswerk dargestellt. — Der obere Theil der Composition, oder die obere Stufe zeigt, unmittelbar über dem linken Querbalken des Kreuzes hervorragend, eine halbe Gestalt mit lang herabwallendem Barte und Haupthaar. Der Nimbus um das Haupt ist mit einem Kreuze verziert, wie man den Heiland gewöhnlich als Salvator mundi abbildet. Die linke Hand hält eine Siegesfahne, welche zugleich als symmetrische Ausfüllung des gegenüberstehenden Raumes geschickt benützt ist, und so über dem andern Querbalken schwebt. Der linke Arm trägt eine Kindesgestalt, während die rechte Hand mit zwei ausgestreckten Fingern hinabweiset auf das vollbrachte Erlösungswerk. Diese Gestalt ist unzweifelhaft — schon die Porträtähnlichkeit mit dem Antlitz des gekreuzigten Heilands weiset darauf hin — nicht Gott Vater (wie die meisten Erklärer behaupten, welche aber der neueste Schriftsteller über die Externsteine, der Maler Franz Michelis*) mit schlagenden Gründen widerlegt), sondern der auferstandene Erlöser, und die Kindesgestalt im Arme desselben bedeutet die erlöste Menschenseele, ist das Symbol der ganzen erlösten Menschheit, wie sie, dankbar anbetend, von dem triumphirenden Erlöser in den Himmel getragen wird. Hier, in der obern Stufe, ist also das vollbrachte Erlösungswerk zur Darstellung gebracht, und bewunderungswürdig gedacht ist es, daß der auferstandene,

*) In der Erläuterung zu seiner 1853 in Paderborn in Steindruck herausgegebenen Abbildung der Sculptur.

der über Tod und Sünde triumphirende Heiland sich tröstend zur Mutter hinüberneigt, hinweisend gleichsam auf den Preis der Erlösung, den er mit sich führt! — Zugleich aber hat der unbekannt gebliebene Meister die Verbindung dieses Theiles der Composition mit den beiden übrigen und namentlich mit der dritten, untersten Stufe dadurch tief und sinnig bewerkstelligt, daß er den triumphirenden Heiland mit der Rechten nach Unten hin deuten läßt, als habe er ihn sprechen lassen: Dieses, der Opfertod am Kreuze, mußte geschehen, damit die gefallene Menschheit erlöset werde. Dieselbe ist nämlich in der untern, leider am meisten zerstörten Gruppe verbildlicht, offenbar Adam und Eva darstellend, von einem Drachenungeheuer umringelt, das nur die Hände zum flehenden Emporheben ihnen frei läßt. Seitwärts, an beiden Enden der Kreuzesarme, sind, die erhabene Steindichtung passend abschließend, Sonne und Mond, als Halbfiguren in antiker Weise personifizirt, weinend und Thränentücher in den Händen haltend, angebracht, die beim Tode des Herrn eingetretene Verfinsterung anzudeuten. Die drei gesonderten Stufen der reichen Composition, die Grundidee des Christenthums so anschaulich wie erschöpfend verbildlichend, bezeichnen also auch Vorhölle, Erde und Himmel, oder die leidende, streitende und triumphirende Kirche.

„Alles zusammengenommen wird man gestehen müssen, — bemerkt ein competenter Beurtheiler, mein geistreicher Freund Herr Geheimrath Carvacchi, in dem schon erwähnten Vortrage — daß man in diesem Kunstdenkmale eine durch großartige, tief und erschöpfend durchdachte Auffassung fast einzige Darstellung zu bewundern hat. Erwägt man jene Frühzeit der Kunst (12. Jahrh.), ihre größtentheils noch kindliche Entwicklungsstufe, und die Spärlichkeit hervorragender Schöpfungen, so wird man für die auffallende Erscheinung eines so seltenen großartigen Werkes nur in der Annahme eines, die meisten Zeitgenossen weit überragenden künstlerischen Genius eine Erklärung finden. Die tiefsinnige und geistvolle Art der Darstellung des christlichen Grundgedankens, der Reichthum in fein markirten Zügen innersten Seelenlebens, die dramatische Bewegtheit der Gruppe bis in ihre fernsten Nebenbezüge rc., lassen sich nur vergleichen mit der weisen Oekonomie in der Raumbenutzung, der zwanglosen Symmetrie, der klaren verständlichen Gruppirung, die in großen Massen aufwärts strebt, der gesunden Naturbeobachtung, die bei jeder einzelnen Figur den entsprechenden Ausdruck der Haltung und Bewegung zu finden weiß. Betrachtet man eine Anzahl späterer Werke, deren Figuren weder stehen noch sitzen, noch sich bewegen, so ist nicht genug zu bewundern, wie der Meister dieser Arbeit alle die schwierigen Körperbezüge seiner Figuren so glücklich auszudrücken vermochte. Bis in's Einzelne hinein herrscht Ueberlegung und Verständniß. — Die Teufelsgestalt ist großartig und mächtig gedacht; der Ausdruck im schönen Kopfe des

Johannes sinnig, vor Allem tiefempfunden die Haltung der Maria. Schön der Unterschied in den porträtähnlichen Köpfen des todten und des auferstandenen Heilandes, der selbst in dem unordentlich herabhängenden Haupthaar des einen, und dem schön getheilten und geordneten des andern hervortritt. In ähnlicher Weise sind Haar und Bart bei den andern Köpfen mit vielem Studium und künstlerischem Sinn individualisirt. Der Bart des Johannes einfach gelockt, der des Nikodemus auch, aber weniger edel; der des Joseph von Arimathia schlicht. Wie angemessen ist ferner die Bekleidung vertheilt! Als eigenthümlich ist dabei hervorzuheben, daß Nikodemus und Joseph von Arimathia mit römischer Kriegertracht angethan sind, wogegen der auferstandene Christus mit einem Priestergewande bekleidet ist und Maria ein deutsches Frauengewand trägt. In dieser Bekleidung liegt merkwürdig der Charakter des ganzen Kunstwerkes angedeutet, der auch zwischen einem Anklingen an antike Formgebung das frisch erwachsende germanische Bewußtsein hindurch schimmern läßt. Schön motivirt sind die eng an die gut verstandenen Körperformen anschließenden Gewandungen. Gegen alle diese Vorzüge, die der Persönlichkeit des Künstlers zukommen, wollen die Nachtheile, die wesentlich wie die Befangenheit und conventionelle Gebundenheit des Styls u. dergl. jener Zeit angehören, wenig wiegen. Daß dem Künstler auch die Fähigkeit in Behandlung des Nackten nicht abging, zeigen die leider sehr beschädigten Beine und Füße des Heilands und die des knieenden Adam; allein es muß zugegeben werden, daß die Behandlung der Hände, wenn auch in den Bewegungen richtig, auffallend roh erscheint; eine Vernachlässigung, die um so auffallender sein könnte, als selbst Nebendinge, wie der Stuhl, worauf Joseph von Arimathia steht, sehr sorgfältig ausgeführt sind, wenn nicht der Künstlerwelt genugsam bekannt wäre, daß überhaupt in jener Zeit und Kunstperiode die Hände vorzugsweise vernachlässigt wurden."

Und wer war der Meister dieses erhabenen Kunstwerks? Sein Name ist, wie schon bemerkt, eben so wenig erhalten worden, wie die so vieler Schöpfer der berühmtesten und bewundertsten Werke des Mittelalters. Nur so viel läßt sich fast mit Gewißheit annehmen, daß ein Benediktiner-Mönch aus dem Kloster Abdinghof zu Paderborn dieses Sculpturwerk geschaffen habe, wie daß überhaupt alle Sculpturen und Bauwerke an den Externsteinen von Mönchen dieses Klosters herrühren. In den Besitz dieses jetzt nicht mehr bestehenden Klosters nämlich — welches, wie Corvey, Fulda und St. Gallen eine förmliche Bauschule hatte, und das von Clugny aus durch Bischof Meinwerk im Jahre 1015 gegründet worden — waren, 60 Jahre nach dem Tode des Stifters, die Externsteine übergegangen. Es wird noch hievon die Rede sein bei der Zusammenstellung der nicht reichen aber interessanten Geschichte der

Felsen*); aber es müssen diese Notizen wie die betreffenden Sagen für eine folgende Skizze vorbehalten bleiben; für jetzt nur noch die Bemerkung, daß außer dem großen Relief und der früher erwähnten Statue des heiligen Petrus noch die Standbilder der allerseligsten Jungfrau, des heil. Pauls und des heil. Felix sich hier befunden haben sollen, welche aber spurlos verschwunden sind.

St. Notker.

Von S. Wengert.

Lebt' in St. Galli Kloster vor guter alter Zeit
Ein Mönch, der heil'ge Notker, verehret nah und weit,
Denn seines Wissens Tiefe und seiner Tugend Strahl
Erfüllten Land und Städte und Burgen allzumal.

Da sprach einstmals der Kaiser im Gallenkloster ein,
Wollt' bei des Reichs Geschäften in Gott versammelt sein,
Und bracht' nebst andern Herren auch seinen Pfaffen mit,
Deß Geist zwar nicht an Fülle, doch sehr an Hochmuth litt.

Der wollt' des Greisen spotten und meint' er hab' es schon,
Daß Notker es nicht wüßte, und sprach darum voll Hohn:
„Hört, Vater, Euer Name ist hochberühmt im Land,
„Was nie ein Mensch gefunden, das sei Euch wohlbekannt;

„Gewährt mir nun die Bitte und sagt mir an sogleich,
„Was Gott wohl jetzo thuet in seinem Himmelreich?"
Er lächelte gar schalkhaft, da schaute Notker auf,
Erkannt' des Heuchlers Tücke und redet' ernst ihm drauf:

„Was Gott anjetzo thuet, das that er immerdar,
„Die Stolzen schlägt er nieder, erhebt, wer niedrig war!"
Beschämet steht der Spötter ob dieses Wortes Wucht,
Fürwahr solch schnelle Antwort hat er wohl nicht gesucht.

Der Kaiser ritt von dannen, mit ihm sein stolzer Hauf,
Da ging's durch Feld und Wälder in raschem, wildem Lauf;
Des Pfaffen Rößlein stürzte, er brach das eine Bein,
Bei Notker sucht' er Heilung: — so traf die Antwort ein!

---

*) Ueber den Ursprung des Namens Externsteine ist einstweilen zu bemerken, daß diejenige Hypothese am meisten Wahrscheinlichkeit hat, welche den Namen von Vögeln, den Elstern, ableitet. Schon im 12. Jahrhundert schrieb man Egesterensteine, worauf sich Ende des 16. Jahrhunderts Eggesternsteine bildete, was man durch rupes picarum (Elsternsteine) übersetzte. Die älteste hochdeutsche Form des Wortes Elster ist à-galastra, daraus entstand die mittelhochdeutsche Form agelster, und aus dieser wieder das neuhochdeutsche Elster, das niederdeutsche Aeckster, Egester. Egesterstein oder Ersterstein ist also analog mit Adlerstein, Falkenstein, Rabenstein, Habichtstein 2c. gebildet.

Nazareth.

Text zum Stahlstich, von Dr. L. Lang.

In Süd-Galiläa, drei Stunden nordwärts vom Wunderberge Tabor, an der Westseite eines schmalen länglichen Thalkessels, von weißen Kalkfelsen umgeben, von Bergen rings eingeschlossen und von der Welt abgeschieden, liegt Nazareth, die Blumenstadt, jetzt en Nasirah geheißen, in einer immer grünenden Gegend, die lieblich und heiter, wie eine Spielstunde der frohen unschuldigen Kindheit, den Wanderer aufnimmt und mit ihrem süßen Frieden so recht für die Stätte des wunderbarsten aller Geheimnisse geschaffen zu sein scheint. Der Gluthwind der Wüste kühlt sich da ab und wird zum wohlthätig wärmenden Luftstrome, der den Purpur der Granate früher weckt und die Fülle der Orange, des Weinstockes und des Olivenbaumes zeitigt. Die kleinen grauen Häuser und Häuschen des Städtchens stehen am Rande des Hügels, der westlich es weit überragt, und beherbergen ungefähr 3000 Einwohner, von denen die meisten griechische und römische Katholiken sind.

So mild und freundlich wie die Umgegend, sind auch die Erinnerungen, die sich an den Namen Nazareth knüpfen. Es hat dieser Ort keinen Antheil an der älteren Geschichte des Landes aufzuweisen, keines der Bücher des alten Bundes gedenkt seiner, und selbst im Munde des Volkes wird er kaum genannt. Wie eine unberührte Jungfrau trat Nazareth erst mit der Fülle der Zeit aus seinem Dunkel hervor, würdig ein Bild sowohl, als auch die Heimat und Wohnung jener herrlichen Jungfrau zu sein, welche der Welt das Heil vermittelt hat.

Drei Orte: Bethlehem, Sephoris und Nazareth rühmen sich die Geburtsstätte der allerseligsten Jungfrau zu sein. Mit dem meisten Grunde ist Nazareth diese Ehre zuzuschreiben, wie es denn auch des heiligen Joseph Vaterstadt gewesen sein soll. Hier also begaben sich jene Wunder, mit denen die fromme Sage die Geburt der Gottesmutter verherrlichet; von dort aus kam das Kind in den Tempel der Sionsstadt, in dem es unter Gebet und Arbeit, im steten Verkehr mit den Engeln des Herrn, von dem Himmelsbrode gespeiset, zur Jungfrau heranblühte.

Volljährig geworden und mit dem ehrwürdigen Joseph verlobt, kam Maria aus der Königsstadt Jerusalem nach Nazareth zurück. Vater- und mutterlos steht sie unter dem alleinigen Schutze des allmächtigen Vaters der Waisen, der sie noch an der Schwelle der Kindheit zur Würde einer Mutter aller Gläubigen erhebt. Einsam im väterlichen Hause in stiller Mitternacht, beschäftigt mit einer Arbeit für den Tempel, vernimmt sie den Gruß des Engels, und in dem Augenblick, da im Geheimniß der Menschwerdung alte

und neue Zeit sich scheiden, übergibt die Sage den Namen Nazareth, vom Morgenroth des heraufdämmernden Erlösungstages umstrahlt, an die Geschichte.

Ein Jahr noch, und die Blumenstadt hat den König der Könige, den Herrn der Welt in ihren Mauern, ist der glückliche Zeuge der Spiele des göttlichen Kindes, lauscht in beneidenswerther Ruhe, ungestört von dem Lärmen und Getriebe der Menschen draußen, den Athemzügen des Schlummernden, dem Wachsthume seines Geistes und Körpers, sieht Ihn das Studium wie die Handarbeit durch seine eigene Theilnahme heiligen, sieht Ihn mit dem greisen Vater in der Werkstätte schaffen und mit der lieblichen Mutter Abends nach dem Brunnen hinausgehen, von dem Ceva singt: „Mitten im Gau war ein Quell, wo unter den übrigen Frauen oftmals die schönste der Mütter im Silberspiegel der Wellen pflegte des Knaben Linnen zu waschen, auf grünendem Rasen auszubreiten und dann an den reinen Lüftchen zu trocknen.“

Und wieder ist es die Sage, welche jetzt Nazareth in Hut und Pflege nimmt und überreich zu ersetzen bemüht ist, was die Geschichte von ihm zu erzählen versäumt hat. Ein duftprangendes, lichtschimmerndes Gemälde rollt sich uns auf, in welchem der göttliche Knabe im hellbeleuchteten Vordergrunde steht. Sie läßt Ihn die Freuden genießen, welche einem reinen Kindesherzen zuströmen, und verhüllt Ihm mitleidig die Leiden, die seine Laufbahn als Mann bedrohen. Aber auch nur seine Kindheit ist es, die sie also mit dem Zauber der Phantasie schmückt. Was Er als Jüngling gethan, was Er mit dem Vater gesprochen, als Er im Abenddunkel draußen auf dem Hügel gestanden und seiner Bestimmung gedacht und die Blicke ahnungsvoll in die näher und näher rückende Zukunft hinausschweifen gelassen, davon schweigt die Sage wie die Geschichte, und nur von dem Einen weiß sie noch zu melden, von dem Tode des Nährvaters, dem der Heiland als reifender Mann die Augen zudrücken mußte.

Die letzten Jahre des Erdenwandels Jesu gehören wieder der Geschichte an. Aus der Dämmerung der Sage geht Er hervor, wie die Sonne Morgens ausgeht als rüstiger Held, der seine Laufbahn beginnt. Von dem Jordan durch die Wüste kommt Er als Sieger über den Satan in seine Vaterstadt zurück, und Er eröffnet hier den Kampf mit seinen Widersachern, der erst nach drei Jahren für Ihn mit dem blutigen bitteren Kreuzestode enden sollte, für seine Braut aber bis auf den heutigen Tag noch nicht geendigt hat. Die erste Wolke trübt den Sonnenschein, der bisher über Nazareth gestrahlt: Eine Schaar von Fanatikern hat den Heiland in der Mitte und stößt Ihn aus der Stadt, um Ihn von dem Hügel in die Tiefe zu stürzen. Und Nazareth erhebt sich nicht, Ihn zu schützen: nur die Theilnahme der Neugierigen folgt Ihm auf den Weg, der sein Todesweg hätte sein müssen, wenn Er nicht Gott und Gottes Sohn gewesen wäre. Und

Er schüttelte den Staub der Vaterstadt von den Füßen und sah sie nicht mehr; nicht einmal ihr Name wird mehr genannt, wenn man nicht etwa spottend der Heimat des Messias gedenkt, und nur am Kreuze noch, über dem Haupte des Erlösers, nimmt er den Ehrenplatz ein.

Als Konstantin der Große und seine heilige Mutter Helena wetteiferten, die Stätten der Erlösung aus der dreihundertjährigen Schmach und Verfolgung vor den Augen aller Welt zu nie gesehener Herrlichkeit zu erheben, ward auch in Nazareth eine prächtige Kirche zu Ehren der Verkündigung Maria's erbaut und dem Altar derselben die Inschrift gegeben: „Dieß ist der Altar, auf dem zuerst der Grund zum Heile der Menschheit gelegt worden.“ Dieser Tempel umschloß das heilige Haus, in welchem das Wort Fleisch geworden, bis die Ungläubigen Palästina den Christen entrissen. Da trugen die Engel das Haus Maria's in das Abendland; an die Stätte desselben aber wallten nach wie vor die Pilger aus allen Gegenden der Welt.

Als ferner in den ruhmvollen Tagen des ersten Kreuzzuges der kühne und fromme Tankred Fürst von Galiläa wurde, bekam Nazareth wieder einen Bischof, und die Reihenfolge seiner Nachfolger wurde selbst nach der für die Herrschaft der Christen im Morgenlande verhängnißvollen Schlacht bei Hittin (1187) nicht unterbrochen. Aber das nächste Jahrhundert, da die Sarazenen wieder die Oberhand gewannen, und ihr Sultan Bibars mit Feuer und Schwert gegen die Christen wüthete, brachte schwere Leiden über die kleine Stadt, wie über das ganze heilige Land, und sie sank allmälig zu einem Haufen von Trümmern herab, zwischen denen nur mehr ein armseliges Dorf sein Dasein fristete.

Im 15. Jahrhundert wurde Nazareth von einem Reisenden so geschildert: „Es hat zwei schöne fließende Brunnen. Wir lagen bei Nacht in der Kapelle, wo der Engel Unserer Frauen den Gruß verkündet hat. Das Volk daselbst hatte lange keine Deutschen gesehen, lief uns daher auf Tritt und Schritt nach und besah uns, als wären wir Meerwunder; wir mußten einem Heiden Geld geben, daß er die Neugierigen von uns trieb. Es ist eine gar schöne Kirche da gewesen, aber sie ist ganz zerstört worden; nur eine Kapelle unter der Erde ist noch geblieben.“

In den Jahren 1616—1625 hatte der Greuel der Verwüstung seine höchste Höhe erreicht, aber auch sein Ende gefunden. Mit vieler Mühe bauten die Franziskaner die im Jahre 1263 unter Bibars ganz zerstörte Kirche der Verkündigung Maria's wieder auf, im Jahre 1730 stellten sie das Kloster wieder her, worauf sich dann allmälig noch andere Gebäude aus dem Schutt erhoben. Als im Jahre 1837 ganz Palästina von einem schrecklichen Erdbeben heimgesucht wurde, stürzten auch in Nazareth Häuser und Kirchen ein, und das dortige Pilgerhaus wurde zur Ruine. Seit 1845 erhob sich ein neuer fast prächtigerer Bau am Platze des alten.

Was in der Geschichte die wichtigste Stelle des Städtchens Nazareth, das ist es auch im jetzigen Dorfe. Und diese Stelle ist innerhalb der Kirche der „Verkündigung Mariä," die in einem großen Kloster eingeschlossen ist. Unter dem Hochaltar, in der Mitte dieser schönen und reich geschmückten Kirche, ist Nazareths großes Heiligthum, das die orientalischen Christen nur mit bloßen Füßen zu betreten wagen, die Stelle, an welcher die heilige Jungfrau den Gruß des Engels empfing, bezeichnet durch einen von silbernen Lampen erhellten Altar und durch die auf einer Marmorplatte in Gold prangende Inschrift: „Verbum hic caro factum est — hier ist das Wort Fleisch geworden."

Hinter diesem Altar zeigt man zwei Grotten, die mit dem von den Engeln entführten Hause Maria's in Verbindung gestanden sein und ihr zum häuslichen Gebrauche gedient haben sollen. Westlich sodann vom Kloster, im Dorfe selbst, ist eine Kapelle, einst St. Josephs Werkstätte, also auch der Aufenthalt der hl. Familie; außerhalb des Dorfes, südwestlich, steht in einer Felsenkapelle ein mäßig großer runder Steintisch, der „Tisch Christi" genannt, an dem der Herr mit seinen Jüngern öfter gespeist haben soll. In der Nähe dieser Kapelle, am Ausgang des Thales, soll auch die Synagoge gestanden sein, aus welcher der Heiland vertrieben worden. Endlich eine kleine Viertelstunde von Nazareth ist bei dem Kloster der schismatischen Griechen eine Quelle, der „Brunnen Maria's" genannt, weil hier die hl. Jungfrau Wasser geschöpft haben soll.

Dieß ist der Quell, den Ceva besungen, eine jener hochehrwürdigen Stätten, welche die Fußstapfen des Erlösers heiligten. An diesem Quell, dessen Anblick uns in die Kindheit des Heilands zurückversetzt, scheiden wir von Nazareth, dem glücklichen Schauplatz seiner gottumschirmten heiligen Jugend.

Ritter Launfals Vision.*)

Legende von J. Russel Lowell.

Vorspiel zum ersten Theil.

Auf seinen Tasten träumt der Organist,
Beginnet zagend, ob es wohl gerieth;
In's Irre geh'n die Finger lange Frist,
Vom Traumland baut die Brücke sich sein Lied:

*) Probenummer aus dem Uebersetzungswerke: „Die Angelsächsische Epik und Lyrik von Caëdmon bis auf die Gegenwart. In Auswahl. Deutsch von R. Nielo." — (J. Russel Lowell, geboren 1819 als Sohn eines Predigers in Boston, lebt daselbst als Jurist, mehr jedoch literarischen Bestrebungen zugewandt; 1855 besuchte er Europa und verweilte unter Anderm einige Zeit in Dresden. Amerika zählt ihn zu den bedeutendsten seiner jüngeren Dichter. Außer den beiden epischen Erzählungen: „The Vision of Sir Launfal" und „A Legend of Brittany" und einer größeren glänzenden Satyre: „A Fable

Und nun im Schall des trauten Donnerwerkes,
  Voll Brunst und Gluth ausspinnt er seine Weise,
Die als Aurora geist'gen Augenmerkes
  Aufdämmernd webt in seine Träumerkreise.
O was ist köstlich wie Junistund'?
  Und saht ihr vollkomm'nere schon?
Sein warmes Ohr legt der Himmel rund
  Um die Welt und prüft ihren Ton;
Und wohin er nur spüret, wohin er lauscht,
Rings Leben sich rühret, rings Leben rauscht.
Eine drängende Macht in die Scholle bricht,
  Ein schwellender Trieb, ein erweckendes Läutein,
Bis, blind aufgreifend in's heilige Licht,
  Ihre Seele sich öffnet in Blumen und Kräutern.
Da wallet rings nun Lebensfluth,
  Um Berg und Thal zieh'n ihre Spuren:
Blauglöckchen faßt die Sonn' im Hut,
  Goldprimel bebt auf stillen Fluren;
Das kleinste Hälmchen noch ist gut
  Zum Palast sel'ger Creaturen.
Der Vogel sitzt vor seiner Thür
  Wie'n Blätterknöspchen an der Sonne,
Verklärten Herzens für und für
  Im vollen Strom der Sonnenwonne.
Sein Weib umschmiegt die Brut allwärts,
Dem lacht und fliegt das Mutterherz:
Er singt der Welt, sie singt dem Neste, —
Welch Singen nennt Natur das beste? —
  Nun hat die Jahrzeit hohe Fluth,
Und was auch vom Leben entebbet sei,
  Heimrieselt es alle mit brausendem Muth
In die dürreste Bucht, in die trockneste Bai.
Nun ließ uns ein Tröpflein das Herz überquillen,
So voll ist's vom Glücke nach Gottes Willen.
Was fahle Vergangenheit immer geraubt,
Die Gegenwart wieder ist grünend umlaubt!
Wir sitzen im Schatten, lau quellet die Kraft
Der steigenden Blüthe, der schwellende Saft.
Geschlossenen Auges noch müßt' uns geschehen
Vom Aether zu wissen, vom Gräserwehen,
Von des Wisperwinds Plaudern rings um uns herum,
Vom neben uns blühenden Dandelium,
Von des Maisfelds Sprossen, der Brönnlein Gehen,
Vom Bach, der's Himmelsblau bemeistert,
Vom Fink, der nah sein Haus verkleistert, —
  Ja, hehlten die Winde so fröhliche Mähr,
  Vom brüllenden Rinde schon hallte sie her,

for the Critics" schrieb er bis jetzt meistens kleinere lyrische Gedichte. Londoner Ausgabe; Routledge & Comp. 1853.)

Viel andere würden's gestehen,
Denn — horch! — der Morgensänger, klar,
Als wärmt' ihn junger Wein vom Jahr,
Verräth's mit lust'gem Krähen! —
Freud' kommt, Leid geht, weiß Keiner wie;
All' Ding ist selig nun wie nie,
All' Ding erhöhten Strebens.
Nun ist dem Herzen so leicht seine Treue
Wie dem Grase sein Grün, dem Aether die Bläue.
'S ist der Naturgang alles Lebens.
Wer mag der Wolken Flucht erklären?
Sie thun dem Himmel keine Schmach.
Weß Auge weiß von trocknen Zähren,
Weß Herz vom alten Ungemach?
Jung mit der Jahrzeit ward die Seele:
Der Leidenschaft vulkanisch Weh'
Füllt ausgebrannte Blutkanäle
Geruhig nun mit Blüthenschnee. — —
Was Wunder, daß Herrn Launfals Eid
Ihn mahnete zu solcher Zeit?! —

Erster Theil.

I.

„Die gold'nen Sporne bringet her,
Und schnallt mir um den besten Stahl,
Denn morgen über Land und Meer
Such' ich den heil'gen Gral:
Kein Lager werde mir gebreitet,
Kein Kissen unter's Haupt gespreitet,
Bis Eideslösung ich beginn'.
Auf Binsen bett' ich hier mich hin;
Vielleicht kommt mir ein Traum der Kraft,
Eh' neu der Tag die Welt erschafft." —
Leis war Herrn Launfals Aug' ermattet;
Schlummer hat wolkig ihn umschattet,
Sein Herz lag in des Traumes Haft. —

II.

Die Krähen schaarten sich im Flieh'n,
Rind stand im Moor bis zu den Knie'n,
Die Vögel jauchzten, daß es war
Wie der einzige Sommertag im Jahr,
Ja das Laub auf den Bäumen zu singen schien.
Nur das Castell im heit'ren Land
Gleich einer Winter-Vorpost stand,
Das stolzeste der nord'schen Gauen:
Die Pforten öffnet's nie, die grauen,
Als Edelherr'n und Edelfrauen.

Sommer berennet's, Thurm um Thurm;
Die Steinburg trotzet seinem Sturm:
Er kann nicht auf an der kalten Wand,
Ob auch meilenweit sein Lager stand,
Zur Rechten, Linken,
Und über Hügelferne winken,
Grün gebreitet, Zelt an Zelt,
D'raus überall Gesäusel schwellt,
Spät erst in die Nacht zu sinken.

III.

Die Zugbrücke sank mit mürrischem Klang;
Durch den düsteren Bogen ein Streitroß sprang,
Tragend Herrn Launfal, den Damoiseau,
Im vergüldeten Panzer so lichterloh,
Als hätte gesammelt die finstere Burg
Vielhundert lange Sommer hindurch
Alle Pfeile der Sonnenbelagerung,
Und sie in einer Strahlenhelle
Nun ausgeflammt: so, stark und jung,
Leicht wie der Flügel der Libelle,
Flog Launfal fort im jungfräulichen Stahl,
Zu suchen allorten den heiligen Gral.

IV.

Tag wob um Hügel, Bach und Hain,
Tag in des jungen Ritters Herzen;
Die trübe Burg verwarf allein
Die freie Gunst, den Sonnenschein,
Verhüllt in ihren eig'nen Schwärzen;
All' Anderes füllte der Jahrzeit Segen
Wie die Blumenkelche der Maienregen.

V.

Und wie Launfal flammet in's Frühlicht, entdeckt
Aussätzig er Einen am grauen Portal,
Der bettelt und stöhnet die Hände gereckt;
Und Herrn Launfal fasset des Unmuths Qual;
Sein Seelenlicht lischt in Verfinsterung;
Unterm Panzer packt's ihm die Glieder all',
Und sein fröhlich Herz stockt ihm mitten im Sprung
Wie ein frierender Wasserfall;
Denn diese sieche Mißgestalt
Thut seiner weichen Art Gewalt,
Fleckt ihm den Sommertag; er grollt,
Und zürnend wirft er ihm das Gold.

VI.

Der Sieche hebt nicht das Gold aus dem Staube: —
„Besser des Armen Krüstlein, das glaube,
Ja des Bettlers Segen viel reichlicher mißt,
Dessen Thüre zu arm für ein Almosen ist;
Denn nicht die Hand ist der Gabe Maaß:
Ein werthlos Goldgeschenk erlas,
Wer nur aus Pflicht zu geben meint;
  Doch wer das kleinste Schärflein nur
  Darbringt dem Bande der Natur,
Das da durchzieht, erhält und eint,
  Unsichtbar schön, all' Creatur, —
Deß Gabe fasset nicht die Hand:
Deß Gabe nur das Herz umspannt, —
Denn Gott ist mit und machet's mehr,
Wo Nacht und Mangel war vorher!" —

Vorspiel zum zweiten Theil.

Hoch vom Gebirg stürmt ein scharfer Ost,
  Vom Schneereich der Jahrtausende;
Aus Schlucht und Haiden allen Frost
  Aufwirbelnd, schlägt der sausende
Dem Wand'rer in's Gesicht, wie Hagel schloss't,
  Und wehet ein Schauern über die Gau'n
  Aus dem lautlosen Wald, aus den kahlen Au'n.
Der kleine Bach hört es und baut sich ein Dach,
Damit er im Winter sich bergen mag.
Alle Nacht bei dem weißen Frostlichtglanz
Wölbt er die Gärten, die Giebel zum Kranz:
Crystallene Sparren, so schlank und schwank
Wie Sternenstreifen lang und blank.
Jede Sommerlust auch nachformt er genau
In den Hallen und Kammern, viel heimliche Schau:
Bisweilen durchklinget sein Wässerlein
Einen Cryptenwald, einen Glasblatthain;
Baumhallen blitzig, spröd wie Stahl,
Scheinbar vom Wind gebeugt; manchmal
Ziert keine Schnitzerei sein Dach,
Als Silbermoos am Oberfach;
Dann wieder ist es von Eis-Arabesken
Umglitzert und seltsamen Farrenkraut-Fresken;
Doch wenn's schlicht und einfach war, dann sah
Der heit're Himmel durch, und da
Faßt der Bach die nickenden Binsenköpfchen
Und behängt sie dicht mit demantenen Tröpfchen,
Die Sonn' und Mond crystallisirt
Und jegliche Dolde zum Sternlein verziert.

Baukunst der Sterblichen erblaßt
Vor diesem Winter-Eispalast,
Als hätten d'rin zum Spiegelbild
Des Sommertags über der Tiefe mild
Alle flüchtige Schatten in Luft und Flur,
Weil des Urbilds Verlust sie zu hindern bezweckten,
Verhext in Fee'n-Architektur
Des Frostes Elfen-Architekten. —
Hoch droben im Schloß ist ein Lachen und Singen;
Die rothen Weihnachtswangen glüh'n,
Und jeden Sims und First umschlingen
Stechpalm und lustig Epheugrün.
Der weiten Esse tiefer Schlund
Speit Festbrand aus dem Flammenmund;
Gluthbrände flattern riesenhaft
Gleich Fahnen, die im Wind sich längen;
Wie Heimchen schrillt gefang'ner Saft,
Zu todt gehetzt in blinden Gängen;
Und Fünkchen heerdenweis' mit Funkeln
Steh'n still und flieh'n mit Angstgesprudel,
Umirrend in des Torfwalds Dunkeln
Wie Rehlein, aufgeschreckt im Rudel. —
Doch draußen nimmt der Wind, der scharfe,
Herrn Launfals Greisenhaar zur Harfe,
Und reißt und spleißt
Sie, grau vereist,
Einförmig singend vor sich hin
Weihnachtsgesang nach seinem Sinn
Mit einem ew'gen Reime blos:
„Obdachlos! obdachlos! obdachlos!“ —
Wie Fackelbrand knarrte des Seneschalls Stimme,
Als den Wanderer schalt vom Portale der Grimme.
Der sitzt nun am Wege, schaut während der Nacht
Der Haupthalle Feuer, die muntere Helle,
Durch die Fensterspalten im alten Castelle
Eine Dammwehr bauen, rothlodernd entfacht,
Wider der Frostfluth Welle.

Zweiter Theil.

I.

Von Busch und Baum das Laub verblich,
Kahläste rauschten schauerlich;
Flink wob der Frost in Fern' und Nähe
Dem stummen Strom ein Bahrtuch fahl;
Im dürren Strauch prallt von der Krähe
Glanzkleid der matte Sonnenstrahl.

Wieder war's Morgen, doch so als ob krank
Und mit welkenden Adern im letzten Gang
Einen Sterbeblick er zu werfen geh'
Noch einmal über Land und See. —

II.

Herrn Launfal schloß sein Thor sich herbe;
Sein Leh'n besitzt ein and'rer Erbe,
Denn schwach und gebrochen kam heim an's Portal
Der Greis von der Fahrt nach dem heiligen Gral.
Kümmert ihn wenig der Herrschaft Verlust;
Kein Kreuz mehr ziert ihm draußen die Brust,
Doch tief in der Seele nun wahrt er es wohl,
Das Wappen der Armen, das Dulder-Symbol.

III.

Herrn Launfals Kleider, dünn und spärlich,
Zerschnitt die Nordluft unabwehrlich,
Dieweil es war um Weihnachtszeit.
So saß und sann er fern und weit,
Und suchte Schutz vor Winterwuth
In alter Tage Glanz und Gluth.
Er sieht die Karawanen-Schlange
Am Wüstensaum, die dunkle, lange,
Näher und näher; kann, ein für ein,
Die Kameele zählen im Sonnenschein,
Wie sie waten im rothglühen Sand
Bis wo, vom Kräuternetz umspannt,
Der Quell im Schatten lacht und rinnt,
Selbstfreudig wie ein spielend Kind
Rundschwingend sein Palmensignal.

IV.

„Almosen, Herr! um Christi Qual!" —
Nun glücklicher Zug, der zur Quelle ging! —
Herr Launfal sieht nichts als das grausige Ding,
Den Mann mit dem Aussatz: bleich modert allein
Er am Wege, wie regenverwittert Gebein,
Wie der Nordsee Zacken, eisig und kraus,
In seines Elends verlassenem Graus.

V.

Und Herr Launfal sprach: „In dir nun erwarb
Ein Bild ich von Ihm, der am Holze starb!
Auch du hast deine Dornenkron',
Auch du der Erde Spott und Hohn,
Auch dir ist Leid im Leben kund,
Sind Hände, Füß' und Seite wund: —

Maria's Sohn, sei mildig mir:
Schau', Deinetwegen spend' ich hier!" —

VI.

Und die Seele des Siechen sprang auf in dem Blick,
Den er flammet auf Launfal. Den mahnet's der Fahrt,
Wie er Almosen hatte dem Mißgeschick
Geworfen in seiner hochmüthigen Art,
Als er einst in der Jugend im goldigen Stahl
Austritt, zu suchen den heiligen Gral.
Da ward ihm zu Asche das Herz in der Brust:
Seine Brodrinde theilt' er, die einzige Krust',
Und vom Bächlein brach er die Eisdecke blank,
Und reichte dem Kranken die Speise, den Trank.
Ein moderig Bröselein war was er bot,
  Und im hölzernen Becher Quellwasser der Klippen,
Doch den Siechen speisete Festtagbrod,
  Und Rothwein trank er mit sehnenden Lippen

VII.

Und wie Launfal sinnend geneigt sein Gesicht,
Da rings auflodert ein Glorienlicht:
Nicht kauert bei Seiten der Bettelmann mehr; —
In Verklärung hebt er sich, hoch und hehr;
Steht schlank und schön im Himmelstrahl
Wie der Pfeiler herrlich am Burgportal,
Er selbst das Thor, dadurch eingehen kann
Zum Gottestempel der Erdenmann.

VIII.

Seine Worte, linder als Waldlaub, fielen
Auf Launfal wie Schnee auf der Brandung Spielen,
Wenn er still seine ruhige Weichheit vermischt
Mit der Unrast fluthender Wassergischt;
Und die Stimme, milder denn Schweigen, sprach:
„Schau' an, ich bin's! D'rum nicht verzag':
Dein Leben sonder Nutz und Wahl
Ging allwärts nach dem heil'gen Gral, —
Und — siehe da! — du hast die Schale
Gefüllt am Bach zu meinem Mahle:
Dieß Brod ist mein Leib, zerschlitzet für dich!
Dieß Wasser mein Blut, verspritzet für dich!
Stets feiert heilig Liebesmahl
Wer theilt des Nächsten Noth und Qual;
Denn nicht Gabe gilt, nur des Herzens Theil;
Gab' ohne Geber hat kein Heil;
Wer sich mit gibt hat Dreien bescheeret:
Den Nächsten, sich und mich genähret!" —

IX.

Herr Launfal erwachet aus langem Traum:
„Der Gral ist funden in Schlosses Raum!
Häng' müßig, mein Panzer, nun, häng' an der Wand,
Bis die Spinne d'rin den Bankettsaal fand:
Der mag sich schirren in stärkeren Stahl,
Wer will suchen und finden den heiligen Gral!“ — —

Nachspiel.

Weit offen steht das Thor der Veste;
Nun Obdach jeder Wand'rer fand;
Dem Vogel gleich im Ulmenneste:
Der Thurmbau ließ den Widerstand;
Denn der Sommer, der nach so langem Krieg
Mit dem ersten Bettler zur Pforte stieg,
War in Verkleidung mitgekommen
Und hat mit List die Burg genommen.
Hie weilt er nun am Lieblingsgrund
Das ganze Jahr, und lacht im Rund,
Bis der kleinste Knecht in Herrn Launfals Land
Sein Sommerleh'n im Grünen fand,
Und im Nordland man keinen Bettler traf,
Der nicht Herr d'rin war wie der reichste Graf. —

Sir Galahad.*)

Mannshelme kerbt mein gutes Schwert,
Mein Speer geht in's Gebein;
Zehnmännerkraft ist mir bescheert,
Weil meine Seele rein.
Hell schmettert der Trompete Kraft;
Am Schilde wird der Stahl gebeugt;
Es reißt und spleißt der Lanzenschaft,
Und Roß und Reiter keucht;
Es dröhnt und stöhnt der Schrankenkreis,
Und in des Kampfes Wogenbrand
Fällt aus der Luft ein Blumenduft,
Herabgeweht von Damenhand.

Wie hold der Frauen Blick sich neigt
Begünstigten zu Lohn!
Ihr Ritter, bis ich hingebleicht,
Abwend' ich Haft und Hohn: —
Doch nur dem Himmel gilt mein Pfand,
Dem Schrein der Krypte nur mein Knie.
Mir bot sich keines Mädchens Hand,
Mir Kuß der Minne nie:
Denn mich geleitet höh're Schau,
Die bietet holderen Gewinn;
Einhalt' ich scheu Gebet und Treu',
Magdlichen Muths in Werk und Sinn.

*) Anmerkung des Dichters. Nach der romantischen Mythologie war der Sang Real oder Sanct Gral die Schale, aus der Jesus mit seinen Jüngern das letzte hl. Abendmahl genoß. Sie wurde durch Joseph von Arimathia nach England gebracht, und blieb hier lange Jahre im Gewahrsam seiner Familien-Abkömmlinge, ein Gegenstand der Pilgerfahrten und Adorationen. Seine Hüter mußten keusch sein in Gedanken, Worten und Werken. Nach einem Bruche dieses Gelübdes verschwand der hl. Gral. Von der Zeit an war sein Aufsuchen ein Hauptbestreben der Ritter von Arthurs Tafelrunde. Endlich fand ihn Sir Galahad, wie im 17. Buch der Romanze vom König Arthur zu lesen steht. — Tennyson nahm den Sir Galahad zum Gegenstand eines seiner vortrefflichsten Gedichte. Der Plan (wenn ich einer so leichten Composition die Bezeichnung geben darf) ist in diesem Gedichte mein eigener; aber ich erweiterte, seinem Zweck gemäß, den Umkreis der Gralfahrten sowohl über die Heroen der Tafelrunde als über die Zeiten König Arthurs hinaus. (Zum Vergleiche gibt der Uebersetzer oben eine Bearbeitung des Tennyson'schen Gedichtes aus seinem obengenannten Sammelwerke.)

Senkt sich im Sturm der Mond, alsbald
Vor mir ein Schimmer schwebt:
Da wird es hell im dunklen Wald,
Ein Hymnenschall erbebt.
Ich reit' an öder Kirche Thor;
Ich hör', und Niemand ist zur Stell';
Auf steht die Pforte, leer der Chor;
Die Lichter flackern hell;
Die Altardecke glänzt wie Schnee;
Geräthe schimmern, silberblank;
Die Glocke schallt, der Weihrauch wallt,
Und niederhallet Festgesang.

Ein magisch Boot am Felsgestad'
Find' ich im Felsenschacht:
Ich spring' an Bord, kein Ferge naht,
Ich rudre bis zur Nacht:
Da, sieh'! wie Licht und Melodie,
Drei Engel mit dem heil'gen Gral,
In Stollen hell, verhüllt zum Knie
Mit Schwingen segelschmal.
Blut Gottes! heil'ge Vision!
Aus allen Banden raf't mein Geist,
Denn Glorie ruht auf dunkler Fluth
Wie Stern der unter Sternen kreist! —

Dann geht mein gutes Roß zu Thal:
Da träumt die Stadt; es kräht
Der Hahn im Weihnachtsmorgenstrahl;
Schnee durch die Gassen weht,
Das Blei der Dächer knarrt und kracht;
Es knistert Panzerhemd und Schwert:
Ein Glanz erwacht in Nebelnacht,
Ein gol'dner Hagel fährt.
Ich flieh' die Tiefe, zieh' bergan;
Kein Laubdach beut mir die Natur;
Doch heilig Bild im Sturmgefild
Umwallt mich auf der weiten Flur. —

Ein Ritter bin ich jungfräulich,
Der furchtlos traut und hofft.
Nach Himmelslüften drängt es mich, —
Ihr Hauchen spür' ich oft! —
Nach Wonnen, welche nie vergeh'n,
Nach Lebenslicht im ew'gen Raum,
Nach Friedenslilien, die mir weh'n
Mit Düften oft im Traum.
Schon wird, berührt von Engelhand,
Dieß Rüstzeug meiner Sterblichkeit
An Form, Gewicht und Angesicht
Zu reinstem Aether benedeit.

Die Himmelswolken sie verzieh'n,
Durch Bergesklüfte wall'n
Und rollen Orgelharmonie'n,
Und schwellen und verhall'n.
Die Wipfel neigen sich im Hain;
Ein Flattern kommt, ein Tönen leis:
„Du Ritter Gottes echt und rein,
Fahr' zu, es naht der Preis!"
So reit' ich hin an Hütt' und Hall',
An Haus und Saal; hab' keine Wahl;
In voller Wehr spreng' ich daher,
Bis ich erreicht den heil'gen Gral! —

Alte Historien.

Von Dr. J. A. Schöppner.

Recipe: Stillschweigen.

Es war einmal ein zorniges und böses Weib, das ihrem Eheherrn allezeit mit bissigen Reden zusetzte, bis daß der Mann in heftigen Zorn ausbrach und sie mit harten Schlägen traktirte. Die Frau gedachte aber nicht, daß sie mit ihrer bösen Zunge die Ursache wäre, ging also eines Tages zu einem wohlerfahrenen Medikus, sich ein Rezept oder Tränklein wider den Ungestüm ihres Mannes zu holen. Der Doktor merkt aber sogleich, was für ein Rezept Noth thue, geht hin, nimmt ein Gläslein Wassers und gibt

es der Frau mit dem Rath, wenn ihr Gemahl wieder einen Anfall von Zorn bekäme, sollte sie alsbald das Gläslein ergreifen, einen Mund voll Wasser nehmen und so lange im Mund halten, bis daß die trüben Wolken an ihrem Mann vorübergegangen. Die Frau befolgte den guten Rath und hat von selbiger Stund an keinen Schlag, ja nicht einmal ein unfreundliches Wörtlein von ihrem Ehherrn bekommen, dafür sie nachmals dem Doktor ihren schuldigen Dank nebst einer guten Belohnung hinterbrachte.

Von schlechten Predigten.

Franziska von Jesu pflegte mit solchem Glauben Gottes Wort zu vernehmen, daß sie auch den schlechtesten Predigten aufmerksam beiwohnte. Als sich dessen ihre Mitschwestern, die nicht selten harte Urtheile über ungeschickte Prediger fällten, höchlich verwunderten, entgegnete ihnen Franziska: „Wenn Jemand in weiter Ferne von seinem Vaterland einen Brief, oder Nachricht aus der Heimath von lieben Freunden oder Verwandten erhält, so sieht er nicht darauf, wie fein oder zierlich der Brief geschrieben, sondern er ist voll Freude, wieder etwas aus seiner Heimath gehört zu haben. Deßgleichen ist die Predigt ein Brief aus dem himmlischen Vaterland, ein Gruß von Gott, eine Erinnerung an die Heimath: sollten denn da schöne Worte die Hauptsache sein?"

Seltsame Krankheit.

Zu Gent in Niederland saßen eines Tages die Rathsherren beisammen, als ein verwegener Bettler in den Saal tritt, in der Meinung, hier ein ansehnliches Almosen zu bekommen, worin er auch nicht betrogen worden. Er fing an, mit demüthigen Worten und kläglichen Geberden die Herren vom Rath um eine Gabe zu bitten, indem er an einer furchtbaren heimlichen Krankheit litte, welche zu offenbaren ihn die Ehrbarkeit hindere. Dessen wurden die Herren sehr zum Mitleiden bewegt und gaben ein Jeglicher mehr, als sie sonst zu geben gewohnt waren. Nachdem aber der Bettler sich bedankt und davon gegangen, fällt es einem der Rathsherren ein, seinen Diener ihm nachzuschicken und den Mann zu befragen, mit was für einer schweren Krankheit er doch behaftet sei. Darauf der Bettler willfährig gesprochen: „Gehet hin und entdecket euerm Herrn, was für eine schreckliche Krankheit mich quälet: Faulheit ist ihr Name."